Per. 91.
I, 12

Digitized by Google

Digitized by Google

Llx. ii307

Digitized by Google

Litteratur
und
Völkerkunde,

Ein periodisches Werk.

Zweyter Band.

Dessau, 1783.

Auf Kosten der Verlagskasse für Gelehrte und Künstler, und zu finden in der Buchhandlung der Gelehrten.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Digitized by Google

Litteratur und Völkerkunde.

VII.

Januar 1783.

I.

Ueber das Leben und die Schriften des berühmten Heinrich Kornelius Agrippa.

Heinrich Kornelius Agrippa ward 1486 zu Köln am Rhein geboren. Er war von einer adlichen Familie, deren wahrer Name Nettesheim hieß. Seine Vorfahren waren jederzeit dem Hause Oesterreich ergeben gewesen, und er folgte gleichfalls ihrem Beyspiele, und trat schon sehr frühzeitig in die Dienste des Kaisers Maximilian I., der ihn zu seinem Sekretär ernannte. Mit den hinlänglichen Kenntnissen, die er bereits besaß, vereinigten sich auch noch große natürliche Anlagen für die Wissenschaften und Künste. Indessen war doch die Begierde in den Krieg zu gehen die einzige Beschäftigung, die, wie man es damals glaubte, einem Edelmann anständig war; Ursache, daß er zu verschiedenen malen die Feder mit dem Degen vertauschte. Er folgte dem Hofe und dem Heere, ward sowohl bey Expeditionen als Unterhandlungen gebraucht, und schloß mit den vorzüglichsten Gelehrten in Deutschland, Frankreich, England, Italien und den Niederlanden freundschaftliche und litterarische Verbindungen. Sein Charakter schien von Natur hitzig und unruhig zu seyn; er wollte sich in allen Fächern auszeichnen, in allen geehrt und geschätzt werden. Um sich des Ruhms zu versichern, alle seine Zeitgenossen, und überhaupt jedermann in Kenntnissen und Wissen-

Digitized by Google

schaften zu übertreffen, und dasjenige gethan zu haben, was sich bisher noch niemand unterstanden hatte, gab er anfänglich (im Jahr 1530) sein Buch, von der Eitelkeit und Unzuverläßigkeit in den Wissenschaften heraus; ein Werk voller Paradoxe, in welchem er sich über alle Arten menschlicher Kenntnisse verbreitete, eine jede Wissenschaft als Meister beurtheilen wollte, und endlich behauptete, daß alle mit einander eitel, fehlervoll und unnütze, ja sogar öfters gefährlich wären. Indessen war er es doch, der gleichsam im Vorbeygehen die Grundsätze der mehresten Wissenschaften festsetzte, besonders diejenigen, die auf die Magie Bezug hatten. Man urtheile selbst, ob ein solches Buch nicht Aufsehen erregen mußte; es war lateinisch geschrieben, und also in einer Sprache, die im sechszehnten Jahrhundert in Deutschland so gemein war, daß man nicht für nöthig hielt, es ins Deutsche zu übersetzen. Louis Turquet von Lyon übersetzte es 1535 ins Französische. Wenn dieses von großer Gelehrsamkeit strotzende Werk seinem Verfasser gleich Ehre machte, so verursachte es hingegen ihm auch viele Verdrießlichkeiten. Die theologische Fakultät zu Löwen verdammte einen großen Theil der aus diesem Buche gezogenen Vorschlägen. Kaiser Karl V. der von dieser Censur unterrichtet war, wollte den Agrippa zwingen solche zu widerrufen, aber dieser wich dieser demüthigenden Zeremonie durch die Flucht aus. Da er Willens war der Margaretha von Oesterreich, Statthalterin der Niederlande, seine Aufwartung zu machen, so verfertigte er ein ander Werk, worin er den Vorzug des weiblichen Geschlechts vor dem männlichen behauptet. Dieses Werk ward gleichfalls im Jahr 1578, durch Ludwig Vivant aus Anjou, ins Französische übertragen. Aber Agrippa's vorzügliches Werk, dasjenige, so in der Welt am meisten Aufsehen erregte, war seine Philosophia occulta. Es scheint, daß er den größten Theil seines Lebens mit Verfertigung dieses sonderbaren Werks zugebracht habe. Schon im Jahr 1510, zeigte er das erste Buch dieses Werks dem gelehrten Abt Trithemius, der ihm seinen Beyfall zu erkennen gab, aber auch

zugleich

zugleich rieth, es keinen andern als solchen Personen mitzutheilen, die unfähig wären sein Vertrauen zu mißbrauchen. Mehr als zwanzig Jahre nachher ließ er zwey Bücher davon drukken, und zwar mit Gutachten der Doktoren, die nichts verfängliches, sondern blos Grundsätze darin fanden, die damals allgemein angenommen waren. Außerdem war auch dasjenige, so von geheimen Wissenschaften darinnen erklärt war, mit so vielem Dunkel umhüllt, daß die Censoren die wichtigen Folgen, die dieses Werk nach sich ziehen konnte, nicht im geringsten einsahen, bis ihnen das dritte Buch die Augen öfnete. Man glaubte nun deutlich einzusehen, daß Agrippa die schwarze Kunst lehrte, und verdammte ihn; er vertheidigte sich; aber ungeachtet aller seinen Bemühungen blieb der Ruf eines Zauberers an ihm kleben. Ob ihm dieses kränkte, ist noch zweifelhaft, besonders wenn man Rücksicht darauf nimmt, daß er nichts so sehnlich wünschte, als für einen ganz außerordentlichen und höchst sonderbaren Mann gehalten zu werden. Soviel aber ist gewiß, daß diese Zänkereyen das Ende seines Lebens unstät, flüchtig und unglücklich machten.

Agrippa, den nun nichts mehr zurückhielt, fieng öffentlich an die Magie zu lehren, und hielt auf der Universität zu Dole Vorlesungen über das Buch de Verbo mirifico; ein Werk, voller Unverständlichkeit. Desgleichen erklärte er auch zu Turin die Lehrsätze des Hermes Trismegistus; wobey er aber demohngeachtet immer der christlichen Religion zugethan, und sogar ein guter Katholik blieb. Der Kardinal von Sainte Croix nahm ihn als Theologe mit sich in seinem Gefolge auf das Konzilium von Pisa. In seinem Buche, von der Eitelkeit der Wissenschaften, begegnet er Luthern als einem Ketzer, schrieb gegen ihm, und schickte seine Schrift dem Kardinal Campeggio, päbstlichen Legaten in Deutschland zu. Aber alles dieses verhinderte weder den Legaten noch die Inquisitoren kurz nachher den Agrippa als einen Zauberer, oder wenigstens doch als einen Anhänger derselben in den Bann zu

thun. Der Kurfürst von Köln, dem er die ersten beyden Bücher seiner Philosophia occulta zugeeignet hatte, sah sich genöthigt, als das dritte Buch erschien, ihm seinen Schutz zu entziehn. Agrippa begab sich nach Metz, einer damaligen kaiserlichen Stadt, wo er Bürger ward, und bald nachher die Stellen eines Syndikus und Advokaten bekleidete. Aber auch hier ward er wieder verjagt, weil er, wie man vorgab, eine Hexe, die man hatte verbrennen wollen, in seinen Schutz nahm. Er gieng hierauf nach Frankreich, und trat, da seine Kenntnisse von mancherley Art waren, als Arzt in die Dienste der Louise von Savoyen, Mutter Franz I. Ein Arzt und ein Astrologe waren in diesen Zeiten sehr synonyme Dinge, die, wie man glaubte, nicht ohne einander bestehen konnten, und Agrippa ließ sichs mehr, als sonst irgend jemand angelegen seyn, den Ruf, daß er das Zukünftige vorher zu sagen wisse, zu behaupten. Unglücklicherweise für unsern Philosophen trug es sich kurze Zeit nachher, da er in die Dienste der Louise von Savoyen getreten war, zu, daß der Konnetable von Bourbon sich empörte, und in die Dienste Karl V. gieng. Die Mutter Franz I. befragte ihren Arzt um die Folgen, die dieser Schritt nach sich ziehen könnte, und Agrippa war unverständig genug ihr zu sagen, daß der Konnetable sich Ehre und Ruhm erwerben, und Rom erobern würde. Dieses war hinreichend ihm den Haß seiner königlichen Gebietherin zuzuziehen. Er wurde schimpflich vom Hofe verjagt, irrte einige Zeitlang umher, und starb endlich in den jämmerlichsten Umständen im Hospital zu Grenoble 1535, nachdem er sein Alter nicht höher als bis auf neun und vierzig Jahre gebracht hatte.

Alles vorhergehende, was wir von dem Leben des Agrippa angeführt haben, ist auf Wahrheit gegründet, und kann mit Beweisen belegt werden; alles übrige aber was man sonst von ihm erzählt, besteht aus nichts als aus lächerlichen Beschuldigungen, die nie bey andern als bey unrecht berichteten Leuten, und bey Liebhabern des Wunderbaren Eingang gefunden haben.

Indessen

Indessen können wir doch nicht umhin, einige von diesen Anekdoten herzusetzen.

Agrippa war, sagte man, ein so großer Zauberer, daß, da bey seinem Aufenthalte zu Metz, einer seiner Schüler vom Teufel erwürgt wurde, und schleunig verschied, er den höllischen Geist nöthigte in seinen Körper zu fahren, und einige zeitlang in der Stadt herumzugehen, damit jedermann ihn sehen mögte. Hierauf verließ der Teufel den Körper, der den Augenblick todt dahin fiel, so daß es schien, als wenn der Schüler von einem Schlagflusse getroffen worden wäre.

Man behauptete gleichfalls, daß Agrippa nie nöthig hatte, in den Wirthshäusern, wo er übernachtete oder zu speisen pflegte, für Bezahlung zu sorgen. Er hatte immer in seiner Tasche ein gangbares Stück Münze des Landes, welches jederzeit als gut angenommen wurde, und auch so lange dafür galt, bis der Reisende schon weit genug von dem Orte entfernt war. Alsdenn erkannte man erst, daß dasjenige, welches man von ihm empfangen hatte, nichts weiter als ein Stück Papier, Nußschale u. dgl. wäre.

Der stärkste, aber auch der lächerlichste Vorwurf, den man dem Agrippa machte, bestand darin, daß er einen großen schwarzen Hund hatte, der ein Halsband mit Charaktern trug, und der, wie man vorgab, sein Spiritus familiaris seyn sollte. Der Doktor Wier, ein Schüler des Agrippa, der aber nachher gegen ihn schrieb, berichtet, daß er oft diesen Hund gesehen habe, der sich gewöhnlicherweise zwischen ihnen beyden auf einen Haufen Papiere zu lagern pflegte. Man sagt auch, daß da Agrippa starb, und dieser Hund sich bey ihm befand, er ihn mit diesen Worten von sich jagte: „Geh unglückliches Thier, du bist an meinem Verderben schuld!“ worauf denn dieses teufliſche Thier sogleich gehorchte, hinaus lief, und sich in den Fluß stürzte.

Um unsern Lesern einen genauen Begrif von den Schriften des Agrippa beyzubringen, wollen wir ihnen hier aus den oben angeführten drey großen Werken dieses Schriftstellers folgende Auszüge liefern.

I.

Auszüge, aus dem Werke von der Eitelkeit und Unzuverläßigkeit der Wissenschaften.

Agrippa behauptet, daß die hohe Meinung, die wir von den Wissenschaften haben, auf die Worte gegründet wären, womit die Schlange unsre ersten Eltern im Paradiese verführte: „Wenn ihr von der Frucht des Baumes der Erkenntniß esset, so wird nichts für euch verborgen bleiben, und ihr werdet Gott gleich seyn.“ Sie folgten dem Rath der Schlange, und wurden dafür bestraft. Ein unumstößlicher Beweis, der die menschliche Kenntnisse und Wissenschaften verdamme, weil diese nur auf Begünstigung der Laster abzweckten. Diese Sätze sucht nun Agrippa durch ein langes Verzeichniß aller Wissenschaften, und der Mißbräuche, die aus denselben entspringen, hier zu beweisen. Wir wollen einige seiner Gründe hier anführen.

Wenn man bis zu einem gewissen Grad in den Wissenschaften und Kenntissen gelangt ist, so sieht man genugsam die Eitelkeit und Nichtigkeit derselben ein. Valerius Maximus sagt, daß sogar Cicero selbst, am Ende seiner Tage, für Beredsamkeit und Philosophie Ekel empfand.

Ein unumstößlicher Beweis, gegen den selbst die stärksten Argumente, und die vortreflichste Logik, nichts auszurichten vermögen, ist dieser, daß die Priester, nachdem sie die besten Gründe zur Bekehrung der Ungläubigen und Ketzer angewandt haben, endlich damit schließen, daß sie solche verbrennen lassen.

Die Grammatik scheint dem Agrippa eine eben so eitle Wissenschaft als die übrigen zu seyn; bey dieser Gelegenheit berichtet er uns, daß eine große Dame, die Nikostrata hieß, die noch heut zu Tage üblichen lateinischen Buchstaben erfunden habe, und daß eine andre, Galsila genannt, die Erfinderin der Gothischen gewesen sey. Er sagt ferner, daß zu den Zeiten

ten des Markomirs und des Pharamonds, ein gewisser Gastald zum Gebrauch der Franken, das Alphabet erfand, und eine Geschichte schrieb, die verloren gegangen ist. Adam sprach eine Art von Chaldäischem, welches man die Armenische Sprache nennt, und wovon wir noch das Alphabet und die Grammatik kennen. Sie ist sehr verschieden von dem heutigen Hebräischen, dessen Ursprung nicht älter als die Zeiten des Esdra sind.

Die Grammatik hat viele unnütze, oft gefährliche Streitigkeiten veranlaßt, und ist die Urquell einer großen Menge Ketzereyen gewesen, die sich einzig nur auf irgend ein recht oder unrecht verstandenes Wort in der heiligen Schrift, und den alten kanonischen Büchern gründete. Sogar ein bloßes Komma, wenn es fehlte, war Bewegungsgrund genug Religionszweifel zu erregen, und in Irthümer zu verfallen.

Einen Beweis, wie unnütze es sey sich ernstlich auf grammatikalische Studien zu legen, giebt dieses, daß gewöhnlicherweise diejenigen, die sich besonders dieses Studium angelegen seyn lassen, nicht am besten zu schreiben pflegen; dahingegen die Personen, die sich blos mit einer auf Weltkenntniß gegründeten Routine begnügen, eine weit vorzüglichere Schreibart haben. Die Frauenzimmer, die sich als Schriftstellerinnen gezeigt haben, geben hievon ein deutliches Beyspiel.

Die Dichtkunst ist die Wissenschaft der Lügen, und daher äußerst gefährlich. Wie viel Irthümer hat nicht Homer in seiner Iliade und Odyssee geheiligt? Ihm zufolge giebt man Penelope den Beynamen die Keusche; da uns doch Lykophron berichtet, daß diese Königin nicht grausam gegen ihre Liebhaber gewesen sey, und wenn es gleich wahr wäre, daß sie keinen geheirathet habe, demohngeachtet bis zur Wiederkunft des Ulisses auf einen sehr freyen Fuß mit ihnen gelebt hätte. Der Dichter Ennius war der erste, der den guten Ruf der tugendhaften Dido angrif, obgleich diese Königin dem Gedächt-

niß ihres Gemahls treu war, und dem Trojaner Aeneas eben so wenig kannte, als liebte. Virgil gieng in seiner Aeneis noch weiter als Ennius, und auf diese Weise ward die Ehre der Dido unrechtmäßigerweise beschimpft. Oft sind auch selbst die Geschichtschreiber eben so unsichre Wegweiser als die Dichter. So war Humibald, ein elender Geschichtschreiber des achten oder neunten Jahrhunderts, der erste Erfinder des Mährchens, dem zufolge die Franken von den Trojanern abstammen sollen. (eine Meinung, die im sechszehnten Jahrhundert noch allgemein für wahr angenommen war). Ein andrer alter deutscher Geschichtschreiber, der den Namen Wittekind annahm, hat der Welt einbilden wollen, daß die Sachsen von den Kriegern Alexanders, den Mazedoniern herstammten. Herodot ist für einen großen Lügner bekannt; um so vielmehr, da er oft einem andern griechischen Geschichtschreiber, der Theopompus hieß, nachschrieb, dessen Werk mit den allerabgeschmacktesten Fabeln angefüllt war; worin man unter andern laß, daß bey der allgemeinen Wasserfluth, die die Erde überschwemmte, der Berg Athos wie ein großes Schif auf dem Wasser herumgeschwommen sey, und daß verschiedene Menschen dadurch ihr Leben fristeten, daß sie sich auf dem Gipfel dieses Berges retteten, der ihnen eben so wie die Arche dem Noah und seiner Familie zum Zufluchtsort diente.

Aus der Beredsamkeit entspringen gleichfalls üble Folgen. Wie viel Republiken sind nicht durch redneriſche Kunstgriffe erschüttert worden? Der eben so weise als strenge Kato war ein geschworner Feind der Redner. Die Lazedämonier verbannten aus ihrer Stadt einen ihrer Mitbürger, weil er sich gerühmt hatte, während eines ganzen Tages über, was für eine Materie es auch sey, reden zu können. Diese weise Schüler des Lykurgs waren ganz andrer Meinung, und behaupteten vielmehr, daß man jeden Vortrag so kurz als möglich, und allenfalls in drey Wörtern abfassen müßte.

Dialektik

Dialektik und Logik sind an und für sich sehr achtungswürdige Wissenschaften; aber drey Viertel davon arten in Sophismen und falsche Vernunftschlüsse aus.

Selbst in der Mathematik trift man Irthümer an; denn sind die ersten Sätze, die man darin annimmt, falsch, so sind es diejenigen, so daraus entspringen, nicht minder. Auch die besten Maaßregeln, die man bey Glücksspielen nimmt, schlagen öfters fehl, und geschieht dieses, so werden diejenigen unglücklich, die sich zu sehr darauf verlassen haben.

Die Musik ist eine Kunst, die sich in alles schickt, alle Empfindungen ausdrückt, und alle Charaktere annimmt, ohne irgend einen besondern zu haben. Die Tanz- und Schauspielkunst, die Mahlerey, Bildhauerey und Baukunst, befinden sich in dem nämlichen Fall. Die Regeln in der Mechanik und Physik lassen sich nur blindlings einführen, und täglich zerstören neue Erfahrungen die alten Grundpfeiler dieser Wissenschaften. Ein Beweis, daß der Grund derselben nicht der festeste ist.

Besteht die Astronomie aus etwas andern als aus Muthmaßungen und angenommenen Grundsätzen, und trift man wohl mehr Vernunft in der Astrologie an? Kann wohl etwas auffallender seyn, als das Nativitätstellen und die angenommene Meinung, daß die Stellung der Gestirne bey der Geburt eines Kindes Einfluß auf den Charakter desselben haben können? Da man einem Astrologen einst den Vorwurf machte, daß es einem Menschen, dem er ein sehr glückliches Geschick geweissaget hatte, demohngeachtet sehr übel gienge, antwortete er, daß seine Kunst keinen Vorwurf deswegen verdiente, sondern es lediglich daher käme, weil die übeln Neigungen dieses Menschen den Einfluß der Gestirne auf sein Schicksal überwogen haben müßten. Was kann man nun wohl auf Entschuldigungen dieser Art antworten? —

Die ersten Schriftsteller, die über die Geomantie geschrieben haben, waren unter den Arabern ein gewisser Hali; und unter den Christen Gerard von Cremona, ein Italiäner.

Keine Wissenschaft ist ungewisser als die Phisiognomik, oder die Kunst aus den Gesichtszügen und Sternlinien zu weissagen, und die Chiromantie, oder die Kunst, aus den Händen das künftige Geschick der Menschen zu bestimmen. Das Wahrsagen aus dem Eingeweide der Opferthiere, aus dem Fluge der Vögel, und das Traumdeuten sind eben so betrüglich.

Die Zauberkunst theilt sich in drey Hauptzweige: 1) in die natürliche Magie, die blos in Kenntniß der Tugenden der Metalle, Mineralien, Pflanzen und Thiere besteht. 2) In der mathematischen Magie, die auf die Rechenkunst Bezug hat, und 3) in die schwarze Kunst oder Negromantie. Diese letztere ist schriftlich und von großen Wirkungen. Man giebt vor, daß die ersten Erfinder dieser Magie zwey Engel wären, nämlich Razael, der Lehrmeister Adams, der ihn in den verborgenen Wissenschaften unterrichtete, und Raphael, der Begleiter des jungen Tobias auf seinen Reisen.

Die Kabale der Juden gründet sich auf eine vermeinte Wissenschaft des Königs Salomon, vermöge welcher man alle Arten von Wunder oder vielmehr Blendwerke hervor bringen könne.

In der Methaphysik behauptet Agrippa, daß alles voller Irthum, oder doch wenigstens sehr zu bezweifeln wäre. Er findet nichts gewisses in alledem, was man von der Natur, dem geistigen Wesen, und der Unsterblichkeit der Seele sagt. Was die Moral betrift, so hängt sie seiner Meinung nach, von der Verschiedenheit des Klima, der Gebräuche und Sitten ab. Auch die Politik richtet sich nach allgemein angenommenen Vorurtheilen. Die ersten Begriffe in dieser Wissenschaft scheinen der Demokratie günstig zu seyn, aber bey mehrerm Nachdenken giebt man der Aristokratie, und selbst der monarchischen Regierungsform den Vorzug.

Der

Der Bilderdienst, die Tempel, die Zeremonien, die Schlachtopfer, waren eine Folge der Vorurtheile und allgemein angenommener Meinungen, deren unzuverläßigen Grund man seitdem genugsam eingesehen hat.

Ist das Mönchswesen wohl was anders als das lächerlichste aller Vorurtheile, das mehr auf die Meinungen der heidnischen Philosophen, als auf die Lehrsätze der christlichen Religion gegründet ist?

Agrippa hat für gut gefunden, unter die Zahl der Künste die Koketterie und Kupplerey zu rechnen. Die beyden Kapitel, die Agrippa diesen Betrachtungen weihte, enthalten so sonderbare Bemerkungen, daß es kein Wunder ist, wenn sich die Censoren seines Werks darüber ärgerten; auch hat man diese Kapitel in einigen Auflagen weggelassen. Ueberhaupt glaubt Agrippa, daß die Kunst der Koketterie eben so eitel und betrüglich als alle andern wäre, weil gemeinhin derjenige, der zu fangen glaubt, selbst gefangen, und der Betrüger oft selbst hinters Licht geführt würde.

Aus verschiednen Artikeln sieht man, daß Agrippa Wissenschaften tadelte, die er doch selbst trieb, es scheint daher, daß der größte Theil seiner kritischen Bemerkungen bloße Witzspiele sind. Was die Medizin betrift, so steht ihr Agrippa zu, daß sie das Leben zu verlängern im Stande wäre, aber er setzt auch gleich hinzu, daß derjenige sehr unglücklich sey, der nicht ohne Arzt leben könne, und beruft sich auf das Axioma: Qui medice vivit, misere vivit.

Auch der Kochkunst erzeigte er die Ehre sie unter die Wissenschaften zu setzen; es geschieht aber nur darum, um alles mögliche Uebel von ihr zu sagen und zu beweisen, daß sie eben so eitel und ungewiß als alle übrigen wäre, weil ungeachtet aller Mühe, die man auch auf die Zurichtung guter Ragouts wenden mögte, diese doch nicht jedermann gefallen würden, und man die Ursachen dieses Mißfallens auch nicht ernstlich untersuchen könnte, denn de gustibus non est disputandum.

Die Chemie bot dem beissenden satyrischen Witze unsers Verfassers nicht geringe Materie dar; man muß indessen doch gestehen,

gestehen, daß er noch ziemlich säuberlich mit dieser Kunst verfährt. Dieses rührt ohne Zweifel daher, weil er selbst auf den Namen eines geschickten Chemisten Anspruch machte.

In dem Kapitel, wo er vom Rechte und der Jurisprudenz handelt, trifft man eine schöne Definition von der Billigkeit an. Der Verfasser giebt vor, selbige aus dem Aristoteles geschöpft zu haben. „Die Billigkeit, sagt er, verbessert in „sich selbst die gerechtesten Gesetze, die aber, wenn sie zu allge„mein und für ein ganzes Volk gemacht sind, bey einzelnen „Fällen manchmal ungerecht werden".

Endlich wagt Agrippa auch noch sich über die scholastische Theologie der Prediger, Inquisitoren und Mönche aufzuhalten; wobey er aber die eigentlichen Glaubenslehren so viel als möglich schont, oder doch wenigstens nicht öffentlich angreift. Auch hat dieses Buch seinem Verfasser nicht die geringste Verfolgung zugezogen. Ein Beweis, daß dieses Werk durchgehends weiter nichts als Sticheleyen und Spöttereyen enthält, zeigt sich deutlich bey dem letzten Kapitel, das eine Lobrede auf den Esel, das verächtlichste und dumste, aller Thiere, in sich faßt.

2.

Auszüge, aus der Lobschrift auf das Frauenzimmer.

Der Hang unsers Verfassers zum Spötteln zeigt sich hier eben so stark als in seinem ersten Werke, und die Beweisgründe, wodurch er den Vorzug des weiblichen Geschlechts für das männliche zu behaupten sucht, fallen oft sehr ins lächerliche; um den Leser nicht in den Verdacht zu bestärken, daß er diesen Gegenstand eben so wenig wie den vorigen ernsthaft behandelt habe. Zuförderst setzt er fest, daß, da das Weib das letzte Geschöpf der Gottheit sey, und erst eine Zeitlang nach den sieben Tagen der Schöpfung ihr Daseyn erhielt, man solches daher als ein Meisterwerk

sterwerk des Ewigen betrachten müsse. In der Folge stößt er auf die in der That merkwürdige Stelle im ersten Buch Mose: der zufolge, die Söhne Gottes (die Engel) die Töchter der Menschen so schön fanden, daß sie sich mit ihnen zu vereinigen wünschten, und sie zu Weibern nahmen. Agrippa schließt hieraus, daß die Schönen noch jetzt manchmal Umgang mit den Engeln haben, dahingegen die Häßlichen sich bloß mit dem Teufel trösten müssen.

Er sammelt zugleich eine große Menge einzelner Züge aus der Geschichte, die alle dahin abzwekken, zu beweisen, daß die Männer größtentheils von Natur Barbaren, Grausame und Bösewichter seyn, und daß es bloß die Weiber wären, die sie von der Vollstrekkung vieler Verbrechen verhinderten, und sie ruhiger, sanfter, und menschlicher machten. Dieser Satz wird durch eine Menge physischer, moralischer, philosophischer und sogar theologischer Beweise aufgestutzt, von denen aber einige nicht die einleuchtendsten zu seyn scheinen. Z. B. „Die bö„sesten Weiber, sagt er, haben ihren Nutzen, denn sie üben „ihre Männer in der Gedult, und geben ihnen Gelegenheit sich „berühmt zu machen. Ein Beweis hievon sind die Weiber des „Hiobs und des Sokrates".

Den Beschluß dieses Buchs macht ein Kapitel über die Ehe, worinn der Verfasser der Meynung nicht ungeneigt zu seyn scheint, daß dieses Sakrament, im Fall sich der eine oder der andere Theil des Ehebruchs schuldig machte, füglich aufgehoben werden könne.

3.

Auszüge, aus dem Werke von der verborgenen Philosophie.

Diesem Werke hat Agrippa seinen größten Ruhm zu verdanken. Gabriel von Collange, Kammerdiener des Königs von Frankreich Karl IX. übersetzte die ersten beyde Bücher desselben

den ins Französische. Dieser Unglückliche ward an der weitern Fortsetzung seiner Uebersetzung durch die schreckliche Bartholomeus Nacht gehindert, in welcher er umkam. Im Deutschen giebt es unsers Wissens keine Uebersetzung dieses Werks, von dem wir unsern Lesern nachstehende Auszüge mittheilen wollen.

In dem ersten Buche versucht Agrippa seiner Meinung nach alle Anfangsgründe der Magie, und der verschiedenen Arten der Wahrsagerey, der Welt vor Augen zu legen. Er fängt daher bey den vier Elementen an, wovon jedes seiner Meynung nach ganz besondere Eigenschaften hätte, die sie den verschiedenen Körpern mittheilten, auf deren Bestandtheile sie wirkten; wäre man nun so geschickt diese Elemente von den verschiedenen Körpern abzusondern, und heraus zu ziehen, so würde dieses hinlänglich seyn, um Wunder über Wunder hervorzubringen. Was noch mehr ist, fährt er fort, so hat Gott einem jeden der 7 Planeten besondere Tugenden verliehen, und gewollt, daß sie auf alles, was unterm Monde geschieht, Einfluß haben sollen. Es ist möglich, diese Einflüsse auf diesen oder jenen Theil der Erde oder auch auf irgend ein Individuum zu ziehen, und zu verpflanzen. Gott hat mit Charakteren geschrieben, die sehr schwer zu verstehen sind, deren A. B. C. man aber auf den Gesichtern der Menschen, auf ihren Stirnen und in ihren Händen antrifft, und woraus sich ihre Neigungen, ja sogar ihre künftige Schicksale vorher sagen laßen. Auch aus minder bedeutenden Anzeigen könne man, wie z. B. aus dem Fluge der Vögel, zuverläßig genug künftige Begebenheiten errathen. Aus den vier Elementen entspringen eben so viel Arten von Wahrsagereyen; derjenige, der ihre Einflüsse hinlänglich zu benützen versteht, kann dadurch die schrecklichsten Wunder hervorbringen; er kann wenigstens auf eine Zeitlang die Todten ins Leben wieder zurückrufen, und sich selbst, so wie auch andre Personen, in Begeisterung versetzen. Die Traumdeuterey entspringt aus den nehmlichen Quellen. Nach einer langen Ausschweifung über die Leidenschaften, versichert Agrippa, daß man vermöge

der

der himmlischen Einflüsse, solche sowohl in Bewegung setzen, als auch mäßigen und im Zaum halten könne. Er beschließt sein erstes Buch, indem er von gewissen mystischen Namen und magischen Versen spricht, die bey den Alten bekannt, und die die schrecklichsten Wirkungen hervor zu bringen im Stande wären. Er theilt zugleich das A. B. C. und die Karaktere dieser himmlischen oder teuflischen Sprache mit; giebt aber in diesem ersten Buch noch keinen Unterricht von dem Gebrauch derselben. Dieses erste Buch der Philosophia occulta des Agrippa ward ohne Schwierigkeiten gedruckt, und der Erzbischof von Köln und seine Theologen billigten es, denn alles, was Agrippa hier von der Magie sagt, wurde in seinen Zeiten weder für neu noch für zu kühn gehalten. Es schien nicht, als ob er sein System in Ausführung bringen wollte; er hatte sich über die Ausübung desselben nicht deutlich erklärt, und sich begnügt die Grundsätze einer Wissenschaft, an deren Existenz damals kein Mensch zweifelte, auf eine methodische Weise vorzutragen. Die letzten heidnischen Philosophen, und eine Menge jüdischer Rabbinen hatten diese Lehre eingeführt, die Agrippa bloß in einer etwas verständlichern Sprache wiederholte. Was die christlichen Priester und Geistlichen betraf, so hüteten sie sich wohl, Wirkungen des Teufels in Zweifel zu ziehen, den sie täglich mit ihren Beschwörungen bestürmten.

Das zweyte Buch der verborgnen Philosophie übertrifft an ausserordentlicher Dunkelheit, die größtentheils in demselben herrscht, noch das erste. Agrippa spricht hier von den Eigenschaften der Zahlen, und den Wundern, die durch Zusammensetzung derselben hervorgebracht werden können. Er leitet diese Wissenschaft von dem Pithagoras her, aber die Wahrheit zu gestehen, ist dieselbe von der Zeit dieses alten Weltweisen an, bis auf den heutigen Tag, nur immer unverständlicher geworden. Die Harmonie der Planeten und die Musik der Sphären ist gleichfalls einer von den Lehrsätzen, von denen man eben so wenig als von dem Einfluß, den alles dieses auf den Charakter der Menschen, und die Begebenheit ihres Lebens ha-

ben

ben soll, begreifen kann. Indessen ist dies doch der Grundpfeiler der Astronomie, für die man eine unkörperliche Welt annehmen muß, die über die unsrige erhaben ist, und derjenigen ihre Einflüsse mittheilt, die man jederzeit mit dem demüthigenden Beynamen der sublunarischen Welt belegt.

Die Sterndeuterey wurde damals für eben so wahrhaft wie die Zauberey gehalten. Die Gottesgelehrten dieser Zeiten sahen das zweyte Buch der verborgenen Philosophie für nichts weiter als eine Darstellung der Grundregeln dieser Kunst an, so wie sie in vorhergehenden bloß die Anfangsgründe der Magie gefunden hatten. Aber den wichtigsten Theil dieses Buchs wurden sie nicht gewahr; auch war er geschickt genug in verschiedenen Kapiteln vertheilt; so ist z. B. im 22sten Kapitel von den unkörperlichen Wesen oder Dämonen die Rede, welche die sieben Planeten beherrschen, nnd im 55sten von der allgemeinen Weltseele, und den besondern Seelen eines jeden dieser Gestirne. Agrippa schien von der Möglichkeit, die Seelen, Geister, oder Dämonen zu beschwören, hinlänglich überzeugt zu seyn.

Es ist bereits oben gesagt worden, daß das dritte Buch der Philosophia occulta dasjenige war, welches seinem Verfasser die meisten Händel zuzog, weil sein System, welches in den ersten beyden Büchern bloß obenhin berührt wurde, sich hier ganz entwikkelte; Agrippa sich auch überdem hier einer sehr schweren Arbeit unterzog, nämlich derjenigen, die Religion mit der Magie zu verbinden. Es ist gewiß, daß diese Kunst den Glauben an eine oberste Gottheit, und an Nebengeistern, denen Gott einen gewissen Grad von Macht verliehen, festsetzt. Weder ein Atheist noch ein Deist können an Zauberey glauben, weil der erste Gott leugnet, und der andre, wenn er gleich ein höheres Wesen glaubt, dennoch annimmt, daß sich dieser weder mittelbar noch unmittelbar in die Angelegenheiten der Menschen mische. Die jüdischen Kabalisten hingegen haben sehr ausschweifende und lächerliche Meinungen von der Art und Weise,

wie

wie Gott die Welt beherrscht, und von den Hülfsmitteln, deren er sich zu diesem Zwekke bedient. Diese Träumereyen schien Agrippa adoptirt zu haben, und diese waren es, wodurch er sich des Unglaubens schuldig machte. So glaubt er z. B. den Rabbinen aufs Wort, daß es zehn Sephiroth's oder zehn heilige Namen der Gottheit gäbe, und daß derjenige, der solche wisse, und sie richtig ausspräche, Wunder thun könne; weil sie eine Gewalt in sich begreifen, welcher alle der Gottheit unterworfene Geister von dem ersten himmlischen Wesen an, bis auf diejenigen, die eine Mittelklasse zwischen Gott und den Menschen ausmachen, gehorchen müssen.

Man muß sehr gut hebräisch verstehen, wenn man das A. B. C. und das Wörterbuch, welches Agrippa in diesem 3ten Buch wiederholt, und hier weit besser als in dem ersten Buch erklärt, verständlich finden soll, und vielleicht ist auch diese Sprachkenntniß nicht einmal hinreichend dazu. Indessen ist doch diese erhabene und übernatürliche Sprache durchaus nothwendig, wenn man sich mit himmlischen, wohlthätigen Mächten verbinden, die bösen Geister hingegen seinen Befehlen unterwerfen, und sie zu erscheinen, und auf die ihnen vorgelegten Fragen zu antworten, nöthigen will.

Durch eben diese Mittel, lehrt Agrippa, könne man auch vermöge der schwarzen Kunst die Seelen der verstorbenen zurückrufen, und sich einen Weissagungsgeist verschaffen, indem man vom heiligen Feuer beseelt, in Begeisterung der Träume gerathet, und Orakel ähnliche Antworten auf seine Fragen erhält.

Die letzten Kapitel des dritten Buchs der verborgenen Philosophie sind vielleicht diejenigen, die dem Agrippa den meisten Verdruß zuzogen. Denn hier setzt er fest, daß große Vorbereitungen nöthig wären, um zu dieser Vereinigung mit den Geistern zu gelangen, und sie seiner Macht zu unterwerfen. Es werden seiner Meinung nach, hiezu gewisse Zeremonien erfordert, von denen Enthaltung und strenge Lebensart einen

Theil ausmachen. Er geht endlich gar so weit, daß er anrathet, den Dämonen Opfer darzubringen; eine Sache, die doch die christliche Religion durchaus verbietet.

Dieses wäre also der Inbegriff der drey berüchtigten Bücher der verborgenen Philosophie des Agrippa, die allen andern Büchern, die nachher über Kabala, Magie und allen Arten von Wahrsagerey geschrieben wurden, gleichsam zum Schlüssel dienten.

F.

II.

Historisch-Geographische Nachrichten von der Insel Formosa.

Die Insel Formosa liegt der Chinesischen Provinz Fo-Kien gegen Südwest, und ist ungefähr 18 teutsche Meilen von ihr entfernt. Sie steht unter der Gerichtsbarkeit dieser Provinz, von wo beständig Schiffe daselbst landen, und wieder dahin abgehen. In dem Zwischenraum, der Formosa vom festen Lande trennt, befinden sich verschiedene andre Inseln, die eine Art von Archipelagus formiren. Sie werden von den Chinesern Pong-Hu, und von den Europäern die Piskadorischen Inseln genannt. Aber alle diese Inseln sind weiter nichts, als bloße Sand- und Steinhaufen, ohne Einwohner und ohne alle Produkte; es ist daher genug, wenn man bloß ihren Namen und ihre Lage anzeigt.

Formosa hat ohngefähr 60 bis 70 teutsche Meilen im Umkreis, und wird durch eine Kette von Gebürgen, die von Süden gegen Norden zu gehen, in zwey beynahe gleiche Theile getheilt

getheilt. Der westliche Theil der Insel gehört den Chinesern, und verdient wegen seiner Schönheit den Namen Formosa in der That. Die Luft ist daselbst rein und klar, und die Erde bringt alle Arten von Getraide und Früchten hervor, als Korn, Reiß ꝛc. Ananas, Bananasfrüchte, Pfirsiche, Aprikosen, Feigen und überhaupt fast alle in Asien und Europa bekannte Früchte. Die Bäume sind sowohl geordnet, daß, als man den Reiß, so wie es gebräuchlich ist, verpflanzte, der ganze Chinesische Theil dieser Insel dadurch das Ansehen eines weitläuftigen Gartens erhielt.

Die wilden Schweine, Bären und Tieger, die in China so gemein sind, fehlen in Formosa gänzlich; Pferde, Ziegen, Schafe und zahme Schweine sind gleichfalls sehr selten; hingegen trifft man Hirsche, Affen und Kaninchen Heerdenweise daselbst an. Auch giebt es viele Ochsen, deren sich die Einwohner zum Reiten und Fahren bedienen. Federvieh und kleines Wildpret ist hier nicht seltner als in China.

Das Land, welches die Chineser besitzen, ist in drey Hy-ens abgetheilt, die ihre Beamten haben, die von dem Statthalter der Hauptstadt abhängen, so wie dieser wieder dem Vicekönig der Provinz Fo-Kien unterworfen ist.

Die Hauptstadt der Insel heißt Tai-Ouan, und ist sehr Volkreich. Die Straßen, die nicht mehr als dreißig bis vierzig Fuß in der Breite haben, sind von einer ausserordentlichen Länge, und Schnurgerade. Während acht Monaten im Jahre, sind diese Straßen mit Leinwand bedeckt; woraus denn verschiedene Vortheile entspringen. Vorzüglich schützt diese Bedekkung für die brennenden Stralen der Sonne, welches um so viel nöthiger ist, da beständig eine Menge Volks die Straßen anfüllet, und dann verdekken sie auch den üblen Anblick; den die Dächer der Häuser, die nur von Stroh sind, verursachen würden. Auf diese Weise erhalten diese Straßen das Ansehen reizender Gallerien, die gleichsam zum Vergnügen, mit Por-

zelain, lakirten Gefäßen, Seidenzeugen und andern kostbaren Kaufmannswaaren ausgeziert zu seyn scheinen.

Der Hafen von Formosa wird für vortrefflich gehalten, weil man in demselben einen sichern Zufluchtsort für jede Art von Stürmen antrifft. Das Land hat zweyerley Einwohner, die Chineser, die die drey auf demselben befindliche Städte bewohnen, und die Eingebornen der Insel, die ihnen dienen, oder vielmehr im eigentlichsten Verstande ihre Sklaven sind.

Die Chineser von Formosa sind den Einwohnern von China in allem gleich. Die Eingebornen Formosaner, die von ihnen abhängen, sind in fünf und vierzig Dörfer, oder Wohnplätze vertheilt. Ihre Häuser sind von Bambusrohr und mit Stroh gedeckt; sie sehen wie Sommerlauben aus, von dreißig bis vierzig Fuß im Durchschnitt.

Obgleich diese Insulaner, den Chinesern gänzlich unterworfen sind, so haben sie doch noch einen Ueberrest von ihrer alten Regierungsform aufbehalten. Ein jeder Flekken wählt sich drey bis vier der ältesten Einwohner zu Richtern, welche unumschränkte Gewalt haben, alle Arten von Zwistigkeiten zu schlichten. Derjenige, der sich ihrem Urtheile zu unterwerfen weigert, wird ohne Anstand verbannt; wobey ihm zugleich alle Hofnung genommen wird, jemals wieder zu seinen väterlichen Hütten zurücke zu kehren, ja sogar nicht einmal in einem andern Wohnplatz aufgenommen zu werden. Der Kaiser von China unterhält in jedem dieser Dörfer einen Beamten oder Dollmetscher, an dem die schuldigen Abgaben, welche in Getraide, in Hirschhäuten und Hirschhörnern bestehen, abtragen werden müssen.

Nach den Berichten der Chineser ist der östliche Theil der Insel bey weitem nicht so bewohnt, so fruchtbar und so angenehm, wie der westliche: sondern im Gegentheil ein bergigtes, unangebautes und wüstes Land. Die Einwohner desselben sind

von

von schlanken hehenden Wuchse, und gleichen sehr den Wilden von Amerika; aber sie sind dabey weit sanftmüthiger, und weniger wild, wie diese. Dieses Volk kennt beynahe keine andere Gesetze, als die, die Natur und der Instinkt sie lehrt; Religionsgebräuche und jede Art des Gebets sind ihnen unbekannt. Auch ist es wahrscheinlich genug, daß sie von keiner Gottheit etwas wissen. Indessen versichert doch du Halde, daß sie sanftmüthig, uneigennützig, keusch und gerechtliebend wären. Von Spitzbüberey, Gewaltthätigkeit und Diebstahl wissen sie nicht das geringste.

Ihre ganze Kleidung besteht in einem Stück dünner Leinwand, womit sie sich vom Gürtel bis zum Knie bedekken. Einige von ihnen haben das Vorrecht, allerley poßirliche Figuren von Thieren, Bäumen, Blumen u. s. w. sich ins Fleisch zu schneiden; aber dieses ist ein Vorrecht, welches nur diejenigen besitzen, die in Behendigkeit und Geschicklichkeit es den andern zuvorthun. Dieser Vorzug kommt selbst denjenigen, die ihn genießen, theuer genug zu stehen; denn die Schmerzen der Operation, die diese Art von Schnitzkunst fordert, sind so heftig, daß ohnfehlbar derjenige, der sie ausstünde, darunter erliegen würde, wenn sie auf einmal geschähe. Man ist daher genöthigt, verschiedene Monate, und manchmal gar ein ganzes Jahr darauf zu verwenden.

Der gewöhnliche Aufputz, dessen sich jedermann bedient, besteht aus Ohrgehenken, Hals- und Armbändern; diese letztere tragen sie über die Ellenbogen und Faustgelenke; auch schwärzen sie sich die Zähne. Ihr Hauptschmuck ist eine Krone von Helmen verschiedener Farben, auf deren Spitze sich ein kleiner Busch von Hahn- oder Fasanenfedern befindet. In den kalten Theilen der Insel bedekken sich die Eingebornen mit Hirschhäuten, und tragen Mützen von Bananas Blättern, die gleichfalls mit einem kleinen Federbusche geziert sind.

Die Hütten der Formosaner sind plump von Gestalt und sehen wie ein umgestürzter Trichter aus. Man findet in

demselben weder Bänke, noch Stühle, oder Tische. Matten, die rund um den mitten in der Hütte befindlichen Feuerheerde ausgebreitet sind, dienen statt derselben. Ihr Bette besteht aus einem Haufen in einem Winkel gesammelter Blätter.

Ihre Nahrung ist Fische und Wildpret, welches sie mehrentheils im Laufe einholen. Ihre Schnelligkeit ist so groß, daß man sie Hirschen gleich laufen, und Pferde im Galop einholen gesehen hat. Man schreibt dieses dem bey ihnen gewöhnlichen Gebrauch zu, dem zufolge sie sich bis in ihr funfzehntes Jahr die Knie und Lenden fest zusammen zu schnüren pflegen. Ihr Trank besteht aus einem Saft, den sie von Reiß, welchen sie mit Mehl untermengen, und dadurch zur Gährung bringen, zubereiten.

Ihre Waffen bestehen in Bogen, Pfeilen und Sagayen, eine Art Wurfspieße, die alle asiatischen Insulaner mit einander gemein haben. Sie werfen solche mit einer besondern Geschicklichkeit, und pflegen auf 60 bis 80 Schritt sehr selten zu fehlen.

Ein junger Mensch, der sich verheurathen will, und ein Mädchen nach seinem Gefallen gefunden hat, begiebt sich unter Begleitung musikalischer Instrumente nach ihrer Hütte. Ist das Mädchen seinen Wünschen nun nicht abgeneigt, und billigt solche, so kommen sie über ihre Heurathsbedingungen überein. Sie begeben sich hierauf zu den Eltern, und entdekken ihnen ihre Verbindung, und diese machen nun alle nöthige Anstalten, zur Vollziehung der Hochzeitsfeyer, die stets in dem väterlichen Hause des Mädchens vor sich geht. Der junge Ehemann ist genöthigt, in dem Hause seines Schwiegervaters zu wohnen. Daher kommt es denn auch, daß die Eltern hier zu Lande sich weit lieber Töchter, als Söhne wünschen, weil sie durch dieselben Schwiegersöhne zu erhalten hoffen, die sie als Stützen der Familien betrachten.

Die Schilderung von Formosa die wir hier geliefert haben, ist aus dem du Halde, und aus den Missionair-Berichten

richten der Jesuiten, die die Karte von der Provinz Fo-Kien aufgenommen haben, gezogen. Sie ist in vielen Punkten von der Karte verschieden, die wir dem holländischen reformirten Prediger Candidius zu verdanken haben, der im Jahr 1626 nach Formosa geschickt wurde, um daselbst das Evangelium zu predigen. Dieser eifrige Protestant berichtet, daß die Formosaner Pagoden hätten, die verschiednen Göttern geweiht wären: unter diesen befänden sich zwey oberste Gottheiten, denen die Einwohner ihre Opfer durch Weiber, die die Priesterinnen der Nation sind, darbringen laßen. Diese werden Juibs genannt. Nach vollbrachtem Opfer, stehen eine oder zwey von den Priesterinnen auf, und rufen mit lauter Stimme in langen Gebeten die Gottheit an. Oefters geschieht es, daß sie mitten in der Hitze des Gebets die Augen im Kopfe verdrehen, sich sodann auf die Erde niederwerfen, ein abscheuliches Geheul ausstoßen, und tausend Verzerrungen machen, während welchen die Götter, wie sie vorgeben, ihnen erscheinen. Wenn diese Konvulsionen vorbey sind, so bleiben sie noch eine Zeitlang auf der Erde, wie todte Körper ausgestreckt liegen; endlich endigt sich ihre Begeisterung, sie stehen wieder auf; aber alle ihre Glieder zittern alsdenn, und ihr ganzer Körper scheint sich in der schmerzlichsten Angst zu befinden. So lange diese Zeremonie währt, thun die Umherstehenden nichts, als weinen, wehklagen und seufzen.

Diese religiöse Alfanzerey währt länger als eine Stunde. Wenn diese Zeit verflossen ist, so besteigen die Priesterinnen das Dach der Pagode, stellen sich auf beyden Enden des Gebiets, und fangen neue Gebete an. Dann ziehen sie ihre Kleider aus, und bieten sich nakkend ihren Göttern dar, wobey sie denn tausend unzüchtige Stellungen und Geberden machen, und öffentlich ihr Wasser von sich laßen. Endlich baden sie sich auch noch vor den Augen aller Anwesenden, die aber meistentheils nur aus Weibern bestehen, die gewöhnlich so berauscht von starken Getränken zu seyn pflegen, daß es ihnen beynahe unmöglich wird, sich auf den Füßen zu erhalten. „Ich bin oft, sagt unser Au-

„tor mit einer solchen Offenherzigkeit, die kein Mißtrauen zu„läßt; da gewesen; ohne daß ich jemals Götter, Phantome, „oder sonst etwas, so ihnen ähnlich wäre, habe erscheinen sehen".

Eben diese Priesterinnen geben sich auch mit Weissagen ab; verkündigen Glück und Unglück, Regen und Sonnenschein, und beschwören die höllischen Geister, die sie mit dem bloßen Säbel in der Hand, und mit großem Geschrey und erschrecklichem Geheul so lange verfolgen, bis sie diese vermeinte Teufel gezwungen haben, sich ins Wasser zu stürzen. „Aber ohn„geachtet dieses Krieges, fährt der holländische Prediger fort, „opfern sie ihnen dennoch auf den Straßen und Landwegen, wo „ich selbst einige von diesen Opfern zu verschiedenenmalen um„gestürzt habe". —

Die übrigen Umstände, worinn unser Holländer von den Missionarien abgeht, bestehen in der Versicherung, daß es den Weibern verboten wäre, vor ihrem fünf und dreyßigsten Jahre Kinder zu gebähren. Uebertreten sie dieses Gesetz, so wird ihnen von den Priesterinnen der Leib aufgeschlitzt, und die unzeitige Frucht heraus genommen. „Ich habe welche gesehen, „fährt er fort, die auf diese Weise schon 15 bis 16mal abortirt „haben, und die zu der Zeit, da es ihnen erlaubt war nieder„zukommen, schon zum siebenzehntenmal schwanger waren".

Eben dieser Reisende legt ihnen auch ein zu sonderbares Betragen gegen ihre Todten bey, als daß wir solches übergehen können. Sobald jemand gestorben ist, wird die Trommel gerührt, das ganze Dorf versammlet sich, und jedes Weib aus demselben hat einen mit Getränke angefüllten Topf bey sich. Nun wird getrunken und getanzt, und das Fest dauert bis auf den andern Tag. Alsdenn wird der Todte mit vielen Zeremonien auf ein kleines, drey Fuß hohes Gerüste gesetzt, welches sich mitten in der Hütte befindet, und rund um denselben Feuer angemacht, um den Körper auszudörren. Eine große Menge Schweine werden der abgeschiednen Seele des Verstorbenen

geopfert

geopfert, und mit vieler Begierde verzehrt. Auf diese Weise bleibt der todte Körper von immerwährenden Feuer umgeben, bis an den neunten Tag, da er von dem Gerüste herunter genommen wird. Man legt ihn sodann auf ein andres höheres Gerüst, und fängt von neuem, zu tanzen, zu essen, und zu trinken an. Auf diesem letzten Gerüst, bleibt der Körper drey ganzer Jahre lang ungestört; sobald aber diese Zeit verflossen ist, wird das Skelet herabgenommen, und die Gebeine desselben, in einem Winkel des Hauses verscharrt, wobey man denn nicht vergißt, diese Zeremonie gleichfalls mit einem großen Gastmahl zu beschließen.

Wenn diese Insulaner einen Menschen sehen, der große Schmerzen leidet, so werfen sie ihm eine Schlinge um den Hals, heben ihn daran in die Höhe, und laßen ihn wieder hart herunterfallen, um ihn zu erwürgen, und ihn auf diese Weise desto geschwinder von seinen Martern zu befreyen.

Ohngeachtet der kleinen Entfernung von China, scheint es doch nicht, daß Formosa früher als im Jahr 1436 den Chinesern bekannt geworden sey. Ein Chinesischer Verschnittener ward durch einen Sturm, indem er aus den westlichen Theilen von China zurückkehrte, an diese Insel geworfen, und war der Entdekker derselben. Man zog aber keine Vortheile von dieser neuen Entdekkung. Ein Korsar von der nämlichen Nation landete 1565 zu Formosa, da er aber nichts daselbst fand, was ihm zu seinen Entwürfen dienlich seyn könnte, so ließ dieses Ungeheuer, allen Einwohnern, die ihm in die Hände fielen, die Kehlen abschneiden, und mit ihrem Blute seine Schiffe kalvatern.

Im Jahr 1720 ankerte eine Japanesische Flotte an diesen Küsten, und setzte einen Theil ihres Schiffsvolks ans Land, die den Befehl erhielten, sich genau um die Beschaffenheit dieser Insel zu erkundigen, und eine Niederlaßung daselbst anzulegen. Kurze Zeit nachher ward ein Holländisches Kauffar-

theyschiff durch Sturm hieher verschlagen. Das Land schien dem holländischen Kapitain so angenehm, daß er den Japaner um Erlaubniß bat, ein Haus vorne am Hafen bauen zu dürfen, unter dem Vorwand, daß solches seinen Landsleuten, wegen ihren Handlungsgeschäften mit den Japanesern, nützlich seyn könnte. Um diese letztern desto leichter dahin zu bewegen, versprachen ihnen die Europäer, nur so viel Land einzunehmen, als sie mit einer Ochsenhaut würden bedekken können, und giengen also einen ähnlichen Kontrakt mit demjenigen ein, durch den vormals Dido mit dem König Hyarbas übereinkam, die Stadt Karthago anzulegen. Die Holländer gebrauchten den nehmlichen Kunstgriff, dessen sich die Phönizische Königin bedient hatte; sie schnitten die Haut in sehr schmahle Riemen, die sie an den Enden zusammen hefteten, und auf diese Weise einen hinlänglichen Erdstrich einnahmen, um auf demselben das Fort Seeland bauen zu können, welches noch heut zu Tage daselbst befindlich ist.

Die Japaneser zeigten anfänglich einiges Mißvergnügen über diesen listigen Betrug; sie beruhigten sich aber bald wieder, und verließen in der Folge gänzlich die Insel; es sey nun aus Mißtrauen, oder auch weil ihre Niederlaßung ihnen nicht die Vortheile, die sie sich davon versprochen hatten, eintrug. Die Holländer dachten nun auf nichts so sehr, als sich zu Herren des Hafens zu machen, und legten demnach auf der andern Seite gleich über ihren Fort, ein mit vier halben Bastionen fortificirtes Gebäude an; ohne daß ihnen die Formosaner hiebey den geringsten Widerstand leisteten.

Nachdem die Tatarn 1644 China erobert hatten, zogen mehr als 25,000 Chineser, nebst ihren Familien nach Formosa, wo sie sich theils auf den Akkerbau, theils auf die Handlung legten. Die Holländer sahen mit Vergnügen diese neue Kolonie in Aufnahme gerathen, von deren Arbeit sie ruhig die Früchte einerndteten. Da sie sich jederzeit bestrebt hatten, mit den Eingebornen der Insel in guten Vernehmen zu stehen,

und

und die andern mit Sanftmuth behandelten, so waren sie Herren des ganzen Landes, und hatten von niemand Widerspruch zu befürchten. Um sich ihrer Herrschaft aber noch mehr zu versichern, legten sie auf diesen Küsten noch eine neue Festung an, die das Fort Utrecht genannt wurde.

Im Jahr 1646 zog man zuerst die Nachricht ein, daß Koxinga Anschläge gegen Formosa hatte. Dieser Koxinga war ein Sohn Equam's, dem seine kriegerischen Talente und sein Muth, aus dem niedrigsten Stande bis zur Würde eines Feldherrn und Groß-Admirals von China erhoben hatten. Er war es, der bey dem Einfall der Tatarn die Chinesischen Truppen kommandirte; da aber die erstern Sieger blieben, so unterwarf sich Equam ihnen, und wurde, weil sie ihn wegen seinen Verdiensten nicht trauten, nach Peking geführt, wo sie ihn zum ewigen Gefängniß verdammten. Mehr brauchte es nicht, um seinen Sohn Koxinga aufzubringen, der den Tatarn unversöhnlichen Haß schwur, so viel Chineser, als er nur konnte, zusammenraste, und sich gänzlich seiner Rachgierde überließ. Anfänglich machte er zwar seinen Feinden viel zu schaffen, er mußte aber doch endlich ihrer Macht weichen, und sich aufs Meer retten. Dieses Element war ihm weit günstiger, und jede seiner Unternehmungen war vom Siege begleitet. Da aber die Maaßregeln seiner Feinde zu gut genommen waren, um einen Versuch auf die Chinesischen Küsten wagen zu können, so ward er genöthigt sich nach andern Gegenden zu wenden.

Im Jahr 1652 ergriffen die Chineser, die auf Formosa wohnten, die Waffen; sie rechneten auf die Ankunft des Koxinga, und empörten sich öffentlich. Die Holländer aber, die sich mit den Formosanern vereinigt hatten, nöthigten sie bald, wieder sich zu unterwerfen, und die Kompagnie ließ nachher auf den Chinesischen Ländereyen noch ein Fort anlegen, um sie desto sicherer im Zaum halten zu können.

Seit diesem Aufstand schwebte man beständig zu Formosa in Furcht, wegen eines Ueberfalls von Seiten des Koxinga. In den Jahren 1658 und 1659, ward diese Furcht immer mehr und mehr bestätigt. Koxinga hatte eine Landung auf den Chinesischen Küsten versucht, war aber geschlagen worden, und hatte sich auf die Insel Emouy geflüchtet. Eine große Anzahl seiner Anhänger kamen nach Formosa, und verkündigten laut, daß er selbst mit dem Ueberrest seiner Macht ihnen in kurzem folgen würde. Indessen unternahm Koxinga doch diesen Zug nicht eher, als im Jahr 1661, da er im Monat April mit einer zahlreichen Flotte auf den Formosanischen Küsten erschien, um das Fort Seeland zu belagern.

Während dem dieses alles geschah, schlummerte der Rath zu Batavia, der damals nur aus Kaufleuten bestand, in eingebildeter Sicherheit. Alle Nachrichten des Befehlshabers auf Formosa, von einer bevorstehenden Gefahr, wurden als Hirngespenster verlacht, und gleichgültig angesehen. Der Geist der Sparsamkeit und des Wuchers vermochte diese guten Kaufleute, ihr Vertrauen einem gewissen Werbourgh zu schenken, der selbst vorher Befehlshaber auf Formosa gewesen, und nichts so sehnlich wünschte, als sich an seinem Nachfolger, der Cayet hieß, zu rächen. Werbourgh behauptete demnach, daß dieser letztere blos von einem panischen Schrekken eingenommen wäre, und daß Koxinga unmöglich Formosa bedrohen könnte. Daher kam es denn, daß der Rath nicht allein diese Insel vernachläßigte, sondern auch sogar den Cayet, wegen einiger Verbesserungen, die er mit den Festungswerken vorgenommen, und zu denen er noch einige neue Werke hinzugefügt hatte, mit bittern Vorwürfen überhäufte, deren vornehmster darin bestand, daß diese Arbeiten zu große Summen gekostet hätten, und das Betragen des Befehlshabers, ein Eingrif in die Rechte des Statthalters von Batavia gewesen wäre.

Bey der Ankunft des Koxinga bestand die holländische Garnison aus nicht mehr als 1140 Mann. Dieser Eroberer

hatte

hatte hingegen 20,000 Mann auf seiner Flotte. Die Chineser, die sich auf Formosa niedergelassen hatten, vereinigten sich mit ihren Landsleuten, und ihrem Beyspiel folgten gleichfalls verschiedne Eingeborne der Insel. Alle diese zusammen machten ein Heer von mehr als 30,000 Mann aus. Demohngeachtet vertheidigten sich doch die Holländer im Fort Seeland mit der äußersten Tapferkeit, bis zu Anfang des Jahres 1662; da sie denn endlich gezwungen wurden, obgleich auf vortheilhaftere Bedingungen, als sie selbst gehofft hatten, sich zu ergeben. Koxinga, der den Titel eines Königs annahm, herrschte unumschränkt bis an seinen Tod über Formosa; man erzählt von ihm eine Menge unerhörter Grausamkeiten, durch die mehr als 50,000 Menschen ihr Leben verlohren. Ihm folgte sein Sohn in der Regierung, der aber aus Furcht vor den siegreichen Waffen des Cong-hi, Kaisers von China, der eben die rebellischen Einwohner von Fo-kien gedemüthigt, und ihren Anführer, den Statthalter dieser Provinz, bestraft hatte, die Gnade dieses Monarchen anflehte, und ihm Formosa zurückgab. Seit diesem Zeitpunkt blieben die Chineser Herren von dieser Insel, und alle Bemühungen der Holländer, sich wieder darauf festzusetzen, waren vergeblich.

Wir können nicht umhin hier einen Zug von Heldenmuth und Seelengröße anzuführen, den während dieser Belagerung ein holländischer Prediger, Namens Hambroek zeigte, und der nicht weniger Lobsprüche verdient, als die in den römischen Annalen verewigte That des Attilius Regulus.

Dieser unerschrockne Mann, war nebst seiner Frau, zwey Kinder, und fünf hundert seiner Landsleute gefangen worden. Koxinga, aufgebracht über den Widerstand, den eine Hand voll Leute seinem Heere zu thun wagte, und in Verzweiflung über den Verlust, den er an jedem Tage, durch die hartnäckige Tapferkeit der Belagerten erlitt, hatte endlich aufgehört das Fort Seeland zu bestürmen, und die Belagerung

in

in eine bloße Blokade verwandelt. Um aber die Holländer desto geschwinder zur Uebergabe zu bewegen, war er entschlossen, wechselsweise Drohungen und Versprechungen anzuwenden. Zur Ausführung seines Zwecks wählte er den Hambroek, der bey seinen Landsleuten in großer Achtung stand, und schickte ihn ins Fort ab; zum Unterpfand der Treue aber, behielt er die Frau und Kinder dieses Predigers als Geisseln zurück. Hambroek erhielt den Befehl, seinen Landsleuten vorzustellen, daß Koxinga, ob er gleich überzeugt sey, daß sie sich nicht lange mehr würden halten können, dennoch willens wäre, ihnen die vortheilhaftesten Bedingungen zuzustehn. Er sollte noch hinzusetzen, daß, da sie keine Hofnung entsetzt zu werden haben könnten, ihr hartnäkkiger Widerstand von traurigen Folgen für sie seyn müßte, und daß, woferne sie sich weigerten, das Anerbieten des Chinesischen Generals ohnverzüglich anzunehmen, Martern und Quaalen ihr unausbleibliches Looß seyn würden. Daß er ihnen sodann zeigen würde, was eine gereizte Langmuth fähig wäre; daß alle diejenigen so bereits gefangen wären, die ersten Opfer seines Zorns seyn sollten, und daß alle, die ihm noch künftig in die Hände fallen würden, gleichfalls ohne Gnade sterben müßten.

Mit diesem Auftrage begab sich Hambroek ins Fort, und erfüllte alles im buchstäblichen Verstande, so wie es Koxinga von ihm gefordert hatte. Aber nun überließ er sich auch ganz den edelmüthigen Empfindungen, die ihn beseelten; weit davon entfernt, noch mehr überredende Gründe hinzuzufügen, die vielleicht ihn, seiner Familie und seinen Mitgefangenen das Leben gerettet haben würden, ermahnte er vielmehr die Belagerten, sich immer aufs muthigste zu vertheidigen, und sich lieber unter den Trümmern des Forts zu begraben, als sich zu übergeben.

„Meine Freunde!“ sagte dieser großmüthige Geistliche, „Koxinga hat eine große Menge seiner tapfersten Krieger ver„lohren. Verschiedene seiner Jonken, sind ihm durchgegangen; „seine

„seine Soldaten von der Länge der Belagerung ermüdet, bre-
„chen bereits in Klagen und Murren aus. Alle Formosaner
„sind noch nicht gänzlich unterjocht. Sollten die Chineser
„einen beträchtlichen Verlust erleiden, so würdet ihr bald sehen,
„daß eben diese Insulaner, die jetzt unsern Feinden gehorchen,
„ihr Joch abwerfen, die Waffen ergreifen, und sich mit euch
„zum Untergang der Belagerer vereinigen würden. Das ge-
„ringste, was ihr thun könnt, meine theuren Mitbürger! ist
„dieses, euch so lange zu halten, bis aus Batavia ein Entsatz
„anlangt. Dieser glückliche Augenblick ist nicht weit entfernt.
„Die Rede, die ich hier an euch halte, wird mein Todesurtheil
„nach sich ziehen, ich weiß es. Der barbarische Koxinga
„wird nicht ermangeln, sich wegen des schlechten Erfolgs mei-
„ner Sendung, durch den Tod aller Gefangnen zu rächen;
„aber meine Ehre, — den Eid, den ich der Kompagnie ge-
„schworen habe, — mein Gewissen, — alles heischt dieses
„Betragen von mir, und nichts kann mich davon abwendig
„machen. — Meine Frau, meine Kinder, ich selbst, fal-
„len als Opfer; aber dafür habe ich auch meine Pflichten er-
„füllt. Mein Stand fordert von mir ein gutes Beyspiel zu
„geben. Sollte ich jetzt wol, mit einer Niederträchtigkeit mich
„beflekken, meinen Eid vergessen, und Gott und euch, meine
„theuresten Mitbürger, verrathen? — In wenig Stunden
„werde ich vielleicht nicht mehr seyn! — Das Schwerdt un-
„srer Feinde erwartet mich! — schon sahe ich es über meinem
„Haupte schweben, bereit, mich und fünfhundert Schlachtopfer,
„die alle von unserm Blute sind, zu treffen. — Ihr alle
„werdet mit uns ein nämliches Schicksal haben, wenn euer
„Muth euch nicht der Wuth des grausamen Koxinga entzieht.
„Glaubt nicht, daß ihr durch Annehmung seiner Anerbietungen
„euch und euren Mitbürgern, die bereits seine Gefangenen sind,
„das Leben fristen werdet. — Nein, meine Freunde! euer
„Schicksal wird weniger ungewiß seyn, wenn ihr fernerhin
„muthig fortfahrt, Widerstand zu leisten. Nur dadurch könnt
„ihr euren bereits entkräfteten Feind ermüden, und euch seiner

„Wuth

„Wuth entziehen; da ihr hingegen, wenn ihr seinen Versprechungen glauben solltet, noch immer über euer künftiges Geschick in Ungewißheit bleiben würdet. Ich sehe euer Todesurtheil in den Herzen der Chineser bereits geschrieben. Ihre Grundsätze müssen euch davon überzeugen. Treue und Glauben sind unbekannte Dinge bey ihnen. — Wie wäre es auch möglich, daß solche bey Straßenräubern und in so wilden Seelen wohnen könnten! — Durch List, desjenigen sich zu bemächtigen, wozu sie nicht mit Gewalt gelangen können, und sich nachher so zu betragen, als wenn ihnen dieser Sieg noch so viel gekostet hätte, dies ist die Art und Weise, wie unsre Feinde handeln. Sie sind Chineser, und folglich Betrüger. — Sie werden euch gegenwärtig, da sie euch fürchten, alles versprechen; aber kaum werdet ihr entwafnet seyn, so wird man euch ohne Erbarmen tödten. Wozu wird denn euer Mitleiden gedient haben? — Sicher zu weiter nichts, als euren Untergang zu beschleunigen, euch in den nämlichen Schlingen zu fangen, worin durch die Betrügerey der Chineser die jetzigen Gefangenen gefallen sind, und endlich euch zu Zeugen der blutigen Schlachtopfer zu machen, wozu uns die barbarischen Chineser alle aufbehalten haben.“

Die Rede dieses neuen Regulus bewegte seine Zuhörer auf das lebhafteste, und that vollkommen die Wirkung, die er sich davon versprach. Keiner der Umherstehenden konnte über das traurige Schicksal, das diesem tugendhaften Manne bevorstand, seine Thränen zurückhalten. Der Kommendant des Forts sowohl, als der Kriegsrath stellten es in seiner Willkühr, ob er in das Lager des Feindes zurückgehen, oder im Fort bleiben wolle; besonders da seine Rückkehr den andern Gefangenen, nicht den geringsten Vortheil verschaffen könnte. In diesem Augenblick ereignete sich die rührendste Scene, die man sich nur denken kann. Eben da Hambroek bereit war, die Versammlung zu verlassen, näherten sich ihm zwey von seinen Töchtern, die sich schon seit geraumer Zeit in dem Fort befan-

befanden, und in Thränen zerflossen. Beyde waren sehr jung und wohlgebildet, aber durch die Todtenblässe, die auf ihren Wangen herrschte, verunstaltet, und von Kummer zu Boden gedrückt. Sie warfen sich ihm zu Füßen, umfaßten seine Knie, und badeten sie mit ihren Thränen. Einen Augenblick nachher sprangen sie auf, umarmten ihn, und beschworen ihn mit seiner eignen Person Mitleid, und mit ihnen, denen es an Kräften mangelte so vielfachen Jammer zu ertragen, Erbarmen zu haben. Noch nie war das Herz eines Menschen grausamer zerfleischt worden, als das Herz dieses holländischen Geistlichen. Auf der einen Seite seine Frau und beiden Kinder, die sich im feindlichen Lager befanden, und die, wie er überzeugt war, nicht würde vom Tode retten können; die natürliche Neigung zu Erhaltung seines Lebens, die er mit allen andern Geschöpfen gemein hatte; die väterliche Zärtlichkeit gegen zwey junge Töchter, die er vor Augen hatte, und deren Thränen nochmals alle seine väterliche Empfindungen erweckten; auf der andern Seite hingegen der innere Ruf seines tugendhaften Herzens, das Andenken an sein Versprechen wieder ins feindliche Lager zurück zu kehren. Jener innere Beyfall des Gewissens, den nur derjenige empfindet, der seine Pflichten erfüllt, alles dieses vereinigte sich um die Seele dieses edlen Mannes zu bestürmen. Gemüthsunruhe, Schauer, Schmerz und Unentschlossenheit waren auf seinem Gesichte zu lesen, und waren hinlängliche Anzeigen seines innern Kampfes. Endlich gelang es ihm dennoch seine Schmerzen zu bezähmen, und seine Seufzer zu erstikken. „Soll ich denn," sagte er zu seinen Töchtern, „eure Mutter, euren Bruder und eure „Schwester ermorden lassen?" — Die armen Mädchen verstummten, und ihre ganze Antwort auf diese Frage bestand blos in tiefen Seufzern und Thränen. Endlich sank die eine, von ihren Schmerzen zu Boden gedruckt, ohne Bewegung zur Erde; die andre warf sich ihrem Vater um den Hals, und blieb ohnmächtig an demselben hängen.

Hombroek nutzte diesen Augenblick, entriß sich den Armen seiner lieben Tochter, verließ eiligst das Fort, und kam wieder beym Koxinga an. Er meldete ihm, daß er die Holländer frölich und guter Dinge angetroffen hätte, daß sie lieber gesonnen wären, alles zu wagen, als sich zu ergeben, und außer der Erhaltung des Forts Seeland, von keinen Vorschlägen etwas hören wollten; daß sie ihm aber zugleich versichert hätten, daß, wofern ihnen Koxinga diesen letztern Punkt einräumte, sie alles, was er sonst nur verlangte, eingehen wollten.

Diese Antwort diente nur den Chinesischen Korsaren destomehr aufzubringen, und der unglückliche Hombroek, seine Familie und mehr als 500 Gefangene fielen als die Opfer seiner Wuth.

F.

III.

Auszüge aus dem ungedruckten Tagebuch eines Reisenden.

Rom. Im Jahr 1779 bis 1781. *)

Rom ist die prächtigste Stadt in Europa, mit der keine verglichen werden kann. Sie ist die vornehmste in der Welt für den Künstler, den Kunstliebhaber, den Alterthumsforscher und

*) Der Reisende, aus dessen Tagebuch diese wie auch die vorigen Auszüge gemacht worden sind, hat ausser einer vormahligen italienischen Reise, sich das letztemahl von 1779 bis 1781 in Italien aufgehalten, und manche Städte dieses Landes mehr als einmal besucht. Diese Nachricht dient den Mißdeutungen vorzubeugen, welche die sowohl jetzt als vorher angeführte Jahreszahlen veranlaßen könten.

und für jeden klaßischen Leser. Prachtvoll in ihren ungeheuren Ruinen, in ihren Kirchen, Palläſten, Springbrunnen, öffentlichen Statüen, Säulen und Obelisken; allein dennoch bilden diese Wunder der Kunst kein hinreissendes Ganze. Blos in seinen Theilen ist Rom bewunderungswürdig. Oft stehen die herrlichsten Gebäude in Winkel, wo sie keine Wirkung thun, und überdem noch von niedrigen Gegenständen umgeben sind. So steht das Pantheon auf einem kleinen Platz, wo die Weiber den ganzen Tag Fische zum Verkauf braten, auch andre Lebensmittel verkaufen. Der große Platz Navonna, wo der majestätische Springbrunnen ist, der alle übertrifft, hat größtentheils mittelmäßige Häuser, und dient zum Trödelmarkt. Selbst die Peterskirche, ehe man die Kolonnade erreicht, hat sehr schlechte Zugänge. Die große Laterankirche, von welcher der Pabst Pfarrer ist, liegt auf dem Felde u. s. w.

Gleich der Eingang in Rom durch die Porta del populo, ehmals Flaminia, giebt ein lebhaftes Bild von dieser ausserordentlichen Stadt; Pracht und Armuth sehr seltsam vereinigt. Ein Obelisk, ein Springbrunnen, ein schönes Thor und drey Kirchen, alles dieses mit elenden Häusern vermischt, formirt den Platz del populo, und thut eine seltsame Wirkung. An diesem Ort werden die Missethäter hingerichtet. Ich sahe hier eine sonderbare Todesstrafe, die sehr alt seyn soll, und die Römer macellare nennen. Der Delinquent wird nehmlich mit einer Keule vor den Kopf geschlagen, wie man bey uns Ochsen schlachtet; eine Todesart, die nicht langweilig oder marternd ist, aber hier für die allerschimpflichste gehalten wird.

Die Strasse il Corso, die zu diesem Platz führet, ist die vornehmste und längste in Rom. Sie ist schnurgrade und durchschneidet fast ganz den bewohnten Theil der Stadt. Keine Straße ist so breit als diese, und dennoch muß sie jeder Fremder enge nennen. Es ist merkwürdig, daß die Straßen auch in dem alten Rom durchaus enge waren, woran wahrscheinlich die Unbequemlichkeit der Sonnenhitze in einem so war-

men Klima Schuld war. Die Straßen waren daher nicht das vorzügliche dieser Hauptstadt der Welt, wohl aber die öffentlichen Plätze, wo die Römer ihre gränzenlose Pracht zeigten. Zum Beweis dient der Grundriß von einem großen Theil des alten Roms, der unter dem Kaiser Septimius Severus auf egyptischen Steinen eingegraben wurde; ein schätzbares Document, das auf dem Kapitol aufbehalten wird. Auch die Landstraßen und Brükken dieses großen Volks waren sehr enge, wie man noch an den Ueberresten sehen kann. Kaum können zwo Karossen einander ausweichen. Dieses ist auch an der Altrömischen Brükke, Ponte mole wahrzunehmen, die von der Toskanischen Seite nach Rom führt, und nur eine italienische Meile von der Stadt entfernt ist. Sie wurde von Aemilius Scaurus erbaut, und Pons Milvius genannt; auch ist sie wegen sehr wichtigen Vorfälle berühmt. Auf dieser Brükke hielt Cicero nach der Entdekkung der italienischen Verschwörung, die Verschwornen auf, die sich in das Lager ihres Anführers begeben wollten. Der Kaiser Constantin der Große erhielt auch auf eben dieser Brükke einen großen Sieg gegen den Tyrannen Maxentius.

Ein Reisender, der in manchen großen Residenzstädten innerhalb 8 Tagen alles merkwürdige sehen kann, braucht in Rom wohl 4 Monat um alles sehenswürdige nur flüchtig zu betrachten; zu einer genauen Ansicht gehören Jahre. Ich bin überzeugt, daß ohne die noch erhaltenen Ruinen und ohne die neuern Kunstwerke man von Rom nichts mehr wissen würde. Die Residenz des Pabsts würde wenig zu ihrem Glanz beygetragen haben, wo anders dieselbe noch in einem ungesunden Ort beybehalten worden wäre. Nur allein die Menge der Künstler und der Reisenden erhält hier 170,000 Einwohner. Ein ganz vernachläßigter Akkerbau, ein unbedeutender Handel, eine geringe Anzahl Fabriken und Manufakturen, nebst einer ungeheuren Menge Mönche machen Rom verhältnißweise zu einer der ärmsten Städte von Europa. Die Päbstlichen Einkünfte aus fremden Staaten sind weit unbeträchtlicher, als man insgemein

mein glaubt; allein der Tribut, den alle Länder und Fürsten unsers Welttheils für Kunstwerke an Rom bezahlen, ist ganz ausserordentlich, und erhält allein diese zahlreiche Volksmenge. Die geschickten Künstler aller Art sind durchaus so sehr mit Bestellungen überhäuft, daß oft wichtige Arbeiten ganz liegen bleiben.

Es ist hier nichts prächtigers, als das Pantheon mit seinen 16 majestätischen Granitsäulen, wogegen die Säulen an der Peterskirche von gebranten Steinen nur eine armselige Figur machen. Von allen Denkmählern der römischen Herrlichkeit ist dieses das Einzige, das ganz geblieben ist. Der kleine Platz aber, worauf dieser unnachahmliche Tempel steht, hat keine Aussicht; er liegt in einem Winkel, und man fällt gleichsam darauf zu. Zu dieser nachtheiligen Lage kommt noch der üble Geruch der daselbst verkauften Lebensmittel, mit so vielen andern ekeln Gegenständen, die sich hier zusammen gedrängt darstellen, daß man unmöglich mit der nöthigen Heiterkeit des Gemüths dieses Gebäude anstaunen kann. Zur Zeit der Erbauung, 25 Jahr vor Christi Geburt, hatte es 7 Stufen, die zum Eingang führten; allein so sehr war Rom durch die entsetzlichen Verwüstungen verändert, und das Erdreich erhöhet worden, daß man vor einigen 100 Jahren anstatt heraufzusteigen 13 Stufen heruntersteigen mußte. Der Pabst Alexander VII. ließ die Erde wegräumen, so daß man jetzo geradezu eintreten kann. Es ist bekannt, daß das Gewölbe ganz mit Bronze bedeckt war, wovon der Pabst Urban VIII. den hohen Altar in der Peterskirche, und 80 Kanonen für die Engelsburg verfertigen ließ. Dieses geraubte Metall wog 450,274 Pfund. Um aber der Kirche diesen Schaden zu vergüten, ließ er zwo scheusliche Thürme darauf setzen. Das ehrwürdige Ansehn, das aber die Dekke dennoch beybehielt, wurde in unsern Tagen unter Benedikt XIV. durch eine moderne Ueberweissung vollends vertilgt.

Es war das Loos dieses prächtigen Gebäudes mehr von Freunden als von Feinden zu leiden, denn schon im Jahr 663

plünderte es der Kaiser Konstantin III. und ließ alle daselbst befindliche kostbare Statüen, und überhaupt alles von Werth nach Konstantinopel schleppen. Die acht und zwanzig Wagen voll Reliquien aber, die der Pabst Bonifaz IV. im Jahr 607 hatte nach dem Pantheon bringen laßen, ließ er unberührt. Man versichert, daß in diesem Jahrhundert wieder vierzig Wagen mit solcher Waare beladen, diesen heiligen Schatz rekrutirt haben. Diese Anschaffung ist weder schwer noch kostbar, denn die Katakomben, wovon ich weiterhin reden werde, haben noch Vorrath genung zu zahlreichen Ladungen. Im Pantheon sind die Begräbnisse des Raphael von Urbino, des Hannibal Larrache und andrer großen Mahler. Auch unser kürzlich verstorbene Mengs ist hier beygesetzt worden. Der Ritter Azara, Spanischer Minister in Rom, und Freund dieses Künstlers, hat ihm auf eigne Kosten ein kleines Monument setzen laßen, dessen Aufschrift er selbst verfertigt hat. Dieser Mann wollte den Kardinal Bembo nachahmen, der die bekannte vortreffliche Grabschrift auf dem großen Raphael gemacht hat; allein diese Grabschrift auf unserm großen Landsmann ist äußerst schaal. Hier ist weder das Vaterland des Künstlers noch der Monarch erwähnt, in dessen Diensten er stand, und der sein großer Wohlthäter war. Das Ganze läuft in vielen Worten dahin aus, daß er Azara der Freund des Mengs gewesen sey, und ihm dieses Denkmal habe errichten laßen.

So sehr man sich auch jetzo hütet die Ruinen des großen Coliseums anzugreifen, wie vormals leider geschehen ist, so fällt es doch durch die Macht der Zeit nach und nach ein; große Klumpen Steine lösen sich von der Masse los, und stürzen übereinander, da sie keine Haltung haben, weil allenthalben ungeheure Lukken sind. Es ist daher zu besorgen, daß man in wenig Jahrhunderten nicht das geringste mehr vom obern Theile sehen werde, allein der untere Theil mit den erstaunlichen Gewölben ist für die Ewigkeit gemacht, und wird gewiß alle römische Ruinen ausdauern. Ein Hofmahler eines deutschen Hofes

hätte

hätte bald durch diese Baufälligkeit sein Leben eingebüßt. Er saß unter einem über ihn hangenden großen Steinklumpen und zeichnete; ein Bedürfniß nöthigte ihn aufzustehn; in diesem Augenblick stürzte diese Steinmasse über die Stelle her, wo der Mahler gesessen hatte, und bedeckte dessen Feldstuhl, Hut, Stock und Zeichenbuch, die einmahl künftigen Antiquaren Beschäftigung geben können.

Dieses ungeheure Gebäude, das noch 1534 ganz zu sehen war, hatte 1612 Fuß im Umfange, und enthielt 80 Arcaden. Von den Bruchstükken dieses gigantischen Werks wurden die Palläste Farnese, St. Marcus, wie auch der Pallast der Kanzeley erbaut. Dieses Amphitheater wird jetzo für heilig gehalten, weil so viel Christen den Märtyrertod daselbst gelitten haben; es sind daher Altäre in demselben errichtet worden, wo man immer fromme Seelen betend antrifft, um die mit diesen Zeremonien verknüpften Indulgenzen zu verdienen.

Nahe bey dem Coliseo ist der Triumphbogen des Titus, der jetzo wie das Thor eines deutschen Städtchens aussieht. Aller Zierrathen beraubt und so entsetzlich verstümmelt, würde man dieses herrliche Denkmahl, ohngeachtet der daran befindlichen Innschriften, für einen bloßen Durchgang halten, wenn nicht die vortrefflichen Basreliefs der Innseite Aufmerksamkeit erregten. Die Erde ist hieselbst so erhöht, daß man die Figuren mit den Händen berühren kann. Hier siehet man die Abbildung der heiligen Geräthe des Tempels zu Jerusalem; den goldnen Leuchter, den Tisch mit den Schaubrodten, die Gesetztafeln, Opfergefäße u. s. w., die den Triumph des Titus zierten. Man würde die wahren Formen dieser auch für die Schriften so verehrungswürdigen Dinge, nicht ohne dieses Monument wissen, wo sie wahrscheinlich genau nach den Originalen copirt waren, und dennoch ist es so unverantwortlich vernachläßigt worden, währender Zeit man so viel nichtswürdige Dinge mit der größten Sorgfalt aufbehalten hat. Man versichert, daß nie ein Jude durch diesen Triumphbogen geht,

sondern lieber einen großen Umweg macht. Allerdings muß die Darstellung solcher Heiligthümer dieses gedrückte Volk aufs empfindlichste rühren. Ohnweit von diesem Bogen fieng die heilige Straße an, die zum Kapitol führte.

Für den Triumphbogen Constantins ist besser gesorgt worden; man hat ihm nicht allein seine eigne Zierrathen gelassen, sondern noch überdem den Bogen des Titus geraubt, um das Denkmahl des ersten christlichen Kaisers zu schmükken, der durch diesen Titel alle seine schändlichen Laster wieder gut machte, dahingegen der gütige Titus als ein Heide in keine Betrachtung kam. Man siehet auf diesen Bogen acht schöne Statuen, denen die Köpfe fehlen. Ohngeachtet sie hoch stunden, geschah die Verstümmelung in einer Nacht ohne viel Geräusch, und nie hat man weder die Thäter, noch die gebrauchte Methode bey dieser mühsamen Unternehmung entdekken können.

In dieser Gegend stand das goldene Haus des Nero, das an Pracht alles in Rom übertraf, aber nur kurze Zeit vorhanden war. In dem Vorhof desselben war eine 120 Fuß hohe marmorne Bildsäule, die Vespasian hernach bey seinem Amphitheater setzen ließ, und sie der Sonne heiligte. Er zierte das Haupt dieses Kolossen mit sieben Strahlen von vergoldeten Metall, deren jede $22\frac{1}{2}$ Fuß lang war. Der Platz, wo dieses goldene Haus stand, dient jetzo zu Wein- und Lustgärten; indessen sieht man hier noch ansehnliche Ruinen; unter denselben wohnt auch ein deutscher Edelmann, der sehr beschäftigt ist, die Erde zu durchwühlen. Ueberhaupt wird jetzt in Rom das Umgraben ausserordentlich betrieben, wozu die erworbenen Reichthümer verschiedener Privatpersonen anlokken. Unter diesen gehört der berühmte Mahler Hamilton. Er ist ein Schottländer, der seit vielen Jahren sich in Rom aufhält, und durch das Graben ein großes Vermögen zusammen gebracht hat. Der Reiz zu solchen Nachsuchungen ist um so viel größer, da der Unternehmer fast nie verliehrt. Findet er Statuen oder andre Denkmäler, so bereichert er sich; findet er keine, so werden

doch

doch immer so viel Marmorsteine aller Arten ausgegraben, daß er für seine Kosten hinreichend entschädigt wird. Indessen versichern die Römer, daß, ob man gleich nie mehr gegraben, man nie weniger gefunden habe als jetzo.

Es ist ein wahrhaft trauriger Anblick das alte Forum Romanum zu sehen; auf allen Seiten große Ruinen, worunter drey freystehende Säulen sind, die für die schönsten in Italien gehalten werden; der Platz selbst zum gemeinen Viehmarkt herabgewürdigt, der ehmals ganz mit Statuen bedeckt war, wo die berühmten Rednerbühnen standen, und wo das römische Volk das Schicksal der Staaten entschied. Wenn man genau den Umfang des vormahligen Forums untersucht, so muß man sich wundern, daß dieser Platz so klein gewesen ist; denn das jetzige Campo vaccino nimmt einen weit größern Raum ein, als das Forum hatte. Die Marktplätze in den großen Städten Deutschlands sind größtentheils viel geräumiger. Diese Verwunderung aber wird gehoben, wenn man annimmt, daß in den ersten Zeiten der Republik dieser Platz groß genung war, da aber Rom hernach mächtig wurde, konte man ihn nicht vergrößern, weil er mit vielen schönen Gebäuden besetzt war; die überdem größtentheils geheiligt waren, und man daher nicht niederreißen konnte; deswegen war Julius Cäsar genöthigt, ohnweit davon einen neuen Platz anzulegen, den man Forum Caesaris nannte. Hier stehet man große Ruinen, die gewöhnlich für Ueberreste des Friedentempels gehalten werden; eine antiquarische Meinung, die sehr alt ist, aber jetzt stark bestritten wird. Der wichtigste Grund, den man wider das alte Vorurtheil anführt, ist, daß die noch vorhandenen Ruinen nicht im geringsten die Figur andrer römischen Tempel haben, und es nicht glaublich sey, daß der Janustempel allein von den andern Tempeln so sehr verschieden gewesen wäre, da sich Abtheilungen daselbst befinden, die ganz der Form eines römischen Tempels zuwider sind.

Der Triumphbogen des Septimius Severus steht auch auf diesem Platz, ist aber halb von der Erde bedeckt; die

großen Seiten Arcaden sind ganz damit angefüllt. Hier stieg man auf dem heiligen Wege zum Kapitol hinan; um nun aber auf dieser Seite dahin zu kommen, muß man einen sandigten Hügel besteigen, denn der jetzige Hauptzugang ist von der entgegengesetzten Seite, und hat ein sehr edles Ansehn. Die Treppe mit ihren Sphinxen, die marmornen Statuen, die Tropheen des Marius, die römischen Meilen-Säulen, die Statue des Marc Aurels von Bronze, und die Gebäude des Platzes selbst, alles dieses ist einer Operndekoration ähnlich; indessen kommen die Kenner überein, daß diese Gebäude zu den schlechtesten Arbeiten des Michael Angelo gehören. Eins derselben ist mit Gemählden, das andre mit Statuen angefüllt. Diese letzte Sammlung ist aüsserordentlich, und wird von keiner in Europa, als dem Clementinischen Museo übertroffen. In dem Vorhof desselben findet man die berühmte Colonna Rostrata, die dem Cajus Duillius zu Ehren wegen seines Sieges gegen die Karthaginenser errichtet wurde. Dieses war die erste Seeschlacht der Römer. Die Säule ist nur klein, und hat mit dem Postument nicht über 8 Fuß. Das Alter und die Veranlassung ist auch das einzige merkwürdige bey derselben. Vormals stand sie auf dem Foro bey der Rednerbühne. In diesem Hofe siehet man auch vortreffliche Basreliefs, die den Triumph Marc Aurels über die Parther vorstellen, und ehmals seinen Triumphbogen zierten.

Der vornehmste Pallast auf dem Kapitol ist die Wohnung des römischen Senators. Diese Würde, womit sich ehmals mehr als 300 Römer auf diesen 7 Hügeln brüsteten, besitzt jetzo nur ein Mann, der den Vorsitz bey einem Tribunal nebst einigen besondern Vorrechten hat. Die Ansprüche dieser sogenannten Senatoren gehn so weit, daß sie den Gesandten der grösten Höfe den Rang streitig machen. Der seltsame Gebrauch ist merkwürdig, daß wider die Gewohnheit aller Städte in der Welt, die ihre Magistratspersonen aus ihren eignen Bürgern erwählen, diese Würde allemahl ein Fremder bekleiden

den muß; daß kein geborner Römer dazu gelangen kann. Die Einkünfte dieses Senators sind 2000 römische Scudi. In dem Pallast ist eine Glokke, die nur bloß gelautet wird, um das Volk zu benachrichtigen, daß der Pabst gestorben ist, und im Karneval, daß man sich maskiren könne.

Dieser ehmals so verehrungswürdige Erdraum wird immer mehr und mehr herabgewürdigt. Die Ehre den poetischen Lorbeer auf dem Kapitol zu erhalten, führte ehedem etwas erhabenes mit sich. Wenn Tasso daselbst gekrönt wurde, so klatscht Europa noch jetzo nach 200 Jahren seinen Beyfall dazu. Wenn aber eine Corilla diesen Lorbeer erhält, so hört er auf eine Ehre zu seyn, und diese Zeremonie wird zu einer lächerlichen Farçe. Diese so unverdient berühmt gewordene Person ist als Dichterin so tief unter unsrer Karschin, daß eine Parallel zwischen beyde ziehn, letztere beschimpfen hieße *). Das ganze Verdienst dieser Signora besteht im improvisiren, wodurch sie gewöhnlich bey Altagsköpfen Bewunderung erregt; da aber dieses Talent, wovon ich weiter hin reden werde, von den Römern nicht höher geschätzt wird, als es zu werden verdient, so wäre an eine poetische Krönung nie gedacht worden, wenn nicht die mächtige Protektion von einem der vornehmsten Kardinäle diese Krönungssache ohngeachtet des Widerspruchs von ganz Rom durchgesetzt hätte. Dieser Kardinal, von dem man versichert, daß er etwas mehr als Freundschaft für die Stegreifreimerin (improvisatrice) empfand, ließ sich durch das Geschrey des Volks nicht von seinem Vorsatz abwendig machen. Der Pabst gab seine Einwilligung dazu; Corilla wurde gekrönt, ausgepfiffen, vom Gassenpöbel beschimpft, vom Dichterpöbel besungen und von Fürsten beschenkt. Sie verließ schleunig Rom, und lebt jetzt zu Florenz.

Die

*) Dennoch schmachtet die Deutsche in der größten Dürftigkeit, währender Zeit die Italienerin von allen Seiten Geschenke und Pensionen erhält, die noch kürzlich die große Catharina vermehrt hat. So viel kommt auf das Land an, wo man gebohren wird! Anmerk. des Journalisten im J. 1782.

Die hiesige Akademie der Künste hält auf dem Kapitol ihre Versammlungen. Bey der Association der Ideen, Künste, Akademie, Rom und Kapitol, denkt man sich was ausserordentliches, allein man betriegt sich. Es ist wohl keine Akademie in Europa, die so wenig geachtet wird, wie diese. Viele der angesehensten Mahler in Rom haben sich die Ehre verbeten, Mitglieder derselben zu seyn. Schlechte Einrichtung, Unordnung und alle erssinnliche Ränke bey Austheilung der Preise veranlaßen diese Verachtung. Es ist hier nichts ungewöhnliches die nichtswürdigsten Sudeleyen zu krönen, und ausgezeichnete Kunstwerke hindan zu setzen. Battoni, dieser berühmte Antagonist des Mengs ist jetzo einer von den Direktoren der Akademie. Diesev Künstler, der einstimmig nunmehr für den ersten Mahler in Italien erkannt wird, hat vom König von Preussen schon seit 5 Jahren den Auftrag zu einem Gemählde, dessen Sujet der Besuch Alexanders bey der Familie des Darius seyn soll, das schon von le Brun so vortrefflich ausgeführt worden ist. Noch hat Battoni keinen Pinselzug daran gethan, und dürfte auch wohl noch damit warten, weil er seine Rechnung besser bey Portraits findet, die zu Duzzenden, besonders von reisenden Engländern bey ihm bestellt werden. Ein solches Bildniß ist ihm eine Arbeit von wenigen Stunden. Der Preis ist für einen Kopf 60 Zechinen, erstreckt sich die Abbildung bis zum Untertheil des Leibes 100, und der ganze Körper 200 Zechinen. Der Karakter dieses Künstlers ist äußerst sonderbar. Er ist in einem 70jährigen Alter und Vater einer zahlreichen Familie von erwachsenen Kindern, und dennoch führt er seine Haushaltung in eigner Person. Alles, bis auf die geringsten Kleinigkeiten, wird von ihm selbst auf dem Markt eingekauft. Dieses Geschäft verrichtet er täglich bey Tagesanbruch. Er steht Sommer und Winter um 4 Uhr auf, und begiebt sich sodann in zwo verschiedene Kirchen, um zwo Messen zu hören, die er selbst gestiftet hat. Nach dieser Wallfarth geht er auf dem Markt, weckt bey seiner Zurückkunft seine Familie, und überliefert das Eingekaufte. Eine seiner Töchter wird jetzo

für

für die beste Sängerinn in Italien gehalten. Er haßt alles, was Theorie heißt, und will durchaus nicht, daß Künstler in Büchern studieren, wie er dann selbst auch nichts gelesen hat, daher seine historischen Gemählde auch voller Fehler gegen das Kostume sind. Sein Karakter ist sehr rauh; oft begegnet er Personen vom ersten Range mit großer Ungezogenheit, die man aber wegen seinen Talenten und seinem biedermännischen Wesen übersieht. Die Armen werden von ihm so reichlich bedacht, daß seine zahlreiche Familie Gefahr läuft nach seinem Tode zu darben. Folgende Anekdote trug sich dieser Tagen zu. Ein Handwerksmann besaß ein Gemählde von Karl Maratta; durch Noth gedrungen, wollte er es verkaufen, und trug es dem Kardinal Bernis an. Dieser Mann, der sehr prächtig lebt, und den Mecenaten öffentlich spielt, glaubte hier im Stillen als ein Oekonom handeln zu können. Der Dürftige forderte für sein Gemählde zwölf Zechinen; der Kardinal wollte nur acht geben. Der Mann eilt weg, geht zu Battoni, erzählt ihm sein Schicksal mit trähnenden Augen, und überläßt seinen Schatz nebst dem Preis seiner Willkühr. Der Künstler besieht das Werk, und zahlt ihm zwanzig Zechinen. Der Vorfall wurde ruchtbar. Der Protektor von Frankreich *) glaubte dem Gerücht durch den wirklichen Besitz des Gemähldes eine Wendung zu geben, und wollte es daher wieder von Battoni erkaufen. Dieser sonderbare Mann aber ließ ihm zur

*) Den Lesern, denen die Etikette des römischen Hofes unbekannt ist, und folglich der Protektor-Titel auffallend seyn möchte, dient zur Nachricht, daß alle katholische Länder ihren Protektor in Rom haben, der gewöhnlich ein Kardinal ist. Der Protektor von Deutschland war bey dem Aufenthalt des Journalisten in Rom der verstorbene Kardinal Alexander Albani. Obgleich man sie durchaus Protektor von N. N. nennt, so mäßigen sie doch diesen Titel aus Bescheidenheit, und schreiben sich blos: Beschützer der Kirchen in = = = Da dieser Schutz in unsern Tagen sehr unbedeutend ist, so möchte hier wohl das Wort Etikette an seinem Orte seyn.

Anmerk. des Journalisten.

zur Antwort sagen, das Gemählde stünde ihm zu Diensten, allein Se. Eminenz als ein Kunstkenner würden selbst beurtheilen, daß man nur durch einen Zufall ein Werk von einem Mahler wie Karl Maratta für ein Dutzend Zechinen kaufen könne, daher würde er es für nicht weniger als funfzig Zechinen hergeben. Battoni hat jetzt von der Königin von Portugal den Auftrag erhalten, zu einer in Lissabon neu erbauten Kirche, das große Altarblat zu mahlen. Das Sujet ist etwas seltsam, nehmlich: die Verehrung des Herzens Jesu. Hievor sind ihm 3000 Zechinen zugestanden, wovon er die Hälfte voraus erhalten hat. (Die Fortsetzung folgt.)

IV.

Fragmente einer großen Sittengeschichte.

Fortsetzung.

Die bürgerliche Kleidung in Frankreich hielt allemal die Mittelstraße, zwischen dem Bauer und dem Edelmann, wenigstens was den Reichthum der Zeuge und die glänzende Farben betraf. Sie bestand sehr lange Zeit aus folgenden Kleidungsstükken: 1) Ein Hemde von Leinwand, sobald diese anfing etwas gemein zu werden. 2) Eine Weste, die bis auf die Knie reichte, und durch das Degengeheng festgemacht wurde. 3) Ein Mantel oder Ueberrock mit Aermel, der aber nur bis auf die halben Beine reichte; denn die sehr langen und schleppenden Mäntel waren den Königen, Prinzen, Prälaten, Edelleuten und vornehmsten Magistratspersonen vorbehalten; nur den Rittern und dem hohen Adel kam es zu, sie mit kostbarem Rauchwerk zu futtern. 4) Strümpfe und Hosen, die zusammenhielten, und genau die Form der Lenden und Beine bezeich-

bezeichneten; so war die Kleidung des französischen Bürgers einige Jahrhunderte lang beschaffen.

Die Schuhe waren seit den Zeiten des Philip August zugespitzt, und vorne umgebogen. Diese Biegung erhob sich sehr hoch, und formirte einen Schnabel, der nach dem Stande der Personen mehr oder weniger lang war. Die gemeinen Leute trugen ihn gewöhnlich einen halben Fuß hoch; das Maaß der reichsten Bürger war ein ganzer Fuß, und die vornehmsten Edelleute und Prinzen gaben diesen Schnäbeln die Länge von zwey Fuß, die außerdem mit allerlei grotesken Dingen, als Hörnern, Klauen u. s. w. geziert waren. Diese sonderbare und unbequeme Tracht wurde Souliers à la Poulaine genannt; man trieb sie bis zu einem solchen Grad der Ausschweifung, daß man die geistliche und weltliche Macht gegen sie gebrauchen mußte. Die Könige mußten sie durch Gesetze verbieten, und die Geistlichkeit mußte wider sie predigen. Der Geschichtschreiber Villaret ist der Meinung, daß diese wunderliche Schuhe von Heinrich Grafen von Anjou, Sohn des Gottfried Plantagenet, herkommen. Er war der schönste und vollkommenste Prinz seiner Zeit, allein diesen Naturgaben hielt ein großer Auswuchs von Fleisch, an der Spitze seines Fußes, das Gegengewicht. Um diese Ungestalt zu verbergen, trug er Schuhe, an deren Spitze sich eine Klaue befand, die Hofleute, um ihm zu schmeicheln, folgten seinem Beispiel, das endlich auch vom Volk nachgeahmt wurde. Kaum wurden durch die strengen Verordnungen Karl V. die Schuhe à la Poulaine abgeschaft, als ihnen unter Karl VI. Schuhe mit Entenschnäbeln folgten, die wieder andern von sehr großer Form Platz machen mußten. Unter Ludwig XI. sahe man von neuem die Schuhe à la Poulaine Mode werden, allein sie dauerte nicht lange.

Unter der Regierung Franz I. giengen in Ansehung der Bekleidung in Frankreich große Veränderungen vor. Dieses war auch die Epoke der Hüte und der Peruken, obgleich die

erstern seit langer Zeit bekant waren. Man glaubt, daß die eisernen Hüte, die im Kriege getragen wurden, zu diesem uns so gewöhnlichen Kleidungsstükke Anlaß gegeben haben. Unter Karl VI. trug man ihn blos, wenn man aufs Land gieng. Unter Karl VII. gehörte er schon zur Stadtkleidung, allein nur wenn es regnete. Unter Ludwig XI. aber wurde er bereits zu allen Zeiten getragen. In Ansehung der Peruken fing man zu Franz I. Zeiten an, Kappen mit Menschen- und Thierhaaren verbrämt, für Greise und Kahlköpfige zu verfertigen; allein die Epoke des allgemeinen Gebrauchs kann man im Jahr 1619 festsetzen. Ludwig XIII. hatte in seiner Jugend schöne und sehr lange Haare, daher denn diejenigen Hofleute, die dieses Vortheils beraubt waren, ihn dadurch zu ersetzen vermeinten, daß sie ihre eigne Haare mit falschen vermischten. Man flochte die Haare auch in einen Zopf, der bald auf die rechte, bald auf die linke Schulter hieng, und coeffure à la comete genannt wurde. Im dreyßigsten Jahr verlohr der König einen Theil seiner Haare, ein Verlust, den er scherzweise den langweiligen Reden zuschrieb, die er in seiner Jugend angehört hatte, und dem er durch künstliche Haare abzuhelfen suchte. Hiedurch kam die Perukenmacherkunst in Ansehn, die nachher zu solcher Höhe gestiegen ist.

Heinrich II. war der erste, der in Frankreich seidene Strümpfe trug; diese waren mit der Nadel verfertigt, denn die Weberstühle sind von viel neuerer Erfindung. Durch diese damalige Pracht wollte der König die Vermählung seiner Schwester Margaretha, mit Emanuel Philibert von Savoyen verherrlichen. Die erste Strumpfmanufaktur wurde 1656 auf dem Schlosse Madrid bey Paris errichtet. Hiebey ist sehr merkwürdig, daß die erste Maschine, deren man sich zu dieser sehr verwikkelten Arbeit bediente, fast so vollkommen aus den Händen des Erfinders gekommen ist, wie man sie jetzo siehet. Es ist noch unausgemacht, ob dieser sinnreiche Mann ein Engländer, oder ein Franzose gewesen ist.

Es

Es ist wohl nicht zu zweifeln, daß in den drey ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche die Geistlichen sich ihrer gewöhnlichen Kleidung beym Gottesdienst bedient haben. Sie hatten zu viel Ursache sich zu verbergen, als daß sie sich durch eine besondre Tracht hätten auszeichnen sollen. Was die Mönche betrift, so war ihr langer Habit mit dem Kapuz von jeher sowohl ihre Reise- als Chorkleidung. Der heilige Benedikt bestimmt weder die Farbe, noch die Art der Zeuge für seine Mönche, aber er verlangt, daß ein jeder zwo vollständige Anzüge haben soll, um sie wechselsweise zu tragen und zu waschen. Man muß bemerken, daß damals das Linnen noch nicht im Gebrauch war, als diese Regeln gemacht wurden, und daß alle Kleidungsstükke wollene waren. Die Kirchenversammlungen untersagten den Priestern bey schwerer Strafe kurze Kleider zu tragen, woran sich aber die neuern Abbées nicht gekehrt haben.

Der französische Adel, der ganz kriegerisch war, trug wegen der Helme die Haare kurz abgeschnitten, und zwar von Klovis an bis zur Zeit, da die Rüstungen abgelegt wurden. Ein solcher Hauptschmuck litte keine lange Haare. Die Weiber hingegen ließen sie wachsen; daher liest man oft in alten Romanen, daß wenn eine Frauensperson den Harnisch anlegte, und mit geschlossenem Helm fochte, zufälliger Weise aber dieser Helm abfiel, man sogleich ihr Geschlecht an den langen Haaren erkannte. Nur erst nachher, da der Adel und die Prinzen sich seltner wafneten und zu Felde zogen, fiengen einige unter ihnen an die Haare wachsen zu lassen, ein Beyspiel, dem viele ihrer Anhänger nachfolgten. Indessen wurde dieses damals wie ein verdammungswürdiger Luxus angesehn. Besonders schienen die Frisur, der Puder, die Pomade und Essenzen ausschweifend; man gewöhnte sich aber so sehr daran, daß im vorigen Jahrhundert während der ganzen Regierung Ludwigs XIV. es höchst unanständig war, unfrisirt bey Hofe zu erscheinen. Wer keine Haare hatte, trug Peruken, die in diesem Geschmack gekräuselt waren. Sie waren gewöhnlich lan-

frisirt und ungebunden, nur im Kriege, auf der Jagd, und auf dem Lande band man sie mit einem Bande fest, oder schloß sie in einen kleinen seidnen Beutel ein; dies ist der Ursprung der Haarbeutel. Im Anfang dieses Jahrhunderts fieng man an die lang gekräuselten Haare, die in Lokken über die Schultern hingen, und Ludwig XIV. eingeführt hatte, überdrüßig zu werden. Der erste Schritt, diese Tracht loß zu werden, war die Hinterhaare in zwo Theile abzusondern, und sie den Sommer über zusammen zu binden, im Winter aber ließ man sie wieder frey. Endlich bey der Thronbesteigung Ludwig XV. verschwanden vollends alle große Frisuren und Peruken. Die jungen Leute spotteten über die Thorheit ihrer Väter ungeheure Haarmaschinen auf dem Kopfe zu tragen, die zwey Pfund wogen, und mehr als 100 Thaler kosteten. Binette, Perukenmacher Ludwig XIV. rühmte sich, die Köpfe einer zahllosen Menge Unterthanen entblößt zu haben, um den Kopf des Monarchen zu bedekken.

Der französische Adel trug außer dem Helm allerhand Arten von Mützen; bald waren es Kappen, die unter dem Helm gelegt wurden, bald hohe Mützen, die gewöhnlich von Tuch und mit Pelzwerk aufgeschlagen waren. Die Form und Zierrathen dieser Mützen bezeichneten den Rang der Personen. Die Ritter trugen in Friedenszeiten zugespitzte Sammetmützen. Die Könige zierten gewöhnlich die ihrigen mit einem goldenen Blumenzirkel, den sie auch um ihre Hüte trugen, als diese in Gebrauch kamen. Dieses war ihre tägliche Krone. Der erste König, der einen Hut trug, war Karl VI. Unter Karl VII. und Ludwig XI. daurete diese Mode fort. Karl VIII. hielt seinen Einzug in Rom, mit einem Hut von Biberhaar mit Sammet gefuttert. Ludwig XI. suchte die Mütze wieder hervor, aber Franz I. setzte den Hut von neuem in seine Rechte ein, dessen Gebrauch auch ununterbrochen beybehalten worden ist.

Die Mäntel, die jetzo so sehr abgekommen sind, waren ehemals eine gewöhnliche Tracht. Die französischen Könige

zeigten

zeigten sich niemals öffentlich als in einem Mantel von Scharlach mit Hermelin gefüttert. Die alten Pairs von Frankreich trugen auch Mäntel mit ihrem Wapen geziert. Die Kleidung der Magistratspersonen, Advokaten, kurz, alle lange Kleidungen dieser Art, sind Ueberbleibsel dieser ehrwürdigen Mäntel. Unter dem heiligen Ludwig, und während der Regierung Philip des Schönen und seiner Kinder, trug man blos bey der Armee kurze Kleider, bey Hofe und in den Städten waren sie lang. Unter Philip von Valois wurden sie abermals kurz. Karl VII. der klein und übel gestaltet war, versuchte die langen Kleider wieder einzuführen, aber Ludwig XI., Karl VIII. und Ludwig XII. behielten die kurzen bey, die hernach nicht mehr verändert worden sind. Unter Heinrich II. und seinen Kindern wurden die Unterkleider so kurz getragen, daß sie kaum an den Gürtel reichten, daher die Mäntel nöthig waren. Man findet in den alten Romanen, daß, wenn die Ritter nach den Turnieren, in den Pallästen der Könige, oder den Schlössern der großen Herren ausruhen wollten, man ihnen gefütterte Mäntel umlegte. Die Ritter und andere Standespersonen trugen die ihrigen mit Spitzen, Bändern, und Gold- und silbernen Tressen besetzt.

Der Gebrauch, den Degen an der Seite zu tragen, hat der französische Adel schon von langer Zeit her als ein Ueberrest der alten Rüstung, und als ein Zeichen seines kriegerischen Ursprungs, das aber heut zu Tage ganz über alle Maaße gemißbraucht wird. Unter Ludwig XIV. trug man die Degen in breiten Bandoliers, die über die rechte Schulter hiengen, und oft sehr prächtig waren, sie wurden durch Epaulets auf der Achsel befestigt, die man beybehalten hat, und jetzo dem französischen Militär zur Zierde dienen.

Die Hosentracht hat auch viele Veränderungen erlitten. Unter Franz I. erreichten die Hosen noch nicht die Knie. Während der Regierung Karl IX. waren sie sehr aufgepuft, und hatten eine äußerst unanständige Form. Die Strümpfe

bedeckten den größten Theil der Lenden, und wurden durch Bänder von verschiedenen Farben befestigt. Unter Heinrich IV. und Ludwig XIII. wurden die Hosen sehr weit getragen, und zwar bis übers Knie, wo sie mit Bändern in zierlichen Schleifen zusammen gebunden waren, sie wurden von außen zugeknöpft, von den Hüften an bis herunter. Unter der Minderjährigkeit Ludwig XIV. dauerte diese Mode noch eine zeitlang, bis endlich die heutige Art Hosen eingeführt wurde. Bey dieser Gelegenheit ist noch anzumerken, daß man die seidne Strümpfe nur seit ungefähr 40 Jahren durchaus weiß trägt. Vor dieser Zeit trugen sowohl Kavaliere als Damen ihre Strümpfe von der nehmlichen Farbe als ihre Kleider. Militairpersonen trugen sie feuerfarb, und zierlich geputzte junge Frauenzimmer grün, mit rosenfarbenen Zwikkeln. Bey Bällen und Festivitäten trugen die Mannspersonen die ihrigen mit goldenen und silbernen Zwikkeln gestickt.

Die Uniformen sind nicht älter als das vorige Jahrhundert, denn vor Ludwig XIV. kannte man weder den Gebrauch noch den Nutzen derselben. Die verschiedenen Haufen, die das Heer ausmachten, folgten ihrer Fahne. Die Soldaten erkannten sich theils an der Form ihrer Rüstungen, theils auch an den Farben und Zeichen, die sie trugen. Der Ursprung der Wappen komt von den Kreuzzügen her; man nahm sie anfangs aus Noth an um sich zu erkennen. Die Ritter ließen die ihrigen auf ihre Schilde mahlen. Dieser Kriegsgebrauch wurde nachher auch im bürgerlichen Leben eingeführt. Von der Regierung des heiligen Ludwigs bis zu Karl VII. trugen die Kavaliere und Damen auf ihren Kleidern ihre Wappen entweder gemahlt oder gestickt.

Während den 9 ersten Jahrhunderten der französischen Monarchie, nämlich von der Ankunft Klovis in Gallien bis zur Regierung Philip Augusts, findet man in den Geschichtschreibern wenig über die Moden. So viel sieht man, daß die Damen dieser Zeit einige Kleidungsstükke von den römischen

Damen

Damen angenommen hatten. Im zwölften Jahrhundert trug das französische Frauenzimmer einen großen Schleyer, der ihnen den Kopf und die Schultern bedeckte, so daß man nur einen kleinen Theil ihrer Haare sehen konnte. Die Königinnen und Prinzeßinnen trugen auf diesem Schleyer eine Krone oder Art von Diadem. Die Wittwen trugen überdem noch eine Binde, die ihnen die Stirne, den Hals und die Brust bedeckte, ungefähr so wie die heutigen Nonnen tragen. Bey den Mädchen aber war Hals, Gesicht und Haare freyer. Unter Philip dem Schönen und dessen Kindern war der Kopfputz der Damen schon sehr verändert. Man siehet noch in einem Denkmal des Jahres 1326, die Abbildung der Isabelle von Frankreich, Königin von England, mit einem Hauptschmuck in der Gestalt eines Zukkerhuts von erstaunlicher Größe, an dessen Spitze ein Schleyer von sehr feinem Flor hängt. Unter dieser Mütze sind ihre Haare verborgen, der Hals aber und ein Theil der Brust sind entblößt. Von den Damen aus ihrem Gefolge haben einige auch spitzige Mützen, die unter dem Kinn befestiget sind, andre haben Federbüsche auf dem Kopf.

Der Kopfputz, den die Gemahlin König Karl V. (nach dem Bildniß zu urtheilen, das noch von ihr vorhanden ist) im Jahr 1364 trug, war von einer überaus seltsamen Gestalt, woran aber sehr füglich Geschmeide angebracht werden konnte. Auch die Prinzeßinnen ihre Töchter sind mit kurzen, aber blossen und mit Blumenkränzen gezierten Haaren vorgestellt. Bald nachher wurden sehr sonderbare Kopfaufsätze Mode. Einige waren in der Form eines Herzens, andre hatten Hörner, noch andre dienten zur Grundlage umgefaltete Leinwand in allerhand Form darauf zu bauen. Charlotte von Savoyen, Gemahlin Ludwig XI. ließ ihre Haare in verschiedene Zöpfe binden, die bis ins Genick herabfielen, hernach aber auf dem Kopf wieder zurückgeschlagen wurden. Während dieser Regierung kam die Mode auf, ungeheuer große Mützen zu tragen, weshalb die Thüren in den Palläſten, die man kurz zuvor

wegen dem Kopfputz der Damen erweitert hatte, von neuem erhöhet werden mußten. Nach dieser Zeit wurden sie nach und nach wieder niedrig, so daß im Anfang des sechszehnten Jahrhunderts dieses ganze Kopfgebäude verschwunden war. Die Königin Anna von Bretagne hat in ihrem Bildniß nichts auf dem Kopf, als eine Art von Kapuz mit Perlen und Edelsteinen besetzt, dessen beyde Seiten auf die Schultern herabhängen, oder unterm Kinn mit einer Schnur von kostbaren Steinen befestigt ist. Unter Franz I. fiengen die Damen an sich zu frisiren; über ihre Haare trugen sie eine Art von Calotte, oder Beutel auf spanische Art. Der Hof Heinrich II. war noch glänzender durch den großen Zufluß der Italiäner, die der Katharina von Medicis nach Frankreich folgten. Die Portraits der damaligen Zeit beweisen, daß man schon weiter in der Frisirkunst gekommen war; die Haare der Damen sind in kleinen Lokken auf beyden Seiten des Kopfs geordnet, oder auch von einem Ohr zum andern belockt. Von Heinrich III. an, bis zu Ludwig XV. wurden die Lokken mit Perlen und Edelsteinen durchflochten.

Ein langes Gewand, das bis auf die Hosen reichte, die Brust bedeckte, bis an die Handgelenke gieng, und mit einem Gürtel befestigt wurde, war lange Zeit die Kleidung der französischen Damen. Die Königinnen und Prinzeßinnen fügten noch einen langen mit Hermelin gefülterten Mantel hinzu. Dieses Gewand wurde von Männern und Weibern getragen. Es ist bereits oben erwähnt worden, daß Damen von hohem Stande auf den Kleidern ihr Wapen trugen. Die Verheirateten hatten deren doppelte, sowohl ihre eigne als ihrer Männer ihre, die Wittwen thaten oft über ihre Wapengewänder ein weisses Skapulier mit schwarzen Thränen besäet, welches sie nicht eher ablegten, als wenn sie sich wieder verheirateten. Außerdem trugen diese Wittwen auch anstatt des Gürtels einen Strick mit großen Knoten, wie die Franziskanernonnen; die Gürtel der Verehlichten aber waren reich mit Gold und Edelsteinen besetzt.

Im

Im funfzehnten Jahrhundert waren diese Wapenkleider schon abgeschaft; die Damen fiengen an ihren Hals und einen Theil ihrer Brust zu entblößen; sie zierten sich mit Halsbändern und Ohrgehenken von Perlen und Diamanten; sie trugen Schnürbrüste, die sehr zierlich die Taille bezeichneten, und aufgeschlagene Mäntel; aber die Aermel giengen noch immer bis zum Handgelenke, und die Unterrökke waren so lang, daß es unmöglich war, das geringste von den Füßen zu sehn.

Sowohl durch die italiänischen Kriege als durch die Mutter Ludwig XII. die eine Italiänerin war, wurden die italiänischen Moden in Frankreich eingeführt, wodurch denn die Arme entblößt und die Unterrökke kürzer wurden. Da Franz I. und Karl IX. sich mit Prinzeßinnen aus dem Hause Oesterreich vermählet hatten, verdrängten die spanischen Moden die italiänischen, oder vermischten sich mit einander. Damals entstanden die Vertugaden, die unsern Reifrökken zum Muster gedient haben, die Halskrausen, wie auch die aufgeschnittenen und zerstückten Aermel und Kleider. Montagne berichtet uns, daß die Weiber seiner Zeit sich kleiner Hölzer bedienten, ihre Seiten zusammen zu pressen, und sich dadurch eine feine Taille zu geben. Er fügt hinzu, daß der Leib so sehr durch diese Maschinen gedrückt wurde, daß das Fleisch an diesen Theilen so hart und unempfindlich ward, wie die groben Hände der Arbeitsleute. Ehe die Damen hieran gewöhnt wurden, stunden sie Folterschmerzen aus, sie litten es aber geduldig, weil die Mode es verlangte.

Unter Ludwig XIII. wurden die großen Vertugaden größtentheils abgeschaft; ihre Kleider waren gewöhnlich von Sammet oder Atlaß, unter welchen sie Unterrökke von reichen Zeugen trugen, die noch überdem gestickt waren. Die Aermel waren aufgepuft, und mit Bändern in Reifen gebunden. Es ist wahrscheinlich, daß um diese Zeit die mit reichen Steinen besetzte Kreuze ein Modeartikel der Damen wurden; auch die Rosenkränze wurden damit reichlich besetzt, imgleichen wa-

ren die Gebetbücher in kostbaren Zeugen eingebunden, und mit goldnen Klammern versehn. Diese Gebetbücher fuhren noch lange nach Erfindung der Buchdrukkerey fort geschrieben zu seyn, sie wurden mit Miniaturgemählden, Zeichnungen und illuminirten Kupferstichen geziert. Sie gehörten gewöhnlich zu den Hochzeitgeschenken, auch waren darauf die Wapen, Namenszüge und Devisen der Eheleute angebracht. Zur Mode dieser Zeit gehörte auch sich der Fächer von Federn zu bedienen, imgleichen Geldbeutel und reiche Etuis an einer goldenen Kette auf der Seite hängend zu haben.

Es waren ohnstreitig die Römer, die in Gallien den Geschmack an Kleinodien einführten, sie waren daselbst anfangs ziemlich selten, nachdem aber die Nordischen Völker Rom geplündert hatten, so wurden die Reichthümer des Reichs bald in alle Provinzen zerstreuet, wo sich diese Barbaren festsetzten. Die Perlen wurden schon in den ersten Zeiten der Monarchie zu den königlichen Kronen gebraucht, imgleichen dienten sie den Hals und die Ohren der vornehmen Damen zu schmükken. Nach den Kreuzzügen wurden sie etwas gemeiner, allein die Hauptvermehrung geschah, nachdem die Portugiesen den neuen Weg nach Ostindien ausgefunden hatten. Unter Ludwig XIV. fieng man an sie gut nachzumachen, und diese Manufaktur wurde so sehr vervollkommnet, daß man bald die ächten für die unächten verlies. Ueberdem ward man gewahr, daß die Art von Schmuck der Schönheit der Damen weniger vortheilhaft war, als die Diamanten. Dieser Stein hat beständig den ersten Rang unter allen Edelsteinen gehabt; indessen wußten ihn die Alten beyweitem nicht so wie wir zu nutzen. Man siehet deren noch an den Prunkgefäßen, die noch von den ersten französischen Königen vorhanden sind, imgleichen von den Reliquien und Einfassungen; sie haben aber keinen Glanz, und sehen wie Krystal de Roche aus. Die Kunst sie zu schneiden ist erst seit dreyhundert Jahren bekannt, und es sind kaum 100, daß die Kunst sie zu brillantiren erfunden ist. Erst unter der Regie-

rung

rung Karl VII. fiengen die Damen an sich mit Diamanten zu schmükken. Man schreibt der Agnes Sorel die Ehre zu, sie zuerst eingeführt zu haben. Unter Ludwig XI. wurden sie vernachläßigt. Die Königin Anna von Bretagne schien sie zu verachten, aber unter Franz I. kamen sie wieder empor. Die Herzogin von Etampes, Maitresse dieses Monarchen, erhielt vom Kaiser Karl V. einen sehr schönen Diamant zum Geschenk. Unter der Katharina von Medicis wurden sie unter den vornehmsten Damen noch mehr Mode, und man brauchte sie auf allerhand Art in den Haaren, in den Ohren, zu Hals- und Armbändern, zu Schleifen, und endlich zu Ringen.

Von den Römern lernte man die geschnittenen Steine zu Pettschaften zu brauchen. Die Antiken dieser Art kamen durch die Plünderungen von Rom und Griechenland nach Frankreich, wo man die alten Reliquienkasten noch damit geziert siehet. Ehemals trugen die Damen an ihrem Gürtel Beutel von Sammet und andern kostbaren Zeugen, die mit massiven Goldarbeiten geziert waren, und in der alten Sprache Almosenbehältnisse (Aumônieres) genannt wurden. Die Könige, Fürsten und Ritter trugen deren auch; diejenigen, die Personen von niederm Stande an der Seite hängen hatten, führten einen andern Namen, und dienten statt den Taschen, die noch nicht erfunden worden waren. Der Ursprung der Taschenuhren ist nicht sehr alt, denn man findet in der Geschichte Kaiser Karl V. daß man diesen Monarchen eine Uhr, als eine sehr sonderbare Sache zum Geschenk machte. Erst gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts fiengen die Damen an Uhren am Gürtel zu tragen. Die Kunst vortrefliche Taschenuhren zu machen, lernten die Franzosen von einem Engländer, Namens Sully, der sich während der Minderjährigkeit Ludwig XV. in Paris etablirte.

Die Tobaksdosen sind von späterer Erfindung als die Uhren; nur im letzten Jahrhundert fiengen die Menschen zuerst an, sich des Schnupftobaks zu bedienen. Es war im Jahr

1520. Da die Spanier die Tobakspflanze in Jacatan einer Provinz der Terra Ferma fanden, von da dieſelbe nach St. Domingo, Maryland, Braſilien, und Europa verpflanzt worden iſt. Jean Nicot brachte 1560 dieſe Pflanze aus Portugal nach Frankreich, und überreichte ſie der Königin Katharina von Medicis, daher nennte man ſie Nicotiana. Verſchiedene Perſonen verſuchten ſie zu kauen, zu rauchen, und endlich zu pulveriſiren, wodurch ein entſetzlicher Krieg unter den Aerzten entſtand. Man ſchrieb zahlloſe Bände für und wider den Gebrauch; dennoch erhielt ſich dieſe Pflanze troſs aller Angriffe, und breitete ſich unter alle Nationen von Amerika bis nach Japan aus. Eine Feuersbrunſt die 1950 einen Theil von Moſkau einäſcherte, wo die Häuſer faſt alle von Holz waren, und durch die Unachtſamkeit eines Tabaksrauchers entſtanden war, verurſachte, daſs der Czar Michael Federowiſs, Groſsvater Peter des Groſsen, den Tobak in ſeinen Staaten weder zu brauchen noch einzubringen bey Knutenſtrafe verbot. Der Türkiſche Sultan, Amurath IV. und Schach Abas, Kaiſer von Perſien, hatten kurz zuvor daſſelbe Verboth in ihren Staaten ergehen laſſen. In Frankreich war die Regierung nicht ſo grauſam. Man begnügte ſich 1629 eine Auflage von 30 Sols auf das Pfund Tobak zu legen, wodurch er bey dem Volk bekannter wurde. Was ihn aber beſonders empor brachte, war die Erfindung der Doſen. Die erſte Form derſelben war kugelförmig, und hatte eine kleine Röhre, wodurch man den Tobak auf den äuſsern Theil der linken Hand ſchüttete; hernach kamen die ſilbernen und goldenen Doſen, die gravirten, eingelegten, emaillirten, u. ſ. w. unter allen Arten von Formen, mit reichen Steinen beſetzt und Gemählden geziert. Mancher würde den Tobak verabſcheuet haben, der den Gebrauch ſich blos darum eigen gemacht hat, um in Geſellſchaften ein ſchönes Galanterieſtück zu zeigen. Bey den franzöſiſchen Damen aber fängt dieſe Mode an ſehr abzunehmen.

Die Stökke, die zu allen Zeiten von alten und ſchwächlichen Leuten gebraucht wurden, fiengen im vorigen Jahrhundert an,

an, als eine Zierde getragen zu werden. Indessen bedienten sich die Damen schon im Eilften Jahrhundert der Stökke, die anstatt des Knopfes einen gedrechselten Kopf eines Vogels, oder sonst eines Thieres hatten. Die Fächer waren ehmals weder zusammengelegt, noch hatten sie die Form der unsrigen, sie waren gewöhnlich mit Federn geziert, wie man noch in alten Gemählden sieht.

Der Luxus, der zu allen Zeiten in Frankreich herrschte, hat eine Menge Prachtgesetze veranlaßt. Das erste dieser Art ist von Karl dem Großen. Da dieser Monarch das erstemal nach Italien zog, brachten seine siegreichen Truppen aus diesem Lande den Geschmack an der Kleiderpracht mit sich, und breiteten ihn unter der Nation aus. Man sahe bald nichts anders als seidne Kleider mit dem kostbarsten Pelzwerk geziert, daß die Venetianer aus dem Orient brachten. Der Kaiser, ein Feind aller Pracht, schwieg anfangs dazu stille, und glaubte seine Unterthanen durch sein Beispiel wieder zur Simplizität zurückzuführen, da er aber anstatt der gehoften Verringerung die Vermehrung des Uebels gewahr wurde, so bediente er sich der Gewalt die fernern Progressen desselben zu hemmen. Es ergieng daher eine Verordnung, daß niemand das beste doppelte Unterkleid höher als mit zwanzig Sols bezahlen sollte; der Preis des einfachen war zehn Sols, und die übrigen verhältnißweise; das beste Oberkleid mit Marder oder Fisch-Otterhäuten gefüttert war auf dreißig Sols, und ein mit Katzenfellen gefüttertes auf zehn Sols festgesetzt. Wer diese Bestimmung überstieg, mußte eine Geldbüße von vierzig Sols an den König, und zwanzig an den Angeber erlegen. Wobey zu wissen dient, daß damals der Sol soviel als sechs und vierzig der heutigen betrug.

Ludwig der Gütige machte auch Prachtgesetze für die Geistlichen und Soldaten. Beyden wurde verboten seidene Kleider, wie auch goldne und silberne Zierrathen zu tragen. Besonders wurde den gemeinen Geistlichen die Ringe mit kostbaren

Steinen

Steinen untersagt, und blos Prälaten erlaubt; imgleichen wurden alle mit Gold und Steinen gezierte Gürtel, Schuhe und Messer, wie auch vergoldete Zäume an den Pferden und Maulesseln, allen Geistlichen verboten, und dieses blos vornehmen Militairpersonen und Rittern bewilligt. Von vorbesagter Regierung an bis zu Ludwig dem Heiligen findet man keine neue Prachtgesetze. Selbst Ludwig machte eigentlich deren keine; er war für seine Person sehr mäßig, aber es gab zu seiner Zeit Männer und Weiber, die sehr ausschweifend in ihrem Putze waren, diese wurden von dem König nur mit Sanftmuth getadelt. „Ein Mann pflegte er zu sagen, muß sauber gekleidet seyn, „wäre es auch nur seiner Frau zu gefallen; er muß so in seinen „Kleidern gehen, daß die vernünftigen Leute nicht sagen kön„nen, daß er zuviel, noch die jungen Leute, daß er zu wenig „thue."

Philip der Schöne sein Enkel, begnügte sich nicht mit blossen Worten, sondern machte strenge Gesetze gegen den Luxus. Im Jahr 1294 wurde gegen die Kleidertracht eine große Verordnung bekannt gemacht. „Es wurde den Bürgern verboten, „weder Grauwerk noch Hermeline zu tragen; keine Zierrathen „von Gold und Edelsteinen zu haben; auch den Weibern wur„den die goldenen und silbernen Kronen untersagt. Kein Geist„licher, der nicht Prälat war, oder sonst eine Würde hatte, „durfte kostbares Pelzwerk tragen, außer zur Bedekkung seines „Kopfes. Die Herzoge, Grafen und Barone von 6000 Li„vres Einkünfte, wie auch die Ritter durften allein jährlich „vier Kleider haben, ihre Stallmeister und Knappen aber nur „zwo. Dieses galt auch von den Prälaten und ihren Almose„nieren, Sekretairs und Assistenten. Wer 3000 Livres Ein„künfte besaß, hatte die Erlaubniß zu drey Kleidern jährlich, „wer 2000 hatte zu zwey, und so verhältnißweise. Jungen „Leuten und unverheyratheten Frauenzimmern wurde nur ein „Kleid erlaubt, auch wenn letztere verheyrathet waren, muß„ten sie wenigstens 2000 Livres Renten haben, um mehr als „ein Kleid tragen zu dürfen. Der Preis der Zeuge wurde fest„gesetzt.

„gesetzt; für die vornehmsten Herren und Damen, fünf und „zwanzig Sols die Pariser Elle, für den niedern Adel achtzehn „Sols, für den Stallmeister und Knappen sechs bis Sieben „Sols; für die angesehensten Bürger funfzehn bis sechszehn, „und für die geringern zehn Sols; für ihre Weiber nur zwölf „Sols u. s. w. Auf die Uebertretung dieser Verordnungen wur„den starke Geldstrafen gesetzt.“ Der Sol der damaligen Zeit galt zwölf der jetzigen, und der Livre ungefähr zwölf der heutigen. Dieses Prachtgesetz aber wurde weder lange Zeit, noch genau beobachtet.

Karl VII. nachdem er die Engländer aus Frankreich vertrieben hatte, machte auch dergleichen Gesetze, die ebenfalls wenig befolgt wurden. Obgleich Ludwig IX. immer sehr schlecht gekleidet gieng, so liebte man doch die Pracht unter seiner Regierung. Diesem Uebel wollte Karl VII. dadurch abhelfen, daß er alle reiche Stoffe in seinem ganzen Königreich verbot; die seidne Zeuge waren bloß dem vornehmsten Adel erlaubt. Ein Gesetz wodurch die Tuchmanufakturen in Languedok sehr empor kamen. Der gute König Ludwig XII. lies den Luxus unangetastet, obgleich er und Anna von Bretagne das Beyspiel zur Simplicität gaben. Franz I. aber, der anfangs die Pracht begünstigt hatte, war gezwungen, dem großen Mißbrauch Einhalt zu thun. Er machte ein Gesetz, wodurch allen Unterthanen selbst den Prinzen verboten wurde sich in Gold oder Silberstoff zu kleiden, keine reiche Stikkerey zu tragen, auch kein Pferdegeschirr mit Gold und Silber zu zieren bey 1000 Sols Strafe, die jetzo 7 bis 8000 Livres betragen würden. Von diesem Gesetz war bloß die Königliche Familie ausgenommen. Es wurde aber sehr durch die Erlaubniß geschwächt, die den Kavaliers und Damen ertheilt wurde, ihre prächtigen Kleider abzutragen. Unter diesem Vorwand blieb es beym alten, bis sich eine Gelegenheit ereignete, wo der Luxus seine völlige Gewalt wieder erlangte. Dieses war die Zusammenkunft Franz I. und Heinrich VIII. Königs von England zwische Guignes und Calais, wo beyde Könige sich einige Tage lang mit unsäglicher

cher Pracht einander Feste gaben, daher auch dieses Feld das goldene Lager genannt wurde. Der Wunsch des Königs von Frankreich sich daselbst in seinem ganzen Glanz zu zeigen, verursachte, daß ein jeder, bis auf die geringsten Hofbedienten, Gefahr lief, sich durch einen ausschweifenden Aufwand zu ruiniren. „Auf eine solche Art, sagt Du Bellai, daß viele ihre „Mühlen, Waldungen und Wiesen auf ihren Schultern trugen".

Heinrich II. und seine Maitresse hatten auch einen Hang zur Pracht, man bewieß aber dem Könige durch Gründe, daß der Luxus dem Staat schädlich sey, daher er ihn 1549 durch ein neues Gesetz mässigte. Da die Stände zu Orleans 1560 versammlet waren, entwarf man vortreffliche Gesetze über allerhand Gegenstände, wovon aber sehr wenige wegen den darauf folgenden bürgerlichen Kriegen ausgeführt wurden. Der berühmte Kanzler de l'Hopital ließ 1565 ein Gesetz gegen die Vertugaden ergehn, eine Mode, die von den Spanischen Damen herkam, und die Französischen bis zur Leidenschaft liebten; auch verboth er mit silbernen Agrafen, und überhaupt mit Goldschmidtsarbeit die Kleider und Gürtel zu zieren. Alle diese Gesetze aber hatten keinen Bestand. Sogar noch in dem nehmlichen Jahre wurden die Vertugaden den Damen von Toulouse wieder erlaubt. Karl IX. machte auch Prachtgesetze 1567 und 1573; imgleichen Heinrich III. 1583, die so wenig wie alle vorigen befolgt wurden.

Heinrich IV. konnte sich mit diesem Gegenstand nicht eher beschäftigen, als bis die Ruhe in seinem Königreich wieder hergestellt und sein Thron befestigt war. Dieses war 1604. Allein geleitet durch die Rathschläge des weisen Sully, sah er sich wohl vor seinen Unterthanen irgend etwas zu verbieten, das in Frankreich fabricirt wurde. Er gab alle Aufmunterung zum Seidenbau und zu allen Manufakturen die sich der französischen Seide bedienten; nur die fremden Zeuge wurden strenge verboten, so wie alle auswärtige Produkte, die zum Luxus gehörten, als Spitzen, Perlen, Diamanten u. s. w. In diesem

ſem Edikt, das 1604 bekannt gemacht wurde, erklärte der König, daß dieſes Verboth nur die rechtſchaffenen Leute beyderley Geſchlechts angienge, daß er aber den Huren und Spitzbuben die Freyheit ließ, ſich nach Gefallen zu kleiden.

Unter Ludwig XIII. beſtrebte man ſich der Pracht in Kutſchen Einhalt zu thun, die damals ganz vergoldet waren, wodurch groſse Summen verſchwendet wurden. Dieſer Luxus wurde aufs ſtrengſte unterſagt, allein ohne Erfolg. Indeſſen ſieht man noch heut zu Tage die Beobachtung dieſes Geſetzes bey groſsen Zeremonien an den Kutſchen des Kanzlers und andern groſsen Magiſtratsperſonen, die alsdenn in ganz ſchwarzen geglätteten Wagen fahren, woran nicht der geringſte Zierrath zu ſehen iſt. Der Gebrauch der Miethkutſchen wurde erſt 1650 und die Fiakres 1637 eingeführt. Nach dem Tode Heinrich VI. verboth Maria von Medicis alle Stikkereyen, Treſſen, auf Kleidern und Hüten, imgleichen alle Degen und Stockbänder.

Im Jahr 1625 gab das Parlament zu Dijon ein ſonderbares Geſetz, worinn auſſer der Kleiderordnung, die Wapen und Titel des Adels wie auch die Titel aller andern Perſonen beyderley Geſchlechts feſtgeſetzt wurden. In dieſem Geſetz wird allen Edelleuten, die nicht wirkliche Marquiſate, Grafſchaften und Baronien beſitzen, verboten, den Titel Meſsire und ihren Weibern den Titel Dame anzunehmen. Niemand ſoll ſich einen Edelmann nennen oder Wapen führen, der ſeinen Adel nicht gehörig beweiſen kann. Es ſoll ſich niemand unterſtehen, die Weiber oder Wittwen der Kaufleute, Prokurators, Notarien und Gerichtsdiener Demoiſelle zu nennen; auch wird gedachten Kaufleuten, Prokuratoren u. ſ. w. verboten, zu erlauben, daß die ihrigen ſo betitelt werden, und zwar bey 100 Livres Strafe das erſte, und 300 Livres das zweytemahl.

Durch die Bemühungen des groſsen Kolberts wurden nachher alle Arten von Manufakturen in Frankreich vervielfältigt und in Flor gebracht, die Prachtgeſetze wurden abgeſchaft, oder blieben unbeobachtet, denn man nahm den Grundſatz in Frankreich an, daß man daſelbſt den Luxus leiten, aber nicht unterdrükken müſſe.

V.

Schubart. Ein Beytrag zur Litterär-Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts.

Es ist eine längst erwiesene Sache, daß keine Nation so wie die Deutsche sich um andre Völker bekümmert. Ohne von großen Männern zu reden, so zeigt sich kaum in irgend einem Winkel von Europa ein merkwürdiger Mann, in welchem Fach es auch immer seyn mag, und gleich bemühen sich die Deutschen sein Verdienst auf das genaueste zu untersuchen. Es ist daher zu bewundern, daß Schubart, ein Mann, der in vielem Betracht merkwürdig war, seinen Nordischen Landsleuten gewissermaßen unbekannt geblieben ist, währender Zeit sein Lob im südlichen Deutschlande auf allen Zungen war, und er auf diesen Theil unsers Vaterlandes mehr wirkte, als man selbst von irgend einem unsrer großen Schriftsteller sagen kann. Leute in Schwaben, Bayern, Tyrol, am Rhein, u. s. w., die nie weder Bücher noch Zeitungen gelesen hatten, lasen seine deutsche Chronik, ja verschlungen sie, lernten sie auswendig, und machten sich die darinn enthaltenen Grundsätze eigen. Da er den Patriotismus unaufhörlich predigte, ihn durch allerhand Beyspiele einflößte, und in Versen besang, so fieng diese bey den Deutschen so seltene Tugend eben an, in diesen Ländern Wurzel zu fassen; man fieng an toleranter zu denken, und überhaupt sich aufzuklären, als er dem Publiko durch die Phantasie eines Fürsten entrissen, und alles Gute wieder vernichtet wurde.

Schubart war ganz für die Tonkunst gemacht, in welcher er sich unter dem großen Jomelli in Ludwigsburg so vervollkommnete, daß er selbst in Manheim, wo vor zehn Jahren das beste Orchester in Europa war, bewundert wurde. Der Kurfürst selbst, ein starker Tonkünstler, erklärte öffentlich, nie seines gleichen auf dem Klavier gehört zu haben. Er hatte auch

Hofnung

Hofnung Vorleser bey diesem großen Fürsten zu werden, allein wahrscheinlich wurde dieselbe durch seine schlechten Sitten vereitelt. Diese waren von der gemeinsten pöbelhaftesten Art, ohne welche er auch am Baadenschen Hofe in Karlsruhe Kapelmeister geworden wäre. Es ist zu bewundern, daß ein Mann, der so viel warmes Gefühl fürs Schöne hatte, sich so ungemein niedrig betragen konnte. Zu diesen schlechten Sitten kam sein noch unedlerer Karakter, wodurch alle seine Laster ins helleste Licht gesetzt wurden. Er betrunk sich täglich, zankte sich mit jedermann, lästerte die christliche Religion allenthalben, ja selbst in öffentlichen Häusern, und belohnte alle seine Wohlthäter mit dem schändlichsten Undank. Dieses widerfuhr auch dem Grafen von Morawitzky, dem gelehrtesten Kavalier in Bayern, einem Mann, der bey den ausgebreitesten Kenntnissen das edelste Herz besitzt, ein warmer Patriot, und eine wahre Zierde des Bayrischen Hofes ist. Er hatte Schubarten mit Wohlthaten aller Arten überhäuft, und wurde dafür in seiner gewöhnlichen Münze bezahlt. Ein solches Betragen verringerte seine Gönner, verscheuchte seine Freunde, und vermehrte seine Feinde.

Schubart hatte schon Todesgesänge, Oden und andre kleine Broschüren geschrieben, als er 1774 seine deutsche Chronik zu schreiben anfieng. Dieses war eine litterarisch-politische Zeitung, worinn er seine Talente entwikkeln konnte, und die auch wirklich einzig in ihrer Art war. Die große Sprachkenntniß des Verfassers diente ihm in diesem Journal den wahren Volkston zu treffen; auch verstanden ihn die Schwäbischen Bauren vollkommen, die seine Chronik mit sich aufs Feld nahmen, und sich an seiner Laune ergötzten. Diese und eine blühende Phantasie hielten den geübten Leser für die unzähligen Fehler schadlos, die man sowohl im politischen als litterarischen Fach auf allen Blättern antraf. Dennoch muß man gestehn, daß er eine ungemeine Belesenheit besaß; allein zu dem großen Plan sich über alle menschliche Kenntnisse in seinem Werk auszubreiten, reichten seine Fähigkeiten nicht, auch war ihm sein

Gedächtniß oft untreu, daher seine falschen und oft zu dreisten Urtheile.

So unbesonnen und ausschweifend Schubart auch in seinen Gesprächen war, so behutsam war er in seiner Chronik, worinn man keine Spur von seiner Irreligion sieht. Zahlreiche Feinde lauerten nur auf die geringste Aeusserung dieser Art. Besonders war der Exjesuit Märtz, ein rüstiger Schriftsteller, der schon durch eine Streitigkeit mit den Verfassern der Allgemeinen deutschen Bibliothek bekannt ist, besonders wachsam über diesen Punkt, allein der Annalist gab keine Blößen. Da aber endlich die berüchtigten Gasnerschen Wunderkuren alles in Bewegung setzten, so war Schubart gezwungen, als Chronikschreiber von dieser Farçe Nachricht zu geben, und als Philosoph sie zu rügen. Hiedurch entstand ein Federkrieg zwischen ihm und vorbemeldeten März, den die Anhänger beyder Partheyen mit großer Lebhaftigkeit fortsetzten, und der die Hauptursache war, daß Schubart Augsburg verlaßen mußte.

Schubart hatte schon Vorlesungen über die Musik gehalten, als er auf den Gedanken verfiel in Augsburg auch Vorlesungen über die Meßiade anzustellen. Sein Enthusiasmus für dieses Gedicht, das er das größte Produkt einer Menschenseele nannte, war ohne Gränzen. Ein Arzt in der kleinen schwäbischen Stadt Munderkingen, der ein großer Verehrer seiner Chronik war, wurde durch das wiederholte außerordentliche Lob auf dieses Gedicht begierig gemacht, er wandte sich daher an Schubart ohne ihn zu kennen, mit Bitte ihm die beste Edition dieses von ihm so gepriesenen Werks zu verschaffen. Der Arzt erhielt sie nebst folgendem Gedichte, das als eine Probe der poetischen Talente dieses unglücklichen Annalisten dienen kann;

Willst du dich auf gen Himmel schwingen
und hören, wie die Engel singen,
und hören, wie Jehovah spricht:
so lies dies göttliche Gedicht!

Willst

Willst du dich in die Hölle wagen
und hören, wie Satane klagen,
gedrukt vom furchtbarsten Gericht;
so lies dies schreckliche Gedicht!

Willst du Gefühle, die dich ehren,
in deiner deutschen Brust ernähren,
dich stärken zu Beruf und Pflicht:
so lies dies menschliche Gedicht!

Willst du in süssen Phantasien
voll Ahndung jenes Lebens glühen,
und wünschen, daß dein Auge bricht;
so lies dies himmlische Gedicht!

Da Schubart vortrefflich deklamirte, so fehlte es ihm nicht an Zuhörern bey seinen Vorlesungen. Er analysirte die Messiade, und entwikkelte alle Schönheiten dieses unsterblichen Werks; da nun hiebey die heilige Geschichte nothwendig berühret werden mußte, so legte man dieses für Religionslehren aus, maaß ihm konvertirende Absichten bey, u. s. w. Genung Schubart mußte Augsburg verlassen, und gieng nach Ulm. Hier setzte er seine Chronik fort, und lebte ruhig, bis er das Unglück hatte dem Herzog von Würtemberg zu mißfallen. Es wurde daher ein Plan gemacht, ihn aufs Würtembergsche Territorium zu lokken, wovon bekanntlich viele Dörfer nahe bey Ulm liegen. Ein Amtmann unternahm diesen Judasstreich auszuführen; er kam nach der Stadt, machte mit Schubart Freundschaft, und bath ihn zu sich, wobey er ihm die Gesellschaft einiger Gelehrten und guten Wein versprach. Dieser letzte Artikel hatte für den unglüklichen Mann immer etwas so anziehendes, daß er alles darüber vergaß. Er versprach zu kommen, hielt Wort, und ward sogleich festgenommen und nach dem Schloß Asperg gebracht. Dies geschahe den 23sten Januar 1777. Der Vorfall erregte eine allgemeine Verwunderung, da Schubart nicht allein beständig ehrerbietig von diesem Fürsten gesprochen, sondern ihn oft in den Wolken erhoben hatte. Die geringste seiner Anstalten wurde in der Chronik mit dichteri-

schen Farben geschmükt, und der Welt bekannt gemacht. Die Verdienste bekannter und unbekannter Stuttgardschen Gelehrten und Künstler wurden weniger darinn entwikkelt, als laut gepriesen. Kurz, wenn Schubart von dem Würtembergschen Lande zum Lobredner gedungen worden wäre, so hätte er den Posaunenton nicht höher stimmen können. Man versichert, daß der Herzog diesen Schritt auf wiederholtes Anrathen des Kaiserlichen Generals, Baron von R * * * gethan habe, der als ein alter Hofmann, und an die ehmals Spanische Etiquette des Wiener Hofs gewöhnt, verschiedenes in bemelden Journal mißbilligen mußte. Z. B. man fand darinn nicht Ausdrükke von dieser Art: Sr. . . . haben allergnädigst geruhet, sich in die . . . Kirche zu begeben, u. s. w. Die man zur Schande unsrer Nation noch oft heut zu Tage liest.

So sehr auch das Unglück dieses Mannes bedauret wurde, so wurde doch nichts zu seinem Vortheil unternommen; nicht einmal eine simple Fürbitte, die doch nichts kostet. Die Stadt Ulm, wo er wohnte, und der er Ehre und Vortheile brachte, regte sich nicht. Der verehrungswürdige Kurfürst von der Pfalz, der, wenn er gleich Schubart nicht zu seinem Vorleser haben wollte, dennoch seine Chronik gerne las, und sie sich auf seiner italienischen Reise sogar nach Rom schikken ließ, würdigte nicht sich für den Gefangenen zu verwenden. Das geringste Vorwort eines so großen Fürsten wäre die Loosung zu seiner Freyheit gewesen. Sie hätte ihm können unter Bedindungen bewilligt werden, wobey er hätte fortfahren können seine Talente zum gemeinen Besten anzuwenden.

Unter andern hatte Schubart auch noch kurz vor seinem Verhaft Maaßregeln genommen, das vortreffliche Requiem des Jomelli mit einem deutschen Text in Winterthur drukken zu laßen.

Es ist oben eine Probe der Schubartschen Muse gegeben worden. Hiebey erfolgen einige Fragmente seiner Prosa, die

die die schriftstellerischen Verdienste dieses Mannes darstellen werden. Am Ende des 1774sten Jahres wähnt der Annalist eine Vision zu haben.

„Chronos, ich war in deinem Tempel. Hoch, stark „maurischt, alternd, majestätisch war er. Die Jahre und „Monate, diese Töchter der Zeit, standen um den Altar, und „sangen dem Gott Chronos eine feierliche Hymne.

Heil dir, Sohn der Ewigkeit!
Heil dir, Chronos, Gott der Zeit!
Weit reicht deine Herrschaft, weit!

„Indessen kamen die Horen, kleine rosenwangigte Mäd„chen, und stellten Opferschaalen mit Rauchwerk auf den Al„tar. Plötzlich stand der Wagen des Gottes vor dem Tempel „stille. Noch glühte ihm die Wange, noch floh sein schwarzes „Haar wolkicht um seine breiten Schultern. Er setzte sich auf „seinen Thron am Altar, und forderte den Geist des letztern „Jahrs vor sich. Rede Tochter, sprach er, was bringst du für „Bothschaft? Wenige Minuten, so kett ich dich am Thron der „Ewigkeit! — Mit bescheidnem Stolze sah die Tochter dem „Gott ins Antlitz, und sprach: Vater, du weists, ich bin „eine deiner würdigsten Töchter! Mich nennet der Nord mit „Ehrfurcht und Freude. Mit Schauder und Entsetzen hört der „Ost meinen Namen erschallen, denn ich habe den Trotz der „Ottomannen gedemüthigt. Im West und Süden steht „schon die Geschichte mit dem Griffel in der Hand, meine Tha„ten in ewigen Marmor einzugraben. Ich nahm Frankreich „seinen König, und gab ihm einen bessern. Ich rieß den „großen Klemens vom Thron: denn sie waren seiner „nicht werth. In Spanien und Portugall schüttelte „schon die Zwietracht die verheerende Fakkel; aber ich tauchte „sie in den Ocean, und sie verlosch. Die Freyheit schien von „der Erde verbannt zu seyn; aber ich baut ihr in Boston „einen Thron. Der Deutsche jauchzt, wann er mich nennt;

„denn er ruht unter den Flügeln des großen Adlers Josephs. —
„Halt, Stolze, rief die Weisheit, indem sie vor Chronos
„Thron trat; du verweilst dich zu lange bey deinem Ruhme,
„und bedekst damit deine Schmach. Sind die Menschen unter
„dir weiser geworden? Haben sie Tugend und Religion lieber
„gewonnen? — Du stolze Tochter des achtzehnten Jahrhun-
„derts! hat nicht unter dir der Schwärmergeist, den ich schon
„unter den Füßen hatte, wieder seine alten verjährten Rechte
„zu behaupten angefangen? Sahst du nicht den Aberglauben
„mit Hohn meinen Tempel vorbeygehen, und — ach ein un-
„glückliches Volk in Fesseln schlagen? Welchem neuen Genie
„gebothest du aufzufliegen? Welche Entdekkungen im Reiche der
„Erkenntniß hat man dir zu danken? Sinken die Menschen
„nicht immer tiefer von ihrem ursprünglichem Adel zum Thier
„herab? Hörtest du nie hektische Gerippe, die studierte Wollust
„entnervte, durch die Straßen keuchen? Sahst du nicht niedrige
„Gewinnsucht, und verderbliche Ueppigkeit weit um dich her?
„Hörtest du nicht mehr Geschrey nach Vergnügen, als nach
„Nutzen? — Ach dort jammert die leidende Tugend; hier
„ächzt die verfolgte Unschuld; da krümmt sich der redliche Weise
„unter den Füßen des tükkischen Heuchlers, dort — Chronos
„erhob sich vom Throne und begann; es ist Zeit, Göttin, wie-
„der meinen Flug anzutreten. Du aber meine Tochter, setze
„dich an diese Pforte; es ist die Pforte der Ewigkeit. Gott
„wird dich richten!“

Ein ander Gesicht aber von einer verschiedenen Art ist auf folgende Art beschrieben: „Hehr war die Nacht, und der Mond
„gieng hinter einem Traubenhügel hervor, so friedsam und schön,
„wie das Antlitz der Unschuld, wann sie betend gen Himmel
„blickt. Da kam in des Mondesdüften — Germania. Hoch
„und ernst; heiliges Eichenlaub rauschte in ihren wallenden Lok-
„ken. Und mit einer Stimme, die wie des ältesten Barden
„Telyn ertönte, sagte sie: Folge mir, ich führe dich in mein
„Heilig-

*) Anspielung auf die Gaßnerschen Wunderkuren.

„Heiligthum! — Schaudernd vor Ehrfurcht folgt ich ihr.
„In einem Eichenwalde stand ein Tempel. Groß, majestätisch
„in altdeutscher Pracht, daß Urbild der Münster zu Straß-
„burg und Ulm. Tausendjährige Wodanseichen standen um
„ihn her. Ich trat in dem Tempel, der von unzähligen Lam-
„pen beleuchtet war. Auf beiden Seiten glänzten die Bildsäu-
„len der Patrioten; Herrmann, Siegmar, Karl der
„Große, Heinrich der Vogler, Otto, Rudolph von Habs-
„burg, Leopold, Karl der Sechste, Friedrich Wilhelm
„der Große, und einige andere gekrönte Vaterlandsfreunde
„standen auf der einen; und die vaterländischen Weisen auf der
„andern Seite. Am längsten verweilt ich mich an den Bild-
„säulen der Barden, deren Namen unter uns in unverdienter
„Vergessenheit ruhen. Plötzlich erscholl der Tempel von einem
„Päan auf die Göttin. Bald wars Donnersturm, bald sanf-
„tes Säuseln. Vor Freuden stürzte mir eine Thräne herab:
„denn ich fühlte es jetzt ganz, daß ich ein Deutscher war.
„Komm, bist ein guter Kerl; liebst dein Vaterland, sagte ein
„Priester, und führte mich ins Heilige. Da lagen die Denk-
„male der Deutschen aufgeschlagen, mit Mönchenschrift auf
„Pergament geschrieben. Hört Thaten der vorigen Zeit, ihr
„Enkel: so fieng ein jedes Denkmal an, und enge ward mir's
„für Freud' um's Herz. Nur wollten mir die Denkmale aus
„dem achtzehnten Jahrhundert nicht alle gefallen. Ach deine
„Söhne, Germania! so hieß es, kämpfen nicht mehr um die
„heilige Freyheit, deine Reisigen laßen sich wie Knechte dingen,
„und würgen sich um niedrigen Miethlohn. Anfarren und
„Nachäffen fremder Sitte hat ihre Sehnen abgespannt. Bey
„den Weichlingen, drüben am Rhein, holten sie weibische Mo-
„den, Seuchen und Verzagtheit. Ihr Ohr ist zu wälschen
„Trillern gewöhnt, und verschließen sich dem rauhen kriegerischen
„Klange des Bardiels, daß sich vom Felsengebürg wie ein Wald-
„strom ins Schlachthal wälzt. Traurig sehen die Geister der
„Väter von der Mondglanzwolke auf ihre ausgeartete Enkel
„nieder, die unter dem Geklimper eines gallischen Liedchens im

„Schooße geschminkter Dirnen es verlernen, daß sie von Thuis„kons Stamm sind. Aber weine nicht, deutscher Mann, die „Löwen erwachen, sie hören das Geschrey des Adlers, seinen „Flügelschlag und Schlachtruf. Sie stürzen hervor, wie die „Cherusker aus den Wäldern stürzten, reißen abgerissene Län„der aus den Armen der Fremden, und unser sind wieder ihre „fetten Triften und ihre Traubenhügel. Ueber ihnen wird sich „ein deutscher Kaisersthron erheben, und schreklichen Schat„ten auf die Provinzen seiner Nachbarn werfen u. s. w.“

Parentation in dem 1776sten Jahr gehalten am Grabe der Zeit.

„Stehn am Grabe des Freundes, dem sinkenden Sarge nach„sehn, und hören den ersten dumpfen Schaufelwurf ist wohl „eins der betrübtesten Schicksale der Menschheit. Ist eine ster„bende Minute, ein fliehender Monat, ein wegblühendes „Jahr weniger zu beklagen, als der Tod eines Sohnes, eines „Geliebten, eines Freundes? Wir sehen die Vollendeten wie„der, aber jede entflohene Minute ist für uns auf ewig verloh„ren, haben wir sie nicht mit edlen Thaten bezeichnet. Wir „stehen, Freunde, am Grabe der Zeit, sehen dem hinunterstür„zenden Jahre zu, sehens, wie der Abgrund mit eisernem Arm „seinen Raub hält, und die schwarzen Flügel über ihn zusam„menschlägt. Und nun liegen seine Thaten auf der Waage „Gottes? Wird sie steigen oder sinken die Schaale? Noch stehn „wir in der Nacht, unser Blick hängt schweigend und unbedeutend „am Vorhange der Zukunft, und wir können nicht wissen, was „im Allerheiligsten vorgeht. Könnt ich sprechen mit dem Kö„nigreichen Beschützer, mit den

Engeln des Kriegs und des Todes, die im Labirinthe des Schicksals
Bis zur göttlichen Hand den führenden Faden begleiten:
Die im verborgnen über die Werke der Könige herrschen,
Wenn sie damit triumphirend als ihrer Schöpfung sich brüsten.

und

und mit den
Hüttern der Tugendhaften, der wenigen Edeln,
Die den denkenden Weisen in seiner Entfernung begleiten
Wenn er das Menschengewebe der Erdeseeligkeit fliehet,
Und die Bücher der ewigen Zukunft im Stillen eröfnet;

„So würd ich wissen die Thaten des Jahres, wissen, ob „sein jüngerer Bruder, das künftige Jahr, ein Bote des To„des oder des Lebens, des Kriegs oder des Friedens, des Se„gens oder des Fluchs seyn werde. Aber so bin ich zu sehr dem „Staube verwandt, bin zu stumpfen Blicks, um zu sehen, was „in der Nacht vorgeht, die über uns herhängt. Doch erlaubt „sey's mir mit Zittern und Demuth zu fragen: Geist des letz„tern Jahrs, welche Thaten sind dein? Welche Tugenden, wel„che Anstalten zum Besten der Menschheit, welche Erfindun„gen, welche Ausbrüche eines kühnen und unternehmenden „Geists sind dein? wird dich einst dein Richter aus dem Schutte „der Zeit heben, und als eine köstliche Perle in die Krone der „Menschheit setzen? Wie wirst du bestehen unter den Riesen„Jahren der Vorwelt in deiner kränkelnden, siechen, ausge„trokneten engern Zwergengestalt, und dich schämen deiner klei„nen Thaten und schwindsüchtigen Tugenden? Doch wir wollen „zuerst untersuchen, ehe wir dich richten. Was hast du gethan „in allen vier Welttheilen, daß der Unsterblichkeit werth wäre?“

Hierauf geht der Verfasser alle Staaten von Europa durch, deren damahligen Zustand er jeden insbesondre mit vielem Feuer und starken Bildern entwikkelt.

Vom Kirchenstaat sagt er: „In dem hohen, düstern, „schauerlichen Sälen des Vatikans scheinen die Schatten des „großen Leo, des fünften Sixtus und die schöne Seele Gan„ganellis zu wandeln und zu klagen: Warum zerfällst du, Göt„terstadt, auf sieben Hügeln erthürmt? Warum versammlen „sich nicht mehr die Nationen unterm Schatten des heiligen „Scepter? — Ha, Geister ächzen um Mitternacht im „Kapitol! Du bist gefallen, Romulus Stadt, gefal„len, gefallen!

Endlich kommt er auf Deutschland! „Seegne das „Jahr Preusse! — Noch deckt dich der Eichenschild deines „Friedrich-Wodans. Dort rastet er der Riese auf dem ei„fernen Lager zu Potsdam, und thürmen sich Wolken über „dir; so fährt er auf wie ein Gott, greift in die Wolk', und „schüttelt sie, bis sie in wohlthätigen Regen zerfließt".

„Hoch steht dein Glük und festgegründet, wie deine Al„pen, freyes Helvetien! — Der Himmel hat den rauhen „Handschlag der Treue von deinen Eidgenossen gehört, und ihr „Schutzgeist, (die Starken am Throne Gottes sind die Schutz„geister der Freyen,) rief ihr seegnend zu: Euer Bund ist „ewig!"

„Vaterland, Vaterland, mit glühender ungestümer „Freude stürz ich in deinen Arm, o seegne das Jahr — lebt „doch dein Vater Joseph noch, und deine Mutter Maria „Theresia, und deine weisen und guten Fürsten, die Karl „Theodore, die Karl Friederiche, die Leopolde, und so „manche würdige Regenten, die Seegen und Wohlfahrt in dei„nen Provinzen verbreiten. — Noch sind deine freyen Städte „Wohnsitze des Gewerbs, der Geschäftigkeit, der Wissenschaf„ten und Künste; der Rechtschaffenheit, Tugend und Reli„gion. — Noch unterrichten deine großen Männer, die „Klopstokke, Herder, Lavater, Lessinge, Sulzer, Hal„ler, Wielande — und wer kann alle deine Starken zäh„len? — Die Welt mit ihren Lehren und ihrem Beyspiele. „Friedrich, mit dem Palmzweig in der Hand flog das Jahr dein „Haupt vorüber, und hinterließ dir den Seegen des künftigen „Jahrs. — Du zählst uns deine Thaten nicht vor, Va„terland, bist gerecht gegen fremdes Verdienst, und rühmst „dich deiner Tugend nicht. Aber ich weiß, tausend edle Tha„ten im Verborgnen gethan, sind aufgeflogen gen Himmel, und „du wirst sie finden in Strahlengestalten am Tage der Vergel„tung. — Aber soll ich noch schildern deine Schmach, ge„storbnes Jahr? — Zeigen den Blutstrom und die Leichen„hügel

„hügel dort in Amerika vergossen und aufgethürmt? Sieh dein „Gewand ist roth vom Blute betrogner Freyheitsvertheidiger, „und deine Sohlen sind wund von den Splittern ihrer Schä„del! — Soll ich schildern die Flamme, die von Bassora „und Bagdad gen Himmel schlug —, und den Greuel der „Nachkommen des Ochus und die Freyheit des auf Polstern „der Wollust entmannten Türken? — Schildern die Graum„samkeiten der Barbaren, dort in Syrien, im Lande der Er„scheinungen Gottes? — Schildern die zürnende Thräne der „Freygebohrnen und ihrer Fesseln Schmach? — Brennende „Seufzer der unterdrükten Menschheit? — Das brüllende „Hohngelächter der Tyranney über zerrissene Leichnamen der „Edeln? — Schildern die Gewaltthaten des Aberglaubens, „der Pestilenz, die im finstern schleicht? — und die Greuel „des Unglaubens, der Seuche, die am hellen Mittage tödtet? — „Schildern das Unwesen der kalten Vernünftler, die mit der „Eishand ins Menschenherz greifen, und jede edle Empfindung „in der Geburt erdrükken? — Und die kühnen Flüge der „Schwärmerey in Welten des Unsinns? — In dem Ent„wurf der Boßheit zum Verderben der Tugend; jedes Lauren „des Räubers auf die unschuldige Taube, jeden Triumph „des Dümmlings über die Feuerseele, jeden Seufzer der armen „Genies aus der berauchten Klause, jede Mordthat elender „Aerzte, jede Mißgeburth der Philosophen, jedes schiefe, platte, „aus Schneeballen zusammengeknetete Bild des strohernen Dich„ters, jeden Wechselbalg des Mahlers, jeden Mißgrif des Mu„sikers, jedes Affengesicht der Mode, — und — ach! mir „schlägt das Herz sichtbar empor, jedes Schnappen nach aus„ländischen Vogelbeeren und Verachtung der eignen, kern und „nahrhaften Hausmannskost, das all' und nichtsumspannen „der herzlosen Kosmopoliten, und die Unwissenheit der Allwis„ser, jedes Haken und Schnitzeln und Hobeln und Feilen an „unsern Kindern — jedes Weibergesicht im Schnurbart und „Hasenherz im Panzer — die Otter Gewinnsucht, die Schlange „Betrug, den Drachen Heucheley, den Tiger Gewissenlosig-

„keit

„keit und die ganze Höllenbrut der Laster, die unter deiner Herr„schaft, Geist des 76sten Jahrs, wüteten, tobten, heulten, „würgten, zerrissen; — Ha, so würd' ich wütend an dei„nem Grabe stehen und hinunter brüllen: Fahr hin, du bist „ein Schandfleck der Zeit, gebranntmarkt auf Stirn und Rük„ken, schwarz wie die Nacht, und scheußlich wie die Hölle! — „Aber Gott kennt deine Tugenden und deine Laster, er wird „dich bald hervorrufen, wägen und entscheiden! — Ich „verstumme, seh noch einmal hinunter in die weit aufgerissene „Kluft, wo der trübe Strom der Zeit braußt, gestorbne Jahr„hunderte wie Aeser von Wallfischen fortgewälzt, und — hier! „klopfts, in meinem Innersten: — Bringst du Ehre oder „Schmach für mich in die Ewigkeit? — Vertilge, zerstöre „im Feuer oder Wasser, wenn ich je was schrieb oder künftig „schreibe, das nicht Gott, der Tugend, reiner Sitte, der Va„terlandsliebe, brauchbarer Wissenschaft, veredelnder Kunst, „deutschem Biedermuthe und Rechtschaffenheit heilig ist! — „Leser, schau mir nach, im gähnenden Abgrund, dahin stür„zest auch du!!!"

Wer wird Sprachkenntniß, Stärke im Ausdruck, blühende Phantasie und Beredsamkeit verkennen, und nicht bedauren, daß solche Talente im Kerker vermauert sind.

So abgenutzt auch die Methode ist, Paralelle zu machen, da sie mehrentheils schief gezogen werden, so wage ich es hier doch, Schubart, den deutschen Linguet zu nennen, Beyde schwärmende Patrioten; beyde sehr beredte einnehmende Schriftsteller; beyde sehr wichtig und bilderreich; beyde Männer von superficiellen Kenntnissen; beyde von sehr zweydeutigen Karakter; beyde sehr frey schreibende Annalisten; beyde mehr verschlungen als gelesen; beyde durch einen Judaskuß verrathen, und beyde wegen ihren Schriften eingekerkert. Der letzte Zug zum Gemählde würde seyn; daß so wie der französische Linguet durch die großmüthige Vorbitte der unsterblichen Katharina befreyet wurde, unser erhabener Kaiser, oder sonst einer von den Grossen der Erde, dem deutschen Linguet bey dem Herzog von Würtemberg diese Wohlthat erzeigte. Z.

VI.

Bemerkungen über die Astrologie.

Die Astrologie wurde viele Jahrhunderte lang für eine der vornehmsten Wissenschaften gehalten. Diese große Achtung erstreckte sich über ganz Europa und den besten Theil von Asien. Nie war ein Irrthum stärker gegründet, und nachher nie vollkommener ausgerottet, als dieser. Der Gegenstand dieser Wissenschaft war zukünftige Dinge durch die Stellung und den Einfluß der Himmelskörper vorherzusagen. Man theilte sie in zwo Zweige, in die natürliche Astrologie und in das Nativitätstellen. Zum ersten gehörte die Vorhersagung der Veränderung des Wetters, der Winde, der Ueberschwemmungen, der Erdbeben u. s. w. Dieses waren zwar lauter Gegenstände der Physik, die aber auf zu ungewissen Gründen beruheten, als daß man etwas mit Wahrheit hätte bestimmen können. Der andre Theil beschäftigte sich blos mit dem Menschen.

Man giebt dieser falschen Wissenschaft das nämliche Alter und die nämliche Erfinder als der Astronomie, daher man auch lange Zeit alle diejenigen, die sich damit beschäftigten, Chaldäer nannte. Die Magier, Schüler des Zoroasters, unterhielten noch die Spuren des ältesten Aberglaubens bey den Chaldäern. Die Perser, Syrer und Indier, die der Lehre der Magier folgten, verehrten die Sonne, die Sterne und das Feuer, und glaubten ihren Einfluß in die Schicksale der Menschen. Diese Meynungen wurden in den Abendländern nicht so begierig aufgenommen. So lange die römische Republik dauerte, wurde die Beobachtung und die Untersuchung der Sterne nie von diesem berühmten Volke unter ihre religiöse Zeremonien gesetzt. Die barbarischen Bewohner der Nordländer konnten sich nicht vorstellen, daß sie von den Sternen abhein-

hiengen. Da aber endlich unter den römischen Kaisern alle Arten von Aberglauben, gleichsam das Bürgerrecht in Rom erhalten, so wurde das Nativitätstellen auch daselbst bekannt. Tacitus erzählt, daß es zu den Zeiten des Tibers florirte, und urtheilt darüber, wie man es von einem so tiefdenkenden Manne erwarten konnte. Auch Seneka spricht davon in seinen natürlichen Fragen. Es ist merkwürdig, daß die Astrologie sich nicht eher recht ausbreitete, als bis das Heidenthum anfieng in Verfall zu gerathen. Damals schien es, als ob die Römer sich schämten ferner Menschen und Bildsäulen anzubeten, und daher lieber die Sterne für Mittelwesen zwischen Gott und den Menschen annehmen wollten, deren himmlischen Einflüssen sie ihr Schicksal überließen. Die Astrologie dauerte noch fort, nachdem das Christenthum unter Konstantin dem Großen eine andre Gestalt bekam. Das Nativitätstellen hatte zu viel anziehendes um es aufzugeben. Außerdem war auch die schlechte Physik des Ptolomäus diesem System vortheilhaft, und die ersten Kirchenversammlungen sowohl als die Kirchenväter hatten mit den Astrologen Nachsicht, und erklärten sie blos einer eitlen Neugierde schuldig. Man unterschied den Gebrauch der Astrologie von ihrer Grundursache, indem man einräumte, daß es wahr sey, daß die Stellungen der Himmelskörper das Temperament und die Schicksale des Menschen bestimmen könnten. Indessen behauptete man, daß man nicht suchen müsse diese Geheimnisse zu erforschen; daß es vernünftiger und den Regeln des Christenthums angemessener wäre, sich nicht damit zu beschäftigen, und wenn die Sterne uns eine den Leidenschaften und Lastern unterworfene Gemüthsart gegeben hätten, so müsse man sie durch diejenigen Mittel zu bändigen suchen, welche die Religion und die Philosophie an die Hand gaben. Diese Moral war sehr gut, denn es ist gewiß, daß wenn es auch sichre Mittel gäbe, das Zukünftige vorher zu sagen, kluge Leute sich derselben nicht bedienen würden. Allein es war schwer der natürlichen Neugierde der Menschen Einhalt zu thun.

Alle

Alle christliche Könige, ja selbst die Päbste hatten Astrologen in ihrem Dienst, und maaßen ihnen Glauben bey. Während ganzer Jahrhunderte wurde nichts unternommen, ohne sie um Rath zu fragen, so wie die Römer sich nach dem Vogelflug richteten. Da nun bisweilen der Zufall verursachte, daß die Wahrsagungen eintrafen, oder sie auch dunkel abgefaßt wurden, damit man sie nach der Begebenheit nach Gefallen auslegen konnte, so wurde die Astrologie für die schönste aller Wissenschaften gehalten. Man kultivirte die Astronomie nur in so ferne sie zu dem Nativitätstellen diente. Die Araber thaten sich hierin sehr hervor, und wurden die Lehrmeister der Europäer in dieser betrügerischen Kunst. Die muhamedanischen Gottesgelehrten machten nicht so viel Schwierigkeiten als die christlichen Theologen, sich auf die Sterndeuterey zu legen. Dieses ist um so viel mehr zu bewundern, wenn man bedenkt, daß Muhammed seine Religion auf die Trümmer des arabischen Gottesdienstes errichtete, der damals in Verehrung der Sterne bestand. Er verdammt in seinem Koran diejenigen, die die Sonne, Mond und Sterne verehren. Diese Verehrung geschieht aber doch, wenn man annimmt, daß die Sterne das Schicksal aller Menschen bestimmen. Indessen fanden die Priester der drey großen Religionen, der christlichen, jüdischen und muhammedanischen Mittel, die Lehre der Einheit Gottes mit der Astrologie zu verbinden. Sie sagten: „Es „ist nur ein allmächtiger Gott; er ist es, der die Sterne er„schaffen hat, ihren Lauf am Himmel anordnet, und folglich „der erste Urheber ihres Einflusses auf der Erde ist; von ihm „allein kommen alle ihre Wirkungen her, und die Begebenhei„ten, die daraus erfolgen.“

Man würde diesen Irrthum nie haben ganz ausrotten können, wenn man die Grundfeste der Astrologie nicht dadurch über den Haufen geworfen hätte, daß man die Unmöglichkeit bewieß, daß die Sterne, so wie sie am Firmament geordnet wären, großen Einfluß auf die Erde haben könnten. Die allgemeine Annehmung des Kopernikanischen Systems

hat

hat endlich diese Wirkung hervorgebracht. Ptolomäus glaubte, daß die Erde im Mittelpunkt der Welt befindlich wäre, daß alle Sterne sich um sie herumwälzten, und folglich auf sie Einfluß haben müßten. Seitdem man nun bewieß, daß die Erde selbst sich um die Sonne drehte, und nur blos den Mond zum Begleiter hat, sahe man die Gewißheit ein, daß die Sterne nichts mit der Erde zu schaffen haben, und nur die Sonne und der Mond allein auf ihr eingeschränkte und materielle Einflüsse haben können. Dadurch wurde die sterndeutende Astrologie vernichtet, und die natürliche Astrologie in ihren gehörigen Schranken eingeschlossen. Tycho de Brahe, der in einem Jahrhundert und in einem Lande gebohren ward, wo man noch nicht der Sterndeuterey widersprechen durfte, versuchte ein Mittelsystem festzusetzen, wodurch einer größern Anzahl Himmelskörper die Möglichkeit unbenommen blieb, auf die Erde zu wirken. Allein dieses System machte kein Glück.

Im Jahr 1179 kamen die Astrologen aller Länder überein, daß in wenig Jahren am Firmament eine große Vereinigung aller Planeten geschehen würde, vermittelst welcher die Welt ihre Endschaft erreichen müßte; ein Theil der Sterne würde die Erde verbrennen, und andre würden sie überschwemmen, so daß das Resultat aller dieser Zerstörungen die gänzliche Auflösung unsrer Erdkugel seyn würde. Diese Ankündigung breitete überall Schrekken aus. Man zweifelte nicht, daß das Jahr 1186 das letzte in dieser Welt seyn würde. Diese Meinung flößte allen christlichen Völkern Andacht ein, und gab Gelegenheit zum zweyten Kreuzzug. Eine große Anzahl Edelleute verkauften ihre Güter um dieser heiligen Unternehmung beyzuwohnen, denn sie bildeten sich ein, deren nicht mehr zu bedürfen. Indessen verstrich dieses so berufene 1186ste Jahr ohne alles Unglück. Derselbe Lerm wurde 1524 wieder erneuert, und viele Leute verkauften ihre Erbschaften um einen nichtswürdigen Preiß. Paul von Middelburg, ein berühmter niederländischer Astrolog, schrieb damals ein Buch auf Bitte des Pabstes, um die Welt wegen dieser vorgeblichen Sündfluth zu

beru-

beruhigen. Im Jahr 1572 gab die Erscheinung eines bisher unbekannten Sterns zu neuer Furcht Anlaß. Viele Mathematiker und selbst Theologen wurden davon angesteckt. Die geschicktesten Männer damaliger Zeit wurden von großen Fürsten deshalb um Rath gefragt, unter andern auch Tycho de Brahe. Dieser zerstreute das lächerliche Gerücht und bewieß, daß der erschienene Stern schon von Alters her bekannt gewesen sey; er unterstand sich aber nicht sich gegen die Astrologie zu erklären, und schrieb eine Abhandlung, die ihr mehr günstig als zuwider war. Das Vorurtheil für diesen Irrthum war zu außerordentlich und allgemein, um es nicht zu schonen. Er gebrauchte das gewöhnliche Argument, daß nämlich Gott sich der Sterne bedienen könnte, um die Schicksale der Menschen am Firmament zu bezeichnen, und daß er wohl diesen nämlichen Menschen erlauben könnte, die Kenntniß dieser Zeichen zu erlangen. Man hätte darauf antworten können, daß Gott zwar alles vorher sieht, und die Gabe der Prophezeihung, wem er will, ertheilen kann, daß es aber sonderbar schiene, daß das höchste Wesen seinen Willen in den Sternen schriebe, und ihn durch die Astrologen ankündigen ließe. Der berühmte Bailly in seiner Geschichte der Astronomie ist der Meinung, daß man dem Tycho den Irrthum verzeihen müsse, der ihn dahin brachte, der Sterndeuterey zu schonen. „Dieser große Astronom, „sagt er, befand sich zwischen zwey Jahrhunderte, das eine der „Irrthümer und der Dunkelheit, das andre des Lichts und der „Wahrheit. Wenn er bisweilen etwas von dem ersten zeigt, „so giebt er doch noch öfter zu erkennen, daß er des zweyten „würdig sey.“

Jakob Porthais, ein französischer Franziskanermönch, der nachher durch seine kühne Predigten gegen den König Heinrich III. so berüchtigt wurde, schrieb 1579 ein Buch unter dem Titel: Von der wahren und falschen Astrologie. Er folgt in demselben der Methode, von der man sich im sechszehnten Jahrhundert nicht entfernen durfte. Die Macht der Sterne räumt er zwar ein, behauptet aber, daß es Sünde sey

sich über sein Schicksal zu befragen, er bezieht sich auf das Tridentinische Konzilium, wo alle Bücher, die vom Nativitätstellen und der Sterndeuterey handelten, verboten und verdammt wurden; ferner, daß die Fürsten, die Astrologen in ihrem Solde haben, eines großen Vergehens schuldig sind, und daß die Entschuldigung, daß nämlich diese Leute nur zum Scherze dienten, nicht angenommen werden könne, da die Wahrsagungen ein strafbares Vergnügen wären. Er erzählt verschiedene Beyspiele von Fürsten, die durch die lügenhaften Astrologen nachdrücklich gestraft worden sind; unter andern führt er den Lorenz von Medicis an, einen der ersten Großherzoge von Toskana, der in einer ihm befallenen Krankheit sich an einen berühmten Astrologen, Namens Peter Leonini wandte; nachdem dieser seine Beobachtungen gemacht hatte, versicherte er ihm, daß er von seiner Krankheit genesen würde. Der Fürst, beruhigt durch dieses Orakel, war wegen seines Unfalls unbesorgt, und brauchte keine Mittel dagegen. Endlich wurde die Krankheit ärger, und Lorenz ward genöthigt einen geschickten Arzt rufen zu lassen, der ihm freymüthig erklärte, daß er sich zum Todte bereiten müßte. Diese schreckliche Neuigkeit setzte den Großherzog so sehr in Verzweiflung, daß er seinen Thronerben beschwor, ihn an dem Sterndeuter zu rächen. Er starb, und den folgenden Tag fand man Leonini in einem Brunnen ersäuft.

In den Zeiten der Unwissenheit bediente sich die Arzneykunst oft der Astrologie, um die Vorfälle bey Krankheiten vorherzusagen. Man behauptet, daß Aeskulap sowohl Astrologe als Arzt gewesen sey. Das Gesetz Mosis, wie auch das Christenthum waren ganz der Astrologie zuwider. Esaias und Jeremias schreyen gegen diejenigen, die die Sterne zu Rathe ziehen. Indessen entfernten sich sowohl Juden als Christen sehr von diesem Grundsatz. Die deutsche Reichsgeschichte, wie auch die italienische, sind voller Aussprüche zu Rathe gezogener Sterndeuter, von denen man versichert, daß viele eingetroffen sind. Ein Astrologe verkündigte Rudolph

dolph von Habsburg, daß er den kaiserlichen Thron besteigen, und seine Nachkommen ihn auch Jahrhunderte lang besitzen würden. Die Astrologen, aufgemuntert durch den guten Erfolg vieler ihrer Wahrsagungen, die zufälliger Weise eintrafen, wurden endlich im sechszehnten Jahrhundert so kühn zu behaupten, daß die Stiftung der drey Hauptreligionen in der Welt, der Jüdischen, Christlichen und Muhammedanischen von der Stellung abgehangen habe, in welcher die Sterne zu denjenigen Zeiten und in denjenigen Ländern sich befunden, wo diese Religionen ihren Anfang genommen hätten, und daß ihre Erhaltung und Endschaft noch davon abhienge. Da sie in heiligen Sachen so weit giengen, so war es desto weniger zu verwundern, daß sie Krieg, Frieden, und die Dauer ganzer Reiche dem Planetenlauf unterwarfen. Sie gaben von den Sternen einem jeden Reiche und einer jeden Religion Schutzpatrone. Ein Arabischer Mathematiker, Namens Hali, und der berühmte italienische Arzt und Astrolog Kardan schrieben öffentlich, daß die Morgenländer vom Planeten Saturnus beherrscht würden, wie auch, daß die Jüdische Religion im Orient zu einer Zeit entstanden sey, wo Saturnus mit dem Merkur in Verbindung gewesen wäre; ferner, daß die mittägigen Länder der Venus unterworfen wären, und daß die Vereinigung dieses Planeten mit dem Merkur dem Götzendienst den Ursprung gegeben habe. Die mitternächtlichen Regionen, sagten sie, hängen vom Jupiter, und die abendländischen vom Mars ab; auch wäre die Vereinigung des Merkurs und Jupiters der Christlichen Religion, wie diejenigen zwischen dem Merkur und dem Mars der muhamedanischen günstig.

Die Sterndeuter wahrsagten, daß im Jahr 1578, Spanien mit einer großen Gefahr bedrohet würde, daß 1580, in Frankreich ein neues Gesetz entstehn, 1583 aber alles wieder in den besten Zustand hergestellt seyn würde. Dieser letzte Theil der Wahrsagung wurde nicht erfüllt, allein 1580 kam die

Ligue zu Stande, die wirklich ein neues Gesetz war. In diesem Jahrhundert setzten die Astrologen ihren Thorheiten keine Gränzen; sie wollten der Welt glauben machen, daß Adam, Seth und Noah, imgleichen alle Propheten des alten Testaments, Astrologen gewesen wären; Cham, Sohn des Noah, hielten sie für den berühmten Zoroaster; Abraham, Jakob, Joseph, Moses, Salomo und Daniel, waren nach ihrer albernen Meinung so sehr Patriarchen der Astrologie als des Judenthums. Indessen haben wir vorher erwähnt, daß die größten Propheten des alten Testaments, die Wahrsagung aus den Sternen ausdrücklich verdammten.

Jakob de Viard, Leibarzt und Astrolog Karl IX. Königs von Frankreich, schrieb 1573 ein Buch über diese sogenannte Philosophie, worin eine Liste aller Kaiser und Könige befindlich war, die sich mit der Astrologie beschäftigt hatten. Unter diesen zählt er den Ezechias, König der Juden, den großen Cyrus, König von Persien, welcher, wie Viard sagt, den Propheten Daniel in der Astrologie zum Lehrmeister hatte; ferner die Kaiser Adrian und Markus Aurelius, und endlich auch den Kaiser Karl den Großen, den er für einen noch größern Astrologen als Eroberer hält. In diesem Zeitalter wurden auch die unter dem Namen des berühmten Hermes Trismegistus bekannten Aphorismen in verschiedene europäische Sprachen übersetzt. Es sind deren hundert; viele schreiben sie mit einiger Wahrscheinlichkeit dem Ptolomäus zu; noch Andere datiren sie vom siebenden oder achten Jahrhundert; soviel ist indessen gewiß, daß sie ursprünglich in Griechischer Sprache verfertigt sind. Man findet nachher noch andre Aphorismen, die auch aus dem Griechischen, und hundert und funfzig von Almanzor, die aus dem Arabischen übersetzt sind, welcher letztere Astrolog des Kalifen Almamun war; ferner, sieben Bücher von dem berühmten Kardan, die über tausend Aphorismen oder Grundsätze der Astrologie enthalten.

Der Verfasser eines seltenen Manuskripts des sechszehnten Jahrhunderts, der alle diese Aphorismen gesammlet und mit seinen eigenen vermehrt hatte, sucht alles hervor, was damals zum Vortheil der Astrologie nur gesagt werden konnte. „Die Sterne, sagt er, sind, wo nicht die Grundursachen, „doch wenigstens die Zeichen des Temperaments, das die Kin„der bey ihrer Geburt mit auf die Welt bringen, und des „Schicksals, das sie in ihrem Leben erwartet.“ Dieser Hauptgrundsatz der Astrologie ist dadurch leicht über den Haufen zu werfen, wenn man beweist, daß Menschen, die in demselben Klima, in dem nämlichen Augenblick, und unter eben derselben Stellung der Gestirne gebohren sind, dennoch ganz verschiedene Temperamente, Glücks- und Unglücksfälle haben. Der Verfasser fährt fort: „Die Astrologie dient auch den „Menschen sowohl ihre eignen, als auch andre Neigungen ken„nen zu lernen; Kenntnisse, die für den Philosophen und den „Politiker sehr kostbar sind; denn man betrügt sich oft „nicht allein in Ansehung der Leute, mit denen man zu thun „hat, sondern auch in seinem eigenen Karakter.“ An einem andern Ort sagt er: „Man muß sich nicht vorstellen, daß Gott „alle Sterne, die wir am Firmament sehen, blos gemacht „habe, dieses zu verzieren, und daß sie nur da sind, so wie „Goldblätchen auf einem königlichen Mantel. Sie leuchten „uns wenig, das geringste Wölkchen verbirgt sie, und die Son„nenstralen verdunkeln sie völlig. Wenn man daher glaubt, „daß sie zu etwas gut sind, so muß man ihnen einen großen „Einfluß zugestehn.“ Diese Schlüsse entstehn aus der falschen Idee, daß alles in der Welt für den Menschen gemacht sey, und das ganze Weltall für die Erde, die wir bewohnen. Von dieser thörigten Eitelkeit kam man aber zurück, sobald es bewiesen wurde, daß sich die Erde nicht im Mittelpunkt der Welt befände.

In diesem Manuskript befindet sich die Nativitätstabelle Heinrich III. der 1551 gebohren wurde. Franziskus Junctin, Astrolog der Katharina von Medicis, hatte sie verfertigt,

fertigt, und man versichert, daß er dem Könige alles vorher sagte, was ihm hernach wirklich begegnet ist. Auch die Nativitätstabelle Heinrich IV. der 1553 zur Welt kam, ist darin aufbehalten, dessen Schicksale auch diese Vorhersagung bekräftigten, wobey noch der sonderbare Umstand zu bemerken ist, daß die Stellung der Sterne genau anzeigte, daß das gebohrne Kind von dem Pabst exkommunizirt werden, und daß dieser Bannstrahl ihm viel Unruhe und Kummer verursachen würde.

Das merkwürdigste aber in diesem Werk, dessen Manuskript von 1595 ist, sind die Weissagnngen, die künftigen Jahrhunderte betreffend, und die Auslegungen dessen, was bereits in den vorhergehenden geschehen ist. Hierin kommt es genau mit einem lateinischen Werke überein, das 1654 ohne Benennung des Druckorts ans Licht kam, und sehr selten ist. Es führte den Titel: Die Astrologie des Franz Alleus, eines christlichen Arabers. Man weiß aber, daß der wahre Verfasser desselben der Pater Ive, ein französischer Kapuzinermönch gewesen ist. Man lieset allda, daß im funfzehnten Jahrhundert, die Stellung der Sterne so gewesen sey, daß Kolumbus eine neue Welt entdekken mußte, und daß 1500 die Konstellation der Planeten so beschaffen war, daß sowohl große Männer auf Erden gebohren werden, als auch große Ketzereyen entstehen mußten. Was übrigens der Verfasser von vergangenen Dingen anführt, ist unbedeutend, aber merkwürdig dasjenige, was er von entfernten Zeiten sagt: „Das Jahr 1804 wird für das türkische Reich und die muhamedanische Religion sehr unglücklich seyn. „In Spanien wird man 1824 wichtige „Vorfälle erleben. Frankreich wird sich von 1850 bis 1860 „auf den höchsten Gipfel des Glücks und des Ruhms befinden.“ Was England betrift, so prophezeihet dieser verkapte Kapuziner diesem Lande eine große Begebenheit für das Jahr 1658, welches das Todesjahr des Kromwels war, und hundert Jahre nachher außerordentliche Vorfälle, die noch nicht geschehen sind.

VII.

Die Nymphe von Floßolano. Eine Erzählung nach dem Bocatz. *).

Die Göttin der Wälder, die keusche Diana, liebte zwar vorzüglich den Berg Olympus und dessen angenehme Gehölze, wo sie sich beschäftigte, den jungen Personen, die sich ihrem Dienst geweihet hatten, Lehren der Weisheit zu geben, allein es gefiel dieser Göttin auch zu Zeiten in dem Hayn bey Floßolo in Italien zu jagen. Alle Jahr kam sie dahin die jungen Floßolanerinnen zu besuchen und zu unterrichten, die weder die Liebe noch Liebhaber kannten, sondern sich glücklich schätzten, sich ganz dem Dienst der Diana, und den ihr angenehmen Beschäftigungen zu wiedmen. In ihren Unterweisungen stellte die Göttin ihnen beständig die Männer als Ungeheuer vor, die man fliehen müßte. „Verstopfet ja eure Ohren meine „Kinder, pflegte sie zu sagen, bey verliebten Reden; übt euch „mit dem Bogen wohl umzugehen; verfolgt die Bewohner der „Wälder, und gewöhnt euch durch die Kämpfe mit den wilden „Thieren, euch gegen die Männer zu vertheidigen, die eure „Ehre angreifen wollen, sowohl durch Bemühungen euch mit „glatten und liebreichen Worten zu verführen, als auch durch „den Gebrauch der Kräfte, die die Natur ihrem Geschlechte vor„züglich für den unsrigen verliehen hat:“ Diana sahe mit Vergnügen, daß sich jeden Sommer ihr liebes Häufchen vermehrte, so daß in wenig Jahren die schönsten Mädchen des Floßolischen Landes sich unter ihrer keuschen Fahne begeben hatten.

*) Die Absicht des Bocaz bey seinem Gedicht, das den Titel *Il Nimfale Flossolano* führt, scheint gewesen zu seyn, die Entstehung der Stadt Florenz, seines Vaterlandes zu erzählen. Nach einer alten Tradition stammen die Florentiner von den Einwohner von Fiesoli ab, die, nachdem ihre Stadt durch die Römer zerstört wurde, Florenz erbauten. Bocaz nennt Fiesoli, Flossolo. Dieß kleine Gedicht ist theils in Prosa, theils in Versen geschrieben, und verdient den kritischen Vorwurf, daß die Erzählung in demselben zu verworren und gedehnt sey. Obiges ist eine freye Nachahmung dieser reizenden Fiction.

Da an einem schönen Sommertage die Göttin ihre Nymphen versammlet hatte, ihnen ihre Befehle zu erneuren, geschah es, daß ein Jüngling aus der kleinen Stadt Floßolo, Nahmens Afrikano, von der Jagd ermüdet sich in eine Höhle begeben hatte, um sich den brennenden Sonnenstrahlen zu entziehen. Dieser Zufluchtsort, den noch niemals ein Liebhaber bewohnt hatte, war nicht weit von dem Ort entfernt, wo Diana ruhete. Er hört ein Geräusch, die Neugierde reizt ihn zu erfahren, woher es wohl kommen möge; er verläst die Höhle, schleicht sich durch die Sträucher, und sieht das schönste Schauspiel, das die Natur den Augen eines jungen Sterblichen nur darstellen konnte. Die Göttin hatte in diesem Augenblick diejenige majestätische Ernsthaftigkeit abgelegt, die den Unbescheidenen, die sich erkühnen sie anzusehn, so schrecklich ist; man sahe auf ihrem Gesichte das Sanfte und Schmachtende ausgedrükt, wodurch Endymion entzückt wurde. Ihre langen schwarzen Haare walleten auf einen alabasternen Busen, ihre Arme waren halb nakkend, und ihr ganzer Körper zeigte tausend Schönheiten, die des Afrikano Aufmerksamkeit fesselten, und seine Bewundrung erregten. Allein die Gruppe der liebenswürdigen jungen Mädchen, die Dianen umringten, bewegte den Jüngling noch mehr; denn waren ihre Reizungen gleich weniger majestätisch als der Göttin ihre, so waren sie nur desto verführerischer. Da sie gewiß glaubten, von keinem unheiligen Auge gesehen zu werden, so scherzten sie untereinander ganz ohne Zwang. Afrikano, bestürzt und in Bewunderung hingerissen, unterstand sich nicht sich zu regen, und genoß lange diesen entzükkenden Anblik; die Liebe erwartete ihn aber bey einer Nymphe, die ihm liebenswürdiger als die andern zu seyn schien. Er hörte sie nennen; es war Mensola; sogleich wurde sein Herz verwundet, und der junge Floßolaner wurde der verliebteste aller Menschen.

Sobald Diana und ihre Gespielinnen wieder ihre Bogen ergriffen, und sich entfernt hatten, ihre Jagd fortzusetzen, gieng Afrikano aus dem Gebüsche hervor, und lief zu dem Ort wo Mensola den Rasen mit ihren Füßen betreten hatte. Er redte

ihn

ihn mit Worten an, worinn die ganze Stärke seiner Leidenschaft ausgedrückt war, und blieb in dieser verliebten Schwärmerey, bis die Nacht anbrach. Er nahm sodann traurig den Weg nach dem Hause seines Vaters Griffon, der unruhig über die lange Abwesenheit seines Sohnes ihn um die Ursache frug. Afrikano hatte bis zu diesem Augenblik kein Geheimniß vor seinem Vater verborgen, er unterstand sich aber nicht ihm dieses anzuvertrauen; er sagte ihm daher, daß ein Reh von einer blendenden Weisse ihn sehr weit gelokt habe, das er aber doch niemals hätte erreichen können. Griffon fühlte die Schwäche dieser Entschuldigung, und argwohnte sogleich, was seinem Sohn begegnet war, er erzählte ihm daher, ohne sich etwas merken zu laßen, das jammervolle Unglück seines Vaters Mugnon, den die strenge Diana ihrer Rache aufgeopfert habe, weil er eine ihrer Nymphen geliebt und verführt hatte. Wie wenig läßt sich aber die feurige Jugend durch Lehren und Beyspiele lenken! Nur eigne Erfahrung kann sie zur Vernunft bringen.

Afrikano ließ sich durch das traurige Schicksal seines Großvaters nicht abschrekken, er beschloß überall seine Mensola zu suchen, sie zu sehen, und ihr alles zu sagen, was er für sie empfand, in der Hoffnung, daß Amor ihn gegen Dianen beschützen würde. Um sich diesen Gott geneigt zu machen, brachte er seiner Mutter verschiedene Opfer von Rosen und Tauben, vorzüglich aber both er ihr ein Herz an, das die Beschützung der Venus verdiente, weil nie ein verliebteres gewesen war. Voller Hoffnung verließ er den Tempel der Königin von Cythere, und vertiefte sich in den Hain. Mensola verfolgte daselbst einen Hirsch mit der größten Eilfertigkeit, er folgte ihr eben so geschwind und erreichte sie; sie stand still, sahe eine Mannsperson, zitterte, spannte ihren Bogen, und schoß einen Pfeil auf ihn ab, der glücklicherweise nur einen Baum, und nicht das Herz des zärtlichen Afrikano traf. Er warf sich zu ihren Füßen: „Stoß zu, rief er, aber höre mich: ich bete dich an!“ Bey diesem Wort ergreift die Nymphe die Flucht, und Afrikano rast sich auf und verfolgt sie von neuen. Er hatte sie beynahe erreicht, als sie sich umwandte und ihren Wurfspies auf ihn zu-

warf, der Amor wahrscheinlich wieder abwandte, und der in einem Pappelbaum stekken blieb. Alle fernere Bemühungen des Afrikano waren vergebens; Mensola war auf ihrer Huth, und erlaubte ihm nicht sich ihr zu nähern. Aber wer kennt nicht die Hülfsmittel der Liebe? —

Afrikano fürchtete den Tod nicht, das Leben war ihm zur Last, wenn er nicht die Mensola zur Liebe bewegen konnte. Er war in seiner ersten Jugend; seine Züge waren fein, angenehm und ausdrucksvoll, seine Gesichtsfarbe blühend, und sein Wuchs zierlich. Der Entschluß war bald gefaßt; er verließ seine Eltern, schmückte seine Haare, und kleidete sich wie die Nymphen von dem Gefolge der Diana. In dieser Verkleidung durchstrich er den Hain. Es ward ihm sodann nicht schwer sich unter diese keusche Mädchen zu mischen. Er that sich bald durch die Kühnheit hervor, mit der er die furchtbarsten Thiere angrif und überwand. Jede Nymphe wollte seine Jagdgesellschafterinn seyn, und alle rühmten seine Geschicklichkeit und seinen Muth; aber Mensola war diejenige, die ihm die meisten Lobsprüche beylegte; sie errichtete mit der schönen Fremden die stärkste Freundschaft, und erlaubte nicht, daß eine andre ihn auf seinen Jagden begleiten dürfte. Dieses war eben, was Afrikano mit Sehnsucht wünschte.

Da er der Zuneigung der Mensola versichert war, wagte er es sich mit ihr zu verirren, und führte sie auf einer angenehmen Wiese, durch welche ein kleiner Bach schlängelte, dessen Wasser langsam auf einem versilberten Sande floß. Tausende von Vögeln, Bewohner der benachbarten Bäume, vereinigten ihre Gesänge, und formirten ein vortreffliches Koncert. An diesem bezaubernden Ort war es, daß Afrikano der Nymphe gestand, wer er sey, und weder Bitten noch Versicherungen sparte, sie zu vermögen, seiner Liebe günstig zu seyn. Mensola war allein, ihren eignen Kräften überlaßen, die Leidenschaft, die ihr Geliebter für sie empfand, gieng auch in ihre Brust über, sie überließ sich daher seinen Wünschen, und vergaß auf einmal sowohl ihre Schwüre, als die Lehren der Diana. Dieser erste Sieg schmeichelte dem Afrikano nur mittelmäßig,

mäßig; er glaubte ihn nur seinen Kräften schuldig zu seyn, aber da Mensola ihm bald dasjenige gutwillig einräumte, was sie anfangs hartnäkkig abgeschlagen hatte, so wurde der Triumph und das Glück des jungen Floßolaners vollkommen. Sie hatten oft heimliche Zusammenkünfte, aber endlich mußte es geschieden seyn. Afrikano konnte seinen Vater nicht in der grausamen Unruhe laßen, worinn er natürlich seyn mußte; er eilte weg, und versprach seine Rückkehr zu beschleunigen.

Während der Abwesenheit des Afrikano überließ sich Mensola ihren Betrachtungen; ohngeachtet ihrer Zärtlichkeit für ihn, glaubte sie die Zusammenkünfte durchaus endigen zu müssen, da deren Folgen zu wichtig für sie wären. Afrikano, der seine Nymphe nicht wieder fand, glaubte sich verrathen, oder fürchtete, daß ihr Geheimniß entdeckt worden sey, und Diana sie ihrer Rache aufgeopfert hätte. Von Wuth entflammt, stieß er das Holz eines Pfeils in die Erde, stürtzte sich aufs Eisen, nannte seine Mensola, und gab den Geist auf. Sein Körper fiel in einen Strom, an dessen Ufer er die unglückliche That begangen hatte, und sein Blut färbte das Wasser roth. Sein Vater erhielt bald von diesem schrecklichen Vorfall Nachricht. Er lief hin; die traurigen Ueberreste seines Sohnes zu sammlen, und nachdem er sie auf einem Scheiterhaufen vom Feuer hatte verzehren laßen, so schloß er die Asche dieses unglücklichen Liebhabers in eine Urne ein, und stellte sie auf einer Säule am Ufer des Stroms.

Auch Mensola erfuhr bald den Todt ihres Geliebten, sie würde ihm ohne Zweifel gefolgt seyn, wenn ein theuerer Gegenstand nicht ihre Hand zurückgehalten hätte. Sie trug unter ihrem Herzen ein Zeichen ihrer Schwäche, ein kostbares Pfand der Liebe ihres Afrikano. In der grausamen Lage, worinn sie sich befand, hatte sie eine erfahrne Freundin höchst nöthig; glücklicherweise fand sie diese in einer alten Nymphe, die mit den Schwachheiten junger Personen Mitleid zu haben wuste, und alles wurde so veranstaltet, daß dieses Geheimniß allen Augen entzogen wurde. Es würde auch alles nach dem Wunsche der alten Nymphe und der Mensola gegangen seyn, wenn Diana

nicht

nicht eben um diese Zeit in Italien angekommen wäre. Die Geliebte des Afrikano war glücklich entbunden worden, und überlieferte ihren Sohn ihrer Freundin. In diesem Augenblick war es, daß Diana sie überraschte. Die erschrokkene Nymphe legte ihr Kind aufs Gras hinter einem Strauch, flohe, und um sich der Rache der Göttin zu entziehn, wollte sie über einen Fluß schwimmen, aber Diana schoß einen Pfeil auf sie ab, der ihr das Leben raubte. Der Fluß hat seitdem beständig den Namen dieser unglücklichen Nymphe geführt.

Indessen wurde der Sohn des Afrikano durch die alte Nymphe gerettet, und seines Vaters Eltern übergeben, deren Trost er bey ihrem Unglükke war. Sie nannten ihn Pruneo und beschäftigten sich sorgfältig mit seiner Erziehung. Da er das achtzehnte Jahr erreicht hatte, wurde er zum Ritter gemacht, er zog in den Krieg, und erwarb sich durch seine Thaten ausserordentlichen Ruhm. In der Folge unterwarf er sich das ganze Land von Floßolo, das seine Nachkommen noch lange beherrschten, bis die Römer auch dieß Volk bekriegten, den letzten ihrer Fürsten bezwangen, und die kleine Stadt Floßolo oder Fiesoli, einnahmen und anzündeten. Ein Theil ihrer unglüklichen Einwohner flüchtete sich an die Ufer des Arnoflusses, woselbst sie die Stadt Florenz erbauten. L.

VIII.

Miscellaneen.

Unter dieser Rubrik werden wir unsern Lesern gelegentlich kleine Aufsätze, kurze Fragmente, Anekdoten, und überhaupt alles dasjenige mittheilen, was zu geringfügig ist, einen eignen Artikel auszumachen.

Folgendes

* * *

Folgendes sind Fragmente eines Briefes, den der vorige Mufti an den türkischen Abgeordneten in Venedig im Jahr 1774 geschrieben hat, wovon im nämlichen Jahre eine italiänische Uebersetzung erschienen ist.

* * *

„Ein roher, wilder, durchaus materialler Sohn des Erd„bodens, der die allgemeine Menschenliebe nicht einmal kennt, „ist unfähig zum Paradiese. Er misset schon in diesem Leben „der himmlischen Früchte, des allgemeinen Hanges zum Wohl„wollen gegen alles Lebende und Webende, und die Folgen sei„ner Lüste sind — eitel Erschlagenheit des Geistes und des Lei„bes. Eine solche trotzichte Seele kostet niemal nichts anders, „als die Hefen und den Abschaum von der allergröbsten Materie, „die der Einzige, Allmächtige, vor der Schöpfung — blos „um Staub zu bleiben, dahin gestellt hat".

Noch eine Stelle, wo er mit seinem Freunde einen Blick in die Ewigkeit wagt: „Glaube mir, Freund Ali, der einzige „Ewige ist auch der einzige Allweise, und nach seiner All„weisheit muß er auch eine ewige Harmonie lieben! dieß kann „nicht anders, als durch eine ewige und allgemeine Glückse„ligkeit Platz haben. Drum werden sogar nach den ewigen „Zeiten auch die bösen Geister ihren Haß ablegen und liebreich „werden, und ihn loben".

* * *

Die Affenkolonie.

In Kulwarok legten die Affen eine eigne Kolonie an, und erbauten der Gottheit einen Tempel. Das ganze Affenvolk war glücklich durch die Einfalt ihres Gottesdienstes, wie durch die Einfalt ihrer Sitten. Plötzlich trat ein Pavian unter ihnen auf, ein Feind von aller Sitte und ein witziger Kopf. Brüder, sagte er oft bey den Trinkgelagen: Ihr glaubt an Jupiter? Ha ha ha ha! Alles ist von ungefähr; wie Erdschwämme

sind

sind wir aus dem Boden hervorgekrochen, und — sind wir hin, so sind wir hin! Jupiter hörte den Lästerer. Er winkte. Sein Adler flog herab, und trug den Gotteslängner zum Olympus. Zevs donnerte; Da schau mich, Verruchter, und bebe! Der Pavian sank sinnlos in das Stralenmeer nieder, das von Jupiters Throne floß. — Trag ihn wieder hinab, sagte der Donnerer zum Adler! Blitzschnell fuhr der Adler mit ihm durch die Luft, und setzt ihn im Kulmarok ab. — Ich has ihn gesehen, sagte der Pavian, nachdem er sich von seiner Betäubung aufwand, ich habe — Was riefen die Brüder, was hast du gesehen? — Ach stotterte der Pavian, ich war im Olympus, wo der mächtige Zevs, den ich verläugnete, herrscht. — Und was sahst du da? — Tausend Sonnen umleuchteten mich, und niedergesunken in ein Glutmeer, sah ich — nichts. Würde nicht das jeder Gottesleugner sagen, wenn er als Mensch Gott sähe, wie er ist!

* * *

Beauchateau, ein französischer Schauspieler befand sich einst in der Kirche Notre Dame in Paris, wo er die Messe hörte, während derselben erblickte er ein Frauenzimmer, nahe an einen Pfeiler der Kirche, die in Thränen zerfloß. Er näherte sich ihr, und fragte sie um die Ursache ihres Kummers. Anfänglich machte sie zwar einige Schwierigkeit sich ihm zu entdekken, da er aber nicht abließ in sie zu dringen, so sagte sie ihm endlich, „daß sie wegen der Betreibung eines Prozesses nach „Paris gekommen wäre, daß sich dieser schon länger, als sie ge„glaubt, verzögert hätte; daß weil sie keine Nachrichten von Hause „hätte einziehen können, und ihr Geld alle geworden wäre, sie „sich nun aufs äusserste gebracht sähe, und nicht einmal wagte „nach ihrer Wohnung zurück zu kehren, weil es ihr unmöglich „wäre, die bereits fällige Miethe derselben zu bezahlen.“

Beauchateau gerührt von dieser Erzählung, nahm sie mit sich nach Hause, wo er ihr freye Wohnung gab, und sie mit an seinen Tisch zog. Ein so edles Betragen mußte nothwendig Eindrükke auf die Unbekannte machen, und nach und nach ward

sie

sie vertraulicher und offenherziger gegen ihren Wohlthäter. Unter andern erzählte sie eines Tages, daß sie eine Schwester gehabt hätte, die der Verführung eines gewissen Präsidenten nicht hätte widerstehen können, eine Tochter wäre die Frucht ihrer Schwachheit gewesen, von der man aber nicht wüßte, wo sie hingekommen wäre. Die unglückliche Mutter wäre in ein Kloster gegangen; wo sie sehr strenge Busse wegen ihres Vergehens gethan, und endlich auch gestorben wäre.

Madame Beauchateau, die bey dieser Erzählung zugegen war, fühlte sich äusserst bewegt; sie brach in Thränen aus, und da sie den Empfindungen der Zärtlichkeit nicht länger widerstehen konnte, so warf sie sich zu den Füßen der Unbekannten, umfaßte ihre Knie, und nannte sie 100mahl ihre liebste, beste Tante!

Madame Beauchateau war in der That ihre Nichte, und die Frucht der Verführung des Präsidenten und der Schwachheit der unglücklichen Schwester der Unbekannten. So romanhaft diese Geschichte klingt, so ist sie doch vollkommen der Wahrheit gemäß, und dient zur Lehre, daß man sonderbare Vorfälle nicht gleich für unwahrscheinlich halten soll.

* * *

Der General von W*** welcher sich schon seit vielen Jahren auf seinem Landgute M*** aufhält, ließt nichts lieber als Kritiken; deswegen kommt auch kein gelehrtes Tagebuch in Deutschland heraus, welches er nicht kauft, und gierig verschlingt. Besonders ist die allgemeine deutsche Billiothek sein Orakel. Wen diese lobt, den lobt er; wen diese verdammt, ist auch bey ihm verdammt. Einem wegen zwey in Unschuld herausgegebener Predigten scharf gezüchtigten Pfarrer aus der Nachbarschaft, sonst der ehrlichste, vortrefflichste Mann, der zuweilen für den Pfarrer des Generals vikarisirte, und jedermann erbaute, ist jetzt die Kanzel verboten. — Ein Mensch von 21 Jahren, sein Unterthan, bat ihn um Beförderung. Hat er was geschrieben? fragte der General. Ja, ihr Excellenz, Gedichte. Bring er sie. Der Kandidat flog, und brachte sie.

Ich

Ich will sie drukken laßen; sagte der General, wird er in Berlin gelobt, so soll er Pfarrer in E* * * werden; wo nicht, so kann er zum Teufel gehen. Und nun wurden die Gedichte gedrukt, und in der allgemeinen Bibliothek verdammt. Der Kandidat gieng fast täglich in eine benachbarte Stadt, wo ein Buchladen war, und erwartete mit Höllenangst das Urtheil des Todes oder des Lebens. Das Stück kam an; er laß, erblaßte, lief an Strom, legte sein schwarzes Röckchen am Ufer nieder, befahl sich Gott, drückte die Augen zu, und ersäufte sich. — So wie aber Gott das größte Unglück zum besten kehren kann; so war auch hier dieser Unfall von einem guten Erfolge. Der alte General beweinte herzlich seine Thorheit, schmiß alle Journäle in die Sattelkammer, den Mäusen und Ratten zum Raube; und ließt nun zu seiner Bekehrung den Leipziger Meßkatalogus; denn, sagt er, der ist allein neu, unpartheyisch und vollständig. Zugleich

Eine Fabel.

In Lybien starb einmal ein Löwe. Ein Fuchs war sein Parentator; Traurt, ihr Wälder, fing er an, eure Zierde ist dahin! Heule, erhabene Thierversammlung! dein Haupt ist nicht mehr! Thierliebe war die Stütze seines Throns. Ordnung begleitete ihn im weiten Gebiete seines Reichs. Er war ein Freund der Wissenschaften und Künste, und — ach! er ist nicht mehr! Klaget ihr Eichen! jammert ihr Felsen! heulet, ihr Thiere; — Was der Kerl lügt! sagte der Luchs zum Hunde. — Des Löwen Thron waren Knochen zerrissener Thiere. Im Walde herrschte die schreklichste Unordnung. — Der Schwache war immer ein Raub des Starken. Unter seiner Regierung flohen die weisen Elephanten in Wüsteneyen; der häusliche Biber zerstörte seine Wohnung, und starb im Flußsande; und Pavian Matz, der größte Maler an seinem Hofe, der ihm wohl 20mal abconterfeite, und seine Höle in Fresko bemalte, krepirte vorgestern vor Hunger. Und das wundert dich, Luchs? sagte der Hund. Man siehts wohl, du bist noch niemals unter den Menschen gewesen.

Litteratur und Völkerkunde.

VIII.

Februar 1783.

I.

Historisch-Geographische Nachrichten von der kleinen Bucharey aus den Berichten verschiedner Reisenden.

Die kleine Bucharey, oder das Königreich Kosghar, hat ungefähr 80 deutsche Meilen in seiner größten Länge, und 50 in seiner größten Breite. Gegen Norden gränzt es mit dem Lande der Kalmuken, und der Kontaisch oder Khan dieser Völker ist zugleich der Beherrscher der Buchaven. Dieses Land ist ziemlich volkreich und sehr fruchtbar. Es liegt sehr hoch, und dieses sowohl als der Berg Imaus, der sich in den Wolken verliert, und gegen Süden an dieses Land gränzt, macht, daß die Luft weit kälter ist, als man sonst der Lage nach vermuthen sollte. Diese erstreckt sich zwischen den 35sten Grad 38 Minuten, und den 45sten Grad der Breite, und zwischen den 92sten und 118 Grad der Länge.

Die kleine Bucharey enthält mehr als dreyßig Städte, und eine große Menge Dörfer, und ist also sehr von den andern kalmukischen Ländern unterschieden, wo man beydes nicht antrifft, sondern die Einwohner, in wandernden Horden abgetheilt, unter Zelten zu wohnen pflegen. Die Stadt Jerken ist die Hauptstadt des Landes, und die einzige, wobey wir uns aufhalten wollen. Sie ist ziemlich groß, und von Ziegel-

steinen, die an der Sonne gebrannt werden, erbaut. Es ist ein Schloß daselbst befindlich, welches dem Großkhan der Kalmuken zur Wohnung dient, wenn seine Gegenwart in diesem Lande vonnöthen ist. Die umliegenden Gegenden der Stadt sind sehr fruchtbar, und bringen alle Arten von Zugemüsen und Früchten hervor. Der größte Theil der kleinen Bucharey besteht in einer langen Kette von Gebürgen, die queer durch sandreiche Wüsteneyen gehen. Am Fuß dieser Gebürge sind verschiedene fruchtbare Thäler befindlich.

Die Reisenden schildern uns alle die kleine Bucharey als ein sehr reiches Land, das Gold und Silber innen hat: aber die Einwohner ziehen davon keinen Nutzen. Denn die Kalmuken, die Herren des Landes sind, ziehen ein ruhiges, ländliches Leben den beschwerlichen Arbeiten in den Bergwerken vor, und die eingebornen Bucharen glauben sich durch den Handel mit weniger Mühe bereichern zu können.

Indessen lassen es doch beyde Völkerschaften nicht ermangeln im Frühlinge alles Gold zu sammlen, so die Ströme aus den Gebürgen weggespühlt haben, sobald der Schnee zu schmelzen anfängt; und daher kommt also aller Goldstaub, den die Bucharen nach Indien, China, ja selbst nach Tobolsko in Siberien zu bringen pflegen.

Auch findet man in der Bucharey kostbare Edelsteine von allen Arten, sogar Diamanten nicht einmal ausgenommen. Da aber die Einwohner die Kunst solche zu schleifen nicht verstehen, so verkaufen sie sie so, wie sie sie finden.

Die Bucharen sind von gewöhnlicher Statur. Ihre Augen und Haare sind schwarz, ihre Gesichtsfarbe gelblicht, ihre Nase gebogen und ihre Bildung überhaupt wohlgestaltet; mit einem Worte, sie sind nicht im geringsten den ungestalten Tatarn ähnlich, unter denen sie doch wohnen. Gegen Fremde sind sie ziemlich höflich, aber ihr Hang zum Handel und ihre Begierde zum Gewinn verursachen daß man ihnen nicht recht

trauen

trauen kann. Ohne Vorsicht mit ihnen umzugehen, hieß sich unfehlbar der Gefahr aussetzen, von ihnen betrogen zu werden.

Die Kleidung der Mannspersonen ist ganz der Tatarischen ähnlich, sie besteht aus einem Rock, der bis auf die Mitte der Schenkel herabgeht und sehr weite Ermel hat, die aber über den Ellenbogen enge an den Arm schliessen, überdem tragen sie noch einen Paß um den Leib, wie die Pohlen. Die Weibspersonen sind alle groß, wohlgebildet, und von sehr schönen Gesichtszügen. Ihre Kleidung ist der männlichen ganz ähnlich, außer daß sie noch gewöhnlich mit Baumwolle durchnäht ist. Ihre Ohrgehänge sind beynahe einen Fuß lang, und hängen ihnen bis auf die Schultern herab. Ihr Haupthaar ist in verschiednen Zöpfen, auf das künstlichste zusammen geflochten, und mit schwarzen, mit Gold oder Silber durchwirkten Bändern gebunden. Oben auf die Haare stecken sie noch große seidne Büschel, die manchmal mit Silber durchnäht sind, und ihnen bis auf die Füße herabhängen; drey andre kleine Büschel bedecken ihren Busen. Sie tragen ausserdem auch noch Halsbänder von Perlen, die manchmal mit kostbaren Zierrathen von Gold und Silber, die einen starken Glanz von sich werfen, ausgeschmükt sind. Desgleichen bedienen sich die Personen beyderley Geschlechts noch einer andren Art von Schmuk, der aus kleinen ledernen Säkken besteht, worinn die von ihren Priestern geschriebne Gebete aufbehalten sind, die sie als die kostbarsten Heiligthümer zu betrachten pflegen. Beyde tragen sehr enge Beinkleider und leichte Stiefeln von rußischen Leder. Ihre Mützen sind einander gleich, ausser das die Weiber die ihrigen mit Perlen und andern Kostbarkeiten zu schmükken pflegen.

Die Bucharen wohnen in gemauerten Häusern, deren Bauart noch ziemlich gut ist; ihr ganzes Hausgeräthe aber besteht in nichts weiter, als in einigen Kasten, auf die sie des Tages die Matrazen, deren sie sich des Nachts bedienen, legen, und die sie mit baumwollnen Zeugen von verschiedner Farbe, eben so wie ihre Bettladen bedekken. Da sie auf türkische Manier auf den Fersen sitzen, so brauchen sie weder Stühle noch Tische.

Ihre Reinlichkeit in Zubereitung der Speisen ist ausserordentlich. Sie laßen solche durch ihre Sklaven, die sie von ihren Nachbarn zu kaufen pflegen, vor ihren Augen zubereiten. Sie bedienen sich hiezu verschiedner Gefäße von Erde, Porcellan, Eisen und Kupfer, worinn sie auch ihren Thee kochen, der ihr gewöhnliches Getränke ist, obgleich der Wein sowohl als der Brandwein ihnen nicht unbekannt sind. Sie gebrauchen beym Essen weder Löffeln noch Gabeln. Ein Stück Leinwand, das auf der Erde ausgebreitet wird, dient zum Tischtuch sowohl als zu Servietten. Das Fleisch wird geschnitten aufgetragen und mit den Fingern gegessen.

Vom Brod macht man hier zu Lande wenig Gebrauch. Die gewöhnlichste Speise besteht aus einer Art von gehakter Fleischpastete, in Gestalt eines halben Mondes. Sie machen aus diesen Pasteten eine Gallerte, und bedienen sich derselben sowohl im Winter als auf ihren Reisen. Wenn sie solche, alsdenn essen wollen, so werfen sie sie in kochendes Wasser, und bereiten sich also eine Art von Suppe.

Der Muhamedismus ist die herrschende Religion in allen Städten und Dörfern der kleinen Bucharey; indessen werden doch alle andere Religionen daselbst geduldet. Die Kalmuken, die die Herren des Landes und Götzendiener sind, geben den Christen ein schönes Beyspiel von Toleranz, die ihnen viele Vortheile gewährt. Weit von dem Gedanken entfernt, andre mit Gewalt zu ihren Meinungen zu zwingen, genießt der Muhamedaner und der Heide, der Jude und der Christ gleichen Schutz von ihnen, wofern sie sich sonst nur den Gesetzen des Landes unterwerfen, und ein ruhiges Leben führen.

Die Bucharen haben ihren Alkoran, der aus weiter nichts als dem an vielen Stellen verstümmelten und verfälschten alten Testamente der Christen besteht. Sie glauben nicht, daß Muhamed der Verfasser desselben sey, sondern sagen, daß Gott selbst durch Mosen und die Propheten dieses Buch den

Menschen

Menschen mitgetheilt habe. Sie bekennen aber, daß Muhamed eine Erklärung desselben verfertigt, und eine Sittenlehre daraus gezogen hätte, die jedermann anzunehmen und auszuüben verbunden wäre.

Sie fasten jährlich 30 Tage, vom 15ten Julius bis zum 15ten August. In dieser ganzen Zeit nehmen sie den Tag über nicht die geringste Nahrung zu sich, hingegen essen sie während der Nacht zweymal, ohne daß sie dabey sich eines andern Getränkes, als Thee bedienen. Diejenigen, so dieses Gesetz übertreten, sind verpflichtet, den besten ihrer Sklaven frey zu laßen, oder sechzig Personen zu bewirthen, und 85 Streiche, mit einem ledernen Riemen auf ihrem blossen Hintern, von der Hand ihres Oberpriesters auszuhalten. Indessen wird doch dieses Fasten unter dem Volke nicht so genau beobachtet, und die Handwerker erhalten oft die Erlaubniß während dieser Zeit des Tages zu essen.

Es giebt zweyerley Priester unter diesen Völkern. Einige derselben werden Abis genannt, und müssen dem Volk die fünf verschiedenen, durch die Religion vorgeschriebenen Zeiten des Gebets anzeigen. Die andern heissen Mullahs, und sind eine Art von Schriftgelehrten, die bey der Nation in großer Achtung stehen.

Diese Völker haben einige Begriffe von Christo und der heiligen Jungfrau; sie sind aber mit so bizarren Ideen vermengt, daß wir nicht umhin können uns etwas genau hierüber auszulaßen.

Die Jungfrau Maria, sagen sie, war eine arme Waise und ihre nächsten Anverwandten konnten sich nicht mit einander vereinigen, wer von ihnen die Sorge ihrer Erziehung über sich nehmen sollte. Um diese Schwierigkeit zu übersteigen beschloßen sie es auf das Loos ankommen zu lassen. Sie kamen also mit einander überein, eine Feder in ein Gefäß voll Wasser zu werfen, und einer nach den andern, einen Finger ins Wasser zu stekken; an dessen Finger sich nun die Feder hängen würde,

der sollte sich forthin mit der Erziehung der jungen Waise belästigen. Die Feder blieb an dem Finger des Zacharias auf eine so auszeichnende Weise hängen, daß er von allen einstimmig für den Pflegevater des Kindes erkannt wurde. Er unterzog sich auch diesem Geschäfte mit Vergnügen, und nahm die junge Maria unverzüglich mit sich nach Hause. Eines Tages, da ihn seine Berufsgeschäfte drey Tage lang in den Tempel zu bleiben genöthigt hatten, erinnerte er sich des Kindes, das ohne die geringste Hülfe von jemand erhalten zu werden, in seinem Hause eingeschlossen, und von ihm ganz vergessen worden war. Er lief daher auf das schleunigste dahin. Aber anstatt sie verhungert und todt zu finden, wie er es nicht anders erwarten konnte, ward er mit Bestürtzung gewahr, daß sie sich in vollkommener Gesundheit mit allen Arten von Speisen umgeben befand, die ihr, wie sie sagte, von Gott zugeschickt worden wären.

Da Maria das vierzehnte Jahr erreicht hatte, und zum erstenmal gewisse, ihrem Geschlecht eigne Ungemächlichkeiten, an sich gewahr ward, so eilte sie zu einen, in einem benachbarten großen Walde gelegenen Brunnen, um sich in denselben zu baden. Hier geschah es nun, daß sie ohne jemand zu sehen durch eine Stimme erschrekt wurde. Sie ergriff eiligst ihre Kleider um zu entfliehn; aber siehe, da stand ein Engel vor ihr, und verkündigte ihr, daß sie die Mutter eines Kindes werden würde, daß sie Jsai nennen sollte. Da sie nie Umgang mit einer Mannsperson gehabt hatte, so gab sie dem Engel ihre Zweifel über die Erfüllung seiner Worte zu verstehen. Nun säumte der Engel nicht länger, er hauchte ihren Busen an, und machte ihr dieses Geheimniß bekannt. Er unterrichtete sie hierauf in allen, was sie zu wissen nöthig hatte. Dieser Augenblick war zugleich der Augenblick ihres Empfängnisses. Die Zeit ihrer Entbindung näherte sich, und aus Schaam begab sie sich in den nämlichen Wald, wo sie auch glücklich niederkam. Ein alter Baum, der ganz entblättert da stand, und gegen den sie sich während ihren Geburtsschmerzen stützte, fieng plötzlich wieder zu blühen an,

an, und die Erde ward rund um sie herum mit Blumen bedeckt, und grünte so frisch, wie im Frühling. Nun erschienen eine große Menge Engel, die das Kind in einem Brunnen, der in eben diesem Augenblick entstanden war, abwuschen, und es nachher wieder der Mutter übergaben. Maria kehrte mit dem Kinde zu ihren Anverwandten zurück, wo sie mit tausend Verwünschungen empfangen und sehr übel behandelt wurde. Sie ertrug alles mit Gedult, und nahm sich sogar nicht einmal die Mühe, sich zu vertheidigen, sondern bat bloß ihren Sohn ihre Sache zu führen. Ihr Wunsch ward sogleich erfüllt, und die Erklärung, die das Kind von dem Geheimnisse seiner Geburt gab, verursachte bald, daß aller ehrenrührige Verdacht, den man auf seine Mutter haben konnte, verschwand, und zeigte klärlich, daß bey einer so übernatürlichen Begebenheit die Hand des Himmels mit im Spiel seyn müsse.

Der junge Isai, (dies ist der Name, womit die Muselmänner Christum zu nennen pflegen) ward ein Prophet und sehr berühmter Schriftgelehrter. Aber er ward auch dadurch dem Haß und der Verfolgung von jedermann, besonders aber der größten Männer seiner Zeit ausgesetzt, so daß man ihn sogar verschiednemal nach dem Leben trachtete. Endlich trugen es seine Feinde zween Männer auf, ihn zu tödten, es möchte auch kosten was es wolle. Aber Gott beschützte den Isai, indem er ihn in demselben Augenblick, da sich diese Nichtswürdigen fertig machten ihn umzubringen, von der Erde entrückte und zu sich in dem Himmel aufnahm. Die beyden Meuchelmörder wurden auf eine sehr sonderbare Weise bestraft, sie wurden beyde in die Gestalt des Isai verwandelt, und von dem aufgebrachten Pöbel, der von dieser Aehnlichkeit betrogen wurde, überfallen und getödtet.

Obschon es nun klärlich aus diesem Bericht erhellet, daß die Bucharen keine Begriffe von den Leiden Christi haben, so glauben sie dennoch die Auferstehung von den Todten, und ein künftiges Leben. Sie können sich aber nicht überreden, daß

irgend ein Mensch zu ewigen Martern verdammt werden sollte, sondern glauben vielmehr, daß da der Teufel, der Urheber alles Bösen wäre, auch auf ihn allein der Zorn und die Strafe des Himmels fallen müßte.

Auch glauben sie, daß am jüngsten Tag alles der Vernichtung unterworfen sey, nur Gott ausgenommen, und daß daher keine von allen Kreaturen, worunter sie auch Christum, die Engel und Teufel verstehen, dem Tode entfliehen könne. Nach der Auferstehung von den Todten aber, werden die Auserwählten durch das Feuer gereinigt nach Maasgabe ihrer Sünden, so wie es Gott vermittelst einer Waage entscheiden wird.

Sie behaupten, daß Gott für die Frommen sieben Paradiese schaffen werde, die sie Arrays nennen, und für die Gottlosen sieben verschiedene Oerter der Quaal, wo diese letztere durch das Feuer, nach dem Verhältniß der Verbrechen, von ihren Sünden gereinigt werden würden. Unter allen Menschen, werden keine, wie sie sagen, so harten Züchtigungen unterworfen seyn, als die Lügner, die Leute ohne Treu und Glauben, und diejenigen, denen es ein Vergnügen ist Familien zusammen zu hetzen, und Zank und Zwiespalt zu erregen. Hingegen haben die Gerechten die Feuerstrafe nicht zu fürchten. Aus hundert Männern wird ein Mann, und aus tausend Weibern ein Weib auserwählt werden. Dieser kleine Haufen von Auserwählten wird sodann in eins der obern erwähnten Paradiese verpflanzt, wo sie alle Arten von Glückseligkeit geniessen werden, bis es Gott dereinst gefallen wird eine neue Welt zu schaffen. Es ist bey ihnen eine große Sünde, wenn jemand sagt, daß Gott im Himmel sey; sie behaupten, daß er überall zugegen wäre, und daß, wenn man seine Gegenwart auf irgend einen Ort insbesondre einschränken wollte, dieses so viel hieße, als seine Macht und Unermeßlichkeit zu verkleinern und herabzusetzen.

Die Bucharen kaufen ihre Weiber für Geld und bezahlen sie nach dem Grad ihrer Schönheit. Je mehr schöne Töch-

ter

ter ein Vater hat, je reicher ist er. Dies ist eine Art von Waare, die man leicht und mit großem Vortheil los wird. Es ist den Personen, die sich verheirathen sollen, durch die Gesetze verboten, von dem Tage an, da der Kontrakt gemacht worden, bis zur Hochzeitfeyer, mit einander zu sprechen, oder sich auch nur zu sehen. Die Lustbarkeiten bey der Hochzeit währen drey Tage. Den Abend vorher versammlen sich die jungen Mädchen bey der Braut, und belustigen sich bis um Mitternacht mit singen und tanzen. Am Hochzeittage kommen diese Mädchen des Morgens wieder am nämlichen Orte zusammen, und beschäftigen sich mit dem Aufputz der Braut. Hierauf erscheint der Bräutigam, den zehn oder zwölf seiner nächsten Anverwandten oder Freunde begleiten, diesen folgen einige Flötenspieler, und ein Abis, der da singt, und auf zwey kleine Pauken schlägt, beschließt den Zug.

Sobald der neue Ehemann angekommen ist, wird ein Pferderennen gehalten, und nachher sechs, acht oder zwölf Preise, nachdem es die Vermögensumstände des neuen Ehepaars erlauben, unter die Sieger vertheilt. Sie bestehen gemeinhin aus Marder- oder Fuchsfellen, aus baumwollenen Zeugen, Damast u. d. g.

Während der Trauung, dürfen sich die neue Eheleute gleichfalls nicht sehen, sie sind beyde von einander entfernt, und ein jedes antwortet seiner Seits auf die Fragen des Priesters. Sobald diese Zeremonie vorbey ist, begiebt sich der junge Ehemann, unter der nämlichen Begleitung, und in derselben Ordnung, wie er gekommen ist, wieder nach seinem Hause zurück, wo ein großes Gastmahl für die Hochzeitsgäste zubereitet ist. Nach dem Essen stattet er einen Besuch bey seiner Frau ab, und erhält nun die Erlaubniß mit ihr zu sprechen. Hierauf kehrt er abermals nach seinem Hause zurück; sobald es aber Abend ist, geht er wieder zu seiner Gattin, die er bereits im Bette antrifft, und legt sich in Gegenwart einiger andern Frauenzimmer in seinen Kleidern zu ihr; dies geschieht aber nur auf einen Augenblick. Diese Farce wird drey Tage hinter einander wiederholt;

in der dritten Nacht tritt er endlich gänzlich in die Rechte eines Ehemanns, und führt den andern Morgen seine Frau mit sich nach Hause.

Die vierzig Tage, die nach der Entbindung einer Frau folgen, werden für unrein gehalten, und während denselben verbieten die Gesetze der Frau alles, sogar bis aufs Gebet. Drey Tage nach der Geburt erhält das Kind den Namen seines Vaters oder sonst eines nahen Anverwandten, der demselben nach Maasgabe seiner Glücksumstände ein Geschenk machen muß.

Im achten, neunten oder zehnten Jahre empfängt das Kind die Beschneidung; die Väter haben den Gebrauch, diese Zeremonie durch ein Fest zu feyern, welches sie ihren Freunden geben, und das drey Tage lang dauert. Gesänge, Tänze, Pferderennen, kurz alle bey ihnen übliche Festivitäten werden hier eben so wenig, als bey den Hochzeitstagen gespart.

Obgleich die Polygamie bey den Bucharen für eine Sünde gehalten wird, so wird sie doch wenig bestraft. Man sieht daher bey ihnen Männer, die zehn, und manchmal noch mehr Weiber haben. Ein jeder Mann hat das Recht, seine Frau, wenn er will, zurück zu schicken; aber in diesem Fall der Ehescheidung genießt diese auch das Recht, alles dasjenige, so sie von ihrem Mann während ihrer Ehe empfangen, zu behalten. Ist die Frau hingegen diejenige, so die Trenung von ihrem Manne zuerst sucht, so darf sie nicht das geringste mit sich fortnehmen.

Die Arzneykunst ist bey den Bucharen eine sehr unbekannte Wissenschaft. Sobald jemand krank wird, so besucht ihn ein Mullah, der ihm eine Stelle aus irgend einem geistlichen Buche vorließt, ihn zu verschiednenmalen anhaucht, und endlich mit einem sehr scharfschneidenden Messer um das Gesichte herum fährt. Sie glauben, daß vermöge dieser Operation, die Wurzel der Krankheit abgeschnitten werde, die sie als ein Werk des Teufels betrachten. Stirbt der Kranke, so legt ihn der

Priester

Priester den Alkoran auf die Brust, und hält einige Gebete über ihn. Man begräbt hierauf den Todten in einem Gehölze, und schließt den Ort seines Begräbnisses mit einem Zaum oder Hekke ein.

Bis zum Jahr 1683 genoß die kleine Bucharey ihre eigne unabhängige Regierungsform, und ward durch einen Khan beherrscht, der zu Jerkeen residirte. Aber eine Revolution, die sich damals zutrug, verschafte den Kalmuken die Gelegenheit, unter der Anführung des Basto, oder Bosugto-Khan, ihres Kontaisch, sich dieses Landes zu bemächtigen.

Der Nachfolger des Bosto war es, der zuerst in der Bucharey die obrigkeitlichen Bedienungen, so wie sie noch jetzt üblich sind, einführte. Diese hängen immer eine von der andern ab. Die vom letzten Range haben die Inspektion über zehn oder zwölf Familien. Die von einem höhern Range befehlen schon über hundert, und die vom ersten über tausend Familien. Alle diese Richter stehen unter einem Gouverneur, den der Kontaisch sorgfältig unter den Fürsten des Landes auswählt. Die Zwistigkeiten, die unter den Bucharen entstehen, werden von den untern Gerichtspersonen geschlichtet, und diese sind verbunden, von jedem Vorfall und dem Urtheil, das sie darüber gefällt haben, ihren Obern Bericht abzustatten.

Oben erwähnter Bosto, der die ganze Bucharey im Jahr 1683 unterjochte, verlohr im Jahr 1697 die Provinz Haami, deren sich die Chineser bemächtigten. Dieses geschah aber erst nach einem sehr blutigen Kriege, der zu merkwürdig ist, als daß wir uns bey dieser Gelegenheit nicht etwas genauer darüber auslassen sollten.

Bosto hatte sich mit dem Kaingkhan, dem Beherrscher der Mongaten, veruneinigt, und Kang-hi, der damals Kaiser von China war, bot diesen beyden Prinzen seine Vermittelung bey ihren Streitigkeiten an, die auch angenommen wurde. Die Gesandten beyder Theile begaben sich nach dem

zum

zum Kongresse bestimmten Ort; aber ihre Unterhandlungen wurden nicht einmal angefangen. Beyde Gesandten stritten sich über den Vorsitz. Der Gesandte des Bosto behauptete, daß ihm der erste Rang zukäme, weil sein Herr in gerader Linie vom Gengishan abstamme, und die Macht der Kalmuken die mongalische so weit überwiege, als die Haare des Haupts die Härchen der Augenbraunen an Menge übertrafen. Der Gesandte des Kainkhans fand sich durch diese Vergleichung äußerst beleidigt. „Man hat blos ein gutes Scheermesser nöthig, um beyde gleich zu machen," erwiederte er stolz; und nun war, ohngeachtet aller Mühe des Vermittlers, an Unterhandlungen zwischen diesen beyden nicht mehr zu gedenken, und beyde Theile machten sich zum Kriege fertig.

Der Kaiser von China hatte kaum die Nachricht von diesem Bruche erfahren, als er auch schon die Folgen desselben vorher sah; nur war er noch unschlüßig, zu welcher Parthey er sich schlagen sollte. Der Untergang der Mongalen schien ihm um so viel gewisser, da die Kalmuken diese Völker sowohl an Macht als an Tapferkeit weit übertrafen. Zugleich ließ ihn aber auch der kriegrische und unternehmende Geist des Bosto alles für seine eigne Staaten fürchten, da das Feuer des Krieges so nahe bey denselben aufloderte; es war also sehr natürlich, daß er sehr wünschte, diesen letztern gedemüthigt zu sehen.

Seine Eigenliebe und Staatsklugheit machten endlich, daß er den besten Theil wählte. Er ließ den Kainkhan zu verstehen geben, daß er zuviel Gefahr laufen würde, wenn er den Angriff des Bosto erwartete. Sein Vortheil erfordre es daher, ihn selbst unverhoft zu überfallen und zuvorzukommen. Er müßte also zuerst in das Land der Kalmuken fallen, und so tief als möglich in das innre desselben zu dringen suchen. Am Ende dieser Vorstellung hatte er noch diese wahre Bemerkung hinzugefügt: daß nichts auf der Welt einen Feind, der sich für den mächtigsten hält, mehr irre machen könne, als ein unvermutheter Einbruch in seine eigne Staaten. Denn sich von einem

Feinde

Feinde angefallen zu sehen, den man blos mit Vertheidigungsanstalten beschäftigt zu seyn glaubt, ist der höchste Grad der Ueberraschung, der die Niederlage gemeinhin auf den Fuß zu folgen pflegte.

Um diesen Ueberredungsgründen destomehr Nachdruck zu geben, fügte Lang-hi noch sehr kostbare Geschenke an Gold und Silber hinzu, und versprach auch den Kainkhan im Nothfall mit seiner ganzen Macht zu unterstützen. Dieser Fürst raste nun so viel Truppen, als er nur konnte, zusammen, und fiel ungeachtet der strengen Witterung, mit aller Wuth eines ergrimmten Feindes, in die Staaten des Bosto ein.

Anfänglich war diese Unternehmung von sehr glücklichen Erfolge begleitet. Die Avantgarde des Kankhan stieß auf den Vortrupp der Kalmuken und zerstreute solchen gänzlich; der Bruder des Bosto verlor bey dieser Aktion sein Leben.

Bosto trank eben Thee, da man ihm die Nachricht von der Niederlage und dem Tode seines Bruders hinterbrachte. Dieser unvermuthete Streich machte ihn zwar anfänglich ein wenig bestürzt, erschreckte ihn aber nicht im geringsten. In den ersten Bewegungen seiner Verwirrung sprang er auf, um schleunigst Befehle zu ertheilen, und ließ die Tasse mit Thee fallen, wodurch er sich die Hände verbrannte. Sehet, „sagte er lachend zu seinen Hofleuten“ dies ist der Vortheil, den man davon trägt, „wenn man zu sehr eilt. Wäre ich weniger eilfertig gewesen, „so würde ich mich nicht verbrannt haben“.

Ohne die Zeit mit vielen Rathschlägen zu verliehren nahm er schnell seine Maaßregeln. Der hohe Schnee, der damals gefallen war, verhinderte ihn etwas mit Vortheil zu unternehmen; er begnügte sich also blos sein Heer zusammen zu ziehen und sich auf seiner Hut zu halten, indem er vollkommen überzeugt war, daß die Mongalen, die das Land wenig kannten, und von ihrem Siege angefeuert waren, ihm bald genug die Gelegenheit

legenheit geben würden sich zu rächen. Der Ausgang zeigte auch zur Gnüge, daß er Recht hatte.

Indessen drangen die Mongalen, ohne Vorsicht zu gebrauchen, immer weiter vor. Bosto um die Ausführung seiner Entwürfe destomehr zu beschleunigen, setzte sich zu Pferde, und machte öffentlich bekannt, daß er sich auf eine Zeitlang entfernen wolle, weil er in dieser dringenden Noth unfähig wäre, dem Feinde hinlänglichen Widerstand zu leisten. Dieses Gerücht verbreitete sich auch bald bis an das Lager des Kankhans, der aus Furcht, daß ihm sein Feind entwischen möchte, seine Märsche verdoppelte, und auf zwey verschiednen Wegen zwey Kavallerie-Korps detaschirte, wovon das eine 8000 und das andre 3000 Mann stark war. Der von diesem Manöuvre unterrichtete Bosto überfiel sie aber beide unvermuthet, umringte sie, und hieb sie in Stükken.

Nun ließ er sein Heer ohne Zeitverlust gegen dem Kainkhan aufbrechen, und bot ihm eine Schlacht an. Ein so kühnes und unvermuthetes Verfahren setzte die Mongalen in die äußerste Bestürzung. Der Schrekken bemächtigte sich ihrer, und sie ergriffen die Flucht, noch ehe es zum Handgemenge kam. Bosto verfolgte sie, holte sie ein, und richtete eine schreckliche Niedermetzelung unter ihnen an.

Man kann von der Menge der Haarzöpfe, die Bosto den getödteten Mongalen abschneiden ließ, auf die Anzahl ihrer Todten schliessen. Er ließ neun Säkke damit anfüllen, die er als Zeichen seines Sieges mit sich nahm. Indessen ward durch diesen glücklichen Ueberfall sein Zorn nicht besänftigt, er verfolgte auch die flüchtigen Mongalen bis an die große Chinesische Mauer, hinter der sich Kainkhan rettete.

Der Kaiser von China suchte zwar, so viel in seinen Kräften stand, die beyden Khans wieder mit einander anszusöhnen, aber alle seine Bemühungen waren vergebens. Bosto, der

eben

eben so sehr nach Ruhm geizte, als nach Rache dürstete, verwarf alle Vorschläge, die auf einen Vergleich abzwekten. Stolz auf sein Glück, begehrte er vom Lang-hi, ihm den Kainkhan und alle diejenigen, so sich mit diesem Fürsten nach China geflüchtet hatten, auszuliefern, und erklärte im Verweigerungsfall dem Kaiser den Krieg.

Die Folgen dieser kühnen Erklärung waren leicht voraus zu sehen. Lang-hi lies verschiedne Korps seiner Truppen gegen den Bosto marschiren, die aber immer eins nach dem andern geschlagen wurden. Die Soldaten dieses Fürsten waren den Chinesern so sehr an Tapferkeit überlegen, daß sogar einmal tausend Kalmuken, 20,000 Chineser schlugen, und ein andermal 24,000 Chineser von 10,000 Kalmuken in die Flucht gejagt wurden.

Lang-hi, der durchaus diesen Krieg endigen wollte, entschloß sich endlich, seine ganze Macht aufzubieten und seinen Feind durch die Menge zu Boden zu drükken. Er brachte daher 300,000 Mann zusammen, die mit allem nothwendigen wohl versehen und von einem Train Artillerie von 300 Kanonen unterstützt waren. Dieses fürchterliche Heer, das zehnmal stärker als das feindliche war, umringte die Kalmuken und hieb sie nach einem sehr blutigen Gefechte größtentheils nieder. Bosto nebst einer kleinen Anzahl der seinigen entkam nur mit genauer Noth dieser Massakre.

Die Chineser hatten ihren Sieg vornehmlich ihrer Artillerie zu verdanken; deren Gebrauch und Wirkungen die Kalmuken nicht kannten. Die Unglücksfälle des Bosto endigten sich noch nicht mit dieser Niederlage. Seiner Gemahlin, die in die Hände der Feinde gerieth, ward auf Befehl des Kaisers der Kopf abgeschlagen, um sich dessen bey seinem Triumphe als einer Trophee zu bedienen. Bosto, der in die öden abscheulichen Gebürge geflohen war, und an Lebensmitteln sowohl als an Fourage Mangel litt, verlor den größten Theil seiner Leute,

und

und Pferde, und sahe sich endlich genöthigt mit einer Handvoll Soldaten, die ihm noch übrig geblieben waren, in seine Staaten zurück zu kehren.

Der Schmerz über seine Niederlage ward durch das Klagen und Murren seiner Unterthanen noch vermehrt. Er wollte durch Unterhandlungen seine Unfälle wieder gut zu machen suchen, und schickte zu diesem Endzweck seinen Sohn an den Dalay-Lami, um denselben um seine Vermittelung und Entscheidung zu bitten, deren er sich bisher zu bedienen immer geweigert hatte. Aber diese Gesandtschaft, anstatt ihm zu helfen, vermehrte nur noch die Zahl seiner Unglücksfälle. Der Stadthalter von Hemi, ein Unterthan des Kontaisch, ließ den Prinzen, der durch seine Provinz reisen mußte, gefangen nehmen, und schickte ihn nebst seinem ganzen Gefolge nach Peking, wobey er sich zugleich erbot, dieses Land in die Hände des Kaisers zu überliefern. Ein Antrag dieser Art ward natürlich mit Freuden angenommen, und Lang-hi bestätigte den Stadthalter in seiner Würde, den er aber auch zugleich mit den grausamsten Martern und mit der Ausrottung seines ganzen Geschlechts bedrohte, im Fall er sich der geringsten Untreue schuldig machen würde.

Der durch diese Verrätherey gänzlich zu Boden gedrückte und zur Verzweifelung gebrachte Bosto, versammlete nun alle seine Taiska's *) um sich herum, ermahnte sie zu friedlichen Gesinnungen, und nahm Gift zu sich, wovon er auch einige Stunden nachher starb.

Dies waren also die Früchten der eiteln Rangstreitigkeiten zweer Gesandten, wodurch mehr als 300,000 Menschen ihr Leben einbüßten, eine große Anzahl Städte auf den Chinesischen Grenzen

*) Taiska heißt bey den Kalmuken so viel als das Oberhaupt oder Aelteste eines Stammes, die den Rang eines Fürsten haben, aber vom Großkhan oder Kontaisch abhängen.

Grenzen zerstört wurden, und die Kalmuken eine ansehnliche Provinz der kleinen Bucharey und einen Fürsten verlohren, der eben so sehr in Rücksicht auf sein Genie, als wegen seines Muths Bewunderung verdient.

Zigan-Araptan, ein Neffe des Bosto, ward einmüthig zum Nachfolger dieses letztern erwählt, und verdiente wegen seinen großen Eigenschaften vollkommen diesen Vorzug. Es war ein Prinz von den ausgezeichnensten Talenten, der eben so viel Genie und Tapferkeit, als Sanftmuth und Frömmigkeit von sich blikken ließ, und nachher einen blutigen Krieg mit dem Kaiser von China führte. Wir können nicht umhin hier ein Paar Anekdoten aus seinem Leben anzuführen, die hinlängliches Licht über seinen Charakter verbreiten werden.

Eines Tages, da sich dieser Fürst auf der Jagd befand, trug es sich zu, daß ein ungeschickter Sklave ihn unglücklicherweise mit einem Pfeil das eine Auge aus dem Kopf schoß. Sein ganzes Gefolge fiel wüthend über den unglücklichen Schützen her, und machte sich fertig ihn niederzusäbeln, als Zigan sich ihnen entgegen setzte, und ihn loß zu laßen befahl. „Laßt „ihn gehn, sagte er zu seinen Leuten, ein Verbrechen ohne „Vorsatz ist kein Verbrechen. Dieser Unglückliche hat mich wi„der seinen Willen verwundet; würde sein Tod mir wohl das „Auge wiedergeben, daß ein unglücklicher Zufall mir geraubet hat?“ — Nicht zufrieden damit diesem Schuldigen das Leben gerettet zu haben, schenkte er ihm auch noch die Freyheit, um ihn für die Gefahr, die er gelaufen hatte, einigermaßen zu belohnen.

Ein andrer seiner Unterthanen hatte das Unglück dreymahl hinter einander all sein Vieh zu verliehren, das bekanntermaßen den ganzen Reichthum dieses Volks auszumachen pflegt. Der Kontaisch, der die Verdienste dieses Mannes kannte, hielt ihn auf die großmüthigste Weise eben so vielmahl schadlos. Aber das Unglück hörte nicht auf ihn zu verfolgen, er ward zum vier-

tenmahl an den Bettelstab gebracht, und von neuen genöthigt zu der Gnade des Kontaisch seine Zuflucht zu nehmen, der ihn diesmahl folgende Antwort erteilte: „Du wirst dich erinnern „mein Sohn, daß ich dir dreymahl geholfen habe. Auch würde „ich es dieses mahl thun, wenn ich nicht aus der Hartnäkkigkeit, „womit dich dein Unglück verfolgt, schließen müßte, daß dich „der Himmel zur Armuth bestimmt habe. Ich unterstehe mich „also nicht einen Menschen ferner zu unterstützen, den Gott so „sichtbarlich verlaßen hat.“

Der durch seine Reise nach Siberien bekannte Abbé Chappe d'Auteroche hat in besondern Memoiren, die seiner Reisebeschreibung nicht einverleibt sind, eine Nachricht von einer sehr merkwürdigen Revolution aufbehalten, die sich im Jahr 1746 in diesen Ländern zutrug, und durch welche das Geschlecht der Zangorischen oder Dsongarischen Kalmuken, aus ihrem Vaterlande vertrieben, und fast gänzlich aufgerieben wurde. Wir wollen einen kurzen Auszug aus denselben hier liefern, der, da diese Begebenheit nicht zu den bekanntesten gehört, unsern Lesern hoffentlich nicht unangenehm seyn wird.

Die Dsongarischen Kalmuken waren unter dem Koldan-Tscherin Kontaisch, der im Jahr 1746 starb, so mächtig geworden, daß sowohl die Russen als Chineser über so fürchterliche Nachbarn in äußerste Unruhe versetzt wurden. Nach dem Tode des Tscherin folgte ihm sein Sohn Tsebek-Dorva, der damals 17 Jahr alt war, in der Regierung. Da ihn aber die vornehmsten Herren seines Landes nicht liebten, so setzten sie ihn bald wieder ab, stachen ihm die Augen aus, und erkannten den Lama-Darja, einen Prinzen von 30 Jahren, der ebenfalls ein Sohn des verstorbenen Kaldan-Tscherin war, für ihren Beherrscher. Aber bald entstanden wieder neue Unruhen. Lama-Darja war ausser der Ehe gezeugt, und daher unfähig seinem Vater in der Regierung zu folgen, auch war seine Wahl ungültig, weil sich noch in der That ein rechtmäßi-

ger

ger Erbe da befand; dies war der Taiska-Debatchi, der aber anstatt seine Rechte geltend zu machen, aus Furcht für den Lama Tarja, der den größten Theil der Kalmuken auf seiner Seite hatte, zu den Kirsi-Kosaken entfloh, und nur ein kleines Gefolge von Kalmuken bey sich hatte, unter denen sich der Taiska-Amursaman befand. Die Parthey des Lama war dem Debatchi um so viel fürchterlicher, da derselbe den Tsebek-Dorva, nachdem er seiner Augen beraubt worden, nach der kleinen Bucharey verbannt hatte, wo er kurz nachher getödtet wurde.

Lama-Darja erwarb sich während seines Aufenthalts bey den Kirsi-Kosaken mit Hülfe des Amursaman, eines unternehmenden und tapfern Prinzen, in kurzer Zeit einen beträchtlichen Anhang. Er säumte nun nicht lange, sondern fiel nebst dem Amursaman, den Kalmuken, die ihn gefolgt waren, und einen starken Korps Kirsi-Kosaken in das Land der Kalmuken ein, überrumpelte den Kontaisch, zerstreuete sein Heer, und ließ sich an der Stelle des Lama-Darja, der in der Schlacht geblieben war, zum Großkhan ernennen. Indessen weigerten sich doch einige Taiskas ihn für ihren rechtmäßigen Oberherrn zu erkennen, und errichteten eine mächtige Faktion wider ihn, zu der sich auch Amursaman schlug, der seit der Wahl des Debatchi, zu der er so viel beygetragen hatte, Ursache zu haben glaubte, mit dem Betragen dieses Fürsten unzufrieden zu seyn. Natürlicherweise mußten die Rebellen unter einem solchen Anführer furchtbar seyn; aber ihr Glück glich nicht ihrem Muthe. Debatchi lieferte dem Amursaman eine Schlacht, schlug ihn gänzlich, und zwang ihn, sich nach China zu flüchten. Der Kaiser nahm diesen Prinzen mit vieler Achtung auf, versprach ihm seinen Schutz, und gab ihm einige Truppen. Mit dieser Verstärkung eilte Amursaman den Debatchi anzugreifen, der ihm auch sogleich auf die Nachricht von seiner Annäherung entgegen gieng. Debatchi ward diesmahl ge-

schlagen, und bis an die Stadt Turfan verfolgt, wo er endlich gar in die Hände der Feinde gerieth, und als ein Gefangener nach Peking geschikt wurde.

Der Chinesische Hof hatte bey dieser Hülfsleistung dem Amursaman versprochen, ihn an der Stelle des Debatchi einzusetzen; aber er betrog sich in seinen Hoffnungen, und sah seinen Irrthum bald ein, da er sogar vernahm, daß man seinen Gegner sehr gut in Peking aufgenommen hatte. Nun merkte er nur zu deutlich die Absichten der Chineser, die lediglich auf die Zerstörung seines Volks abzweckten. Von diesen Gedanken beseelt, wandte er alles an um die Kalmuken und Mongalen, die einen Theil des Chinesischen Heers ausmachten, zum Aufruhr zu reizen. Dies Vorhaben gelang; er setzte sich an ihre Spitze, fiel über die in Sicherheit schlummernden Chineser her, und tödtete oder zerstreute solche mit wenig Mühe.

Der Kaiser von China, der mit Recht über diese That erzürnt war, lies ein weit stärkeres Heer als das vorige gegen diesen neuen Feind marschiren, und ertheilte allen bey der Niederlage des Khan-Debatchi in Gefangenschaft gerathenen Kalmuken die Freyheit, nebst dem Befehl, zu seinen eignen Truppen zu stoßen. Es waren noch verschiedene Taiskas, die sich dem Amursaman nicht unterworfen hatten; diese sowohl als verschiedne andre, die bereits seine Anhänger waren, wurden durch die Kalmuken, die sich bey dem Chinesischen Heere befanden, von seiner Parthey abgezogen, so daß er sich von Tag zu Tag immer mehr und mehr geschwächt sahe. Endlich ward er geschlagen, und genöthigt zu eben denselben Kirsi-Kosaken seine Zuflucht zu nehmen, bey denen er schon vormahls im Gefolge des Debatchi gewesen war.

Diese Völker, die blos vom Rauben und Plündern lebten, nahmen die Gelegenheit wahr, da die Dsongarischen Kalmuken, durch einheimische Kriege aufs äusserste gebracht, ausser Stand gesetzt waren, sich zu vertheidigen, und drangen mit

Gewalt

Gewalt in die Kalmukay ein, wo sie überall Fesseln, Tod und Verderben hintrugen. Die Chineser, unter dem Vorwand die Kalmuken zu unterstützen, thaten das nämliche. Auf diese Weise sah sich also dieses unglückliche Volk, das von allen Seiten bedrängt wurde, endlich genöthigt, ihr Vaterland den Feinden preis zu geben, und sich 20,000 Familien an der Zahl nach Siberien zu flüchten, wo sie sich unter Rußischen Schutz begaben, und sich endlich an den Ufern des Wolgastroms niederliessen. Amursaman, nachdem er eine Zeitlang in Siberien herum geirret hatte, starb im Jahr 1757 an den Poken. *).

Die Rußischen Kopeken sind die einzige gangbare Müntze in der kleinen Bucharey. Wenn man ja hier zu Lande große Summen an jemand auszahlen muß, so geschieht es nach Chinesischer Manier, vermittelst einer Waagschaale, womit das Gold oder Silber, das man hiezu vonnöthen hat, abgewogen wird.

Die Sprache der Bucharen ist ein Gemisch vom Türkischen und Arabischen. Indessen geht sie doch in verschiedenen Stükken von beiden ab, und hat ihre eignen Ausdrükke und Wendungen.

*) Bekanntermaaßen befanden sich bey der Rußischen Armee, die 1757 unter Anführung des Feldmarschall Aprarins in die Preussischen Staaten eindrang, eine Menge Kalmuken, die aber gleich nach der Schlacht bey Groß Jägerndorf, die Armee verliessen und nach ihrem Vaterlande zurückkehrten. Ihr Anführer war an den Poken gestorben, und die Furcht vor dieser, in ihrem Lande ganz unbekannten Krankheit war wohl die Hauptursache dieser schleunigen Rückkehr, und vermuthlich auch der einzige Bewegungsgrund, warum sie im künftigen Jahre nicht wieder mit der Rußischen Armee nach Preussen kamen. Wenn wir diese Begebenheit mit der obigen Erzählung von Amursamans Tode, der sich in eben diesen 1757sten Jahre zutrug, vergleichen, so scheint es uns mehr als wahrscheinlich, daß Amursaman eben dieser in Preussen an den Pocken gestorbene Feldherr der Kalmuken gewesen sey.

Bis auf den heutigen Tag weiß man noch nicht den Ursprung der Bucharen anzugeben, und sie selbst sind hierin eben so unwissend. Es geht aber eine Tradition bey ihnen im Schwange, der zufolge sie nicht ursprünglich aus der Bucharey herstammen, sondern aus entfernten Ländern dahin gekommen seyn sollen. Auch sind sie nicht wie die Tataren und andre orientalische Völker in Stämme abgetheilt.

Diejenige Schriftsteller, die sich bestreben die heilige Geschichte mit der Profan Geschichte zu vergleichen, glauben, daß man mit Recht annehmen könne, daß die Bucharen von jenen zehn jüdischen Stämmen abstammen, die Salmanassar, König von Assyrien nach Medien verpflanzte *). Die Gleichförmigkeit der Bucharen im äußerlichen mit den Juden, und verschiedene Zeremonien, die beyde Völker mit einander gemein haben, bestärken diese Meynung. Indessen beruhen doch alle diese Vermuthungen auf zu schwachen Gründen, um mit Gewißheit irgend etwas über den Ursprung der Bucharen daraus folgern zu können. F.

II.

Auszüge aus dem ungedruckten Tagebuche eines Reisenden.

Ueber Rom.

(Erste Fortsetzung.)

Deutschland hat die Ehre selbst in Rom an der Quelle der Künste die vornehmsten Künstler zu haben. Der beste Portraitmahler nach Bettoni, der beste Landschaftsmahler, der beste Bildhauer, und der beste Steinschneider in

*) S. das 2te Buch der Könige, das 12te Kapitel.

in Rom sind Deutsche. Maron, Schwager des berühmten Mengs hat durchgehends den Ruf, daß im Portraitmahlen ausser Battoni ihm niemand in Italien gleichkommt. Da er seine Talente und seine Vortheile wohl kennt, so begnügt er sich hierin zu excelliren, und beschäftigt sich mit keinen andern Fächern der Kunst. Hackert, ein Brandenburger, ist der vornehmste Landschaftsmahler in Rom, obgleich Moore ein junger Engländer sich nahe an ihn drängt, und ihm vielleicht in kurzem den Palmzweig abdisputiren mögte. Durch die Empfehlung seines Landsmanns Reißenstein, der sich jetzo in Rom an der Spitze der Antiquare befindet, erhielt Hackert von der Rußischen Kaiserin den für ihn so glücklichen Auftrag, die Rußischen Siege des letzten Türkenkrieges zu mahlen. Er befriedigte die Monarchin durch seine Arbeit, gründete seinen Ruhm, und ward von dieser großen Frau, deren Freygebigkeit gegen Gelehrte und Künstler ganz Beyspiellos ist, ausserordentlich belohnt, so daß er jetzo im Ueberfluß lebt.

So sehr sind die Römer in der Bildhauerkunst gefallen, daß ein junger Schweizer, Namens Trippel aus Schafhausen, von allen Kennern jetzt für den besten Bildhauer in Rom gehalten wird. Dieser Künstler, der schon in Deutschland durch ein Kunstwerk in Gyps bekannt ist, daß er dem König von Preussen nach dem Bayrischen Kriege zuschickte, *) hat einen unglaublichen Enthusiasmus für seine Kunst, ohne welche wohl kein Künstler groß werden kann. Ein reicher Anverwandter, dessen Liebling und Erbe er war, verlangte durchaus von ihm seine Kunst aufzugeben. Unter dieser Bedingung,

*) Eine allgemeine Vorstellung des Friedens war der Gegenstand dieses Werks, das Zeitungen und Journäle angezeigt und gepriesen haben, wobey aber ein Irrthum geschehen ist, die wahrscheinlich von der ersten Bekantmachung dieser Arbeit herrührt. Es ist nicht ein Genius unter dem Bilde einer Frauensperson, sondern es ist die verstorbene Kaiserin Maria Theresia, die den Janustempel zuschliest. Anmerk. d. Journalisten.

erwartete ihn ein ruhiges Leben und Ueberfluß. Der Verlust der Liebe seines Genies nebst allen damit verbundenen Hofnungen, und eine gewisse Dürftigkeit, war im gegengesetzten Fall sein Loos. Er wählte ohne Bedenken das letzte, gieng nach Rom, studirte, hungerte, ertrug alles, erwarb sich endlich Brod, und wartet nur auf eine günstige Gelegenheit seine Talente in ihrem ganzen Lichte zu zeigen. *) Der beste oder vielmehr einzige Steinschneider in Rom ist ein Deutscher, Namens Pickler.

Die Verdienste eines Fremden in der Kunst müssen sich besonders auszeichnen, wenn sie in Rom gehörig geschäzt werden sollen. Die Ursache ist sowohl dem Neid der Römer, als auch den vortrefflichen Kunstwerken zuzuschreiben, die man hier beständig vor Augen sieht, und einen großen Kunstmaaßstab darbieten; daher findet man fremde Künstler in Rom, die in ihrem Vaterlande angestaunt wurden, hier aber in der größten Dunkelheit leben; dahingegen ganz unbekannte Jünglinge oft bewundrungswürdige Talente zeigen, und große Aufmerksamkeit erregen. Dieses ereignete sich in diesen Tagen. Ein junger Mahler, Namens Bitner, aus Hessen gebürtig, der von keinem Hofe pensionirt ist, hat nach einigen guten Arbeiten, die ihn schon rühmlich auszeichneten, jezt einen Ganymed geendigt, der in ganz Rom Aufsehn gemacht, und viele Künstler in Verzweiflung gesetzt hat. Das vortreffliche dieses Gemähldes bestehet in einer sehr richtigen Zeichnung, und dem Zauberkolorit des Titian, das nie besser erreicht worden ist. Es ist Schade, daß dieser Künstler nichts gelesen hat, daher es auch seiner Einbildungskraft an Nahrung fehlt.

Es hat vieleicht nie ein Mahler so viel Kunststudium mit der Ausübung verbunden, als unser kürzlich verstorbener Mengs. Auch wandte er seine fürstliche Einkünfte größtentheils auf Formen

*) Ein Verzeichniß der Arbeiter dieses Künstlers findet man im 59sten Heft des Schlözerschen Briefwechsels.

men und Abbildungen antiker Kunstwerke. Er besaß davon eine solche Menge, daß er in Rom ein geräumiges Haus bloß zur Aufstellung derselben miethen mußte. Von dieser Sammlung hast seine in Dürftigkeit hinterlassene Familie ihre einzige Rettung. Mengs liebte seine Kunst mit der Schwärmerey eines feurigen Liebhabers. Sein Grundsatz war, daß ein Mahler mit dem Pinsel in der Hand sterben müßte; daher er auch den seltsamen Einfall bekam, da er bereits sehr krank und schwach war, im Bette zu mahlen, wobey sein kraftloser Arm gestützt werden mußte. Sein Patriotismus war so sehr erloschen, daß er höchst ungerne deutsch sprach. Selbst mit deutschen Künstlern, die kein Wort italienisch verstanden, affectirte er nichts als diese Sprache zu reden. Er beklagte sich oft bitterlich über seine Nation, die ihm ganz ohne Unterstützung gelassen, und gezwungen hätte, unter einem fremden Himmel sein Glück zu suchen. In diesen Klageliedern stimmte sein vortrefflicher Freund Winkelmann mit ein, der vieleicht als Schulmann in einem kleinen Städtchen gestorben wäre, hätte er nicht den Entschluß gefaßt, ein für seine große Söhne undankbares Vaterland zu verlaßen, und seine bewunderungswürdige Einsichten in einem andern Lande in ihrem vollen Glanze zu zeigen: Es ist merkwürdig, daß man fast nie einen wahrhaft großen Ausländer in Deutschland wohnhaft findet, so sehr sich auch die deutschen Fürsten bemühen, durch Belohnungen aller Art, sie in ihre Staaten zu ziehen, und im Gegentheil in so vielen Ländern anerkannte große Männer deutscher Nation gefunden werden. Ein Verzeichniß von diesen würde auffallend seyn. Voltaire, d'Argens und Maupertuis, machen hierin eine Ausnahme. Jedermann weiß, daß sie Freunde des gekrönten Philosophen waren, ein Titel, der allzuselten ist, und hindert, sie hier als Beyspiele anzuführen. *)

*) Der Journalist findet noch am Ende des 1782sten Jahres keine Ursache obige vor einigen Jahren gemachte Bemerkung einzuschränken. Der berühmte Raynal ist kein Beweis, denn er ist ein

Die ganze Gegend zwischen dem Kapitol und der großen Laterankirche wurde 1080 von Robert Guischard, Fürst von Salerno, einem Normann verwüstet, und ist seitdem nie wieder bevölkert worden. Alles ist hier öde und unbewohnt. Die prächtige Lateran-Kirche mit ihrem Obelisk, wie auch die herrlichen dabey liegenden Gebäuden stehen ganz invilirt und gleichsam auf dem Felde, ob es gleich noch innerhalb den Ringmauern der Stadt ist. Dieses ist eigentlich die Pfarrkirche des Pabsts, als Bischofs von Rom, und die erste Zeremonie nach seiner Wahl ist von derselben Besitz zu nehmen. Dies geschieht mit außerordentlichen Pomp, und ist auch gewöhnlich das einzigemahl, daß dieser vornehme Pfarrer seine Pfarrkirche besucht. Sie hat den Namen von dem Pallast des römischen Senators Plautius Lateranus, **) den Konstantin der Große dem Pabst Melchiades schenkte, sowohl daselbst zu wohnen, als auch eine Kirche zu bauen. Dieses geschah, und sein Nachfolger der heilige Sylvester weihete dieselbe im Jahr 324 ein, daher wird sie wie die Kathedral Kirche von Rom betrachtet, und behauptet auch den Vorzug vor der Peterskirche. Anastasius der Bibliothekar giebt uns Nachricht von den Geschenken, die Konstantin nach erhaltener Taufe dieser Kirche machte. Das Verzeichniß davon ist merkwürdig, und bestand aus folgenden Artikeln: Ein bey der Taufe gebrauchtes silbernes Wasser-

ein Flüchtling der Schutz sucht; überdem ist sein Aufenthalt in Deutschland noch sehr unbestimmt. Wenn übrigens ein Denina, oder andere Leute dieser Art aus ihrem Vaterlande gezogen werden, so beweiset das nichts mehr, als daß sie das in den Augen vieler deutschen Fürsten so schätzbare Verdienst haben, Ausländer zu seyn.

*) Dieser Lateranus war nach dem Tacitus das Haupt einer Verschwörung wider den Nero, der ihn auch nach Entdekkung derselben hinrichten ließ, und seine Güter einzog. Vorerwähnter Pallast fiel daher dem Kaiser zu, und nach ihm seinen Nachfolgern bis auf Konstantin den Großen.

Anmerkung des Journalisten.

Wassergefäß, welches mehr als 300 Pfund wog; ferner eine porphirne Säule, an welcher eine goldene 50 Pfund schwere Lampe hieng. Eine silberne Bildsäule Christi von 170, eine andre von 140, und noch eine von 330 Pfund. Eine Bildsäule Johannes des Täufers von Silber 100 Pfund schwer. 4 silberne Engel jeder von 105, und die 12 Apostel jeder von 90 Pfund. 7 silberne Hirsche jeder von 80 Pfund. Ein goldenes Lamm. Ein goldenes Kästgen mit 42 Edelsteinen besetzt; 4 goldene Kronen von 20, eine silberne Kette von 40, und 4 silberne Altaraufsätze von 200 Pfund. Man versichert auch, daß er das Dach der Kirche mit 2025 Pfund Silber belegen ließ, wozu er noch eine goldene Lampe von 80 Pfund, 45 silberne Lampen, und 40 goldene Kelche fügte.

Von allen diesen Schätzen ist nichts mehr vorhanden. Die häufigen Plünderungen von Rom haben nicht das geringste übrig gelassen. Indessen ist die Kirche doch reich, weil viele Kaiser, Könige und Päbste sie mit Landgütern beschenkt haben, in deren Besitz sie ungestört geblieben ist. Unter andern erhielt sie von Heinrich IV. König von Frankreich die Abtey Clerac in Guienne, die 5000 römische Scudi jährlich einträgt. Ausserdem ist es merkwürdig, daß die Laterankirche unter dem Schutz des römischen Kaisers als Nachfolger Konstantins, und des Königs von Frankreich als dem ältesten Sohn der Kirche steht, deren beyder Wappen auch über die große Kirchenthüre prangen. Dieser prächtige Tempel wird wegen der Entlegenheit sehr wenig besucht, man findet ihn beständig leer, ob er gleich wie alle Kirchen Roms den ganzen Tag offen steht. Nur bey der Zeremonie der päbstlichen Besitznehmung sind alle Einwohner der Stadt hier versammlet, um vom neuen Pabst den ersten feyerlichen Segen zu empfangen. Dieses geschieht so wie in der Peterskirche von einem Balcon. Hieher gehört eine Anecdote des verehrungswürdigen Ganganelli, die sonderbar ist. Da Klemens XIII. in dieser Kirche seinen Einzug hielt, befand sich Ganganelli unter dem Pöbel der Zuschauer; er bestieg das Postument einer Säule in der Kirche

um

um desto besser die Prozession zu sehen, wurde aber von diesem Posten durch einen Schweizer verjagt, der ihm mit seiner Hellebarde noch oben drein einige Stösse versetzte. Wie wenig konnte sich dieser vortreffliche Mann damals einbilden, daß er selbst bey der nächsten Feyerlichkeit dieser Art die Hauptrolle spielen, und daß er der unmittelbare Nachfolger desjenigen werden würde, vor dem er in Gesellschaft des ganzen Volks damals auf den Knien lag! Welch ein unermeßlicher Abstand zwischen einem armseligen Franziskanermönch, der barfuß geht, und einem römischen Pabste, dem man göttliche Ehre erzeigt! Die Erinnerung an diesem Vorfall erregte bey ihm ein Lächeln, als er 11 Jahre hernach als Pabst in grösten Pomp bey dieser Säule vorbey getragen wurde. Nach geendigter Zeremonie erzählte er selbst diese Geschichte, da ihn die Kardinäle um den Bewegungsgrund seines Lächelns fragten.

In der Laterankirche machen die 12 Apostel von Marmor in coloßalischer Größe einen großen Eindruck. Einige darunter sind ganz vortrefflich, und gehören zu den besten Werken der neuern Bildhauerkunst. In der Kapelle des heiligen Thomas befindet sich unter andern ausserordentlichen Reliquien auch die Bundeslade der Juden; dieses sind zwey Bretter ohne alle Zierrathen, und so sehr veraltert und verunstaltet, daß man nicht einmahl die Gattung Holz mehr daran unterscheiden kann. Dieses Stück, dessen Aechtheit man wohl sehr bezweifeln mögte, soll nebst den andern Reliquien, der Tradition zufolge, von der heiligen Helena nach Rom geschenkt worden seyn. In dem Verzeichniß aber, das Joseph von den aus dem Jüdischen Tempel geraubten Schätzen und Heiligthümern macht, die nach Rom gebracht wurden, wird mit keinem Wort der Bundeslade gedacht, auch ist sie nicht in dem Triumphbogen des Titus abgebildet. Imgleichen liest man im 2ten Buch der Maccabäer, daß Jeremias die Bundeslade nebst dem Rauchaltar in einer Höle des Bergs Nebo bringen ließ, wobey er prophezeyte, daß sie daselbst so lange verborgen bleiben würde, bis Gott sein Volk versammlet hätte, und er versöhnt wäre.

Der

Der vor der Laterankirche stehende Obelisk ist der größte in Rom und voller Hieroglyphen. Seine Länge ist 112 Fuß ohne das sehr hohe Postument. Konstantin der Große ließ ihn aus Egypten holen, und im großen Circus setzen. Er lag in Stükken auf der Erde, als ihn Sixtus V. dieser um die Pracht Roms nie genung zu preisende Pabst, durch den berühmten Fontana zusammen setzen und aufrichten ließ. Die Päbste haben über 1000 Jahre in dem bey der Kirche erbauten Pallast gewohnt, bis die Residenz nach Avignon verlegt wurde. Da aber Gregorius XI. nach 70 Jahren wieder Rom zur päbstlichen Residenz machte, so war der Lateran Pallast so verfallen, daß er sich nach dem vatikanischen Pallast begeben mußte, woselbst auch alle seine Nachfolger residirt haben, bis der Pallast auf dem Monte Kavallo erbaut wurde. Sixtus V. ließ zwar den jetzigen prächtigen Lateranpallast aufführen, allein die Päbste kommen nie dahin, als bey der Besitznehmung, daher hat man dies herrliche Gebäude zum Hospital für alte Weiber und Mädchen gemacht. Ohnweit davon steht das Taufgebäude des Kaiser Konstantins, der nach der Tradition vom heiligen Sylvester getauft seyn soll, obgleich Eusebius und andre Kirchenväter sagen, daß dieser Kaiser in der Stadt Nicomedia gegen das Ende seines Lebens getauft worden sey. Dem sey wie ihm wolle, genug hier ist ein solches Gebäude, das zwar klein, aber sehr prächtig ist. Der Taufstein und die inwendigen Säulen sind von Porphyr. Alle Juden und Heiden, die sich zum Christenthum bekehren, werden an diesem Orte getauft, um der Tradition Nachdruck zu geben, und ein so herrliches Gebäude nicht ungenutzt zu lassen.

Zu eben dieser Grupe von Gebäuden gehört auch dasjenige, worinn sich die heilige Treppe befindet. Diese ist von Marmor, und hat 28 Stufen; der Sage nach war sie vormals in dem Pallast des Pilatus zu Jerusalem, daher denn Christus sie auf und ab gestiegen ist. Sie führt nebst noch 4 andern gemeinen Treppen zu einem Orte, wo ganz besondre Reliquien aufbewahrt werden. Kein Heiligthum wird stärker verehrt

ehrt als diese Treppe, auf welcher man zu allen Stunden des Tages Leute antrift, die auf den Knien heraufspazieren; die Steine sind davon auch so abgenutzt worden, daß man sie mit einem hölzernen Fütteral hat belegen müssen, deswegen aber die Berührung für eben so heilig als das Original gehalten wird. Da der Ort entlegen ist, so gilt diese Zeremonie für eine kleine Wallfarth, auch sind Indulgenzen damit verknüpft. Viele legen sich wegen ihren Sünden oft diese Knieбusse auf; andre thun Gelübde zu bestimmten Zeiten dieses Experiment zu wiederholen, welches sehr mühsam ist, und lange dauert, da auf jeder Stufe gewisse Gebete hergesagt werden müssen. Es ist nicht erlaubt anders als auf den Knien die Treppe herauf zu steigen, daher diejenigen, die sich ihrer Füße bedienen wollen, nach oben zu gelangen, die gemeinen Treppen herauf gehen müssen.

Es befinden sich allemahl Pilgrimme gegenwärtig, die auf diesen Punkt genau Acht haben. Ich war eines Tages hier, als ein französischer Officier mit dieser Verordnung seinen Scherz treiben wollte; er stellte sich unwissend, und stürmte die heilige Treppe heran, hatte auch wohl schon ein halb Dutzend Stufen betreten, als er durch das entsetzliche Geschrey der anwesenden Pilgrimme verhindert wurde, weiter zu steigen. Der Titel eines Fremden, und die vorgebliche Unwissenheit der Steigungsmethode dienten ihm zur Entschuldigung, und setzten ihn für die Ahndungen der Menge andächtiger Personen sicher, die sich wegen dieser Profanation sehr geärgert hatten. In Neapel wäre er verlohren gewesen. Ueberhaupt denkt man in Rom sehr tolerant, und hat besonders mit Fremden ausserordentlich viel Nachsicht. Diese erstreckt sich über alles. Sogar vorsetzliche Beleidigungen, die Religion betreffend, werden höchst selten bestraft, wenn der Schuldige ein Fremder ist. Man läßt ihm gewöhnlich Zeit zu entkommen. Diese Nachsicht wird freylich oft sehr gemißbraucht, allein sie ist bey einer so armen Stadt als Rom sehr nöthig, da die ganze Maschine des Nahrungsstandes sich um diese Axe dreht. Die unbedeutendste

tendste Empfehlung ist hier für einen Fremden hinreichend, Zutritt in den größten Häusern zu erlangen. Für einen halben Reichsthaler, auch noch für weniger, stehn alle Palläste, Gallerien, und Villas in Rom dem Fremden offen. Die Höflichkeit in diesem Fall geht so weit, daß selbst fürstliche Personen sich aus ihren Wohnzimmer entfernen, um neugierigen Fremden Platz zu machen. Indessen ist es gewiß, daß der Stolz hieran auch wohl großen Antheil hat, denn was kann dem Besitzer mehr schmeicheln, als die laute Bewundrung ihrer Schätze, die von allen Lippen strömt, und alle Reisebeschreibungen wiederhallen.

Eine herablassende Höflichkeit ist sonst kein Karakterzug des römischen Adels, der größtentheils nicht sowohl stolz als hochmüthig ist. Weil fast alle große Familien Päbste unter ihren Verwandten rechnen, und diese den Rang über Monarchen haben, so wähnen die römischen Fürsten mit den Prinzen königlicher Häuser auf gleichen Rang Anspruch zu haben. Hiezu kommt die Größe und Pracht ihrer Palläste, die Menge der Kunstwerke in ihren Gallerien, und gewisse Vorrechte, die sie in der Stadt Rom besitzen. Der oben erwähnte Zutritt, den sie den Fremden in ihren Pallästen verstatten, ist im eigentlichen Verstande nichts als ein Zutritt, oder Erlaubniß in den sogenannten Conversationi zu erscheinen, die nicht ennuyanter seyn können. Man spielt, plaudert und schmachtet für Durst, welchen zu stillen in einem so warmen Klima das Hauptbedürfniß des Lebens ist. Nur in einigen wenigen Häusern in Rom werden Erfrischungen gegeben, in allen andern bekommen die Konversations-Gäste nichts, nicht einmal ein Glas Wasser. Ordentliche Einladungen zur Tafel sind höchst selten, wie denn die Römer so wenig als die andern Italiäner die Gastfreyheit ausüben. Indessen geben ihnen die fremden Minister hiezu das Beyspiel. Der Kardinal Bernis, französischer Großbothschafter, ist ausserordentlich Gastfrey. Alle Freytag ist seine Tafel mit Künstlern, und sonst täglich mit Fremden besetzt. Seine Haushaltung ist überaus prächtig, und er selbst

steht

steht in großen Ansehn. Des Kriegs ohngeachtet, nimmt er die Engländer vorzüglich wohl auf, und wenn sie nicht von selbst kommen, so werden sie zwar nicht eingeladen, aber doch durch seine Agenten dazu aufgemuntert. Die Einkünfte dieses Kardinals sind 350,000 Livres, davon die geistlichen allein 300,000 betragen.

Das Forum Trajanum war nach dem Marsfelde der prächtigste Platz des alten Roms. Hier sahe man Tempel, Säulenümgänge, ganze Porticos mit Bronze bedeckt, und unzählige metallene Statuen, auch die große metallene Bildsäule Trajans zu Pferde, sein Triumphbogen, die prächtige Säule, u. s. w. Das Ganze zusammen war so bewunderungswürdig, daß, als der Kaiser Konstanz, Sohn des großen Konstantins nach Rom kam, er von der Pracht dieser Stadt und besonders von diesem Platz so hingerissen wurde, daß er gestand, wenn gleich der Ruf in allen Dingen die Sache selbst übersteige, er dennoch von Rom viel zu wenig sagte. Von allen Herrlichkeiten dieses Platzes ist nichts mehr übrig, als die majestätische Säule, die an einem schlechten Ort steht, und wovon das hohe Postument unter der Erde befindlich ist, so daß man herunter steigen muß, um an den Fuß der Säule zu gelangen. Auf der Spitze derselben stand eine Urne, worinn die Asche dieses vortrefflichen Fürsten aufbehalten wurde. Nach dem Eutropius war er der erste, der das Vorrecht erhielt sein Grab in der Stadt zu haben. Der Platz worauf die Antoninische Säule vormals stand, war bey weitem nicht so schön, auch ist die Säule nicht mit der Trajanischen zu vergleichen, allein dafür steht sie jetzt auf einem der schönsten Plätze Roms, wo sie eine große Wirkung thut. Sie besteht aus 28 Marmorblökken und hat inwendig 190 Stuffen wie auch 41 Fenster. Obgleich diese Säule frey steht, und von Pallästen umgeben ist, so muß man doch durch Kothhaufen durchwaden, wenn man nahe hinzu treten will. Diese Unreinlichkeit ist hier allen großen Plätzen eigen, den einzigen Petersplatz ausgenommen, und dieses blos deswegen weil er in einiger Entfernung von den

Wohn-

Wohnhäusern liegt. Es ist unglaublich, wie weit die Unsläterey getrieben wird. Da die Häuser und Palläste in Rom mehrentheils offen stehen, so dient der Eingang jedermann zu den ekelhaftesten Bedürfnissen, daher man oft Mühe hat ins Haus zu kommen. Dieses erstreckt sich auch auf die Treppen, die manchmal ganz mit Koth bedeckt sind. Die Römer sind dieses so gewohnt, daß selbst fürstliche Personen diesen Unfug in ihren Pallästen mit Gleichgültigkeit ansehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

III.

Litterarische Nachrichten von Hieronimus Cardanus.

Hieronimus Cardanus ward 1501 zu Pavia gebohren. Er lehrte die Philosophie, Mathematik und Arzneykunst in seinem Vaterlande, zu Mailand, Padua und Bologna, und gieng endlich nach Rom, wo ihn der Pabst sehr wohl aufnahm, und nebst einen ansehnlichen Gehalt zu seinem Leibarzt ernannte. Er blieb hier bis an seinen Todt, der im Jahr 1576 erfolgte. Man behauptet, daß er sich zu Tode gehungert habe, um seine Prophezeyung, daß er im 75sten Jahre sterben würde, desto sicherer zu erfüllen. Seine Werke füllen zehn Folianten, worinn man manche gute Bemerkung über verschiedene Gegenstände der Philosophie und Mathematik, zugleich aber auch viel Ungereimtes antrifft, besonders über die Sterndeuterey, worinn er sich ein großer Meister zu seyn dünkte. Man sagt unter andern, daß er sogar Christum selbst die Nativität gestellt und gefunden habe, daß alles dasjenige, was das neue Testament von ihm berichtet, nach der Beschaffenheit des Him-

mels und der Conjunction der Gestirne bey seiner Geburt, sich durchaus hätte ereignen müssen. Auch glaubte er an Zauberey, und gab vor, daß er so gut wie Sokrates, seinen Spiritum Familiarem hätte, der ihn von allem, was ihm zustossen sollte, Nachricht ertheile. Daher kam es denn auch, daß er alle seine Laster, Ausschweifungen und schlechte Handlungen den Gestirnen und seinem Genium Schuld gab, denn man sagt von ihm, daß er gottlos, boshaft, lüderlich und dem Spiel ergeben gewesen seyn soll. Er gab vor, daß er sich mit Willen von Zeit zu Zeit Krankheiten und Ungemächlichkeiten zuzöge, um nachher den Werth der Gesundheit und des Wohlseyns desto besser zu fühlen. Um von den Ausschwenden und abendtheuerlichen in seinen Meinungen und Grundsätzen einen Beweis zu geben, wollen wir hier einen kurzen Auszug aus seinem Werke von der Subtilität geben, daß er in 20 Büchern der Nachwelt hinterließ. Dieser Auszug wird zugleich dazu dienen können unsern Lesern zu zeigen, wie weit sich die Kenntnisse erstreckten, die man damals von der Metaphysik und Physik hatte.

Cardanus versteht unter Subtilität alles, was schwer zu begreifen ist, und daher Verstand um es zu erdenken und sich vorzustellen, Einsicht um es gut zu verstehen, und zu beholzen, und Klugheit und Geschicklichkeit, um es auszuführen und zu vervollkommnen erfordert. Nach dieser Erklärung seines Endzweks, unternimmt er es, alle Theile der Physik, sogar einige der Metaphysik, und alle Künste und Wissenschaften, durchzugehen, und das merkwürdigste in einer jeden aufzusuchen. So weitschweifig dieser Entwurf auch immer ist, so muß man doch gestehen, daß Cardanus alles geleistet habe, was er in einer Zeit, wie die seinige, nur zu thun fähig war, wenn er gleich sich oft von seinem Wege verirrte und Dinge behauptete, wovon er weder Beweise anführen, noch sie erklären konnte. Doch dem sey wie ihm wolle, man wird ihn immer mit Vergnügen auf seinen Reisen in das Reich der Wissenschaften folgen, worinn er auch zuverläßig verschiedne Entdekkungen

gemacht,

gemacht, oder doch wenigstens denjenigen, die welche machen wollen, den Weg dazu gebahnt hat.

Das erste Buch seines Werks von der Subtilität verbreitet sich über den Urstof der Dinge und dessen vornehmsten Eigenschaften, über die Bewegung, über die große Frage, ob es einen leeren Raum in der Natur gebe, wo weder Körper noch Luft sey? und endlich über die vornehmsten Grundsätze der allgemeinen Physik. Die sämmtlichen Kenntnisse der Alten in der Physik und Mechanik werden hier sehr gut erklärt; aber Cardanus bleibt dabey nicht stehen, sondern versucht Mittel an die Hand zu geben, um diese Kenntnisse noch mehr zu erweitern. In diesem Buch ist es, wo er die Art und Weise, eine Lampe die unauslöschlich ist, zu verfertigen, und eine Maschine zu machen lehrt, durch die man versunkene Schiffe aus dem Grund des Meeres wieder heraus winden könne.

Das zweite Buch handelt von den Elementen, ihren Eigenschaften und Wirkungen. Cardanus nimmt nur drey Elemente an, die Erde, das Wasser und die Luft; aber er verbreitet sich auch zugleich sehr über das Feuer, ob er gleich demselben die Ehre, das vierte Element zu seyn, verweigert. Man findet in diesem Buche ein Mittel wider das Rauchen der Schornsteine; auch erklärt er die Ursachen und Wirkungen des Donners und des Schießpulvers. Desgleichen trift man hier einen besondern Artikel über die im Kriege gebräuchlichen Pulverminen an; eine Erfindung, die zu seiner Zeit noch sehr neu war. Ihr Erfinder war Georg von Sienna, ein spanischer Ingenieur, der zum erstenmahl bey der spanischen Belagerung des Schlosses Ovelle bey Neapel, das von den Franzosen vertheidigt wurde, davon Gebrauch machte; eine Begebenheit, die sich unter der Regierung Karl VIII. Königs von Frankreich zutrug. Ueberhaupt ist dieses Buch mit einer großen Menge physikalischer Beobachtungen und Erfahrungen angefüllt, worunter man zwar manche unrichtige, aber auch zugleich verschiedne merkwürdige und nützliche antrift, die sich sämmtlich auf die Natur und Eigenschaften der Elemente beziehen.

Das dritte Buch führt die Ueberschrift, vom Himmel, und ist eins der kürzesten dieses Werks. Das merkwürdigste in demselben ist die Meinung unsers Philosophen, wovon er fest überzeugt zu seyn scheint, daß die Sonne heut zu Tage von der Erde weniger entfernt sey, als zu den Zeiten des Ptolomäus, der im zweyten Jahrhunderte nach Christi Geburt, und folglich 1400 Jahr vor Cardanus lebte. Ptolomäus behauptete, daß zu seiner Zeit die Sonne 24 Diameter von der Erde entfernt wäre, und Cardanus suchte im sechszehnten Jahrhundert zu beweisen, daß dieser Himmelskörper nicht weiter als 18 Diameter von unserer Erde entfernt sey, und folglich sich um 6 Diameter genähert habe. Unser Philosoph folgert hieraus, daß die Welt sich nach und nach zu ihrem Untergange neige, und daß, da alle 1500 Jahre, die Sonne sich uns, oder wir uns der Sonne um 6 Diameter nähern, unser Planet sich nach 3000 Jahren zu nahe bey der Sonne befinden würde, als daß er nicht von derselben verbrannt oder verzehrt werden sollte. Dieses würde alsdenn das Ende der Welt seyn; aber diese Katastrophe ist glücklicherweise noch weit von uns, die wir diesen Erdball bewohnen, entfernt, als daß wir uns darüber beunruhigen könnten.

Im vierten Buche ist die Rede vom Licht und folglich von der Optik und Katoptrik. Die physische Grundregeln dieser Wissenschaften waren schon vor dem Cardan genugsam vervollkommnet, indessen wird doch in diesem Buche viel merkwürdiges hierüber gesagt. Es wird z. B. in demselben die Kunst gelehrt, Spiegel zu verfertigen, worinn die Menschen in der Luft zu schweben scheinen; andre worinn man die Füße unten und die Köpfe oben erblickt; desgleichen, einen oder vielmehr zwey Spiegel so zu stellen, daß jeder seinen eignen Rücken darinn erblikken müsse, und durch einen andern Spiegel sich eine Uhr zu verschaffen, die die verschiedene Stunden des Tages anzeige u. s. w. In dem Abschnitt von den Farben sagt Cardanus von sich selbst, daß er mit schwarzen, krausen und sehr langen Haaren zur Welt gekommen sey. Auch behauptet er

hier,

hier, daß kein Thier mit ganz grünen oder rothen Haaren gebohren würde, und führt die physikalischen Ursachen hievon an.

Das fünfte Buch handelt von den Metallartigen Materien oder der Mineralogie. Cardanus versteht hierunter alle Arten von Erde, dergleichen die Erdsalze, kostbare Steine, das Queckſilber u. ſ. w. Ueber alles dieſes werden hier ſo ſonderbare Dinge geſagt, daß wir für die Wahrheit derſelben nicht ſtehen mögen.

Im ſechſten, wird von den eigentlichen Metallen geredet. Cardanus führt beſonders ſieben Metalle an, worauf die ſieben Planeten Einfluß haben. Er behauptet, daß das Gold von Natur einen guten, ſo wie das Kupfer einen üblen Geruch habe; daß es dem Agtſtein eigen ſey, Gifte zu entdekken, und daß ein aus dieſer Materie verfertigtes Gefäß ſogleich in Stükken zerſpringe, wenn das geringſte Gift in demſelben hineinkäme.

Das ſiebente Buch enthält Nachrichten von koſtbaren Steinen. Cardanus ſchreibt dieſen Steinen eine Menge guter Eigenſchaften zu, woran heut zu Tage wohl niemand mehr glauben mögte. Z. B. daß der Hyacinth vor den Wirkungen des Gewitters ſichere; daß der Smaragd ein ſo delikater und gewiſſenhafter Stein ſey, daß wenn ſich derjenige, ſo ihn am Finger trüge, verbotenen Lüſten überlaſſen ſollte, er ſogleich in Stükken ſpringen würde; daß die Karfunkelſteine die dickſte Nacht erleuchteten; daß der rothe Jaspis das Naſenbluten ſtille; daß die Korallen eine bleiche Farbe annehmen, wenn man ſie einem Kranken, der da ſterben würde, um den Hals oder um die Arme hinge, und daß ſie roth bleiben würden, wenn der Kranke wieder geneſen ſollte; und endlich daß die Carniole blos deshalb ſo geſchätzt würden, weil das Siegel Salomons, womit man ſich das Geiſterreich unterwürfig machen könnte, den Rabbinen zufolge, in einem Stein dieſer Art gegraben ſey.

Das achte Buch von den Pflanzen, Bäumen und Kräutern enthält wie die vorigen viel sonderbare Dinge. Unter den giftigen Kräutern ist nach dem Cardanus der Schierling das vornehmste. Es wird für das angenehmste aller Gifte gehalten, weil derjenige, der es zu sich nimmt, ohne Schmerzen stirbt, indem es ihm das Blut gerinnend macht. Eben diese Eigenschaft, sagt er, hat auch der Pfirsich, der wegen seiner natürlichen Kälte in Persien für ein Gift gehalten wird, ob er gleich in unsern gemäßigtern Himmelsstrichen eine unschädliche und angenehme Frucht sey; eine Bemerkung, die sich seitdem bestätigt hat. Desgleichen behauptet er, daß der bloße Schatten des Nußbaums einem Menschen oder Thiere den Tod verursachen könne, und daß es daher äußerst gefährlich sey, unter diesen Bäumen zu schlafen, besonders wenn die Nüsse noch grün wären. Endlich spricht er auch noch von der Pflanze Baarä genannt, die eine sehr rothe Wurzel habe und so giftig sey, daß sie denjenigen, der sie nur anrührt, sogleich vergifte, die aber diesen Gift verliere, wenn man sie mit dem Urin eines Frauenzimmers abwüsche. Um solche aus der Erde heraus zu reissen, bedient man sich eines Hundes, um dessen Schwanz oder Hals man einen Strick bindet, wovon das andre Ende vermittelst einer Schlinge an der Pflanze befestiget wird. Sobald dieses geschehen ist, so wird der Hund mit Schlägen so lange angetrieben, bis er die ganze Staude aus der Erde gerissen hat. Von dieser Pflanze könne man, fährt er fort, einen sehr nützlichen Gebrauch machen, wenn man solche pulverisire, und dadurch melancholische Menschen, ja sogar Besessene heile.

Einem in der alten Physik angenommenen Vorurtheile zu folge, glaubte Cardan, daß eine große Menge Insekten lediglich aus der Fäulniß erzeugt würden; er nennt daher sein neuntes Buch: Von den aus der Fäulniß erzeugten Thieren. Man findet in diesem Buche verschiedne Beobachtungen, die merkwürdig genug sind, unter andern, daß die Ameisen blind, und die Bienen taub wären. Cardanus rechnet

net auch das Krokodil, die Schildkröte, den Aal und verschiedne andre Fische, als den Schelfisch und den Rochen, unter die Zahl der aus der Fäulniß entstandenen Thieren.

Das zehnte Buch führet den Titel: Von den von seines gleichen gezeugten Thieren, nämlich von allen übrigen Thieren, die sich durch die gewöhnliche Wege fortpflanzen. Cardanus glaubt, nach dem Aristoteles, daß es Vögel ohne Füße gebe, die sich beständig in der Luft aufhielten, und sich nie auf der Erde oder auf den Bäumen niederliessen. Bekanntermaßen giebt es in England keine Wölfe, aber Cardanus behauptet auch, daß es keine Schlangen daselbst gäbe, weil sie ehemals durch die daselbst in großer Menge befindlichen Raben und Krähen ausgerottet worden wären, und es nochmals seyn würden, woferne sie je wieder auf diese Insel zurükkommen sollten. Desgleichen berichtet er uns, daß die Eselinnen ihre Füllen ein ganzes Jahr lang trügen, und daß das gewöhnliche Lebensalter eines Esels, wenn er nicht durch Arbeit zu sehr abgemattet würde, sich auf 30 Jahre erstrecken müßte; auch liebten diese Thiere so sehr eine rauschende Musik, daß man sie beym Ton der Trompeten oft springen und tanzen sähe. Auf der Insel Hispaniola in Amerika sind (ihm zu folge) die Hunde stumm, und der Elephant wird gemeinhin 200 Jahre alt. An der Existenz des Rhinozeros scheint er zu zweifeln, ob er gleich wußte, daß Aristoteles und Plinius davon reden; er verwechselt dieses Thier durchgehends mit dem Einhorn.

Vor allen andern aber verdient eine sehr merkwürdige Sache, von der Cardanus spricht, von Naturforschern genauer untersucht zu werden. Er behauptet nämlich, daß es warme schwefelartige Brunnen gebe, wovon das Wasser oft siedend heiß sey, worinn sich aber dem ohngeachtet Fische aufhielten, die sich in demselben nicht allein wohlauf befänden, sondern sich auch vermehrten und lange Zeit lebten; nähme man sie aber heraus, und würfe sie in frisches Wasser, so stürben sie augenblicklich.

Den unfruchtbaren Weibern giebt er nach dem Hippokrates den Rath, wenn sie schwanger werden wollten, sich des kleinen Wasserpolyps zu bedienen, den sie aber gebraten essen müßten. Auch behauptet er, daß alle diejenigen, die kein Fleisch essen, nie von den Wanzen geplagt würden, wie man solches besonders bey den Chartäusern sehen könnte, die, da sie sich das ganze Jahr vom Fleischessen enthielten, dieser Plage nie ausgesetzt wären.

Im eilften und zwölften Buche handelt er von der Bildung und Gestalt des Menschen. Hier behauptet Cardanus, daß die Fleischessenden Thiere mehr Verstand als andre hätten, weil das Fleisch mehr Lebensgeister verschaffe, als die Pflanzen. Auch unterrichtet er hier in der Kunst Knaben zu erzeugen, wobey er den Hippokrates folgt, der da glaubt, daß in dem weiblichen Eyerstock die männlichen Eyer auf der rechten, und die weiblichen auf der linken Seite befindlich wären. Er ist zugleich überzeugt, daß die Kinder, die ausser der Ehe gezeugt würden, weit gesunder und stärker als die andern Kinder wären; zum Beyspiel führt er seine eigene Person an, denn er war selbst ein Bastard.

Von allen Fischen ist der Delphin allein der einzige, der zu schreyen vermag.

Die natürliche Lebensdauer des Menschen erstreckt sich nach dem Cardan auf 120 Jahre; es wird aber fast immer durch Zufälle oder schlechte Lebensart verkürzt.

In dem dreyzehnten Buche beschäftigt sich Cardan mit den fünf Sinnen. Nachdem er einen nach dem andern vorgenommen hat, kommt er endlich auf den Geschmack, und macht bey dieser Gelegenheit folgende Bemerkungen; „Man kann, sagt er, dem Fleisch einen guten Geruch mittheilen, wenn man es an Bratspießen von Wachholderholz braten ließe. „Desgleichen kann man einen vortrefflichen und starken Wein„eßig, ohne Wein dazu nöthig zu haben, verfertigen, wenn

„man

„man eine Menge Wasser auf einen Haufen halb verfaulter Birnen schüttet, die an der Sonne gesetzt werden müssen.“ Cardanus behauptet, daß er in Italien Rüben gesehen habe, die hundert Pfund gewogen hätten. Er versichert hiebey, daß man daselbst Kohl auf Rüben pfropfte, und das hieraus ein vortreffliches Zugemüse entstünde.

Das vierzehnte Buch handelt von der Seele und vom Verstande; es ist kurz und nicht sehr lehrreich. Man beschuldigt den Cardan, daß dieses Buch anfänglich einen Aufsatz über die Sterblichkeit der Seele enthalten hätte, worinn er den Satz auszuführen suchte, daß die Seele sterblich wäre. Da er sich aber nicht unterstanden es drukken zu laßen, so hätte er an der Stelle desselben obiges Buch, worinn man so wenig befriedigendes anträfe, untergeschoben.

Das funfzehnte ist überschrieben: Vom unnützen Scharfsinn. Es enthält auch in der That eine Menge interessanter und unbedeutender Possen, die nicht verdienen hier wiederholt zu werden.

Das sechszehnte von den Wissenschaften enthält größtentheils geometrische Beweise, deren verschiedene von Kennern geschätzt werden. Cardanus erkläret hier förmlich, daß es unmöglich sey, die Quadratur des Cirkels zu finden. An einer andern Stelle dieses nämlichen Buchs zeigt er auf eine physikalische Weise, warum es manchmal Frösche und Steine regne; die Ursache wäre diese, weil sie durch einen heftigen Wind leicht von einem Ort zum andern geführt werden könnten. Vielleicht war Cardanus der erste, der die Bemerkung machte, daß es ein Zeichen eines nahen Regens wäre, wenn die Katzen mit ihren Pfoten ihre Ohren reinigten.

Das siebzehnte Buch, von der Erfindung der Künste, enthält einige Beobachtungen über die alten und neuern Künste; die mehresten dieser Bemerkungen sind bekannt, die übrigen aber schwer zu verstehen.

In dem achtzehnten von wunderbaren Erfindungen, erzählt Cardanus mancherley Taschenspielerkünste und Gaukeleyen, die er selbst gesehen, und die das Volk für Wunder gehalten, ob sie gleich sehr natürlich zugingen. Er erklärt einige derselben, und ertheilt zugleich Unterricht in einigen Kunststükken der sogenannten weissen Kunst. Er versichert hier, daß man sich angenehme Träume verschaffen könne, wenn man Melissenkraut kaue oder auch nur das Wasser von dieser Pflanze trinke; desgleichen daß das Gehirn eines Huhns das Gedächtniß und den Verstand stärke und vermehre, ja sogar fähig wäre verrükten Personen ihre Vernunft wieder zu geben. Schwangern Weibern räth er, Schildkröteneyer zu essen, um sich für Mißfällen zu sichern, und hübsche und kluge Kinder zu gebähren. In Ermangelung dieser Eyer aber könnten sie auch Quittenäpfel oder Quittensaft geniessen, welches die nämliche Wirkung thäte.

Im neunzehnten Buch handelt er von den Geistern. Hier ist es, wo sich Cardanus rühmt, daß er einen Hausgeist habe, und oft durch Träume von dem, was er thun oder lassen sollte, Nachricht erhielte. Er versichert, daß er durch einen ähnlichen Wink aufgefordert worden wäre, dieses Werk zu schreiben. Er setzt noch hinzu, daß sein Vater Facius Cardanus gleichfalls einen Demon, Genium, oder Geist gehabt habe, der ihn dreyßig Jahre lang gedient hätte. Endlich sagt er auch noch, daß er selbst eine Vision gehabt habe, in der sieben Personen, die er für die sieben freyen Künste erkannt, ihn in allen, was er wüßte, unterrichtet hätten.

Die beiden letzten Bücher sind sehr kurz, und die Gegenstände derselben ohngeachtet ihrer Schönheit äusserst schlecht behandelt. Das eine handelt von den Engeln, und denjenigen Wesen, die zwar der Gottheit untergeordnet, aber doch über den Menschen erhaben sind; das andre von Gott selbst. Das ganze Werk wird mit einem Gebet an das ewige Wesen beschlossen.

F.

IV.

IV.

Fragmente der großen französischen Sittengeschichte.

(Fortsetzung.)

Wir kommen nunmehr zu den Ergötzlichkeiten, die einen angenehmen Stof darbieten. Die Vergnügungen gehören zu den Bedürfnissen des Menschen, daher auch bey fast allen Völkern des Alterthums die religiösen Zeremonien mit öffentlichen Ergötzlichkeiten vereinigt waren. Man hatte sich so sehr daran gewöhnt, daß wenn die ersten christlichen Bischöfe oder Priester, die an die strengen Grundsätze des Christenthums gefesselt waren, an den großen Festtagen alle Arten von Vergnügungen untersagt hätten, sie gewiß der Religion einen unersetzlichen Schaden gethan haben würden. Als daher die Gallier und Franzosen die Feste abänderten, wurden sie kaum gewahr, daß sie auch andre Lehrsätze annahmen. Währender Zeit, daß die Druiden in den ihren Gottheiten geheiligten Eichenhainen Mistel schnitten, so tanzten die Gallier, oder tranken starke Getränke. Nachdem sie die Götter der Römer angenommen hatten, feyerten sie ihre Feste nach der Manier dieses berühmten Volks; und da sie Christen wurden, fuhren sie fort die Festtage blos als dem Vergnügen gewidmete Tage zu betrachten. Die feyerliche Einweihung der Tempel war schon bey den Heiden und Juden im Gebrauch, von den Juden ahmten es die Christen nach, allein erst nachdem Konstantin Kaiser geworden war, geschahen diese Einweihungen mit Pomp. Dieses ist auch der Ursprung der großen Feste, die in den katholischen Ländern den Schutzpatronen zu Ehren gefeyert werden. In den Jahrhunderten der Barbarey erstreckte sich die an solchen Tagen herrschende Vergnügungen bis ins Innere der Kirchen. Man gab daselbst Mahlzeiten und tanzte dabey.

Der

Der Gebrauch Prozessionen zu halten ist aus dem höchsten Alterthum. Solche Feyerlichkeiten waren allezeit eine Ergötzung fürs Volk, eine Erinnerung, was man von den Göttern zu hoffen und zu fürchten hätte, und eine Ermahnung zur Dankbarkeit für alle empfangene Wohlthaten. Es war zu den Zeiten des heiligen Ambrosius, daß dieser heidnische Gebrauch von den Christen angenommen wurde. Man findet noch an manchen Oertern Spuren der Ausschweifungen, die ehmals dabey regierten. Die berühmte Prozession des heiligen Sakraments zu Aix in der Provence und einige in Flandern geben noch heut zu Tage einen Begriff von diesen Mißbräuchen.

Die Krönungstage der französischen Könige waren immer mit öffentlichen Ergötzlichkeiten bezeichnet. In den ersten Zeiten der Monarchie geschahe diese Zeremonie bey den großen Volksversammlungen. Man trug den neuen Monarchen auf einem Schilde dreymahl ums Lager herum, auch überreichte man ihm das Schwerdt, die Streitaxt, oder die Lanze seines Vorgängers. Nachher bemühete man sich diese militairische Installation noch feyerlicher zu machen. Der Thron wurde auf ein Gerüste gesetzt, damit ihn das ganze Volk sehen konnte. Der König mit der Krone auf dem Haupte, den Scepter in der Hand, und mit königlichen Kleidern angethan, setzte sich auf diesen Thron nieder, um gleichsam Besitz davon zu nehmen. Hierauf folgten Gastmäler, wo die vornehmsten der Nation Platz nahmen, während welchen zwanzig Wappenherolde, mit goldenen oder silbernen Schaalen in den Händen, dreymahl ausriefen: Freygebigkeit des mächtigsten Königs; und sodann das in den Schaalen befindliche Geld unter das Volk warfen. Das Freudengeschrey war dabey so groß, daß man kaum die Trompeten und Paucken hören konnte.

Keine Feste waren in den Augen des Volks schöner, noch demselben angenehmer, als diejenigen, die man bey dem Einzuge der Isabella von Bayern, Gemahlin Königs Karl VI. sahe. Man hatte in der Straße St. Denis einen Triumphbogen

bogen errichtet, wo die drey Personen der Gottheit vorgestellt wurden, und zwar in einem bald gewölkten, bald gestirnten Himmel, woselbst ein Trup als Engel gekleidete Kinder, Konzerte machten. Als die Königin in ihrer offenen Sänfte unter das Thor dieses komischen Paradieses passirte, stiegen zwey Engel herab, die eine goldne mit Edelsteinen reich besetzte Krone in Händen hielten, und sie singend auf das Haupt der Königin setzten. Was aber bey diesem Feste am meisten Verwunderung erregte, war der ausserordentliche Flug eines Mannes, der von der Thurmspitze der Kirche Notre Dame, auf einem Strik herabfuhr, eine Krone der Königin aufsetzte, und sich nachher wieder in die Luft erhob. Um seine Kühnheit desto auffallender zu machen, hielt er in jeder Hand eine große Fakkel, damit ihn bey der Dunkelheit ganz Paris sehen konnte.

Bey dem Einzug Karl VII. nachdem die Engländer aus dem Königreich vertrieben worden waren, wurden von der Passions-Brüderschaft, Mysterien vorgestellt. Aehnliche Feste wurden auch bey dem Einzuge Ludwig XI. gesehn. Malingre in seinen Jahrbüchern von Paris erzählt, daß sich bey der Fontaine du Ponceau in der Straße St. Denis, verschiedene schöne ganz nakkende Mädchen befanden, die Syrenen vorstellten, und Schäferlieder sangen. Der Einzug der Anna von Bretagne ist dadurch merkwürdig, daß man aus Vorsorge für die Damen und andern Frauenzimmer des königlichen Gefolgs, kleine Haufen von zehn bis zwölf Personen mit Nachtgeschirren in allen Straßen placirt hatte, wo der Zug durchgieng. Auch der Einzug der Königin Klaudia, Gemahlin Franz I. zeichnete sich aus. Nicht allein die Königinn und die Prinzeßinnen von Geblüt, sondern auch die Herzoginnen und Gräfinnen waren mit Kronen geziert. Um die herzoglichen Kronen war ein Zirkel von Gold mit Blumen umwunden, der Zirkel der Gräfinnen aber war mit Perlen besetzt. An allen Ekken der Straßen sahe man allegorische Maskeraden, die die Tugenden, die Götter des Heidenthums, Personen aus dem alten Testament, und der alten Geschichte vorstellten.

Es ist schwer die Zeit zu bestimmen, wo der Gebrauch anfieng, Wein fürs Volk laufen zu laßen. Monstrelet berichtet, daß bey dem Einzug Karl VI. und seiner Gemahlin Isabelle von Bayern, in verschiedenen Plätzen der Stadt, den ganzen Tag und die Nacht durch, Wein aus metallenen Zapfen und Röhren floß, wobey sich das Volk lustig machte. Beym Einzug Karl VII. sahe man in der Straße St. Denis einen Springbrunnen mit 4 Röhren; aus einer sprang Milch, aus der andern rother, und aus der dritten weisser Wein; aus der vierten aber Wasser.

Zu allen Zeiten wurden die Vermählungen des königlichen Hauses mit Lustbarkeiten begleitet, obgleich sie bey den alten Galliern und Franken von grober Art waren. Durch die römischen Sitten kamen auch die bey solchen Gelegenheiten gebräuchlichen Ergötzungen nach Gallien. Dieses waren Gastmähler, Gesang, Tänze, Illuminationen, und Freudenfeuer. Mitten unter solchen Feyerlichkeiten verlohr der König Heinrich II. 1559 sein Leben. Die Vermählung Heinrich III. mit Isabella von Lothringen verursachte glänzendere Feste, als man noch seit dem Anfang der Monarchie gesehen hatte.

Indessen haben große Monarchen, die ihren Hof und ihr Volk ergötzen wollen, keinen Vorwand hiezu nöthig. Dieses hat man oft unter den Regierungen der letzten französischen Könige gesehen. Heinrich IV. gab verschiedene Feste, und der große Sully, so streng er übrigens war, hatte selbst die Oberdirektion der Hofbälle und Lustbarkeiten, woraus der Vortheil entstand, daß Ordnung und kluge Oekonomie allenthalben herrschte. Das Ministerium, sowohl des Richelieu als auch des Mazarin, zeichnete sich durch allerhand Feste und prächtige Schauspiele aus. Das Operntheater in Paris am Palais Royal, das vor achtzehn Jahren abbrannte, wurde auf Befehl des Kardinal Richelieu erbaut, um eine große Maschinen-Comedie aufzuführen, die er selbst verfertigt hatte.

Der

Der Kardinal Mazarin war es, der die Opern in Frankreich einführte. Die prächtigsten Feste sahe man unter Ludwig XIV. Dasjenige, das zu Versailles unter dem Titel: die Vergnügungen der bezauberten Insel, gegeben wurde, erhielt die Bewundrung von ganz Europa, welches von diesem Augenblick an, Frankreich zum Muster bey seinen Lustbarkeiten erwählte.

Die edelste Belustigung aber der alten Franzosen waren die berühmten Turnierspiele, so viel Gefahr auch damit verknüpft war. Der Todesfall Heinrich II. der bey einem Turnier von dem Grafen von Montgommery tödtlich verwundet wurde, wie auch der Tod Heinrichs von Bourbon Montpensier, Prinzen von Geblüte, der auch bey einer solchen Gelegenheit durch einen Sturz vom Pferde umkam, trugen viel bey, diese gefährliche Uebungen abzuschaffen, und mit diesen verschwand auch der alte Geist der Ritterschaft gänzlich.

Der Ursprung der Turniere ist ungewiß und fabelhaft. Die wahre Geschichte aber belehrt uns, daß, nachdem im Jahr 842 die Enkel Karls des Großen, Ludwig der Deutsche und Karl der Kahle sich nach einem blutigen Kriege versöhnt hatten, sie einige Zeit beysammen blieben, und sich gegenseitig, um sowohl ihre eigne als auch ihrer Hofleute Geschicklichkeit zu zeigen, Turniere und Karoussels gaben. Die ersten Turniergesetze sind vom Jahr 1066. Ein Ritter Namens Gottfried von Preuilly war, wie man sagt, der Gesetzgeber und auch das Opfer dieser Uebungen, denn er wurde unter der Regierung Philip I. zu Angers bey einem Turnier verrätherischer Weise umgebracht.

Diese Gesetze sowohl als auch diejenigen, die man nachher hinzugefügt hat, beweisen, daß die Absicht nicht war, diese Spiele mörderisch zu machen. Die Turnierrichter, die alle alte ehrwürdige Ritter von geprüfter Tapferkeit waren, untersuchten die Schwerdter, um zu sehen, ob sie bey beyden Theilen

von gleicher Länge und ohne Spitze waren. Indessen erlaubte man, daß sie auf einer Seite schneidend seyn konnten, weil die Ritter mit Eisen bedeckt waren; allein es war ihnen strenge untersagt mit den Schwerdtern zu stechen. Die Uebertreter dieser Regeln wurden zu einer Geldstrafe verdammt, und aus den Schranken ausgeschlossen. Man mußte ein anerkannter Ritter seyn, oder wenigstens ein Knappe. Dieses waren junge Edelleute, die noch nicht förmlich zu Rittern waren gemacht worden. Durch die Turniere erlangten sie Gelegenheit diesen Grad zu erhalten, und wie man damals sagte, ihre Sporen zu verdienen. Denn nur den Rittern allein war es erlaubt vergoldete Sporen zu tragen.

Der Geschmak an Turnieren kam von Frankreich nach Deutschland und England. Wobey zu bemerken ist, daß von allen Nationen die Deutschen am schwürigsten wegen der Adelsprobe derjenigen waren, die bey diesen Spielen zugelaßen wurden, daher auch die adlichen Familien dieses Reichs, deren Namen in den alten Turnierbüchern figurirten, sich unter dem europäischen Adel auszeichnen.

Man kündigte die Turniere mit vielen Zeremonien an. Sobald die Schranken geöfnet waren, näherten sich die Ritter mit kriegerischer Musik; oft wurden sie auch durch Damen bis zum Kampfplatz geführt. Sie trugen gewöhnlich die Leibfarben ihrer Schönen; oft hatten sie einen Gürtel, einen Schleyer, ein Armband, oder sonst ein Kleidungsstück von den Händen ihrer Damen empfangen, womit sie bey dieser Gelegenheit öffentlich prangten. Bey einem Turnier, das Karl VI. 1389 anstellte, um seinen Bruder den König von Sicilien zum Ritter zu schlagen, und das der Mönch von St. Denis (le moine de St. Denis) Verfasser der Geschichte Karl VI. beschreibt, giengen viele Damen mit den Rittern bis an die Schranken, woselbst sie aus ihren Busen Bänder und seidene Handschuhe zogen, um die Kämpfer zur Tapferkeit zu ermuntern.

Diese

Diese Geschenke wurden sehr häufig ausgetheilt, auch liest man in dem Roman des Perceforest, daß am Ende eines Turniers, die Damen so sehr von ihrem Putz entblößt waren, daß sich die mehresten im blossen Kopf mit über die Schultern hängenden Haaren befanden; ja selbst die Ermel von ihren Kleidern waren abgeschnitten und den Rittern gegeben worden. Mit diesen kostbaren Zeichen der Hochachtung zierte der Ritter die Spitze seiner Lanze. Wenn er dieses theure Pfand während einer Aktion verlohr, so schickte ihm die Dame ein andres. Was aber den Ehrgeiz der Ritter vorzüglich anspornte, war die Ehre, den Preis der Tapferkeit öffentlich von den Händen der erlauchtesten aller gegenwärtigen Damen zu empfangen. Bisweilen fochten den ersten Tag die alten Ritter gegeneinander, und überliessen hernach das Feld den Stallmeistern und Knappen; manchmal fiengen auch diese an, und machten gleichsam das Präludium.

Es fiel anfangs den Damen schwer Zuschauerinnen dieser Gefechte zu seyn, und zwar wegen der Unglücksfälle, die sehr häufig dabey vorfielen; indessen zwang man sie gleichsam dazu, da man ihnen dabey die ehrenvollsten Vorzüge einräumte. Sie hatten auch das Recht Friedensrichter zu ernennen, deren Amt ihre Vermittelung erforderte, wenn ein Ritter aus Versehn die Turniergesetze übertreten, und dadurch die Waffen von vielen auf sich gezogen hatte. Diese Fehler waren ausser seiner Reihe zu fechten; das Pferd seines Gegners zu verwunden; mit der Lanze jemand ins Gesicht zu rennen; einen Ritter anzufallen, der den Helm offen hatte; u. s. w. Der Friedensrichter war mit einer langen Pike oder auch mit einer Lanze bewafnet, die er gegen den strafbaren Ritter neigte. Dieses war das Zeichen der Gnade, und daß er sich nunmehr unter dem Schutz der Damen befände, wodurch er für alle weitere Anfälle gesichert war. Nach geendigtem Turnier wurde der Preis dem Sieger durch die Turnierrichter zuerkannt, die allemal alte Ritter waren. In zweifelhaften Fällen wurde die Sache vor dem Tribunal der Damen gebracht, deren Ausspruch alsdenn

entscheidend war. Der Sieger hatte das Recht, der Dame, die den Preis austheilte, einen Kuß zu geben, wodurch sein Triumph erhöhet wurde.

Das erste Turnier, das in der französischen Geschichte vorkommt, ist dasjenige vom Jahr 1203. Alle Edelleute und Ritter waren zu diesem Endzweck zu Moret en Gatinois versammlet, als der König Philip August erfuhr, daß der Herzog von der Normandie, Johann mit dem Beynamen ohne Land (Sans terre) die Stadt Alencon belagert hatte, er suchte sie daher auf, und führte sie gegen seinen Feind, der gezwungen ward, die Belagerung aufzuheben; ein Theil der feindlichen Heere wurde vernichtet, und der Rest zerstreuet.

Der heilige Ludwig liebte die Turniere nicht, sondern machte sich vielmehr Gewissensscrupel bey einer Ergötzung, wobey man das Leben wagen mußte. Philip der Kühne, sein Sohn, gab deren verschiedene; bey einem derselben verlohr sein Bruder Robert Graf von Clermont, zwar nicht das Leben, aber doch gänzlich den Verstand, durch die gewaltigen Schläge, die er auf den Kopf empfing. Im Jahr 1389 unter der Regierung Karl VI. sahe man sehr prächtige Turniere, woselbst nach dem Ausdruk eines gleichzeitigen Schriftstellers, die schönsten Stöße von der Welt zu Ehren der Damen geschahen. Das letzte von allen Turnieren war 1559, wobey Heinrich II. sein Leben verlohr.

Eine andre kriegerische Uebung war auch in Frankreich im Gebrauch, die man den Pas d'armes nannte, und folgendermaßen geschah: Verschiedene Ritter vereinigten sich um einen gewissen Platz, Straße, oder Brükke zu vertheidigen. Niemand konnte solche Oerter passiren, ohne sich herum zu schlagen. Derjenige Ritter, der den Paß vertheidigte, hieng seine Waffen an einen Baum oder Pfahl, welche von demjenigen mit dem Degen berührt wurden, der die Passage erkämpfen wollte. Dieses war das Zeichen der Ausforderung. Gewöhnlich war ein Preis festgesetzt, der dem Sieger zu Theil wurde.

Auf

Auf die Turnierspiele folgten die Karoußels, die nicht mit Gefahr verknüpft waren. Heinrich IV. gab 1605 und 1606 deren sehr prächtige. Dieses thaten auch Ludwig XIII. und Ludwig XIV. Die angenehmste aller dieser Uebungen zu Pferde war das Ringelrennen. Die Ringe, die die Ritter mit der Lanze abstachen, waren der Preis des Ueberwinders. Diese Preise waren, wie bekannt, bey den Griechen, Kronen; die neuere Helden aber kämpften um Scherpen, Armbänder und andre Faveurs der Damen. Der berühmte Ritter Bayard kämpfte in Savoyen um den Aermel seiner Dame.

Die Gewohnheit sich an gewissen Tagen im Jahr zu erlustigen, ist in Frankreich seit vielen Jahrhunderten im Gebrauch. Der erste Tag des Jahres war bey den alten Galliern ein sehr feyerliches Fest. An diesem Tage sammleten die Druiden die Misteln mit großen Zeremonien. Im neuern Frankreich ist dieses ein Tag der Komplimente, und allein der heilige Dreykönigstag ist die wahre Zeit, wo sich das Volk belustigt; eine Gewohnheit, die von den römischen Saturnalien herrührt. Bey diesen alten Festen zogen die Kinder das Loos um einen König zu erwählen, der über alles, was vorgieng, die Aufsicht hatte, und jedem Gaste vorschrieb, womit er seinen Talenten zufolge, die Gesellschaft belustigen sollte. Geht man noch weiter zurück, so findet man, daß derjenige, der bey den Juden zum König des Festes bey solchen Gelegenheiten erwählt war, eine Krone von Blumen oder Zweigen empfing, die ihn von den Gästen mit allerhand Zeremonien aufgesetzt wurde. Jetzo wird dieses drey Königsfest in den Familien durch Schmausereyen und Scherze gefeyert, wobey der Titel des Königs demjenigen zufällt, dem eine in einem Kuchen verborgene Bohne zu Theil wird.

Den Ursprung des Karnevals leitet man von den Bachanalien, Saturnalien, und Lupercalien her; Feste, die durch die Römer so berühmt geworden sind. Die Maskeraden gaben auch in der That eine Vorstellung davon. Man ist indessen

gezwungen zu gestehn, daß das heutige Karneval in Frankreich weniger belustigend als ehedem ist.

Die Ergötzungen am ersten May haben auch ihre Quelle in den römischen Gebräuchen. Bey diesem Volke giengen die jungen Leute beyderley Geschlechts an diesem Tage mit Aufgang der Sonne aufs Feld um grüne Zweige zu pflücken. Diese trugen sie mit Zeremonien nach der Stadt, und zierten damit die Thüren der Häuser ihrer Verwandten, ihrer Freunde und der obrigkeitlichen Personen. Diese jungen Leute fanden bey ihrer Rückkunft in den Straßen der Stadt gedeckte Tische mit allerhand Speisen versehn. An diesem Tage wurde nicht gearbeitet, alle Stände mischten sich untereinander, und man dachte an nichts, als sich zu ergötzen. Ein jeder zierte sich mit grünen Zweigen, daher auch noch das übliche Sprüchwort kommt: On ne me prend point sans verd. Dieses ist der Ursprung der mit Blumen behängten Bäume, die man noch an diesem Tage vor die Häuser vornehmer Personen setzt. Ein Gebrauch, der seit langer Zeit zu den herrschaftlichen Rechten gehört. Die Gesellschaft der Schreiber des Pariser Parlaments, die 1303 gestiftet wurde, und unter dem Namen der Basoche bekannt ist, erboth sich gegen den König Heinrich II. 1548 an der Zahl 6000 in der Armee zu dienen, die er wider die Rebellen in Guienne abschickte. Der Konnetable von Montmorency Befehlshaber dieses Heers erhielt vom Monarchen für die Basoche um ihre Treue zu belohnen das Recht, in den königlichen Wäldern Bäume nach Gefallen umzuhauen, um sich derselben zur Zeremonie am Maytage zu bedienen, und sie im großen Hofe des Pallasts zu setzen. Die Basoche ist noch im Besitz dieses Vorrechts, allein das Volk sieht nicht mehr den ersten May für einen Belustigungstag an.

Die Freudenfeuer am Johannistage, die auf eine Passage des neuen Testaments gegründet waren, wo es heißt, daß die Völker sich über die Geburt Johannis freuen werden, sind fast allenthalben ausgelöscht. Man hat nicht

mehr

mehr das Vergnügen das Volk an dieſem Tage, der in der ſchönſten Jahreszeit einfällt, voller Freude bey ihren Feuern herum ſpringen zu ſehen.

Es ſind nicht über zweyhundert Jahre, daß in den franzöſiſchen Provinzialſtädten noch komiſche und lächerliche Societäten vorhanden waren, die daſelbſt den Geiſt der Munterkeit unterhielten. In Dijon befand ſich eine unter dem Namen der närriſchen Mutter, bey welcher der Prinz von Condé ſich 1626 aufnehmen ließ, und die 1630 aufgehoben wurde. Zu Lille in Flandern war eine Geſellſchaft unter dem Namen Epinette, die ihren Urſprung aus dem dreyzehnten Jahrhundert herleitete, und 1536 durch den menſchenfeindlichen Philip II. König von Spanien, gleichfalls vernichtet wurde. Von der Geſellſchaft der Hörnerträger zu Rouen ſind noch die Memoires in verſchiedenen Bibliotheken vorhanden, und beweiſen das ſonderbare dieſer Stiftung. Auch Marſeille hatte einedergleichen. Die Freyheit zu reden und zu ſchreiben, die von dieſen Geſellſchaften aufs äuſſerſte gemiſsbraucht wurde, veranlaſste ihre Aufhebung.

Die Tage der Erndte und beſonders der Weinleſe, waren ehmals wahre Volksfeſte, die aber durch die außerordentlichen Auflagen in Frankreich faſt ganz eingegangen ſind. „Denn wie iſt es möglich (rufen die patriotiſchen Verfaſſer der Sitten„geſchichte ſelbſt aus) ſich über den Ueberfluß bey einer Wein„leſe in Gegenwart von Beamten zu freuen, die ſchon voraus „den beſten Theil davon verzehren“.

Das Martinsfeſt iſt in dem Bauernkalender nicht mehr mit rothen Buchſtaben bezeichnet, denn diejenigen, die an dieſem Tage Gänſe eſſen, und ſichs wohl ſeyn laßen, ſind keine Bauern ſondern wohlhabende Bürger. Dieſes gilt auch von den Weynachtsfeſten und überhaupt von allen ehmaligen Tagen der Freude, die heut zu Tage aus dem Verzeichniß der franzöſiſchen Fröhlichkeit faſt alle ausgeſtrichen ſind.

Die Jahrmärkte die für den Handel erfunden wurden, dienen auch zum Vergnügen. Daher sind die berühmtesten Jahrmärkte des Königreichs diejenigen, wo man sich am besten ergötzt. Der älteste und berühmteste dieser Märkte, wovon aber kaum noch Spuren übrig sind, war der vor St. Denis. Man behauptet, daß Karl der Große ihn anfangs in Aachen anlegte, daß er aber nachher von Karl dem Kahlen 1109 nach St. Denis verlegt wurde. Dieser Jahrmarkt erhielt sonderbare Privilegien von den Päbsten, den Königen, den Erzbischöfen von Sens, den Bischöfen von Paris und den Aebten von St. Denis. Unter andern Waaren wurde hier ein großer Handel mit Pergament und Papier getrieben. Die Landstraße von Paris bis zu diesem Orte war ganz mit Kramladen und Buden bedekt, wo man sich ergötzte. Nach und nach näherten sich die Kaufleute der Stadt Paris, und zierten mit ihren Waaren den St. Lorenz Jahrmarkt in der Vorstadt St. Denis; aber auch dieser gieng vor 20 Jahren ganz ein, und man zog die Boulevards oder Wälle zu Paris vor, woselbst die Spaziergänge so häufig besucht wurden. Ein neuer Pariser Jahrmarkt, der anfangs auf dem Platz Vendome, hernach auf dem Platz Ludwig XV. gehalten wurde, hat nur einige Zeit gedauert. Der einzige alte Jahrmarkt zu Paris, der sich troz der französischen Unbeständigkeit erhalten hat, ist derjenige von St. Germain, dessen Succes seit dreyhundert Jahren der nehmliche gewesen ist. Er wurde 1282 angelegt. Schon im Jahr 963 gab es in Champagne sehr berühmte Märkte, die ansehnliche Privilegien hatten, und der Handlung große Vortheile verschaften. Zu Troyes waren deren jährlich zwo, die man den warmen und kalten Markt nannte, weil der eine im Sommer, der andre im Herbst gehalten wurde.

Unter den Märkten in den französischen Provinzen hat die Messe zu Beaucaire an der Rhone in Nieder Languedoc den ersten Rang. Sie ist von allen Zöllen befreyt kraft eines Privilegiums des Raymond Graf von Toulouse den Einwohnern

nern 1217 ertheilte, und nachher von verschiedenen Königen bestätigt worden ist. Diese Messe war ehedem ausnehmend glänzend, man versichert aber, daß in diesem Jahrhundert der Reichthum derselben abgenommen habe.

Die Messe von Chuibrai in der Normandie steht auch in großen Ruf. Ihre Errichtung wird Wilhelm dem Eroberer zugeschrieben, der ein Schloß in der Vorstadt von Falaise hatte, wo sie gehalten wird. Es geschieht daselbst ein beträchtlicher Pferde und Viehhandel, auch wird viel Leinwand, alle Arten von Zeuge u. s. w. allda verkauft, überdem ist für alle Gattungen von Vergnügen gesorgt.

Die Spatziergänge zu Paris sind gewissermassen tägliche Märkte, wo sich das Volk versammlet, um sich zu vergnügen. Die Promenaden sowohl innerhalb als außerhalb der Stadt haben mehrentheils ihre bestimmten Tage, wo sie am häufigsten besucht werden. Der Garten des Pallasts der Tuilerien ist nach dem Plan des berühmten le Notre angelegt. Seit einem halben Jahrhundert sind die Wälle der meisten französischen Städte in Spatziergänge verwandelt worden. Die Wirthshäuser auf dem Lande in der Nachbarschaft der Städte ist noch das einzige Vergnügen des gemeinen Volks, welches besonders in denen nahe bey Paris gelegenen, den Wein wohlfeiler, bisweilen auch besser, als in der Stadt bekommt. Die Coffehäuser sind seit 30 Jahren ganz zurück gekommen. Bejahrte Personen erinnern sich noch sehr wohl der Kaffehäuser, deren einige für schöne Geister, andre für Neuigkeitsforscher bestimmt waren. Die strenge Polizey hat diese Zusammenkünfte gehemmt, und das freye Reden hart bestraft, besonders wenn es an öffentlichen Oertern geschahe, daher denn die schönen Geister ihre Theater von den Kaffehäusern in die Privatgesellschaften verlegt haben. Was sie ehmals im Procopischen Kaffehaus einander sagten, wird jetzo in periodischen Blättern geschrieben, die aus dieser Ursache so zahlreich geworden sind.

Die Schauspiele der alten Celten und Franken waren äußerst einfach, und sowohl der Barbarey dieser Völker als der Jahrhunderte angemessen, in welchem sie vorgestellt wurden. Von den Römern lernten die Gallier die Fechterspiele, die Kämpfe mit den wilden Thieren, und die Wassergefechte, die man unter der Benennung der Naumachie kennt. In einigen französischen Provinzen findet man noch Reste von Amphitheatern, wie auch von Wasserbehältnissen und Kanälen, die zur Ausfüllung der hiezu erforderlichen Bassins dienten. Wahrscheinlich kamen die dramatischen Spiele des römischen Theaters auch nach Gallien, da aber sowohl Gallier als Franken die lateinische Sprache schlecht verstanden, so konnten sie natürlich an nichts Geschmack als an den Vorstellungen der Mimen und Pantomimen finden. Auch waren diese letztern unter der erstern Race der französischen Könige von allen römischen Schauspielen allein übrig geblieben. Die Masken dieser Komödianten waren scheußlich, und ihre Geberden sowohl als Ausdrükke in der Volkssprache sehr frey, ja unanständig. Dieses verursachte, daß die Kirchenversammlungen diese Possen verboten. Man schloß nicht allein die Possenreisser aus der Gemeinschaft der Gläubigen aus, sondern legte auch denenjenigen geistliche Strafen auf, die sie anhörten. Dieses ist die Quelle des lächerlichen Vorurtheils, das noch jetzt in Frankreich gegen den Stand der Schauspieler herrscht.

Die einzige Art von Schauspiel, daß in diesen entfernten Zeiten einen gewissen Grad der Vollkommenheit erreichte, war das Seiltanzen. Die Römer hatten derer viererley Arten. Die ersten tanzten auf ein ausgespantes Seil; die zweyten voltigirten um ein loses Seil, die dritten stürzten sich von einem Thurm herab, und die vierten machten allerhand gefährliche Sprünge. Diese Spiele waren allen Zeiten und allen Oertern der Monarchie gemein. Da diese Ergötzungen weder mit den Fortschritten nach dem Verfall der Künste und Wissenschaften das geringste zu schaffen hatten, so ist es begreiflich, daß

sie in dem barbarischen Zeitalter nichts an ihrer erlangten Vollkommenheit verloren. Mit den Schauspielen aber, die zur Dichtkunst, Musik und Tanzkunst gehören, hat es eine andre Bewandniß. Alle Kenntnisse der Römer dieser Art, die nach Gallien gekommen waren, verloren sich bald, und Frankreich war im 11ten 12ten und 13ten Jahrhundert dahin gebracht, keine andre Schauspiele zu haben, als solche, die von Possenreissern herkamen. Diese machten Profession zu gleicher Zeit, Poeten, Sänger, Musikanten, Erzähler, Tänzer, Luftspringer und Taschenspieler zu seyn. Es ist hier eine Erklärung nöthig, wie diese Leute alle so verschiedene Talente vereinigten, wodurch sie das Volk in Erstaunung setzten, und selbst den Beyfall der Fürsten erwarben; denn es waren deren im Gefolge aller Höfe, und ohne ihr Zuthun wurde keine große Feyerlichkeit begangen.

Als Poeten waren es wahrscheinlich nicht ihre eigene Verse, die sie hersagten, sondern die Verse der Trouhadours oder Provencal Dichter, die sie auswendig lernten, um sie anzubringen. Fügten sie ja etwas aus ihrer eignen Fabrike dazu, so war es gewiß schlechter und unanständiger. Man unterschied diese Verse in lais, oder in Stantzen und Strophen abgetheilte Gedichte; in syruentes, oder Gedichte, die mit Lobeserhebungen und Satyren vermischt, oft auch mit Allegorien und moralischen Denksprüchen angefüllt waren, in tenfons, die Liebes- Galanterie- oder Ritter-Fragen enthielten; endlich auch in Fabliaux, die kleine Histörchen waren, die von den Possenspielern auf eine komische Art vorgetragen wurden. Dieses war vornehmlich ihr Triumph, auch sind eine Menge dieser Stükke übrig geblieben, worunter sich sehr artige befinden. Sie waren Erzähler, denn sie erzählten theils in Prosa, theils in Versen, galante oder Heldengeschichte, die wahrscheinlich die Quelle unsrer Romanen gewesen sind. Als Sänger begleiteten sie die Instrumente mit ihrer Stimme, und als Musikanten wußten sie auswendig Melodie und Worte der besten Poeten, unter welchen Ritter, ja selbst Printzen

waren. Da ihnen in ihren Liedern ausdrücklich unanständige Worte verboten waren, die sie oft von ihren eignen Produkten einmischten, so ersetzten sie dieses durch allerhand Geberden, womit sie ihre Gesänge begleiteten. Sie tanzten auch nach eben diesen Gesängen. Die Luftspringer thaten oft sehr gefährliche Sprünge, und ließen solche auch von Affen thun, die sie gewöhnlich mit sich führten. Man hat noch eine Verordnung aufbehalten, worinn unter der Regierung des heiligen Ludwigs der Waarenzoll an den Thoren von Paris bestimmt wurde. Nach diesem Tarif mußte ein jeder Possenspieler, der einen Affen nach der Hauptstadt brachte, vor dem Zolleinnehmer anstatt des Zolls Kapriolen und Sprünge von diesem Thiere machen lassen. Daher das Sprüchwort entstanden ist: payer en monnoye de singe. Den Possenspielern selbst legte die Verordnung an Zahlungsstatt auf, einige Lieder zu singen.

Im Anfang der Regierung Philip Augusts waren die Zoten dieser Gaukler so sehr anstößig, daß dieser junge Monarch sie aus seinen Staaten vertrieb, und diese Possen gänzlich untersagte. Indessen nahmen einige von ihnen Verbesserungen vor, und wurden wieder gelitten, man war aber oft genöthigt sie durch Drohungen, und selbst durch Strafen in den gehörigen Schranken zu halten. Das letzte hierüber abgefaßte Gesetz ist vom Jahr 1395 und verdammt die Uebertreter sowohl zu einer Geldstrafe, als auch zu einem zweymonatlichen Gefängniß bey Brod und Wasser. Es ist aber merkwürdig, daß nicht alle Gaukler von der Gemeinschaft der Gläubigen ausgeschlossen wurden, weil sowohl die weltliche als geistliche Macht sich vereinigten ihnen eine Brüderschaft in der St. Julian-Kirche zu bewilligen, die daher St. Julien de Menetriers genannt wurde. Die benachbarte Straße jetzo St. Julien hieß ehmals die Gauklergasse, weil diese Leute daselbst wohnten.

Seit der Epoke der vorerwähnten Verordnung findet man in der französischen Geschichte keine Meldung mehr von den

Vorstellungen der Gaukler, (Jongleurs) nicht daß der Gebrauch dieser Schauspiele sich ganz verloren hätte, sondern weil die vornehmsten Akteurs sich nachher begnügten erstaunliche und gefährliche Sprünge mit Degen und andern Waffen zu machen, daher man sie mit dem spanischen Worte Batalores bezeichnete, woraus denn die französische Benennung Bateleurs entstanden ist. Zu dieser Uebung kam noch das Seiltanzen, welche beyde sich bis jetzo erhalten haben.

Die Gaukler hatten kein Theater, sondern trieben ihre Possen allenthalben, wo sie sich befanden. Ihre Spiele waren selten in Dialogen, und niemals machten sie eine vollständige Handlung aus, daher man diese nicht für die Väter des französischen Theaters ansehen muß, wohl aber die Brüder von der Passion, die zuerst den Einfall hatten die Mysterien der christlichen Religion aufs Theater zu bringen.

Am Ende des vierzehnten Jahrhunderts, fiengen die Pilgrimme an, die aus dem gelobten Lande, vom Berge St. Michael in der Normandie, von Sainte Reine in Bourgogne, von *Notre Dame* du Puy in Languedoc und andre Andachtsörter zurück gekommen waren, über ihre Reisen Gesänge zu verfertigen, worinn sie Erzehlungen vom Leben und Tode Christi und der Heiligen mischten. Alles dieses geschahe zwar auf eine plumpe Art, die aber doch den einfältigen Zuhörern pathetisch dünkte. Sie besungen die Wunder der Heiligen, ihren Märtyrertodt, und gewisse Fabeln, denen die Leichtgläubigkeit des Volks den Namen Erscheinungen gab. Die Pilger giengen Trupweise, und sungen in den Straßen in ihrer grotesken Kleidung, denn ihre Hüte und Mäntel waren ganz mit Muscheln bedeckt, und mit Bildern geziert. So waren die ersten französischen Akteurs beschaffen. Dieses Schauspiel gefiel dem Volke, und feuerte die Andacht einiger Pariser Bürger an, Geld zusammen zu schießen, um ein Theater zu errichten, woselbst man an Festtagen sowohl zum Unterricht als Vergnügen der Zuschauer Vorstellungen gab. Der erste Ver-

such dieser Mysterien geschahe in dem Flekken St. Maurles-Fosses ohnweit Paris; wo die neuen Schauspieler die Leidensgeschichte Christi vorstellten. Der Zulauf war so ausserordentlich, daß der davon benachrichtigte Prevot von Paris, einem Gesetz von 1398 zufolge den Einwohnern von St. Maur und der andern Oerter seiner Jurisdiction verbieten ließ, ohne Erlaubniß des Königs fe.er zu spielen. Die Schauspieler gaben Bittschriften bey Hofe ein. Bevor aber der König Karl VI. ihnen Antwort ertheilte, wollte er dieses Schauspiel selbst sehen, daß so großes Lermen gemacht hatte. Es gefiel ihm so sehr, daß er sogleich den Akteurs Freyheitsbriefe geben ließ, um sie für künftige Hindernisse zu sichern. Vermittelst dieses Privilegiums nahmen die Pilger den Titel an: Brüder der Passion. Dieses Beyspiel der Hauptstadt wurde von den vornehmsten Städten des Königreichs nachgeahmt, und allenthalben Theater dieser Art errichtet.

Die ersten Dramen, die diese frommen Komödianten spielten, waren zu ernsthaft um lange zu gefallen, das Volk fieng endlich an dieser Mysterien satt zu werden, und verlangte etwas lustiges. Dieses veranlaßte, daß sich eine Societät formirte, die aus den Schreibern der Parlamentsprokuratoren bestand, und die Vorstellung von Schwänken zum Gegenstand hatte. Das Haupt der Truppe führte den Titel: Printz der Narren, und die Farçen erhielten den Namen Sotties oder Sottisen. Diese neue Art von Dramen hatte den ausserordentlichsten Beyfall unter den Regierungen KarlVI. und Karl VII., allein sie arteten bald in verabscheuungswürdige Satyren aus; daher der letzte Monarch, sobald er die Engländer aus Frankreich vertrieben hatte, den Schreibern der Basoche verboth, irgend ein Stück zu spielen, wodurch der gute Name der Bürger, oder die guten Sitten verletzt würden, bey Strafe eines 14tägigen Gefängnisses bey Wasser und Brod. Da man dieser Verordnung nicht gehorchte, so wurden diese Spiele ganz untersagt. Dieses dauerte von 1476 bis zur Regierung Ludwig XII., der nicht allein alle Theater wiederherstellte, und

die

die Privilegien seiner Vorfahren bestätigte, sondern auch den Poeten erlaubte in ihren Werken alle Laster seiner Unterthanen ohne Ausnahme, und ohne Schonung zu rügen. Daher waren alle Farçen, so lange als dieser König lebte, nichts als Schmähungen; da aber Franz I. den Thron bestieg, und diese schändliche Satyren verbothen wurden, nahmen diese Basochianer ihre Zuflucht zu den Masken, die diejenigen Personen, die sie schmähen wollten, natürlich vorstellten. Dieser neue Ungehorsam gab diesen frechen Komödianten den letzten Stoß, und bewirkte ihre völlige Aufhebung. Ihre sogenannte Sottisen waren die Quelle der folgenden Farçen, so wie die Mysterien der Passionsbrüderschaft die Trauerspiele veranlaßten.

Der Geschmack an den Farçen dauerte in Frankreich fort, bis die Meisterstükke des Corneille erschienen. Gautier Garguille, Tabarin, Bruscambille, Turlupin und andre, spielten diese lächerliche Possen fast zu gleicher Zeit, da der Cinna, die Sophonisbe des Mairet, der Wenceslaus des Rotrou, die Marianne des Tristan, und selbst die Andromache des Racine vorgestelt wurden. Die vortrefflichen Komödien des Moliere verdrängten endlich vollends die Farçen, und die vorbenannten Tragödiendichter brachten bald die Versuche des Jodelle und des Hardi in Vergessenheit.

Die Tragi-Komödie, die jetzt aus der Mode gekommen ist, war eine heroische Komödie, deren Entwikkelung glücklich seyn mußte. Garnier wird für den ersten gehalten, der den Schauspielen dieser Art den Namen Tragi-Komödien gegeben hat. Auch wird seine Bradamante so genannt. Die beiden Corneille haben ebenfalls viele ihrer Dramen mit diesem Titel bezeichnet. Auch die Schäferspiele haben ihr Ende genommen, da sie besonders in Frankreich ganz wider die Sitten, und den Karakter der Nation waren, und Langeweile verursachten.

(Der Beschluß im nächsten Stück)

V.

V.

Nadir Schach in Indien,
ein historisches Fragment.

Nachstehender Bericht von dem merkwürdigen Zuge, den Thomas Kulikan, der nach seiner Thronbesteigung Nadir Schach genannt wurde, nach Delhy unternahm, rührt von einem vornehmen europäischen Officier her, der sich zwölf Jahre lang in Indien aufgehalten, und dessen Wahrheitsliebe nicht in Zweifel gezogen werden kann, dessen Bescheidenheit aber nie hat erlauben wollen, öffentlich genannt zu werden. Dieser Bericht weicht in vielen Stükken von den Nachrichten ab, die uns Otter und die Missionarien von dieser Begebenheit geliefert haben, und die, da sich ihre Verfasser zu sehr auf das allgemeine Gerücht verließen, sehr auffallende Beyspiele ihrer Leichtgläubigkeit geben. Der verdienstvolle Herr Bibliothekar Reichard in Gotha hat uns in seinen Auszügen aus den Lettres édifiantes *) ein Fragment aus des Pater Saigne's Berichten diese Expedition betreffend geliefert, das man mit gegenwärtiger Nachricht vergleichen kann. Da wir bereits in Teutschland eine Geschichte dieses berühmten Eroberers besitzen, so verweisen wir darauf alle diejenigen von unsern Lesern, die mehr von ihm zu wissen verlangen möchten.

Verschiedene Perser, die den Nadir Schach auf seinem Zuge nach Indien folgten, kehrten nicht wieder mit ihm nach Persien zurück, sondern ließen sich in Indostan nieder; einige von ihnen begaben sich auch zu dem Nisam-el-Muluk, der sie theils bey dem Herrn anstellte, theils auch in Finanzbedienungen brauchte. Schon längst brannte ich für Begierde die-

*) Zur Kunde fremder Völker und Länder 1ster Band. S. 218—230.

die wahren Triebfedern dieser großen Begebenheit kennen zu lernen, von der man soviel unrichtige Nachrichten und fabelhafte Anekdoten in Europa verbreitet hat. Ich wandte mich daher an jene Perser, die an besagter Expedition Theil genommen hatten. Als Augenzeugen vom größten Theil dieser Begebenheiten, erforderte es ihr Interesse eben so wenig solche zu vergrößern als sie zu verschweigen. Vor allem andern aber wünschte ich zu erfahren, ob Nisam-el-Muluk, den man nachher Azesia nannte, die vornehmste Triebfeder dieser Revolution gewesen sey, so wie man es uns in Europa hat glauben machen wollen; und ob diesen Berichten zufolge, die Begierde sich wegen einer Beleidigung, die ihm sein Herr, der Kaiser Muhamed Schach zugefügt hatte, zu rächen, ihn in der That dahin brachte, dieses Reich seiner Empfindlichkeit aufzuopfern, indem er den König von Persien zur Eroberung desselben anreizte.

Saif-Chi-Ken-Khan, in dem Nadir ein unbegränztes Vertrauen setzte, erhielt von seinem Monarchen den Auftrag in Delhy zurück zu bleiben, um verschiedene Sachen von Wichtigkeit daselbst zu beendigen. Nach dem Abmarsch der Perser, suchte Nisam-el-Muluk, der zum Vicekönig von Dekan ernannt worden war, diesen edlen Fremdling sich zum Freunde zu machen; er bewog ihn also, ihn in seine Stadthalterschaft zu begleiten, wo er ihm die vornehmsten Ehrenstellen, die das meiste Zutrauen erforderten, ertheilte, die er auch ungeachtet aller Staatsveränderungen dieses Reichs immer behalten hat. Eben dieser Saif-Chi-Ken-Khan war es, mit dem ich seit meiner Ankunft zu Aureng-Abad im Jahr 1751 die genaueste Freundschaft schloß, den ich um alles befragte, und der mir alle die Begebenheiten, die ich hier erzehlen werde, bis auf die kleinsten Ereignisse mitgetheilt hat. Nadir Schach war nach dem Geständniß aller derjenigen, die ihn gekannt haben, der Sohn eines Postindos, *) und durch einer Reihe ausserordentlicher Zufälle, deren Erzählung aber nicht hieher gehört, zum Throne gelangt. Kan-

*) eines Pelzmachers.

Kandoran, ein vornehmer Mogole, der die Stelle eines Mir-Bakchi oder obersten Feldherrn des Muhamed Schach bekleidete, war ein erklärter Feind des Nisam-el-Muluk, damaligen Soubedars von Dekan, und des Sadet-Khan, Soubedars von Caknova. Schon längst wünschte er Gelegenheit zu finden, ihnen zu schaden und durch eine glänzende That sich hervor zu thun. Diesen Zweck glaubte er nun am leichtesten durch den Nadir Schach zu erlangen, der damals Kandahar belagerte, und beschäftigt war die aufrührerischen Aghuanen zu ihrer Pflicht zurückzuführen.

Kandoran bewog dem zufolge diesen Monarchen einen Gesandten an den Kaiser der Mogolen zu schikken, und von ihm eine beträchtliche Geldsumme, die er an Persien schuldig war, zu begehren; im Verweigerungsfall aber hatte der Gesandte den Befehl, 50,000 Reuter zu fordern, die zu dem Persischen Heer stoßen, und Kandahar unterjochen helfen sollten. Muhamed Schach, der über diese doppelte Anforderung unruhig wurde, und seinen Vezier Ramer-di-Khan nicht traute, fertigte unverzüglich Kuriere an den Nisam-el-Muluk ab, um sich bey ihm Raths zu erholen, und erhielt von ihm folgende Antwort: „Mein Rath ist dieser, daß ihr den „Abgeschickten des Nadir Schach nicht als einen Helgi (Ab„gesandten) sondern als einen bloßen Moußafer (Reisenden „begegnet".

Nisam-el-Muluk schrieb zu gleicher Zeit an den Sadet-Khan nachstehenden Brief, der gleichsam eine Vorbereitung auf die große Katastrophe war, durch die das Mogolische Reich beynahe zu Grunde gerichtet worden wäre.

„Endlich ist der glückliche Zeitpunkt da, der uns von un„serm gemeinschaftlichen Feind, den Kandoran befreyen soll. „Ihr müßt daher nach Kandahar an den Thomas-Kulikan „schreiben, und ihn zu bewegen suchen, sich Delhy zu nähern. „Schickt ihm eine Summe Geld, um ihn desto eher zum Marsch

„zu

„zu überreden, und verspricht ihm noch eine andre Summe, die „ihm ausgezahlt werden soll, sobald Kandoran nur zu Grunde „gerichtet, und ihr an seine Stelle Mir-Bakhi seyn werdet. „Ich bin bereit von hier aufzubrechen, sobald ich seine Antwort „nur weiß". —

Sadet-Khan, dessen Standeserhöhung die Frucht dieser Intrigue seyn sollte, that alles, was in seiner Macht stand, um diesen Zweck zu erreichen. Nadir Schach erhielt von ihm 200,000 goldene Rupien und brach, nachdem er Kandahar wieder unterjocht hatte, unverzüglich nach Delhy auf. Nisam-el-Muluk, der davon unterrichtet war, begab sich gleichfalls nach dieser Hauptstadt, und schrieb nachstehendes Billet an den Sadet-Khan:

„Was für Befehle euch auch der Kaiser immer geben „mag, so müßt ihr doch suchen, solche auf eine geschickte Art zu „vereiteln, und euch bereit halten zu marschiren, sobald ihr „durch ein Schreiben von meiner Hand dazu aufgefordert „werdet".

Nisam-el-Muluk war kaum am Hofe angelangt, als er dem Kaiser sogleich vorstellte, daß man auf der Seite von Kabul, dem Nadir Schach entgegen marschiren müsse. Dieser schwache Monarch fragte den Kandoran um Rath, der ihm zur Antwort gab, daß er den König von Persien nicht fürchten dürfte, und daß es ihm leicht seyn würde ihn zu verhindern weiter vorzudringen, wenn er die Intrigue, und diejenigen Personen, die ihn dazu bewogen hätten, zu entdekken vermöchte.

Auch schrieb er in der That an den Messetkan Soubedar von Kabul, seinen vertrautesten Freund, daß er sich der persischen Armee widersetzen, und ihren Einbruch in die Staaten des Mogolischen Reichs verhindern sollte. Um allen Schwierigkeiten zuvorzukommen, die die Kosten dieses Krieges verursachen könnten, schickte er ihm sechszehn Laks Rupien, oder

drey Millionen und 840,000 Livres nach französischem Gelde, um Truppen zu werben und den engen Paß bey Kabul befestigen zu lassen, welches der einzige brauchbare Weg, aber auch so enge war, daß nur immer ein Pferd hinter dem andern durch defiliren konnte, und so lang, daß vier Tage zu diesem Marsch erfodert wurden. Bey allen diesen so vortrefflichen Maaßregeln wurde es dem Kandoran auch ohne Zweifel geglückt haben das Heer der Perser aufzuhalten, wenn nicht die Kabale alle diese schöne Vertheidigungspläne vernichtet hätte.

Zakaria-Khan ein Anverwandter des Nisam-el-Muluk und Soubedar von Lahor hatte Nachricht von den nach Kabul abgeschickten Geldern erhalten, und sie unterwegens aufgehoben. Indessen war Nadir Schach zu Cazni angekommen, einer großen Stadt, die in gleicher Entfernung von Kandahar und Kabul entfernt lag. Der Soubedar von Kabul erfuhr nun zu gleicher Zeit die Ankunft der Perser, und die Wegnahme der ihm vom Kandoran zugeschickten Geldsummen. Aber ungeachtet dieses Querstreichs brach er doch mit vier bis fünftausend Reuter auf, um den Paß zu vertheidigen, und verließ Kabul unverzüglich. Dieses Korps war immer hinreichend genug um die persische Armee aufzuhalten, die damals nur aus 25,000 Mann bestand, aber Nadir-Schach verstand die Kunst, alle Vorsicht des Soubedars von Kabul zu vereiteln, und ihn ohne Schwerdstreich zu besiegen. Um diesen Endzweck zu erreichen gewann er einen Raja aus den Gebürgen, den der Soubedar von Kabul lange Zeit eingekerkert gehalten hatte. Dieser Raja zeigte den Persern einen geheimen Weg, der aber so unzugänglich zu seyn schien, daß jeder andre als Thomas Kulukan, der einer der kühnsten Männer seiner Zeit war, dafür zurückgebebt wäre. Mann für Mann mußten die Perser, immer einer hinter dem andern, ohne Wasser und Lebensmittel mit sich nehmen zu können, weil ihre Pferde durchaus zurück bleiben mußten, funfzig ganze Stunden lang auf diesem Wege zubringen. Nadir Schach stellte sich selbst an

der

die Spitze von 12,000 Mann, und langte ohne den geringsten Anfall gehabt zu haben um zwey Uhr nach Mitternacht beym Eingange des Passes an. Nasset Khan, der einen so schnellen Besuch nicht erwartete, ward im Schlaf überfallen und gefangen. Der König von Persien schenkte ihm das Leben, aber mit der Bedingung, daß er sogleich seinen Leuten befehlen sollte, das Defile zu verlaßen; dieses geschah noch an dem nehmlichen Tage, und der Ueberrest des persischen Heers kam nun auch nebst den Pferden an.

Der Hof von Delhy erfuhr in kurzer Zeit sowohl den Durchzug der Perser durch das Defile von Cayebar als auch die Gefangennehmung des Nesset-Khan und die Eroberung von Kabul. Der Kaiser versammelte sogleich seinen geheimen Rath, der aus dem Nisam-el-Muluk, dem Kandoran und andern Standespersonen bestand, und trug ihnen die Sache vor. Nisam-el-Muluk unterbrach ihn: „Ich habe es „dir vorher gesagt, aber du trautest allein auf die Worte des „Kandorans". — Der Kaiser brach nun in Vorwürfen gegen diesen letztern loß, der hingegen um sich zu rechtfertigen, alle Schuld auf den Soubedar von Lahor, den Verwandten des Nisam-el-Muluk schob, der die sechszehn Laks Rupien, die der Soubedar von Kabul hätte erhalten sollen, geraubt habe, welches aber Nisam-el-Muluk beständig leugnete. Der Kaiser, der wohl einsahe, wie nöthig es wäre, diese beyden Standespersonen mit einander auszusöhnen, befahl, daß sie sich umarmen sollten, und versprach in Zukunft in beyde gleiches Vertrauen zu setzen, wogegen er aber auch hoste, daß sie nun, da es die Rettung des Reichs erforderte allen Privathaß vergessen und sich gemeinschaftlich bestreben würden, ihm ihren Eifer und Treue zu bezeugen.

Nach dieser verstellten Versöhnung fieng man an über den gegenwärtigen Zustand der Reichsangelegenheiten zu rathschlagen. Kandoran, der den Befehl empfing mit dem Heere aufzubrechen, weigerte sich es zu thun, woferne nicht der Kai-

ser selbst mitgienge. Der Monarch gab endlich seinen Vorstellungen nach, und befahl alles zu seiner Abreise zu veranstalten.

Nisam-el-Muluk verlohr nicht im geringsten den Faden seiner Intrigue; er schrieb sogleich folgende wenige Worte an den Sadet-Khan: „Ihr müßt unverzüglich mit eurer „ganzen Macht hieher kommen". — Und an den Nadir Schach: „Eilt so geschwinde, als es euch nur möglich ist, hie„her; laßt Lahor rechts liegen, und sucht zu verhindern, daß „diese Stadt bey eurer Annäherung nichts leide". — Zu gleicher Zeit schrieb er auch an den Statthalter von Lahor: „Schickt „die sechszehn Laks Rupien, die ihr weggenommen habt, an „den Nadir-Schach, der sich gegenwärtig zu Natzer befin„det, und laßt ihm solche durch den jüngsten eurer Söhne über„bringen". — Dieses ward sogleich befolgt. Nadir Schach empfieng den Jüngling sehr wohl, und überhäufte ihn mit Ehrenbezeugungen und Liebkosungen.

Der Kaiser der Mogolen brach endlich mit einem Heere von mehr als 800,000 Mann und 3,000 Kanonen auf, verließ die Hauptstadt, und marschirte auf Lahor zu. Da das Heer zu Ponipet zwanzig Meilen von Delhy anlangte, erfuhr Nisam-el-Muluk, der den Kaiser begleitete, daß Sadet-Khan der Soubedar von Lakeora abgeredetermaßen nicht weit mehr entfernt sey, und den folgenden Tag mit 20,000 Reutern, 30,000 Infanteristen und 250 Kanonen zu dem kaiserlichen Heere stoßen würde. Nisam-el-Muluk schrieb ihm sogleich: „Marschirt langsam, und laßt 20 Meilen zwischen euch und dem Heer des Nadir Schach". — Das Mogolische machte halt und verschanzte sich, und Nisam, der die Abstechung des Lagers besorgte, ließ keinen Platz für die Truppen des Sadet-Khan übrig. Die Bewegungsgründe, die er hiezu hatte, wird man in der Folge deutlich genug sehen.

Nachdem das kaiserliche Lager fertig und verschanzt war, schrieb er an den Sadet Khan: „Nun könnt ihr zur Armee „stoßen;

„stoßen; ihr müßt aber euer Lager zwey Meilen von dem Vor„trup aufschlagen; sollte der Kaiser euch ja um die Ursache die„ser entfernten Lagerung befragen, so könnt ihr ihm antworten, „daß euch das Terrein dazu gezwungen habe". —

Nisam-el-Muluk und Sadet Khan gaben dem Nadir Schach von allen diesen Veranstaltungen Nachricht, und bewogen ihn fünf bis sechs tausend Mann zu detaschiren, die die Bagage des Sadet Khan überfallen und plündern sollten. Die Nachricht hievon ward dem Sadet Khan zu eben der Zeit überbracht, da er den Kaiser versicherte, daß er mit seinem Korps allein stark genug wäre, den Nadir Schach zurück zu treiben.

Sadet Khan gieng nun abgeredetermaßen ohne Zeitverlust, obgleich schnurstraks gegen kaiserlichen Befehle mit allen seinen Truppen dem Feind entgegen. Das kaiserliche Heer mußte unter Gewehr treten, und einem jeden ward sein Posten angewiesen. Kandoran, der sich bey dem Vortrupp befand, erhielt ein Schreiben vom Sadet Khan, worinn ihn dieser von den Vortheilen, die er bereits über die Perser erlangt hatte, Nachricht gab, und ihn ermunterte, zu ihm zu stoßen, und an dem Ruhm des Sieges Theil zu nehmen.

Kandoran nahm diesen Vorschlag an, und brach mit 15,000 Reutern auf, um zu den Sadet Khan zu stoßen. Ungefähr auf der Hälfte des Weges, den er machen mußte, befand sich ein breiter und sehr tiefer Hohlweg, dessen Krümmungen sehr geschickt waren, einen Hinterhalt zu verbergen. Nadir Schach hatte 8000 Mann Infanterie hineingelegt, die den Kandoran mit seiner Kavallerie ruhig hindurch ließen, sobald dieses aber geschehen war, ihm in den Rükken fielen, während dem er vom Sadet Khan, der sich mit dem Nadir Schach vereinigt hatte, von vorne angegriffen wurde. Die Parthey war zu ungleich, und Kandoran erlitt eine gänzliche

lage; nur einige tausend Reuter, unter denen sich dieser unglückliche Feldherr mit befand, retteten sich mit der Flucht.

Nisam-el-Muluk, der von allem, was vorgegangen war, sogleich Nachricht erhalten hatte, eilte zum Kaiser, und machte ihm bekannt, daß sich der Sieg für ihn erklärt hätte, und daß er daher Befehle ertheilen müsse, daß die ganze Artillerie scharfgeladene Freudenschüsse thun sollte. Dieser schwarze Anschlag gelang. Der Befehl wurde gegeben sowohl aus den Kanonen als dem kleinen Gewehr Viktoria zu schießen. Es geschah gegen Abend, und Kandoran, der mit dem Ueberrest seines geschlagenen Korps zurückkam, mußte mit demselben dieses ganze Feuer aushalten, das auch seine gänzliche Niederlage vollendete. Alle seine Leute fielen als Opfer dieser sonderbaren Freudenbezeugungen, und er selbst wurde durch drey Flintenschüsse verwundet. Nisam-el-Muluk trieb die Verstellung bis aufs äußerste; er ließ sich bey dem Kandoran anmelden, um ihm sein Beileid über diesen Unfall zu bezeugen. Aber dieser weigerte sich ihn zu sehen, und da er so alle Hofnung aufgab, länger zu leben, nahm er Gift zu sich, um allen Vorwürfen durch seinen Tod auszuweichen.

Während dem dieses vorgieng, schrieb Sadet Khan, der sich mit allen seinen Leuten, so wie er es mit dem Nisam abgeredet, zu dem Nadir Schach begeben hatte, nachstehenden Brief an den Kaiser der Mogolen:

„Nadir Schach ließ mich gestern vor sich kommen, und „befragte mich genau nach dem Zustand eurer Macht; ich machte „ihn begreiflich, daß sein Vorhaben, euch eurer Krone und eures Reichs zu berauben, nur in der Einbildung bestehen könne, „und sich nicht wohl ausführen ließe; daß es daher sein Vor„theil erfordere, sich in Unterhandlungen einzulassen und zurück „zu kehren. Diese Gründe haben auf den Nadir Schach „Eindruck gemacht, und er begehrt sich dieserhalb mit dem Ni„sam-el-Muluk zu unterreden, der, wie er weiß, euer gan„zes Vertrauen besitzt".

Der

Der Kaiser ließ den andern Morgen den Nisam-el-Muluk abreisen, der nur zwölf Personen mit sich nahm. Da er seiner Sache nur zu gewiß war, so war ihm ein zahlreiches Gefolge ganz überflüßig. Nadir Schach nahm ihn sehr gut auf; „Ich habe alles gethan, was du von mir begehrt hast, sagte „er zu ihm, ist aber sonst noch etwas zu deiner Befriedigung zu unternehmen nöthig, so fordre. Nein antwortete Nisam; „meine Wünsche sind erfüllt; Kandoran ist todt, und folglich „nichts mehr zu thun übrig. Ihr müßt nun auf euren Rück„zug denken. In Lahor sollt ihr ein Courou *) Rupien in „Empfang nehmen, zu Kabul eine gleiche Summe und eben „soviel zu Kandahar, doch mit dem Beding, daß ihr eurem „Heer nicht zu plündern verstattet. Morgen wird Muhamed „Schach euch besuchen, um bey euch zu speisen; Uebermorgen „werdet ihr ihm euren Gegenbesuch abstatten, und von heute „über drey Tage werdet ihr nach Persien zurückkehren, und der „Kaiser nach Delhy aufbrechen". —

Nadir Schach gieng diese Bedingungen ein, und der Kaiser unterschrieb sich gleichfalls mit Freuden. Den andern Morgen begab er sich in das persische Lager, wo ihn Nadir Schach mit aller der Ehrfurcht und Achtung aufnahm, die man einem so mächtigen Monarchen schuldig war. Der von dem Nisam-el-Muluk entworfene Vergleich wurde von beyden Theilen bestätigt und genehm gehalten, worauf sich Muhamed Schach wieder in sein Lager zurück begab.

Sadet Khan, der sich zu so vielen Verräthereyen bloß hatte brauchen lassen, um von dem Raub des Kandorans Nutzen zu ziehen, und die durch seinen Tod erledigte Feldherrnstelle zu erhalten, verließ sich zu sehr auf Nisams Rechtschaffenheit. Dieser wußte die gegenwärtigen Zeitumstände besser zu nutzen. Da er den Kaiser über den durch seine Vermittelung

*) Das Courou gilt 100 Laks; das Lak 100,000 Rupien. Die Rupie 18 Gr. sächsische Münze.

geschlossenen Vergleich sehr zufrieden sahe, so bat er sich zur Belohnung seiner Dienste die erledigte Feldherrnstelle aus, die ihm auch sogleich zugestanden wurde. Sadet Khan erfuhr diese Neuigkeit kaum, als er von Wuth über diesen Streich, den ihm Nisam spielte, außer sich gerieth. Er gab nun blos seiner Rache Gehör, der er das Reich sowohl als seinen Monarchen gerne aufopfern wollte, wenn er nur dadurch zugleich den Untergang seines falschen Freundes befördern könnte.

Voll Unwillen begab er sich nach dem Zelte des Nadir Schachs, wohin ihn, wie er vorgab, bloß der Eifer für das Interesse dieses Fürsten führte. „Herr, sagte er zu ihm, ihr „seyd Meister von dem Throne des Muhamed Schach, und „ihr laßt euch mit drey Courous Rupien befriedigen? — „Und was willst du, das ich sonst thun soll? erwiderte der Per„sische Monarch. — Laßt den alten Nisam zu euch kommen, „fuhr Sadet Khan fort, laßt ihn ins Gefängniß werfen, und „zwey Stunden nachher, ich stehe euch dafür, ist auch Mu„hamed Schach in euren Händen. Aber ihr müßt es auch „hiebey nicht bewenden lassen, sondern gerade auf Delhy los„gehen. Ich will euch gerne Bürge für funfzehen Courous „seyn, wofern ihr nur in allen meinem Rathe folgen wollt". —

Nadir Schach ergab sich diesen Gründen, er ließ den Nisam-el-Muluk aufsuchen, um mit ihm, wie er sagte, noch einige Angelegenheiten zu beendigen. Dieser Ränkevolle Politiker muthmaßte sogleich, daß ihm Sadet Khan einen Streich spielen wollte, er begab sich aber dem ohngeachtet, nachdem er sich vorher mit dem Kaiser in geheim unterredet, zu dem Nadir Schach. Kaum ward ihn der persische Monarch gewahr, als er ihn mit Vorwürfen überhäufte, und ins Gefängniß zu werfen befahl, wobey er zugleich laut erklärte, daß, wenn sich der Kaiser nebst seinem ganzen Hofstaat nicht unverzüglich im persischen Lager einfinden würde, er ihn (Nisam) aufhängen lassen wollte. Nisam schrieb sogleich an den Muhamed Schach, und gab ihm von dem Willen des Nadir Schach

Nach-

Nachricht, wie auch von der Gewaltthätigkeit, die er gegen seine Person ausübte.

Der Kaiser ließ auf diese Neuigkeit ohne Verzug seinen Dorbar, oder geheimen Rath zusammen kommen. Alle diese Herren riethen ihm, es auf eine Schlacht ankommen zu lassen, aber der Kaiser sagte laut, daß, da er seinen Feldherrn nicht mehr habe, er auch nicht schlagen würde, sondern bereit wäre sich in das feindliche Lager zu begeben. Er begab sich auch in der That dahin, wo er sogleich arretirt, aber auch für seine Person mit vieler Ehrfurcht behandelt wurde. Nadir Schach verlangte von ihm, daß er eine Schrift von sich geben sollte, worinn er sich sein Gefangener zu seyn bekenne, desgleichen sollte er an den Statthalter von Delhy den Befehl ausstellen, die Stadt, das Schloß und den kaiserlichen Schatz, an diejenigen, die der König von Persien dahin senden würde, auszuliefern; diese Wünsche wurden auch von Seiten des Kaisers sogleich erfüllt. Sadet Khan reißte unverzüglich nebst einem vertrauten Gehülfen, den ihm Nadir Schach mitgab, dahin ab. Man überlieferte ihnen die Schlüssel des Forts und der Schatzkammer, sie fanden aber in der letztern nicht mehr als 35 Laks; indessen näherte sich das persische Heer der Hauptstadt. Sadet Khan, der dem Nadir Schach 15 Courous versprochen hatte, fand sich in seiner Rechnung sehr betrogen. Er ließ daher alle Banquiers und alle andre, die dieses Gewerbe trieben, und die man in der Landessprache Soakaras nannte, zu sich kommen, und verlangte, daß sie ihm acht oder zehn Courous vorschiessen sollten, wofür er ihnen Wechselbriefe auf seine Statthalterschaft von Laknora anbot. Aber diese Leute stellten ihm vor, daß es ihnen unmöglich wäre mehr als 20 Laks vorzuschiessen, die sie ihm, wenn er sich damit begnügen wollte, zu liefern versprachen. Thomas Wagil, der Gesandte des Nadir Schach schrieb an seinen Herrn, daß Sadet Khan ihn betrogen habe, daß im kaiserlichen Schatz nicht mehr als 35 Laks befindlich wären, und daß die Kaufleute gleichfalls nichts aufzubringen vermochten. Nadir Schach beschleunigte nach

Empfang dieses Briefes seinen Marsch, und langte um drey Uhr Nachmittags nahe bey der Stadt an. Er ließ den mogolischen Kaiser alsobald in einen Thurm einsperren, und begab sich um ein Uhr Nachmittags in den kaiserlichen Pallast.

Nisam-el-Muluk, der sich auf eine gute Art des Sadet Khans entledigen wollte, bat den Nadir Schach sie beide in einem Hause und unter einer Wache zu lassen. Den folgenden Morgen ließ der König von Persien die beiden Gefangenen vor sich kommen, und redete den Sadet Khan mit folgenden Worten an: „Nichtswürdiger! der du sowohl an dei„nem eignen Fürsten als an mir zum Verräther geworden bist, „ich werde dir den Bauch aufschneiden, und deine Gedärme „statt Geigen-Saiten gebrauchen laßen, woferne du nicht das„jenige, so du mir versprochen hast, innerhalb vier und zwan„zig Stunden herbey schaffen wirst". — Nach dieser Drohung, die mit einer Miene und einem Ton begleitet war, die von seinem Zorn zeugten, ließ er sie von sich.

Bey ihrer Zurükkunft redete Nisam-el-Muluk den Sadet Khan mit jener bezaubernden Miene, die jederzeit soviel über ihn vermocht hatte, folgendergestalt an: „Freund „und Bruder, sagte er zu ihm, um unsre Ehre zu retten, bleibt „uns nichts als der Tod übrig. Es ist besser, wir fallen durch „unsre eigne Hand, als daß uns dieser grausame Nadir Schach einer schimpflichen Hinrichtung Preis giebt". — Er trank hierauf den Sorbet, den er sich von einem seiner Bedienten hatte zubereiten lassen, nahm von dem Sadet Khan Abschied, und befahl, daß man ihn wie einen Verstorbenen, vom Kopf bis zu den Füßen bedekken sollte. Das Geschrey und die Thränen seiner Bedienten machten bald in ganz Delhy seinen Tod bekannt. Sadet Khan, der jederzeit ein Opfer der Ränke des Nisams gewesen war, glaubte, daß er wirklich Gift genommen habe. Da er nun gleichfalls nicht Gefahr laufen wollte ausgeweidet zu werden, so ließ er einen Diamant klein stossen, verschluckte solchen und starb sechs Stunden nachher.

her. Sobald Niſam von dem Tode des Sadet Khans verſichert war, ſtand er auf, ſtellte ſich äußerſt betrübt, und ließ ſogleich den Nadir Schach Nachricht von dieſem Vorfall ertheilen.

Während dieſem allen eröfnete ſich in Delhy eine noch weit traurigere Scene, die von einer ſchrecklichen und blutigen Exekution begleitet ward; ein unbedeutender Vorfall gab Gelegenheit hiezu. Ein vornehmer Perſer gieng ſpät des Abends auf den Mauren des kaiſerlichen Schloſſes ſpatzieren, und fiel in den Fluß, der unter denſelben vorbey floß; mit einemmale verbreitete ſich das Gerücht, daß Nadir Schach, indem er mit Gewalt in das kaiſerliche Serail hätte eindringen wollen, von den Weibern getödtet und in den Fluß geworfen worden wäre.

Mehr brauchte es nicht, um einen Aufſtand zu veranlaſſen. Die Einwohner der Stadt rotteten ſich zuſammen, und fielen über die Perſer her, die fünf oder ſechstauſend an der Zahl, in den Straſſen zerſtreut waren; während dem das übrige Heer vor der Stadt kampirte. Nadir Schach ließ ſogleich den Niſam-el-Muluk vor ſich führen, und hatte nicht wenig Luſt ihn ſehr übel mitzuſpielen; „Nun alter Verrä„ther, ſagte er zu ihm, dies iſt ſicher wieder einer deiner „Streiche!! — Aber Muſtrafakan, ein vornehmer perſiſcher Officier, dem die Aufſicht über den Niſam anvertraut geweſen war, entſchuldigte ihn, und verſicherte den König, daß dieſer Mogole keinen Antheil an dieſem Aufruhr habe. Indeſſen vermehrte die Dunkelheit der Nacht immer mehr und mehr das Getümmel und die Verwirrung; das Blut der Mogolen und Perſer vermiſchte ſich und floß wie Waſſer.

Der äußerſt beunruhigte Nadir Schach gab endlich den Befehl; daß 2000 Mann von ſeiner Garde aus dem Schloß gehen, und ohne ſich weit von demſelben zu entfernen, auf alles, was vorgieng, genau Acht haben ſollten. Aber kaum erblickten die Mogolen dieſes Korps, als ſie ſich ſogleich zerſtreuten

ſtreuten und davon flohen. Die perſiſchen Generale verſicherten ihren Monarchen, daß dieſes bloß ein Auflauf des Pöbels geweſen wäre, woran keine einzige mogoliſche Standesperſon Antheil genommen hätte. Der König von Perſien aber ſchien hiemit noch nicht völlig beruhigt zu ſeyn. Sobald der Tag graute, verließ er mit ſeiner Leibwache das Schloß, wo nur 500 Mann zur Bewachung des Niſam-el-Muluk zurückblieben, und machte ſich fertig ſich wieder mit ſeinem Heere zu vereinigen. Da er aber gewahr ward, daß jedermann vor ihm floh, und zugleich die Straßen mit einer Menge todter Körper von ſeinen Soldaten bedeckt erblickte, ſo änderte er dieſen Vorſatz. Der Anblick dieſer traurigen Gegenſtände verſetzte ihn in Wuth; an der Spitze von 500 Mann begab er ſich nach der Haupt-Moſque der Stadt, wo er Befehle ertheilte, alles zu plündern und nieder zu ſäbeln, ja nicht einmal der Weiber, Kinder und Greiſe zu verſchonen. Dieſe Befehle wurden auch ohne Anſtand mit allen bey dergleichen Vorfällen gewöhnlichen Grauſamkeiten und Abſcheulichkeiten vollzogen. Die Maſſakre dauerte bis Mittag, und ohngefähr 40,000 Menſchen verloren dabey ihr Leben.

Nachdem Nadir Schach endlich Befehl gegeben hatte mit dem Morden aufzuhören, ſo begab er ſich wieder nach dem Schloſſe, wo er alle Mogolen von Stande vor ſich kommen ließ, und ihnen ernſtlich anbefahl, ihm die Rädelsführer dieſes Aufruhrs bekannt zu machen. Man nannte ihm den Sayedniakan, den Chaſe-per-kan und den Aſſeſman, drey der vornehmſten Hofbedienten des Muhamed Schach. Er ließ hierauf dieſen drey Unglücklichen auf der Stelle den Bauch aufſchneiden, und befahl zugleich noch mehr als 700 andere Perſonen, die von niedrigern Stande waren, ihre Naſen und Ohren abzuſchneiden.

Nach dieſer ſchrecklichen Exekution bemühte ſich Nadir Schach die Früchte einzuſammlen, die er ſich von ſeiner Expedition verſprochen hatte. Schir-Zinga, ein Neffe des Sa-

det Khans mußte mit 2000 Persern nach Laknora, der Statthalterschaft des Sadet Khans aufbrechen, und hatte Befehl, die Schätze seines Oheims nach Delhy zu schaffen. Da sich noch am nehmlichen Tage das Gerücht verbreitete, als ob der Statthalter von Bengalen mit Tode abgegangen wäre, so schickte Nadir Schach sogleich den Moridkan, kaiserlichen Mansebdar, mit 2000 Reutern und dem Befehl dahin, ihm die Schätze dieses reichen Statthalters anher zu bringen. Schir-Zinga kam nach 35 Tagen von Laknora zurück, und überlieferte dem Nadir Schach zwey Courous Rupien. Verschiedne Ursachen, besonders der Mangel an Fourage, nöthigten den Nadir Schach endlich, seinen Abmarsch zu beschleunigen. Er ließ also den Nisam-el-Muluk vor sich kommen, und befahl ihm sogleich für die Statthalterschaft Bengalen zwey Courous Rupien herbey zu schaffen, weil er auf die Rückkunft seiner dahin abgeschickten Truppen nicht warten könnte. „Ich will euch gerne diese Summe verschaffen, antwortete Nisam, „ihr müßt mich aber dabey unterstützen, ich werde alsdenn schon „diejenige, die ich für gut finde, in Kontribution zu setzen „wissen“.

Während dem nun Nisam alle Reichthümer und Schätze in Delhy zusammenhäufte, um den brennenden Golddurst des Nadir Schach zu stillen, ließ dieser Eroberer alle diejenigen zu sich kommen, die Gold, Silber und kostbare Steine nach ihrem Werth zu schätzen verstanden, und die man hier zu Lande Muginen zu nennen pflegt. Nach dem genauesten Ueberschlage ward er gewahr, daß er 45 Courous an Gold und Silber und 25 Courous an Edelsteinen, Elephanten und andern kostbaren Dingen besaß. Hiezu kam noch verschiedenes, wovon man den Werth nicht anzugeben wußte, z. B. der berühmte Pfau, der den kaiserlichen Thronhimmel formirte, und eine goldne Balustrade, die das kaiserliche Bette umgab, und um die sich ein Weinstock schlängelte, dessen weisse Trauben durch Diamanten und die Schwarzen durch Rubinen bezeichnet waren;

ren; Schmaragden, Topasen und andre Edelsteine machten die Stauden und Blätter desselben aus.

Alle diese Kostbarkeiten wurden ein Raub des Nadir Schach. Drey Tage vor seinem Abmarsch ließ er alle Großen des Mogolischen Reichs in den Saal, wo der kaiserl. Thron befindlich war, vor sich kommen, und befahl ihnen den Emir Motrin, einen Sohn des gefangenen Mogols, aus dem Gefängniß der kaiserlichen Söhne vor ihn zu führen. Dieser Prinz ist der nämliche, der heut zu Tage (1752) den mogolischen Thron besitzt. Er schlug ihm vor, ihn zum Mogol zu machen, aber der junge Prinz antwortete ihm: „Ich will den Thron der Mo„golen nicht eher besteigen, bevor ich mich nicht an deiner „Stelle auf den persischen Thron gesetzt haben werde". —

Nadir Schach empfand das edle uud stolze in dieser Antwort nur zu gut, er ließ indessen aber doch diesen edelmüthigen Prinzen ins Gefängniß zurückführen, und befahl, daß man den Muhamed Schach vorführen sollte. Der König von Persien gieng ihm entgegen, ließ ihn zu sich auf den Thron setzen, begrüßte ihn als Kaiser, und nannte ihn seinen Bruder. Er empfahl ihn unumschränktes Vertrauen in den Nisam-el-Muluk zu setzen, dem er den Titel Azesia, oder Großkanzler des Reichs, ertheilte, und hinzu setzte, daß er der geschickteste Mann und das allumfassendste Genie von der Welt wäre.

Der wieder eingesetzte Muhamed Schach überließ an Persien alle Länder von den Ufern des Asek bis Kandahar. Der Eroberer marschirte nun ab, und bemächtigte sich noch unterwegens eines Theils der Tatarey, den die Mogolen Touran nennen. Er begab sich hierauf nach Bukara zu den Usbekschen Tatarn, von wo er einen Gesandten über Astrakan nach Petersburg schickte, der den Auftrag hatte, die Prinzeßin Elisabeth Petrowitz für ihn zur Gemahlin zu begehren. Das traurige Ende des Nadir Schach und der Meuchelmord, den der Stadthalter von Tauris und sein Neffe an ihn verübte, ist zur Genüge bekannt.

Kurz

Kurz vorher hatte er nur den berühmten Pfau, den er dem Muhamed Schach geraubt hatte, an den türkischen Sultan nach Konstantinopel zum Geschenke geschickt. Der Gesandte war eben zu Bagdad angelangt, als er den Tod seines Herrn vernahm, er ließ also den Pfau daselbst zurück. Hamet Bassa, Statthalter von Bagdad schrieb sogleich an den Sultan Machmut, daß ein Gesandter des Nadir Schach mit Geschenken zu Bagdad angelangt wäre, und daß er deshalb Befehl erwartete, wobey er ihm zugleich den Tod dieses Eroberers meldete. Der Großherr antwortete hierauf folgender gestalt: „Mit Vergnügen habe ich den Tod dieses Räubers ver„nommen, aber an den Reichthümern, die er dem Muhamed „Schach geraubt hat, verlange ich keinen Theil zu nehmen. „Verwahrt indessen die Geschenke in dem Schlosse zu Bagdad „bis auf weitern Befehl". — Zugleich schrieb er auch an den Muhamed Schach, daß er ihm, woferne er es verlangte, den Pfau, der vormals seinen Thron geziert hatte, zurück schikken wollte. Der Mogol aber gab ihm stolz zur Antwort, daß, wenn er sich ja entschliessen sollte, einen Thron, den ihn Nadir Schach geraubt hätte, zum zweitenmal zu besitzen, er solchen selbst zu Bagdad aufsuchen müßte.

Dies wäre also das wahre einer Expedition, von der man so viel Fabeln zum Nachtheil der Mogolen verbreitet hat, die sich, wie man vorgab, von einer Handvoll Perser hätten unterjochen lassen. Man wird leicht einsehen, daß diese große Unternehmung bloß das Werk der Intrigue und Verrätherey seyn konnte. Das Reich der Mogolen wurde dadurch beynahe zu Grunde gerichtet. Nisam - el - Muluk kehrte nun zu seiner Statthalterschaft nach Dekan zurück, wo er zugleich beynahe den ganzen mittäglichen Theil des mogolischen Reichs beherrschte, und nicht wenig zu dem gänzlichen Verfall dieser Monarchie dadurch beytrug, daß er die Maratten begünstigte, und sich ihrer Macht bediente, um sich selbst in seiner Würde gegen den Hof von Dolhy zu schützen.

Die

Die Staatsverwaltung des Reichs blieb demnach in den Händen des Nisam = el = Muluk, mit dem Titel eines Azesia, den ihm Nadir Schach, und der eben so viel als Regent des Reichs bedeutete, gegeben hatte, vereinigte er eine noch weit unumschränktere Autorität, als selbst diejenige war, die Muhamed Schach besaß. Die Soubedars und alle andere Grossen des Reichs, die dem Mogol, ihrem Herrn zugethan waren, wurden von einem Heere von 100,000 Mann, das vor den Thoren von Delhy kampirte, und den Befehlen dieses Ministers gehorchte, stets im Zaum gehalten. Ohngeachtet aller dieser Vorkehrungen aber merkte Nisam doch, daß sein zu großes Ansehen dem Mogol Unruhe verursachte, und den Neid aller Großen erregte, die jede Gelegenheit um ihm zu schaden begierig ergreifen würden. Um sich also für allen üblen Folgen zu sichern, entfernte er sich vom Hofe und begab sich in seine Statthalterschaft nach Dekan, von wo er aber, ohngeachtet seiner Entfernung, dennoch seine Intriguen bis Delhy verbreitete, und daselbst jederzeit unumschränkter als der Kaiser selbst herrschte. Dahingegen dieser Monarch in der Weichlichkeit eines wollüstigen Hofes und den Vergnügungen seines Serails gleichsam begraben bis an seinen Tod verharrte.

Unter einer so schwachen Regierung war es äußerst schwer, alle Unterthanen in Gehorsam zu erhalten; es war also sehr natürlich, daß alle Nabobs und Soubedars sich in ihren Statthalterschaften eine Art von Unabhängigkeit anmaßten, und sogar dem Hofe den gewöhnlichen Tribut, so sie demselben schuldig waren, verweigerten, vor allen andern aber betrug sich Nisam = el = Muluk, oder Azesia, auf diese Art.

Dieser äusserst ehrsüchtige Mann, der eine Nichte des Muhamed Schach geheirathet hatte, faßte in der That den Entschluß, sich nach dem Tode dieses Monarchen, des mogolischen Throns zu bemächtigen; er suchte daher neue Unruhen zu erregen, und ward endlich auch der wahre Urheber einer Verschwörung, deren trauriges Opfer der wollüstige Muhamed Schach wurde.

Um

Um zu diesem Endzweck zu gelangen reizte Azesia die Maratten und Patanen an, eine Streiferey bis vor den Thoren von Delhy zu unternehmen. Diese zum Aufruhr stets geneigte Völker marschirten 300,000 Mann an der Zahl im Jahr 1748 gerade auf Delhy loß. Die Nachricht von ihrem Aufstande erfüllte daselbst alles mit Schrekken. Der Kaiser ließ sogleich seinen großen Rath und sämmtliche Omrahs zusammen kommen, bot ihnen selbst Betel an, und lud denjenigen, der Muth genug haben würde dem Feind entgegen zu gehen, ein, solchen von seinen eignen Händen anzunehmen. Aber keiner in der ganzen Versammlung gehorchte dieser Einladung, bloß ein Sohn des Kaisers, ein junger Prinz von 18 Jahren erboth sich dazu. Nur mit vieler Mühe entschloß sich der Monarch einen Prinzen von so zarter Jugend mit einem Auftrag zu beladen, den sich die erfahrendsten Generale zu unterziehen weigerten. Da er damals keine andre Truppen auf den Beinen hielte, als diejenigen, so von den Großen des Reichs unterhalten wurden, so befahl er seinen Ministern und Omrahs ihm ein Herr von 300,000 Mann unverzüglich zusammen zu bringen. Diese konnten sich zwar nicht entbrechen zu gehorchen, sie überredeten aber verschiedene der vornehmsten Anführer dieser Truppen, dem jungen Prinzen den gefährlichsten Platz in der Schlacht anzuweisen, und dadurch seinen Tod zu befördern. Glücklicherweise aber ward er noch vor der Schlacht von diesem Anschlage benachrichtigt; er nahm nun ohne Verzug seine Maaßregeln, ließ die Schuldigen arretiren, bestrafte sie, griff den Feind an, und erfochte den glänzendsten Sieg.

Während dem dieses alles vorgieng, zweifelten die in Delhy zurück gebliebnen Omrahs nicht im geringsten an den glücklichen Erfolg ihrer Verrätherey, und ließen ins Geheim Nachrichten von der Niederlage und dem Tod des jungen Prinzen ausstreuen. Sie blieben aber hierbey nicht stehen, sondern begaben sich noch am nehmlichen Tage in den kaiserlichen Pallast, unter dem Vorwand dem Kaiser ihr Beileid über diese traurigen Begebenheiten zu bezeugen. Aber anstatt dieses zu thun, überfielen sie

sämmtlich diesen unglücklichen Monarchen, strangulirten ihn, und warfen seinen Körper zum Fenster hinaus, wobey sie öffentlich das Gerücht ausbreiteten, als ob er sich selbst aus Verzweiflung über seine häufigen Unglücksfälle herabgestürzt hätte. Auf diese Weise kam Muhamed Schach ums Leben, im dreißigsten Jahre seiner unglücklichen und schwachheitsvollen Regierung. Das unumschränkte Zutrauen, das er in seine Minister setzte, die ihn sowohl als den Staat regierten, und seine zu große Güte waren die Quellen seines Unglücks und der Unfälle seiner Unterthanen. Vom gemeinen Volk wenig geliebt und von den Großen des Reichs allgemein verachtet, fiel er als ein Schlachtopfer dieser letztern. Sein Tod war eben so grausam, als unruhvoll sein Leben gewesen war.

Der junge Prinz, der kurz nachher unter dem Namen Hamed Schach den Thron bestieg, eilte gleich nach seinem Siege nach Delhy zurück, wo er sogleich bey seiner Ankunft alles erfuhr, was vorgegangen war. Er sahe die Gefahr, die ihm drohte, nur zu deutlich, und suchte sich daher so gut als möglich durch Verstellung zu helfen. Daher kam es, daß er sich anfänglich anstellte, als ob er in der That glaubte, daß der Tod seines Vaters natürlich gewesen wäre. Er stellte sich untröstlich, zog einen Fakirhabit an, und erklärte öffentlich, daß er sich nie mit der Regierung des Reichs befassen wolle. Die Verräther durch den Schein betrogen, eilten zu ihm und versicherten, daß sie ihn für ihren Kaiser erkennten. Der Prinz, der sich auf eine ganz besondere Art rächen wollte, erstickte für gegenwärtig alle Aufwallungen dieser Leidenschaft, verwarf alle ihre Anerbietungen, und sagte ihnen, daß es sein fester Entschluß wäre, sich des Throns zu begeben, und denselben einem von ihnen zu überlassen. Er wollte nur zuvor, fuhr er fort, sich nach dem kaiserlichen Pallast begeben um von seiner Mutter Abschied zu nehmen, ehe er sich in seine Einsiedeley begäbe. In der Nacht aber würde er denjenigen von ihnen, den er des Throns würdig hielte, zu sich rufen lassen, und ihm das Reichssiegel überliefern, wobey er nichts so sehnlich wünschte, als daß dieser

seinen

seinen Namen annehmen, und in Frieden und Ruhe das Reich regieren möchte.' Diese listige Rede verhinderte alle Anschläge der ehrgeizigen Omrahs, und säete den Samen der Zwietracht unter ihnen aus. Ein jeder schmeichelte sich, daß die Kaiserwahl auf ihn fallen würde, und sie giengen endlich fort, ohne irgend einen neuen Entschluß zu fassen.

Hamed Schach wählte bey seiner Ankunft in dem Pallaste sogleich eben so viel Zimmer als Verschworne waren, ließ die Thüren so niedrig als möglich machen, und stellte in jedem derselben zwey starke mit Wurfspießen bewafnete Männer, die den Befehl empfingen einen jeden, der hineinkommen würde, mit ihren Wurfspießen niederzustossen. Auf diese Weise wurden in weniger als zwey Stunden die sämmtlichen Verschwornen fünf und zwanzig an der Zahl der Rache des Prinzen aufgeopfert. Sobald es Tag war, ließ er die Körper dieser Nichtswürdigen dem Volke zeigen, er nannte andre Minister an ihre Stelle, deren Treue ihm bekannt war, und zeigte sich noch denselben Tag allen seinen Unterthanen auf seinem väterlichen Throne im ganzen Glanze der kaiserlichen Majestät, die ihn auch alle für ihren rechtmäßigen Beherrscher erkannten.

Alles unterwarf sich nun ohne Widerstand der Autorität des neuen Monarchen und seiner Minister. Obgleich der größte Theil derjenigen, die öffentliche Ehrenstellen bekleideten, Anhänger der Hingerichteten gewesen waren, so unterstand sich doch keiner es laut merken zu laßen, so wie man auch keinen von ihnen deswegen im geringsten beunruhigte. Nur einige der vornehmsten Kriegsbedienten verloren ihre Köpfe, andre aber wurden theils ins Elend verwiesen, theils auch zum ewigen Gefängniß verdammt.

Nachdem Hamed Schach auf diese Weise Ordnung und Ruhe in seiner Residenz wieder hergestellt hatte, blieb ihm nichts weiter übrig, als das wahre Haupt dieser Verschwörung den Nisam-el-Muluk zur Strafe zu ziehen. Der Mo-

narch schickte ihm also den Befehl unverzüglich in Delhy zu erscheinen, und von den Einkünften der Königreiche Dekan und Golkonda, die er bisher allein genossen, und wovon er seit der Invasion des Nadir Schach nicht das geringste in die kaiserliche Schatzkammer geliefert hatte, Rechnung abzulegen. Dieser alte Fuchs suchte zwar die Anführer der Maratten, die ihn in allem, was er nur verlangte, unterstützten, dahin zu bewegen, einen Einfall in seine Statthalterschaft zu unternehmen, um unter dem Vorwand solche zu vertheidigen, daselbst zurück bleiben zu können, und folglich nicht den kaiserlichen Befehl nach Hofe zu kommen gehorchen zu dürfen. Allein der Kaiser schickte von neuem so bestimmte Befehle, daß Nisam, der nun gar keine Ausflüchte mehr wußte, womit er seinen Ungehorsam bemänteln konnte, Gift zu sich nahm, und auf diese Weise im 109ten Jahr seines Alters sein Leben beschloß.

Dies war das Lebensende des Nisam-el-Muluk, der ohngeachtet seiner vielfältigen Uebelthaten und Verräthereyen, als Genie betrachtet, immer Bewunderung verdient, wenn gleich die Nachwelt wegen seiner Laster und Verbrechen ihm ihren Beyfall versagen muß. — F.

VI.

Ramus.

Eine historisch-litterarische Anekdote.

Ein sehr denkwürdiger Vorfall in der Litterär-Geschichte ist die Verfolgung des berühmten Ramus, der ein Opfer der unsinnigen Schwärmerey wurde, die man im mitlern Zeitalter für die Meynungen des Aristoteles hatte. Die Formalitäten dieses sonderbaren Prozesses sind wenig bekannt, und verdienen hier eine Stelle.

Peter

Peter Ramus, der Sohn eines Tagelöhners in Paris, hatte sich durch seinen unermüdeten Fleiß und durch seine Verdienste, die Würde eines Meisters der Künste (Maitre des arts) beym Kollegio von Navarra erworben, als er im Jahr 1542 es unternahm, die Philosophie des Aristoteles, die damals in allen Schulen gelehrt, und als das non plus ultra der menschlichen Weisheit betrachtet wurde, öffentlich anzugreifen, da er sie in vielen Punkten fehlerhaft und unzureichend gefunden hatte. Er behauptete seine Theses gegen dieselbe, und zum Vortheil der Lehre des Xenokrates und des Xenophon, die er die einzige Philosophie nannte, die des Menschen würdig wäre. Dieser Schritt des Ramus wurde für eine Vermessenheit gehalten; die Universität zu Paris wurde darüber so aufgebracht, daß sie ihn beym König und beym Parlament als einen Verläumder des Aristoteles anklagte. Der Bescheid des damals regierenden Königs Franz I. ist vom Jahr 1543 worinn der Monarch sagt: „daß unter die großen Bemühungen, die er angewandt „habe, alles in seinem Königreiche wohl zu ordnen und einzu„richten, er sich auch alle nur mögliche Mühe gegeben habe, es mit guten Dingen und Wissenschaften zu bereichern, zur „Ehre unsers Herrn und zur Seligkeit der Menschen; daß er „von den Unruhen benachrichtigt sey, die sich bey seiner lieben „und vielgeliebten Tochter der Universität zu Paris ereignet ha„ben, und zwar wegen zwey von Peter Ramus gemachten Bücher, betitelt: das eine, Institutiones dialecticae, das andre, animadversiones Aristotelicae; da ihm nun die „wegen besagter Bücher beym Parlament anhängig gemachten „Prozesse und Streitigkeiten kund gethan wären, so behielte er „sich selbst vor in diesen Prozessen zu erkennen, um sie desto „vollständiger und geschwinder abzuthun. Aus dieser Ursache „u. s. w".

Der König hatte dem Antonius Govea, einem Portugiesen, der Professor der Universität und ein großer Anhänger des Aristoteles war, befohlen, einige Doktores der Universität zu wählen, um den griechischen Philosophen gegen seinen

Widersacher zu unterstützen; ingleichen erhielt Ramus Erlaubniß zwey andre zu seinem Beystand auszusuchen; der König ernannte zu gleicher Zeit einen Schiedsrichter, um unter den Streitenden zu entscheiden. Dieses war der Doktor Johann von Salignac, der aber unglücklicherweise auch eine übermäßige Ehrfurcht für den Aristoteles hatte, und daher gegen Ramus den Ausspruch that. Franz I., der zwar die Künste und Wissenschaften beschützte, aber gewiß kein Gelehrter war, verdammte den Ramus auf das Wort des Salignac; man versichert, daß er ihm in der ersten Hitze sogar auf die Galeeren schicken wollte. Ramus fürchtete sich, und widerrief. Der König erklärte darauf, „daß nachdem er alles reif„lich überlegt, gedachter Ramus verwegen, einbildisch, und „unverschämt gewesen sey, daß er die von allen Nationen an„genommene Kunst der Logik getadelt und verdammt hätte; „daß er ferner in seinem Buche von den Animadversiones „den Aristoteles angegriffen, mehrere gute und wahrhafte „Sachen getadelt, und dem besagten Aristoteles Dinge zur „Last gelegt hätte, woran dieser doch niemals gedacht habe. „Zur Genugthuung werden die beyden Bücher des Ramus „vom König unterdrückt, verdammt, und abgeschaft; imglei„chen wird den Buchdrukkern verboten, sie zu drukken, abzu„schreiben, oder zu verkaufen, und den Professoren darnach zu „lehren, da keine Lehre in der Dialektik und Philosophie, „ohne ausdrückliche Erlaubniß des Königs weder ausgesäet noch „gelesen werden soll; auch wird verboten, gegen den Aristote„les und andern alten Schriftstellern, die angenommen und „approbirt sind, irgend einige Schmähreden und Lästerungen „auszustoßen“ u. s. w.

Am Ende dieses Edikts erhält der Prevot von Paris den Auftrag, über die Vollstrekkung dieses Urtheils zu wachen, sowie auch allen Richtern des Königreichs anbefohlen wird, genau darauf zu sehen. Das Parlament trat diesem Ausspruch ohne Schwierigkeit bey, der auch während der ganzen Regierung Franz I. befolgt wurde. Aber unter der folgenden Regierung veränderten sich die Dinge. Ramus fand einen Beschützer in dem

Kardinal

Kardinal von Lotthringen, der ihm gegen den Aristoteles zu deklamiren erlaubte, ihm sogar eine Professorstelle im königlichen Kollegio verschafte, und nach dem Ausdruck des Bayle seine Feder und seine Zunge entfesselte. Ramus bediente sich dieser Erlaubniß im vollem Maaße, denn, nachdem er den Aristoteles angeschwärzt hatte, griff er auch den Cicero und Quintilian an, und dies besonders in einem Buche, das vielleicht das beste seiner Werke ist. Es ist betitelt: de Studiis Philosophiæ et Eloquentiæ conjungendis. Wenn man gleich den Ramus wegen demjenigen tadeln muß, was er gegen diese beyden berühmten Römer sagt, so ist doch klar, daß er Recht hat zu behaupten, daß die wahre Beredsamkeit und die Logik gewissermaßen von einander abhängen müssen.

Ramus ist auch als ein Grammatiker sehr berühmt. Er schrieb eine große Anzahl Bücher über die Grammatik, und seine Streitigkeiten über die lateinische Aussprache machten nicht weniger Lerm, als die vorigen gegen den Aristoteles. Man hatte sich gewöhnt die beyden lateinischen Wörter, quis quis quamquam, wie kis kis, kam kam auszusprechen. Ramus zog heftig gegen diesen Mißbrauch loß, und erreichte auch seinen Zweck ihn abzuschaffen. Das Parlament mischte sich in diese Sache, und entschied durch einen förmlichen Ausspruch, daß man quamquam aussprechen müsse. Dieser Vorfall, der uns jetzo äußerst lächerlich scheint, machte damals ein gewaltiges Aufsehn, so daß sich in Frankreich noch bis jetzt der Ausdruck erhalten hat, wenn man von einer Sache spricht, die viel Lerm macht, zu sagen: Cette affaire fait bien du kankan. Ramus war auch ein großer Mathematiker, und in seinem Testament setzte er eine ansehnliche Summe aus, um im königlichen Kollegio einen Lehrstuhl der Mathematik zu stiften. Sein Testament fand zwar Schwierigkeiten, es wurde aber dennoch durch das Parlament bekräftigt.

Ramus bekannte sich zur reformirten Religion. Hiedurch wurden seine unzählige Streitigkeiten noch vermehrt; er war genöthigt verschiedenemal das Königreich zu verlassen, unglücklicherweise kam er im Jahr 1571 wieder nach Paris zurück,

und 1572 war er mit unter den Schlachtopfern, die in der ewig denkwürdigen Bartholomäus Nacht, dem rasenden Verfolgungsgeiste dargebracht wurden. L.

VII.

Ueber die römischen Landstraßen.

Die römischen Landstraßen, wovon noch ansehnliche Trümmer vorhanden sind, gehören zu den ausserordentlichsten Werken, die je Menschen ausgeführt haben. Der Mittelpunkt derselben war der vergoldete Meilenstein, der auf dem römischen Foro stand, von welchem sich die Wege bis zu den äussersten Gränzen des Reichs erstreckten. Nach dem Isidorius kommt die Erfindung die Landstraßen zu pflastern von den Karthaginensern her, allein die Römer übertrafen alle Nationen in der Pracht und Anzahl der ihrigen, die ihre Gemeinschaft mit allen Ländern beförderten.

Wir finden, daß den Königen von Lacädemon die Sorgfalt für die Landstraßen übergeben war. Bey den Römern standen sie nach und nach unter der Aufsicht verschiedener Magistratspersonen. Nach einem Gesetz der zwölf Tafeln mußten die Censors anfänglich dafür sorgen. Die Via Appia, die erste und berühmteste aller Landstraßen, die von Rom nach Kapua führte, ließ der Censor Appius Klaudius 188 Jahr nach Vertreibung der Könige anlegen. Die Konsuls übernahmen auch eine Zeitlang die Sorgfalt für diese so nützliche Bequemlichkeit. Es war der Konsul T. Flaminius, der die Via Flaminia, und der Konsul Aemilius Lepidus, der die Via Aemilia bauen ließ. Die Tribunen Kajus Gracchus und hernach Kurio machten Gesetze diese Wege zu pflastern, und hielten genau auf die Befolgung derselben. Nach dem Maaß, das das römische Reich anwuchs, wurden auch die Ober-

aufseher

aufseher der Landstraßen vermehrt. Die Straßen und öffentlichen Plätze der Stadt wurden den Edilen übergeben, die ausserdem die Aufsicht über die Gebäude und Lebensmittel hatten. Oft wurden auch die Questors zu Kommissarien der Landstraßen vermehrt. Die Straßen und öffentlichen Plätze der Stadt wurden den Edilen übergeben, die ausserdem die Aufsicht über die Gebäude und Lebensmittel hatten. Oft wurden auch die Questors zu Kommissarien der Landstraßen ernannt.

Der erste Weg, der in den Provinzen gepflastert wurde, war im Narbonnesischen und Aquitanischen Gallien, zur Zeit des dritten punischen Kriegs; der zwote, Via Domitia wurde durch Domitius Aenobarbus im Jahr Roms 629 in der Provence und Savoyen angelegt; der dritte war die Via Domitia in Deutschland, und der vierte die Via Egnatia in Epirus nnd Macedonien. Allein dem August hat man vorzüglich die Landstraßen in den Provinzen zu verdanken. Man kann aus der ungeheuren Streke derselben auf die Anzahl der Arbeiter schließen, die zu diesen gigantischen Werken gebraucht wurden, die die egyptischen Pyramiden weit übertrafen.

In Friedenszeiten mußten die Legionen diese gemeinnützige Arbeit verrichten. Es war August, der zuerst diesen Einfall hatte. Der lange Friede, den das Reich unter seiner Regierung genoß, ließ ihn fürchten, daß seine Soldaten durch Müßiggang weichlich werden möchten. Er hatte damals dreißig Legionen, die er zu dieser Arbeit brauchte, zu welchen noch in allen Provinzen eine große Anzahl Volk stieß, diese große Unternehmungen auszuführen. Zu diesen Landstraßen gehörten auch Dämme, Brükken und andre Gebäude. Die mühsamsten Arbeiten wurden durch Missethäter verrichtet. Man kann daher wohl sagen, daß Europa, Asia und Afrika zu diesem großen Werke beygetragen haben.

Wenn die bekannten Sieben Wunder der alten Welt ungeheure Summen gekostet haben, so kann man dieses von den römischen Landstraßen wegen ihrer gewaltigen Ausdehnung noch eher sagen. Die Kosten hiezu wurden aus dem öffentlichen Schatze genommen. Auch brauchte man dazu die von den Feinden erbeute-

ten Gelder. Bisweilen ließen vornehme Römer die Landstraßen auf ihre eigene Kosten ausbessern, welches nach dem Plutarch Julius Cäsar mit der Via Appia that. Unter der Regierung der Kaiser, nahmen diese die Sorge über sich, die Wege zu unterhalten, welches auch bis zum Verfall des Reichs geschah. Indessen war in den Städten jeder verpflichtet vor seiner Thüre das Steinpflaster zu unterhalten.

Man hatte zwo Arten von Landstraßen; eine Art nannte man Iter, Viæ militares, die eigentlich die großen Landstraßen waren, und die andern Viæ Viciniæ oder Kreuzwege. Nur die erstern wurden auf öffentliche Kosten gemacht, die andern aber auf Kosten der Privatpersonen nach dem Verhältniß ihrer Aekker. Die Landleute und Armen, die nichts besaßen, mußten dafür arbeiten. Niemand war von dieser Kontribution ausgenommen, nicht einmahl die Geistlichen unter den christlichen Kaisern. Das Volk selbst, aus Eifer fürs gemeine Wohl, arbeitete bisweilen über die aufgelegte Pflicht, oder sie gaben mehr Geld dazu, als ihre Taxen betrugen, auch in ihren Testamenten setzten sie Summen zu diesen gemeinnützigen Anstalten aus.

Da die Ausbesserung der Landstraßen von großer Wichtigkeit war, so waren diejenigen, die dergleichen unternahmen, gewiß, die Achtung und Liebe ihrer Mitbürger zu erlangen. Daher erhielt auch Kajus Gracchus leicht die ersten Würden der Republik für sich und seine Freunde. Die Belohnung der Kaiser für diese Anstalten waren Triumphbogen und Denkmünzen, die man ihnen zu Ehren schlug. Die vorerwähnten Taxen betrafen aber nicht allein die Wege, sondern sie dienten auch zu Unterhaltung der Couriers und öffentlichen Boten, die fürs gemeine Beste sich beständig auf den Landstraßen befanden. Die Perser waren die ersten Erfinder der Posten. Xenophon schrieb dem Cyrus diese Ehre zu. Sie nannten ihre Postboten Angara, ein Wort, das die Lateiner aufbehalten haben, und wovon das Wort Angaria seinen Ursprung hat, dessen Bedeutung Arbeiten sind, die von den Soldaten oder Einwohnern zu Unterhaltung der Landstraßen verlangt werden. Die öffentlichen Boten der Römer giengen gewöhnlich baarfuß, und führten den Namen Tabellarii.

Die

Die Materialien zu den Landstraßen waren von zweyerley Art. Zur ersten gehörten die gemeinen Steine, die Kiesel- und Gipssteine; zur zwoten die gemeine Erde, Sand, Kalk und Dachsteine.

Die Methode die Wege zu pflastern war nicht allezeit gleich. Obgleich die Kiesel seltner als die Gipssteine sind, so waren es doch Kiesel, womit die ersten Landstraßen gepflastert wurden, wie man noch an der Via Appia der ältesten von allen sehen kann. Hier befinden sich gehauene Kieselsteine von 4 bis 5 Fuß im Diameter. Durch ein Edikt, das die Censors im Jahr Roms 579 gaben, und Titus Livius erwähnt, wurden hernach blos die Straßen der Stadt Rom, mit Kieselsteinen, die Landstraßen aber mit Gipssteinen gepflastert. Allein Kajus Gracchus führte die Kieselsteine wieder auf den Landwegen ein. Endlich wurde der Gipsstein aufgegeben, und man bediente sich desselben nur die andern Steine einzufassen. Auch wurde bey diesen Werken Holz und Eisen gebraucht; das erste um in morästigen Gegenden Pfäle einzurammen, und gegen den Strom der Flüsse Dämme zu machen. Das Eisen aber diente zu Brükken und zu Einfassungen der Wege an den Seiten. So war die Via Domitiana beschaffen, die von Sinueßa nach Bayes führte, wo der Kaiser Domitian eine prächtige Brükke über den Vulturnus hatte schlagen lassen.

Die Landstraßen waren von zweyerley Art, die Land- und die Seewege. Diese letztern giengen längst dem Meeresufer größtentheils über ein sehr sandigtes Erdreich, außer wo es durch steile Berge unterbrochen wurde. Es waren allenthalben kleine Schiffe bereit, um längst der Küste von einem Hafen zum andern zu segeln. Die Landwege waren theils gepflastert, theils ungepflastert. Um die Unbequemlichkeit der letztern im Winter etwas zu erleichtern, die besonders in morastigen Ländern groß war, so wurden alle umherstehenden Bäume abgehauen, damit die Straße dem Wind und der Sonne bloßgestellt würde. Auch waren die Wege an beyden Seiten abflüßig, und von Zeit zu Zeit wurden Kanäle gegraben, das Wasser abzuleiten. Die gepflasterten Wege waren hoch angelegt, und

mit

mit einem sehr guten Fundament versehn. Es waren gewöhnlich vier Schichten Materialien dabey angebracht. Die erste bestand aus Pfählen, Balken oder Brettern mit Stroh bedeckt, damit der Kalk nicht das Holz verzehrte. Die zwote Schicht war von kleingestoßnen mit Kalk vermischten Bruchsteinen; über diese kam eine dritte, diese war ein Kitt von gestoßnen Ziegeln mit Kalk untermischt, auf welche denn die vierte Lage, oder das wirkliche Steinpflaster gelegt wurde.

Das Pflaster bestand entweder aus einem Kitt von kleinen Steinen und Gips, oder aus Ziegel, oder endlich aus großen gehauenen Steinen. Diese waren theils dreyekkigt, theils viereckigt; wenn sie keinen Zierrath hatten, wie bey den Landstraßen, nannte man sie Pura Pavimenta; waren sie aber mit dem Meissel gearbeitet, wie bey den Tempeln und Pallästen, so hießen sie Sculpturata, und die gemahlten, Opera Musiva. Man muß daher diese so berühmten Wege nicht wie eine Oberfläche betrachten, sondern wie einen soliden Körper, der seine drey Ausmessungen hat, Länge Breite und Tiefe. Die Beschaffenheit dieser letztern ist vorher erwähnt worden. Ehe wir aber von der Länge reden, ist es nöthig die Breite zu bestimmen.

Die Mitte der Straßen war etwas höher gemacht als die Seiten, um das Wasser ablaufen zu lassen. Diese beyden Seiten aber waren mit großen Steinen eingefaßt, um die Wegsteine zusammen zu halten. Auf diesen giengen die Fußgänger. Zwischen ihnen waren zwey Fahrwege, jeder von fünf Fuß, und so abgetheilt, daß sie bey der Begegnung einander nicht berührten. Diese Breite aber war nicht allenthalben gleich. Die beyden vornehmsten Landstraßen, die von zwey einander entgegengesetzten Seiten aus Rom führten, und die noch zum Theil vorhanden sind, haben eine Breite von zwanzig römischen Palmen, oder ungefähr vierzehn Fuß. Kajus Gracchus war nach dem Plutarch der erste, der die Landstraßen in Meilen abtheilte, und am Ende einer jeden einen Stein aufrichten ließ; daher entstand die Gewohnheit zu zählen: beym dritten Stein; beym zwölften Stein u. s. w. anstatt die Meilen

len zu bezeichnen. Auch ließ Gracchus alle zehn Schritt andre Steine setzen, die bloß zur Bequemlichkeit der Reisenden dienten, sowohl sich auszuruhen, als auch das Steigen auf den Pferden zu erleichtern. Diese an und für sich schon schönen Landstraßen waren noch überdem auf beyden Seiten mit unzähligen Gebäuden aller Art geziert, die auf eine sehr angenehme Weise die Aufmerksamkeit der Reisenden unterhielten. Hier sahe man Tempel, Altäre, Grabmäler, Palläste, Landhäuser, Vorwerke, Weinberge und Alleen. Alles dieses war besonders bey Rom so häufig auf viele Meilen weit angebracht, daß diese Wege unermeßliche endlose Vorstädte zu seyn schienen. Die Grabmäler vorzüglich waren äußerst merkwürdig; denn da nur sehr wenige Personen die Erlaubniß hatten, in der Stadt begraben zu werden, so wurden längst den Landstraßen diese Grabmäler errichtet, besonders diejenigen von großen Männern, damit ihr Andenken bey den Reisenden aufbehalten, und ihre große Thaten von ihnen nachgeahmt würden. Die meisten Grabschriften waren an die Vorübergehenden gerichtet, und fiengen also an: Siste gradum Viator. Stehe still, Wanderer!

Was am mehresten bey diesen Landstraßen Bewundrung verdient, ist die erstaunende Länge und die Anzahl derselben. Der vergoldete Meilenstein, der auf dem römischen Forò stand, war der Mittelpunkt, von welchem alle Landstraßen ausgiengen, und bis an die äußersten Gränzen des Reichs fortliefen, daher ist eine Kenntniß von der Größe des römischen Reichs nothwendig, um die Länge dieser Wege zu beurtheilen. Nach verschiedenen Schriftstellern wurde das Reich in eilf Regionen getheilt, die wieder ihre Unterabtheilungen in kleinern Provinzen hatten, deren Zahl 113. war. Italien hatte 17. Gallien 17. Spanien 7. Afrika 6. Illyrien und Griechenland 19. Trazien 6. Asien 12. Der Orient 10. Pontus 8. Egypten 6, und Großbrittannien 5. Durch alle diese Provinzen giengen die Landstraßen, wie man aus dem Itinerario des Antonin sehen kann; ein schätzbares Dokument, das glücklicherweise bis zu uns gekommen ist. Hieraus siehet man,

daß

daß die Anzahl der großen römischen Landstraßen 47, und der Seitenwege 424. war.

Die Via Flaminia erstreckte sich von Rom bis nach Rimini, und nahm einen Raum von 222. römischen Meilen ein. *) Diese Straße gieng durch Toscana bis Ottricoli, durch Umbrien bis Eugubio, und durch Picenum, das jetzo die Anconische Mark heißt, bis Rimini. Neun andre Straßen giengen von der Via Flaminia aus. Die erste war die Via Aemilia, die in Rimini anfieng, und durch Bologna, Modena, Parma, Piazenza, Lodi, Mayland, Verona bis Aquileja, eine Strekke von 485. Meilen fortlief. Die zwote war Via Cassia, die bey Ponte Mole von der Via Flaminia ausgieng, und über Sienna und Florenz, nach Bologna ihren Lauf nahm. Die dritte war die Via Claudia, von Florenz nach Lucca; dieses war aber eigentlich nur ein Seitenweg, so wie auch die sechs folgenden. Die Via Annia, Augustana, Cimina, Amerina, Sempronia und Posthumia.

Die Via Collatina hatte ihren Anfang im römischen Foro, gieng durch das Collatinische Thor und durch das Pretorische Thor, bis sie sich einige Meilen von Rom mit der Via Tiburtina vereinigte. Sie führte den Namen von Collatina, einer Stadt der Equier und Vaterland der Lukretia, zwölf Meilen von Rom.

Die Via Salaria gieng durch die Porta Collina, und vereinigte sich achtzehn Meilen von der Stadt mit der Via Nomentana. Die Wege Via Quintia und Junia hiengen mit der Via Salaria zusammen, zwischen dieser und der Via Nomentana hatte Nero ein Bad, vier Meilen von Rom, wo er sich umbrachte.

Die Via Nomentana gieng durch das Viminalische Thor nach Nomentum, von da nach Rieti, hierauf über die Appenninischen Gebürge nach Askoli in der Ankonischen Mark,

*) Hiebey ist zu bemerken, daß diese Meilen ein wenig kürzer als die jetzigen italiänischen waren, und also ungefähr fünf derselben eine deutsche Meile ausmachten. Uebrigens waren sie sehr genau abgemessen.

Mark, und endigte sich in Adria, an der Küste des Adriatischen Meers, jetzo Atri in Abruzien. Die Länge war 166. Meilen.

Die Via Tiburtina oder Gabina, gieng durchs Tiburtinische Thor nach Tibur, das jetzige Tivoli, 20. Meilen von Rom.

Man weiß nicht, wo die Via Valeria anfieng, wahrscheinlich gieng sie von der Via Tiburtina aus. Sie durchstrich das Land der Equier, der Falisker, der Samniten, und passirte Carseoli, Albafucenti, längst dem See Alba, jetzo Lago di Celano, Korfinium, Pentinia, Theate, Chieti, und endigte sich auch in Adria. Es gab zwo Straßen, die den Namen Via Valeria führten, die eine diesseits, die andre jenseits dem Anio, nunmehr Teverone, die sich an dessen Quelle vereinigten.

Aus der Porta Nævia oder Esquilina, jetzo Porta Magiore giengen die beyden großen Straßen, Via Labicana und Via Prænestina, die auf zwey verschiedenen Wegen nach Benevent führten.

Die Via Colimontana oder Labicana fieng an eben demselben Thor an, und vereinigte sich bey Anagni mit der Via Latina. Eine Strekke von 138 Meilen.

Die Via Asinaria gieng aus dem Thor gleichen Namens, und führte nach Tuskulum, jetzo Freskati. Ein Zweig dieser Straße vereinigte sich mit der Via Latina, zwey Meilen von Rom.

Die Via Appia, die von allen zuerst gepflastert wurde, gieng aus dem Thor Capena, jetzo St. Sebastian, nach Capua 42. Meilen, und von da nach Brundusium oder Brindisi, 238. Meilen. Die Via Domitiana gieng von derselben bey Sinuessa aus, und führte längst dem Seeufer nach Baja.

Die Via Latina gieng aus dem lateinischen Thor nach Ferentium, jetzt Marino, nach Segni, Anagni und andern Oertern, auf der Straße von Benevent, und vereinigte sich mit der Via Prænestina.

Die

Die Via Ardeatina gieng von der Via Appia aus, und führte nach Ardea am Tyrrhenischen Meere.

Die Via Laurentina, die nach Laurentum führte, war zwischen der Via Ardeatina und Ostiensis.

Die Via Ostiensis und Portuensis giengen aus den Thoren gleichen Namens, und endigten sich am Ufer des Meeres bey Ostia und Porto, 12. Meilen von Rom.

Die Via Janiculensis oder Via Aurelia gieng aus dem Thor St. Pancrazio; linkerhand derselben fieng die Via Vitella an, die durch den sogenannten weissen Wald (Silva Candida) zum Meere führte.

Die Via Septimiana fieng am Thor gleichen Namens, und vereinigte sich mit der Via Triumphalis, an der jetzigen Heiligen Geistbrükke. Es war also genau dieselbe Straße, die nunmehro La Longara heißt, und längst der Tiber fortgeht.

Die Via Triumphalis und die Via Aurelia nova fiengen an dem Triumph-Thor an, und vereinigten sich eine Meile von Rom mit der Via Aurelia Vetus, an dem Ort der jetzt Pidocchio heißt. Diese Via Aurelia gieng sodann durch Centum Cellæ, nunmehr Civita Vechia, durch Livorno, Genua u. s. w. längst der Seeküste bis nach Arles in der Provence.

Man findet bey den alten Schriftstellern noch andre Landstraßen genannt, deren Lage man nicht weiß, als die Via Cornelia, Patinaria, Tiberina, Gallica, Gallicana, Laticulensis, Flavia u. s. w. die aber wahrscheinlich Namen sind, die einigen der vorbenannten Wege durch ihre Verbesserer beygelegt worden.

Die Landstraßen wurden in alle Regionen und Provinzen des Reichs außerhalb Italien fortgeführt, deren Beschreibung aber eine zu weitläuftige Materie ist, und ohne Zweifel nur sehr wenig Lesern angenehm seyn würde.

L.

Litteratur
und
Völkerkunde.

Zweyter Band.

Siebentes, achtes und neuntes Stück.

Januar, Februar, März.
1783.

Dessau,
Auf Kosten der Verlagskasse für Gelehrte und Künstler, und zu finden in der Buchhandlung der Gelehrten.

Inhalt
des siebenten, achten und neunten Stücks.

Januar 1783.

I. Ueber das Leben und Schriften des berühmten Heinrich Kornelius Agrippa — Seite 577 — 594

II. Historisch-Geographische Nachrichten von der Insel Formosa. — — — 594 — 610

III. Auszüge aus dem ungedruckten Tagebuche eines Reisenden. — — — 610 — 622

IV. Fragmente einer großen Sittengeschichte. (Fortsetzung) — — — 622 — 639

V. Schubart. Ein Beytrag zur Litterärgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts. — 640 — 652

VI. Bemerkungen über die Astrologie. — 653 — 662

VII. Die Nymphe von Floßolano. Eine Erzählung nach dem Bocaz. — — 663 — 668

VIII. Miscellaneen. — — — 668 — 672

Februar.

I. Historisch-Geographische Nachrichten von der kleinen Bucharey, aus den Berichten verschiedener Reisenden. — — — 673 — 694

II. Auszüge aus dem ungedruckten Tagebuche eines Reisenden. Ueber Rom. (erste Fortsetzung. — 694 — 705

III. Litterarische Nachrichten von Hieronimus Cardanus — — — 705 — 714

IV. Fragmente der großen französischen Sittengeschichte. (Fortsetzung) — — 715 — 733

V. Nadir Schach in Indien. Ein hiſtoriſches Fragment. — — Seite 734 — 759

VI. Ramus. Eine Hiſtoriſch-Litterariſche Anekdote. — — — 756 — 759

VII. Ueber die römiſchen Landſtraßen. — 759 — 766

März.

I. Ueber das Leben und die Schriften des Poggio Bracciolini, nebſt einigen ſeiner Erzählungen. — 767 — 780

II. Beyträge zur Geſchichte der Chymie und Alchymie, in den älteſten und mittlern Zeiten. — 781 — 807

III. Fragmente einer großen Sittengeſchichte. (Beſchluß) — — — 808 — 832

IV. Merlin und Viviane. Ein Mährchen aus den Zeiten der Tafelrunde. — — 833 — 852

V. Nachrichten von den großen Hof-Bedienungen der alten Könige von Wallis. Aus Dr. Henry's Hiſtory of Brittain. — 852 — 858

Litteratur und Völkerkunde.

IX.

März 1783.

I.

Ueber das Leben und die Schriften des Poggio Bracciolini, nebst einigen seiner Erzählungen.

Poggio Bracciolini ward 1380 im Toscanischen gebohren. Er suchte sich in den Wissenschaften so sehr zu vervollkommnen, als er es zum Ende des vierzehnten und zum Anfang des funfzehnten Jahrhunderts nur immer zu thun fähig war. Im lateinischen brachte er es sehr weit; auch im griechischen besaß er eine vorzügliche Stärke. Da er in dem Gefolge eines Kardinals mit auf das Koncilium von Konstanz gieng, so machte er sich diese Gelegenheit zu Nutze um die alten schweizerischen und deutschen Bibliotheken zu durchwühlen, und aus diesen mit Mönchstaub angefüllten Oertern, die kostbarsten Manuskripte der besten lateinischen Schriftsteller hervorzuziehen. Er brachte diese gelehrten Schätze nach Rom, wo er sie dann in der vatikanischen Bibliothek aufstellte, nachdem er solche vorher abgeschrieben, ausgebessert und sogar manchmal kommentirt hatte. Die ersten Ausgaben des Quintilians, der Reden des Cicero, mit dem Kommentar des Asconius Pedianus, einiger andren philosophischen Aufsätze des Cicero, ferner der lateinischen Gedichte des Lucrez, Manilius, Silius Italicus, und des Valerius Flaccus, der Geschichte Amini-

anus Marcellinus und eines Theils der Werke des Lucians, sind nach diesen Manuskripten verfertigt worden.

Nachdem Poggio bey verschiednen Päbsten die Stelle eines Sekretairs bekleidet hatte, trat er in die Dienste der Republik Florenz, wo er eben die Bedienung, die er in Rom gehabt hatte, wieder erhielt. Er starb im Jahr 1459 zu Florenz im neun und siebenzigsten Jahre seines Alters. In Rom hatte er in seinem vier und funfzigsten Jahr geheurathet, und sich mit einer jungen und schönen Florentinerin aus dem Hause Bondelmonte vermählt, mit der er auch sechs Kinder zeugte. Aber schon lange vorher, da er noch im Gefolge verschiedner Kardinäle auf Reisen war und von den Päbsten mancherley Aufträge hatte, gab er Beweise von seinem Hang zur Galanterie, und hatte, ohngeachtet er damals zum geistlichen Stande gehörte, drey natürlichen Kindern das Leben gegeben. Da er sehr angenehm im Umgange war, nicht übel aussahe, und viel Verstand hatte, so war es sehr natürlich, daß er oft Eroberungen machte. Außer den Ausgaben der lateinischen Schriftsteller, die man ihm zu verdanken hat, oder die doch wenigstens nach seinen Manuskripten gemacht wurden, schrieb er auch noch eine Geschichte von Florenz in lateinischer Sprache. Er endigte dieses Werk im Jahr 1455; es ward sehr gut aufgenommen, und wird noch heut zu Tage sehr geschätzt. Einer seiner Söhne übersetzte es ins Italiänische.

Die Briefe des Poggio, die einen Theil seiner Werke ausmachen, beweisen zur Genüge, daß er mit den gelehrtesten und geschicktesten Männern seiner Zeit in Verbindung stand; alle beeiferten sich, ihm wegen seinen Talenten, besonders aber wegen seiner Stärke in der lateinischen Schreibart, ihre Hochachtung und Bewunderung zu bezeigen. Er war jederzeit bescheiden und erkenntlich gegen seine Freunde, aber auch eben so beissend und satyrisch gegen seine Tadler, oder diejenigen, die ihn mit Gleichgültigkeit behandelten. Einen hinlänglichen Beweis hievon geben seine Invektiven, die einen Theil seiner

Werke

Werke und sicher nicht den uninteressantesten derselben ausmachen.

Seine Erzählungen und Schwänke waren Früchte des Zeitvertreibes einer Gesellschaft gelehrter und geistreicher Männer, die zu der Zeit, da Poggio Sekretair der Päbste Martin V. Eugen IV. und Niklas V. war, sich in einem Zimmer des Vatikans versammleten, welches sie Buggiale nannten, weil sie sich in demselben mit Verfertigung von Mährchen und lustigen Schwänken ihre müßigen Stunden verkürzten. Poggio nahm die Mühe über sich, diejenigen, so er für die besten hielte, aufzuschreiben. Diese Sammlung war es, die er unter dem Titel Facetiae oder Schwänke drukken ließ, und die man nachher Erzählungen genannt hat; einen Titel, den sie im eigentlichsten Verstande nicht verdient, da sie größtentheils nur sinnreiche Scherze und lustige Einfälle enthält.

Diese sogenannte Erzählungen wurden bald ins französische übersetzt. Die ältesten dieser Uebersetzungen führten den Titel: Contes Facétieux du Pogge Florentin, traduits en françois. Lyon 1558 et Paris 1574., in 16. auch soll noch eine weit ältere in Paris ohne Jahrzahl in Quart herausgekommen seyn, die aber äußerst rar ist. Beyde obenerwähnte Uebersetzungen enthalten aber nicht die sämtlichen Schwänke des Poggio, sondern nur 80 derselben, da doch die italiänischen Ausgaben, die in dem nämlichen Jahrhundert erschienen sind, 179; und einige lateinische Ausgaben noch mehr enthalten. Es ist wahrscheinlich, daß in den ältesten französischen Uebersetzungen, die nicht bekannt sind, alle Erzählungen des Poggio übersetzt waren, daß man aber nach und nach die freyesten derselben ausgemerzt habe, besonders diejenigen, die der Geistlichkeit anstößig waren, obgleich noch manches den Censoren entschlüpft zu seyn scheint. In den Werken des Rabelais, des La Fontaine, J. B. Rousseau und Pirons sind eine Menge derselben aufgenommen, und von diesen Dichtern in Versen eingekleidet worden. Eine deutsche Uebersetzung existirt

unsers Wissens nicht, wir wollen daher einige dieser Erzählungen, und zwar diejenigen, die am wenigsten anstößig sind, in einer freyen Uebersetzung zu liefern versuchen, und hoffen, daß wir damit den Dank unsrer Leser verdienen werden.

In Florenz befand sich einst ein Mann, der im Ruf stand, Narren klug machen zu können, aber die Art und Weise, womit er sich bey dieser Kur betrug, war für diese armen Teufel hart genung. Er ließ sie nehmlich nach Maaßgabe ihrer Narrheit auf längere und kürzere Zeit in kaltem Wasser baden, wobey er sie manchmal noch heftig mit Ruthen zu streichen pflegte, und damit so lange fortfuhr, bis er merkte, daß sie zur Genüge erfrischt, gebessert und fernere Thorheiten zu begehen abgeschrekt waren, worauf er ihnen den endlich die Freyheit ertheilte wieder nach ihrer Wohnung zurück zu kehren, ihnen aber zugleich auch ernstlich verbot, nicht eher wieder auszugehen als bis sie völlig wieder hergestellt seyn würden. Einer von diesen beklagenswürdigen Patienten, der nur eben von seiner Krankheit hergestellt war, befand sich eines Tages an der Thüre dieses Narren Dokters, und sahe einen jungen Herrn von Stande auf einen prächtigen Pferde vorbey reiten, der einen Falken auf der Hand trug, und den eine Koppel Jagdhunde begleiteten. Mein Herr, redete unser gesund gewordene Patient ihn an, darf man wohl so frey seyn sie zu fragen, wohin sie zu reiten gedenken? — Auf die Jagd will ich, antwortete der Reiter, — und was wollen sie da machen? — Wildpret aufjagen — denken sie wohl einen guten Fang zu thun? — Ja, ich hoffe es, vielleicht aber auch nicht, denn man hat schon so ziemlich alles aufgestöbert; indessen ists doch immer möglich, daß meine Hunde irgendwo einen Haasen auftreiben, und mein Falke irgend auf eine Wachtel oder Krammetsvogel stößt. — Aber alles dieses Wildpret, was sie mir da genannt haben, ist ja nicht einen Thaler werth; sagen sie mir doch, was kostet ihnen denn die Unterhaltung dieses schönen Reitpferdes. —

Täglich

Täglich einen Thaler, ohne zu rechnen, was mir der Kauf desselben gekostet hat, und ohne die Unkosten zu erwähnen, die mir meine Hunde, Falken und Jagdbedienten verursachen. — Nun warhaftig, edler Herr! sagte der Narr, sie machen da, wie ich sehe, schönes Zeug, wenn sie mir folgen wollen, so kaufen sie künftighin ihr Wildpret auf dem Markt, und schaffen all dies unnütze Gefolge ab, das mehr kostet, als es werth ist. Woferne sie es aber nicht thun, so nehmen sie sich doch wenigstens in Acht, und kommen nicht mehr bey diesem Hause vorbey, denn sollte der Herr desselben sie kennen lernen, so würden sie gewiß öfterer noch als ich baden müssen, und sicherlich auch noch weit heftiger als ich gepeitschet werden.

Ein guter, ehrlicher, aber etwas einfältiger Mann mußte eine weite Reise thun, auf der er verschiedne Jahre zubrachte. Bey seiner Abreise ließ er seine Frau in schlechten Umständen, in einem übelmöblirten Hause zurück, und empfahl ihr sich so gut wie sie könnte zu helfen, wobey er außerdem, wie er sagte, Gott die Sorge sie zu unterstützen anheimstellte. Die Frau war jung und hübsch, es war also sehr natürlich, daß es ihr in Abwesenheit ihres Mannes weder an Freunden noch Beschützern mangelte. Endlich kam ihr Mann von seiner Reise zurück, nicht wenig besorgt, was aus seiner armen Frau geworden wäre. Er eilte zu seinem Hause und fand an der Thür desselben seine liebe Ehehälfte; sie war schöner als jemals, und ihre blühende Gesichtsfarbe, ihr fleischigter Körper, ihre schöne Kleider und sogar der Schmuck, den sie an ihrem Leibe trug, zeugten sicher an, daß sie keinen Mangel und Noth müsse gelitten haben. Eben so zufrieden als erstaunt hierüber trat er ins Haus, das er mit den kostbarsten Geräthen versehen fand. Er konnte nicht aufhören der Vorsicht für alle diese Wohlthaten zu danken, und dieses um so vielmehr, da seine Frau ihn versicherte, daß sie alles, was er sähe, derselben allein zu danken hätte. Da er starken Hunger hatte, so ward sogleich eine sehr artige Mahlzeit

für ihn zubereitet, die er zu verzehren sich eben fertig machte, als er drey kleine Buben ins Zimmer treten sahe, die sich mit ihm an den Tisch setzen wollten. „Grüßt doch euren Vater „und heißt ihn willkommen; sagte die Mutter, indem sie ihm „diese Kinder als die seinigen zugleich vorstellte. „O für dies„mahl, rief der gute Mann aus, hat sich die Vorsicht nur zu „sehr in meine Angelegenheiten gemischt, als daß ich ihr für ihre „Mühe verbunden seyn könnte.“ —

Ein Herzog von Mailand hatte einen sehr geschickten Koch, der seine Kunst zu Paris studirt hatte, denn diese Stadt ist schon seit dem vierzehnten Jahrhundert wegen ihrer Köche berühmt gewesen. Auch hatte dieser Fürst Ursache, lange genug mit seiner Küche zufrieden zu seyn, und bezeugte seinem Koch bey jeder Gelegenheit sein Wohlwollen darüber. Eines Tages aber ließ er ihn vor sich kommen, und sagte ihm mit einer zornigen Miene, daß das Mittagsessen, daß er ihm heute zubereitet habe, nicht zu geniessen wäre. Der Koch, der ein aufgeweckter Kopf und ziemlich dreuste war, antwortete ihm mit vieler Freimüthigkeit: „Gnädigster Herr, meine Speisen würden „heute eben so gut wie sonsten gewesen seyn, wenn es nicht un„glücklicherweise Leute gäbe, die meine Suppen verdürben. — „Und wer ist derjenige, der auf eine so verwegene Weise in „meine Küche zu dringen sich unterfteht? — Hinein kommt „nun wohl zwar niemand, Gnädigster Herr, aber doch immer „nahe genug. Es sind die Florentiner, mit denen sie Krieg „führen, und deren Glück ihnen den Appetit verdirbt. Sie „müssen daher suchen diese Feinde zu schlagen, und unsere Siege „werden alsdenn sicher mehr ihre Eßlust reizen, als alle Ge„würze, die ich nur immer meinen Ragouts mittheilen kann.“

Zur Zeit da Poggio noch päbstlicher Sekretair war, hatte er noch verschiedne Unterschreiber oder Kopisten unter sich, die die Briefe, so er ihnen zu schreiben befahl, entwerfen mußten. Eines

nes Tages erhielt er von einem derselben einen Brief, den er nicht gut fand, und ihm also denselben zu verbessern wieder zurück gab. Den andern Morgen überbrachte der Schreiber unserm Poggio diesen nämlichen Brief, ohne das geringste daran geändert zu haben. „Mein Freund, sagte Poggio, nachdem „er den Brief durchgelesen, ich glaube, ihr haltet mich für den „Vicomte Jannot — Wer ist dieser Vicomte? frug der be„stürzte Schreiber. — Ich will es euch sagen. Dieser „Mann hat ein grosses Glück gemacht, ob er gleich weder Ver„dienste noch Wissenschaften und Verstand besitzt, und kaum „lesen und schreiben kann. Er hält sich aber Sekretaire, die „für ihn schreiben müssen, und da er nichts so sehr wünscht, als „diesen Leuten seine Unwissenheit zu verbergen, und von ihnen „für einen geschickten Mann gehalten zu werden, so thut er je„desmal, wenn ihm einer derselben einen Brief zum Unter„zeichnen überreicht, als ob er denselben durchläse, und giebt ihn „hierauf gewöhnlich mit den Worten zurück: Ihr müßt die„sen Brief abändern, denn er taugt nichts. Die Schrei„ber behalten diese Briefe ein paar Tage lang bey sich, und „bringen sie ihm alsdenn, ohne das geringste daran abgeändert „zu haben, wieder. So ist's recht, pflegt er alsdenn zu „sagen, seht ihr nun, was es heißt, ein Meister Auge ha„ben? Wahrhaftig, wenn man diese Leute nicht in ihren „Pflichten unterrichtete, so würde nie was aus ihnen „werden. Jetzt könnt ihr immer diesen Brief in mei„nem Namen unterzeichnen, denn es verursacht mir zu „viel Mühe es selbst zu thun."

Eben diesem Vicomte Jannot spielte sein Schneider einst einen sehr ähnlichen Streich. Er hatte demselben befohlen ein Kleid für ihn zu verfertigen, daß ihm auch der Schneider zu eben der Zeit überbrachte, da er eben von einem großen Gastmal kam und sich den Bauch ganz voll gegessen hatte. Er paßte es sogleich an, fand es aber sehr enge, und machte also den

Schneider sehr herunter. „Dem kann abgeholfen werden, gnä„diger Herr! sagte dieser, Morgen des Tages will ich ihnen „ihr Kleid und zwar so gut zurecht gemacht wieder bringen, daß „es sie selbst wundern soll, wie gut es ihnen stehen wird — „In der That brachte auch der Schneider den andern Morgen „dieses Kleid wieder, daß nun vollkommen paßte, ob es gleich „nicht im geringsten abgeändert war, und dieses gieng sehr na„türlich zu, weil der Vicomte das gestrige Essen bereits ver„daut hatte, und auch durch eine Menge Arzneyen, die er um „eine Indigestion, die er sich zugezogen, abzuhelfen, zu sich ge„nommen hatte, um einen guten Theil magerer geworden war.

In einer kleinen italiänischen Stadt befand sich einst ein sehr tyrannischer Fürst, der von einem reichen Mann daselbst, von dem er wußte, daß er viel Geld vorräthig hatte, eine sehr ansehnliche Summe erpressen wollte. Um desto leichter diesen Zweck zu erlangen, gab er vor, daß dieser Mann mit den Feinden seines kleinen Fürstenthums einen Briefwechsel unterhielte, und sogar verschiedne derselben in seinem Hause beherbergt hätte: Er ließ ihn hierauf sogleich vor sich bringen und befrug ihn deshalb mit der größten Strenge. „Gnädigster Herr, antwortete „dieser Unglückliche, der nur zu gut einsahe, was man von ihm „haben wollte, es würde sehr unnütze seyn mich lange zu quä„len. Wenn ich in meinem Hause ja Feinde von Ew. Hoheit „habe, so bin ich gerne bereit solche auszuliefern. Haben sie „also nur die Gnade, und laßen ihren Groß Schatzmeister mit „mir in meinen Keller herabsteigen, wo ich sie sämmtlich seinen „Händen übergeben will, damit er sie nach Ew. Hoheit Ge„fängnissen schicken kann.“ Der Fürst verstand sehr wohl, was dieses sagen wollte. Der ehrliche Mann überlieferte seinen Schatz, und erstickte damit allen Verdacht von einer Verschwörung gegen den Staat.

An einem St. Stephanstage im Dezember, den zweiten Tag nach dem Christfeste solte ein Barfüßer Mönch eine

Lobrede

Lobrede auf den heiligen Stephanus, in einer diesem heiligen geweihten Kirche halten. Da es aber sehr kalt war, so empfahl der Pfarrer ihm seine Predigt ja kurz einzurichten. „Fürchten sie nichts, antwortete der Mönch, ich werde es schon „so zu machen wissen, daß meine Zuhörer während meiner Pre„digt nicht erfrieren sollen“ — Auf diese Versicherung ließ man ihm also die Kanzel besteigen. „Meine wertheſten Brü„der, fieng er an, heute ist der dem Gedächtnisse des Schutz„patrons dieses Kirchspiels geheiligte Tag. Ich war es, der „bereits verwichenes Jahr die Ehre hatte, euch an diesem näm„lichen Tage mit einer Lobrede auf diesen Heiligen zu unterhal„ten. Schon damals habe ich euch seine Tugenden, seine Le„bensgeschichte, und seinen Märtyrertod geschildert. Ich bin „überzeugt, daß ihr alle ein gutes Gedächtniß besitzet, und „euch folglich noch sehr gut desjenigen erinnern werdet, was ich „euch damals über diese Materie vorgetragen habe. Da ich „mich nun nicht erinnere, daß er seit dieser Zeit etwas neues „gethan habe, so will ich hiemit für heute meine Rede beschlieſ„sen, indem ich euch allen die ewige Seligkeit wünsche.“

Ein Bergamaskoscher Bauer erhielt einst den Auftrag einen Haufen Esel auf einem Jahrmarkt zu kaufen. Er begab sich zu Fuße dahin, kaufte sieben von diesen Thieren, und kehrte, indem er ihrer sechse vor sich hertrieb, und auf den siebenden hinter her ritte, nach seinem Dorfe zurück. Bey seiner Zuhausekunft zählte er, ohne vorher abzusitzen, seine Esel, fand, daß ihrer nur sechse da waren, und glaubte nun ganz gewiß, daß er den siebenden verlohren hätte. Er kehrte also, so beritten wie er war, nach dem Jahrmarkt zurück, und gab sich alle erdenkliche Mühe seinen verlornen Esel wieder zu finden. Eine Nacht und einen Tag brachte er mit Suchen zu, und strengte sich und sein Thier, worauf er ritte, so sehr an, daß dieses letztere für Ermattung endlich umfiel. Nun ward er erst gewahr, daß dasjenige Thier, so er bisher geritten hatte, der fehlende Esel

wäre, und daß er die Zahl der sieben Esel vollzählig gehabt hätte.

Dante von Florenz war, wie jedermann weiß, ein vortrefflicher Dichter und ein Mann von vielen Verstande, aber zugleich nichts weniger als reich. Da er sich eines Tages zu Verona befand, begegnete er dem Hofnarren des Herzogs, der sich in einer prächtigen Equipage befand, ganz den großen Herrn spielte, und ihn unverzüglich folgender Gestalt anredete: „Herr „Dante, ich bin erstaunt, daß ein Mann von ihren Verdien„sten weniger reich und prächtig in seinem Aufzuge seyn kann, „als ich es bin. — Die Ursache will ich ihnen wohl sagen, erwie„derte Dante, es rührt blos daher, weil ich noch bis jetzt einen „Herrn suche, der sich für mich schickt; Sie hingegen haben bereits „einen gefunden, der vollkommen von ihrem Charakter ist; Sie „sind daher ganz seiner, so wie er ihrer würdig.“ —

Pabst Urban V. empfieng einst zu Rom eine Gesandschaft aus Avignon, an deren Spitze sich ein sehr weitschweifiger und langweiliger Redner befand, der eine Rede an den Pabst hielt die länger als eine Stunde währte, und die Se. Heiligkeit über allen Ausdruck ermüdete und Langeweile verursachte. So wie aber alles, Gutes sowohl als Böses, hier unterm Monde nicht ewig dauert, so mußte auch endlich dieser beschwerliche Redner endigen. Der Pabst frug hierauf die übrigen Deputirten nach eingeführten Gebrauche, ob sie noch sonst etwas vorzutragen hätten? „Nichts, Heiligster Vater, antworteten diese, als daß „wir Ew. Heiligkeit melden müssen, daß wenn Dieselben nicht „geruhen möchten unsre Bitte zu genehmigen, unser Redner „Befehl hat, seine Rede noch zwey bis dreymahl zu wiederho„len.“ — Diese Drohung that so viel Wirkung auf den Pabst, daß er ihnen alles unverzüglich bewilligte.

Ein Bauer aus der umliegenden Gegend von Perouse, hatte einen Rechtshandel, und nahm einen Advokaten an um den-

selben

selben zu führen. Aber einer seiner Freunde steckte ihm in Vertrauen, daß dieses nicht hinreichend wäre um seine Sache zu gewinnen, sondern daß er solche dem ohngeachtet unfehlbar verlieren würde, wenn er sich nicht durch ein Geschenke den Richter zum Freunde zu machen suchte. Der Bauer nahm diesen Rath mit Dank an, lud einen Sak Getreide auf seinen Esel, und überreichte demselben den Richter, der ihn auch ohne Weigerung annahm. Seine Sache ward darauf vorgetragen und zu seinem Vortheil entschieden. Kaum war das Urtheil gefällt, so eilte der Advokat, der bey diesem kleinen Rechtshandel ein Langes und Breites daher geschwatzt hatte, zu seinem Klienten, und sagte mit einer triumphirenden Miene zu ihm: „Seht ihr nun „was es heißt, wenn man einen beredten Vertheidiger hat, der „zu rechter Zeit seine Gelehrsamkeit anzubringen und Stellen „anzuführen weis, die dem Richter durchaus einleuchten müs„sen.“ — Das mag alles sehr gut seyn, erwiderte der „Bauer, aber eure Beredsamkeit hat hiebei nichts gethan. Alle „euren schönen Phrasen würden nichts geholfen haben, wenn „nicht mein Esel vor der Thüre des Richters geschrien „hätte.“

Vor alter Zeit befand sich zu Florenz ein sehr großer Lügner. Dieser stattete einst in einer großen Gesellschaft einen Besuch ab. Kaum aber trat er ins Zimmer, als ihn schon, noch ehe er Zeit gehabt hatte eine einzige Silbe zu sprechen, einer, der ihn kannte, folgende Worte entgegen schrie! „Das ist nicht wahr!“ — Aber, Mein Herr, antwortete derjenige, den man so anfuhr, „Ich habe ja noch nicht das geringste gesagt.“ — „Das ist „gleich viel, erwiderte der Spaßmacher, sie dürfen nur bloß „den Mund aufthun, so lügen sie schon.“

In eben dieser Stadt befand sich ein berüchtigter Wucherer, der aber doch sehr fleißig die Predigten in der Kirche zu hören pflegte. Eines Tages predigte der Prediger mit so vieler

Wärme

Wärme gegen diejenigen, die ihr Geld auf Wucher ausliehen, daß viele von den Zuhörern, unter denen sich auch einige von den Leuten fanden die dieses Gewerbe trieben, fast in Thränen zerfloßen. Sobald die Predigt zu Ende war, suchte obenerwähnter Wucherer den Prediger auf, und überhäufte ihn mit Lobeserhebungen. „Fahren sie nur so fort, Ehrwürdiger Herr, „sagte er zu ihm, die Seelen ihrer Zuhörer zu rühren und sie „zu bessern, ich freue mich von ganzen Herzen darüber.“ — Aber „mein Herr, antwortete der über diese Anrede ganz bestürzte „Prediger, so wie ich gehört habe, treiben sie ja selbst dieses Gewerbe.“ — „Ja eben darum wünsche ich, daß sie meine „Mitbrüder bekehren mögen, erwiderte der verstockte Wucherer „auf eine sehr lebhafte Weise, ich werde alsdenn der einzige seyn, „der dieses Handwerk in dieser Stadt treibet, und folglich auch „ein ausschliessendes Privilegium haben, mein Geld nur um „um deste theurer an unsre ehrlichen Mitbürger zu verleihen.“ —

In einer Stadt im Toskanischen, führte ein Polizeyrichter ein sehr strenges Gesez gegen alle diejenigen ein, die gewisse Hazardspiele spielen würden. Dieses Verbot wurde von einem Bürger übertreten. Sobald der Richter es erfuhr, ließ er den Schuldigen sogleich ins Gefängniß stecken, der sich aber nicht wenig über diese Behandlung beschwerte und zu seinen Freunden, die ihn besuchten, die bittersten Klagen hierüber führte. „Was habe ich denn gethan, rief er aus, das eine so harte Be„gegnung verdient? Ich habe ja bloß nur mein Geld verspielt; „würde der Richter wohl mehr haben thun können, wenn ich „das seinige verspielt hätte?“

Ein sehr geiziger Mann war krank geworden, und daher genöthigt einen Arzt rufen zu laßen. Nachdem dieser den Zustand des Patienten genau untersucht hatte, verordnete er demselben einige Medikamente, und frug ihn was seine gewöhnliche Speisen zu seyn pflegten? „Brod, Zugemüse und Rindfleisch“ antwor-

antwortete der Geizige: „Weg mit diesen Nahrungsmitteln, er„widerte der Arzt, sie sind zu schwer zu verdauen, und sie müssen „daher in Zukunft nichts als das Brustfleisch von Rebhünern „und andern Flügelwerk genießen — Ach mein Herr, schrie der „Geizige, diese Nahrung verträgt sich nicht im geringsten mit „meinem Temperamente". — „Sagen sie lieber, erwiderte „der Arzt, daß sie sich nicht mit ihrem Charakter verträgt. —

Die Florentiner werden für die italiänischen Gaskonier gehalten. Einst hatte einer von ihnen ein Pferd von einem Roßtäuscher gekauft, es mit funfzehn baaren Dukaten bezahlt, und auch noch einen Wechsel auf zehn andre Dukaten von sich gegeben, worinn er erklärte, daß er ihm dieses Geld schuldig bliebe, aber keinen Termin bestimmte; wann er solches bezahlen wollte. Da er nun dieses letztere zu thun immer länger aufschob, so ließ ihn der Roßtäuscher vor Gericht laden, und forderte seine rückständige zehn Dukaten von ihm. „Ich werde auch nichts „bezahlen, antwortete der Florentiner, denn bezahlte ich euch, „so wäre ich euch ja nichts mehr schuldig, und so wie mein Wechsel „lautet, soll ich doch immer euer Schuldner seyn. —

Ein sehr verdienstvoller Mann gieng einst in einem Gehölze spazieren, und ward daselbst einen Bauerjungen gewahr, der auf eine sehr kunstreiche Weise einen Bündel von Holz und Reisern zusammenband, das so groß und schwer es auch zu seyn schien, ihm dennoch ganz leicht wurde fortzutragen. Unser Spaziergänger wunderte sich nicht wenig über die Geschicklichkeit des jungen Burschen und schloß daher, daß wenn dieser junge Mensch hinlänglichen Unterricht bekommen möchte, er dereinst ein sehr großer Philosoph werden könnte. Dieser Gedanke machte so viel Eindruck auf ihn, daß er dem Bauerjungen anbot, ihn auf seine Kosten studiren zu laßen, welches dieser mit Freuden annahm, und es auch in kurzer Zeit soweit brachte, daß

seln

sein Wohlthäter keine Ursache hatte, seinen Entschluß zu bereuen. Ein guter Freund dieses Mannes, der über die gewaltigen Fortschritte, die der junge Mensch in den Wissenschaften machte, erstaunt war, frug seinen Freund, was er doch für Ursache gehabt hätte, um schliessen zu können, daß dieser Jüngling einst so geschickt werden würde. „Ich habe ihn auf eine sehr künst„liche Weise einen Holzbündel abtheilen und zusammen binden „sehen, antwortete dieser, und das war mehr als hinreichend „um mich meinen Entschluß fassen zu machen. Denn ist ein „philosophisches System wohl etwas anders als ein Bündel „wohl geordneter und gut verbundener Ideen, die zusammen „ein einleuchtendes und vollkommenes Ganze ausmachen?“ —

Ein Mann von einer sehr vornehmen Geburt hatte einst einen Offizier, der sehr brav aber nur von gemeinen Herkommen war, mit einer Art von so auffallender Verachtung begegnet, daß dieser äußerst aufgebracht wurde, und ohne die geringste Rücksicht auf den vornehmen Stand seines Gegners zu nehmen, Genugthuung für diese Beleidigung von ihm forderte. „Wie, „sagte dieser letztere, Sie sind kühn genug sich mit mir messen „zu wollen! Haben sie denn vergessen, daß mein Adel älter als „vierhundert Jahre ist; und daß meine Familie eine Menge „von Grafen, Fürsten, Kardinälen und Feldherren sowohl zu „Wasser als zu Lande hervorgebracht hat? — Ich weis dies„es alles, erwiderte der beleidigte Krieger, aber ich will mich „ja auch nicht mit ihren Ahnen messen; zum Teufel! sie sind „es Herr, mit dem ich mich schlagen will.“

Es wäre eben so überflüßig, als unnöthig noch mehrere Schwänke des Poggio hier anzuführen, da um einen Begriff von seinen Erzählungen zu geben, diese nicht allein schon vollkommen hinlänglich sind, sondern auch vielleicht schon manchem unsrer Leser zu viel dünken werden. F.

II.

Beyträge zur Geschichte der Chymie und Alchymie, in den ältesten und mittlern Zeiten.

Gegenwärtiger Aufsatz war bereits geschrieben, als man von dem ausserordentlichen Vorfall Nachricht erhielt, der den 17ten October 1782 in London bekannt gemacht worden, und wovon die Gothaer gelehrte Zeitungen die näheren Umstände melden. Eine Begebenheit, die das Goldmachen ausser allem Zweifel zu setzen scheint. Da indessen die Welt hierüber noch nicht geurtheilt hat, und die Sache, wenn sie auch wirklich sich so verhält, doch nur die Verwandlung der Metalle allein betrift, als welche nach der Meinung der hermetischen Philosophen nur einen Theil der Eigenschaften des Steins der Weisen ausmacht, so hat man gegenwärtige Fragmente unverändert gelaßen. Den Grundsätzen der Adepten zufolge ist die Universal-Medicin das kostbarste Theil dieses so sehr gesuchten Steins; ja von vielen wird er sogar für den Schlüssel zum ganzen Geisterreich gehalten.

* * *

Die Chymie war eine den Alten fast unbekannte Wissenschaft. Sie war gewissermaßen noch vor 200 Jahren in ihrer Kindheit, denn damals fieng man erst an, sie von der Alchymie abzusondern, da sie nur vorher in so weit geschätzt war, als sie zur Ausfindung des philosophischen Steins beförderlich seyn konnte. Der Gegenstand der theoretischen Chymie ist die Natur, Eigenschaften und Verhältnisse der Körper durch Auseinandersetzung und Auflösung derselben zu erkennen. Diese Kenntniß ist schwer zu erlangen, denn man muß dabey gleichsam die Natur zwingen ihre verborgensten Geheimnisse zu entdekken.

dekken. Der Naturforscher beobachtet sorgfältig die Wirkungen, und bemüht sich die Ursachen derselben zu errathen, allein der Chymiker geht noch weiter; er verlangt die Grundursachen der Dinge und ihre Zusammensetzung zu kennen; er begnügt sich nicht mit dem Resultat, sondern geht bis zur Quelle. Die praktische Chymie führt die nöthigen Arbeiten aus, die die Theorie an die Hand gegeben hat, wendet sie auf unsre Bedürfnisse an, und trägt durch dieselben zur Vervollkommnung der Künste bey.

Wahrscheinlich schien den Alten diese Wissenschaft über die Kräfte des menschlichen Verstandes zu seyn, daher sie sich nicht darauf zu legen unterstanden; allein der Durst nach Golde, und die eingebildete Hofnung ein wundervolles Geheimniß zu entdekken, brachte erst vor einigen Jahrhunderten die Menschen dahin, dies bisher unangebaute Feld zu bearbeiten. Durch die Bemühung Gold zu machen, hat man gleichsam zufälligerweise die Grundsätze der metallurgischen Chymie entdeckt, und indem man die Universal-Medicin suchte, hat man die medicinische Chymie gefunden.

Es ist lächerlich Tubalcain für den ersten Chymisten zu halten, der vor der Sündfluth lebte, und zuerst Metalle bearbeitet hat. Man kann mit ein wenig mehr Grund annehmen, daß ein alter König von Egypten, dem man den Namen Hermes oder Merkurius Trismegistus gegeben hat, einige Kenntnisse von den Bestandtheilen und der Auseinandersetzung der Körper gehabt habe; allein sowohl die Bücher, die wir unter seinem Namen kennen, als auch diejenigen, die der Kirchenvater Klemens von Alexandrien gekannt hat, sind nicht aus dem Zeitalter des wahren Hermes, sondern spätere und untergeschobene Werke.

Auch Moses hat die Ehre unter den Patriarchen der Chymie zu figuriren, weil die Israeliten zu seiner Zeit sich ein goldenes Kalb machten; allein dieses beweiset nichts mehr,

als

daß man damals metallurgische Kenntnisse hatte, die aber dem wahren Chymisten nicht hinreichend sind. Demokrit hingegen studirte die Chymie, weil er die Grundursachen der Dinge, und die innere Natur der Körper erforschen wollte; wir wissen aber nicht, wie weit es ihm gelungen ist, da seine Schriften verlohren gegangen sind. Die Lehre des Aristoteles aber ist uns bekannt. Ihm sind wir die Distinction der vier Elementen schuldig, die man lange Zeit für die Grundlagen aller sublunarischen Dinge gehalten hat; nachher hat man andre Grundursachen der Körper angegeben. Paracelsus nahm deren Fünf an, unter welchen er das Queckſilber, das Salz und den Schwefel zählte. Ueber diese Materie wurde sehr gestritten, wodurch sie anstatt aufgeklärt zu werden, nur noch mehr verwirrt wurde, bis man endlich in unsern Tagen wieder zu den vier Elementen des Aristoteles zurück gekommen ist. Seit diesem Philosophen, der ungefähr 400 Jahr vor Christi Geburt lebte bis zum 15ten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung, kann man kaum sagen, daß es wahre Chymisten gegeben habe, denn niemand hat die Natur und Bestandtheile der Körper untersucht, bloß in der reinen Absicht sie kennen zu lernen. Dieses war nur eine Nebensache, da der Hauptgegenstand in Chimären bestand, und man auch allemal den Schatten für den Körper nahm. Im 16ten Jahrhundert war man noch nicht viel weiter gekommen. Da der berühmte Fontenelle mehr als 100 Jahr hernach in der französischen Akademie der Wissenschaften dem Naturforscher Emery, der 1715 starb, eine Lobrede hielt, sagte er in derselben: „Bevor Emery seine Bücher herausgab, „war in der Chymie nur etwas weniges wahres, dieses aber „so sehr in einer großen Menge falsches aufgelößt, daß es unsichtbar geworden, und alle beyde unzertrennlich zu seyn schie„nen ... Daß die allerabgeschmacktesten Dinge wegen einer „mysteriösen Dunkelheit verehret würden, worinn sie eingehüllt „wären, und wo sie sich gegen die Vernunft verschanzten.“

Die alten Chymisten oder Alchymisten hielten ungemein viel auf den Schwefel, so, daß, wie oben erwähnt, Paracelsus

celsus ihn unter die Grundursachen der Körper zählte. Eine gleiche Ehre widerfuhr auch dem Merkurius. Nur schlechte Naturkündiger konnten ein unedles Metall unter die elementarischen Dinge setzen, das in Wahrheit sehr sonderbare Eigenschaften hat, und in der Metallurgie, der Medicin, und den Künsten von großen Nutzen ist, allein sich bloß in besondern Bergwerken formirt, und nicht in der ganzen Natur durchaus verbreitet ist. Viele glauben, daß die Alchymisten um ihre Proceduren in Dunkelheit zu hüllen, den Namen Schwefel den Elementartheilen des Feuers geben, und unter der Benennung Merkurius, die Wasser- und Erdtheile verstanden haben. Indessen, ob gleich man das Queckſilber zum Grundstof der Dinge zählte, so fehlte doch viel, daß man es ehmals so gut benutzte, wie heut zu Tage, da es doch nur für eine untergeordnete Substanz gehalten wird.

Man hat seit einem Jahrhundert eine Menge kostbarer Entdekkungen in der Chymie gemacht, und zwar vermittelst neuer Auflösungen, Zusammensetzungen und Mischungen aus den drey Naturreichen, die sowohl der Gesundheit als den Künsten zuträglich gewesen sind. Hieher gehören die Salze, der Kalk, die Krystalle, zusammengesetzte Steine, volatilische und gebrannte Wasser, Oehle, Essenzen, Elixire, Extrakte, Tropfen und Pulver allerhand Arten.

Die Chymischen Laboratoria sind gewöhnlich an den Mauren und Kaminen mit ausserordentlichen Karakteren und wunderlichen Figuren geziert. Diese Hyeroglyphen nennt man Chymische Buchstaben, sie sind aber bloß Ueberreste des alten barbarischen Zustandes, in welchen sich die Chymie befand, da sie unter dem Joch der Alchymisten seufzete. Diese Schreibart war bis zum 17ten Jahrhundert so sehr im Gebrauch, daß man durchaus dieselbe verstehen muß, um die Chymischen Bücher zu lesen, die vor unsern Jahrhundert geschrieben sind. Die Karaktere bezeichnen gewisse Aehnlichkeiten, die man vorgab zwischen den Metallen, den Planeten, den Zeichen des Thierkrei-

ses

ses und den vornehmsten Substanzen der drey Naturreiche zu finden. Oft sind es auch arabische Buchstaben, die ein gewisses Maaß anzeigen. Man sieht jetzo das lächerliche und unnütze dieser dunklen Sprache vollkommen ein, daher der Chymist auch seine Arbeiten nicht mehr Geheimnißvoll verbirgt, und die Kenntniß der Chymischen Karaktere nunmehr für eine ganz überflüßige Gelehrsamkeit hält.

Der erste, von dem Bücher über die Chymie ursprünglich in griechischer Sprache geschrieben, und hernach ins lateinische übersetzt, bis zu uns gekommen sind, war ein Afrikaner, Namens Synese, der diese Wissenschaft bey den Egyptiern studirt hatte, die für die besten Meister in derselben gehalten wurden. Man giebt vor, daß er darinn starke Progressen gemacht hat. Er ließ sich hernach taufen, und wurde Bischof, vertheidigte auch seine neue Religion mit großem Eifer gegen die Arrianer. Sein Kirchspiel war in Egypten, ohnweit Theben. Er sahe daselbst dem heiligen Antonius dem Einsiedler, und einem andern geistlichen Waldbruder Namens Ammon, scheinbare Wunder thun, die er in seinen Schriften anführt, und diese Männer mit dem berühmten Zoroaster und Hermes Trismegistus vergleicht. Synese hatte einen Schüler, Namens Evager, den er in seiner Wissenschaft so geschickt machte, als er selbst war, aber nur mit vieler Mühe überreden konnte ein Christ zu werden. Er erreichte diesen Endzweck endlich dadurch, daß er ihm eine ewige Glückseligkeit im Paradiese versprach. Evager verlangte, daß ihm der Bischof diese Versicherung schriftlich geben sollte. Dieses geschah, worauf er sich nicht allein taufen ließ, sondern auch sein ganzes Vermögen für die Armen bestimmte. Einige Zeit nachher starb Evager, und Synese sollte seinen Erben Rechnung von einer Erbschaft ablegen, die ihm nur unter der Bedingung übergeben worden war, daß der Erblasser ins Paradies kommen sollte; dieses konnte nur durch ein Wunder bewiesen werden, und dieses geschahe folgendergestalt: Evager starb zu Alexandria. Den Tag nach seinem Tode erschien er dem Synese im Traum,

sagte ihm, daß seine schriftliche Versicherung erfüllt worden wäre, und daß er diese Schrift aus seinem Grabe holen sollte. Nachdem der Bischof der Geistlichkeit und dem Volk aus seinen Kirchsprengel von dieser Erscheinung Nachricht gegeben hatte, begab er sich mit einigen seiner Priester nach Alexandria. Das Grab seines Schülers wurde in Gegenwart einer großen Menge Volks geöfnet, und man fand den Zettel in des Todten Hand; man gab sogar vor, daß er den Arm ausstreckte, um ihn dem Bischof zu überreichen, zum Zeichen, daß die Schuld bezahlt wäre. Diese Geschichte beweißt wenigstens, daß wenn Synese und sein Schüler Evager Chymisten waren, sie doch nicht den Stein der Weisen suchten.

In demselben Jahrhundert, das Fünfte unsrer Zeitrechnung, setzt man den Zozim aus Panopolis in Egypten, der zu Alexandria wohnte, und von welchem man versichert, daß er acht und zwanzig Bücher über die hermetische Philosophie geschrieben habe, wovon uns bloß die Titel übrig geblieben sind. Seit dieser Epoke verstrichen 500 Jahre, ohne daß die Griechen etwas über diese Materie geschrieben haben; erst im 11ten Jahrhundert war es, daß Michael Psellus, der Verfasser verschiedener Bücher über die Medicin, und einer Abhandlung über die Wunder, auch wie man sagt über die hermetische Kunst schrieb, indessen ob wir gleich seine ersten Werke noch haben, so ist doch dieses letzte nicht bis zu uns gekommen.

Während dieser Zeit bemächtigten sich die Araber des Reichs der Wissenschaften, die sie anfangs verachtet hatten, und worinn sie nachher so große Progressen machten. Der erste unter ihnen, der sich in der hermetischen Philosophie, so wie auch in andern Arten von Kenntnissen auszeichnete, war Geber. Er war nach einiger Meinung König von Indien, andre halten ihn für einen Araber, andre für einen Spanier, und noch andre für einen Griechen, der nachher ein Muhamedaner wurde. Man versichert, daß Geber mehr als 500 Bände über die hermetische Wissenschaft geschrieben habe, wovon

von uns aber nur vier ins lateinische übersetzt übrig geblieben sind. Man kann nichts daraus lernen, da alles darinn unbegreiflich ist.

Nach dem Geber, den man ins 9te Jahrhundert setzt, kam Rhases, der im folgenden Jahrhundert erschien. Er war von Geburt ein Perser, und einer der größten Aerzte seines Zeitalters; er reisete nach Bagdad, von da nach Egypten, und endlich nach Cordua in Spanien, woselbst er in einem Alter von 80 Jahren starb. Er war der erste, der von den Blattern geredet, und Vorschriften gegeben hat sie zu heilen. Sein vornehmstes chymisches Werk ist, seine Zubereitung des Ammoniac Salzes, das ins lateinische übersetzt ist.

Die Geschichte des Einsiedlers Morien mit dem Sultan von Egypten Kalid ist merkwürdig. Morien war ein Römer, und gieng nach Egypten, wo er alles lernte, was man damals nur in der Chymie und Alchymie wissen konnte. Sein Lehrer war Adfar, ein Araber. Nachdem Morien alles wuste, was er wissen wollte, wurde er ein Einsiedler. Da Adfar einige Zeit nachher starb, fand man bey ihm Manuskripte, worauf angemerkt war, daß sie das Geheimniß des philosophischen Steins enthielten. Der Sultan bemächtigte sich dieser Bücher, allein ohne Vortheil davon zu ziehn, denn er war nicht im Stande das große Werk zu machen, und daher genöthigt jemand zu suchen, der ihm diese Schriften auslegte. Er machte also öffentlich bekannt, daß alle Philosophen nach Kairo kommen möchten, daß man sie in allem unterhalten, und mit allen nöthigen Dingen versehn würde, um an den großen Werk zu arbeiten, wobey demjenigen, der es ausführen würde, eine große Belohnung versprochen wurde. Es begaben sich viele dahin, und nach einer gewissen Zeit wurde das Resultat ihrer Arbeiten untersucht. Ein einziger hatte das Werk ausgeführt, und dieser war Morien, allein er gab sich nicht zu erkennen. Man suchte ihn überall aber vergebens, endlich fand man in seinem Laboratorio eine Innschrift, die da sagte, daß

derjenige, der dieses Geheimniß besäße, nichts nöthig hätte. Seit dieser Zeit war man auf Befehl des Sultans unermüdet beschäftigt, den Besitzer auszufinden. Einer dieser Emissarien kam durch Zufall in die Einsiedeley des Morien, und erkannte ihn. Es glückte ihm auch den Einsiedler zu bereden nach Kairo zu kommen, in der Hofnung den Sultan zur christlichen Religion zu bekehren. Die Geschichte meldet, daß obgleich Morien den Beherrscher von Egypten nicht bekehrte, er ihn doch sein Geheimniß lehrte. Die Unterredung des Morien und Kalid wurde in arabischer Sprache geschrieben, und nachher ins lateinische übersetzt und gedruckt, wodurch aber die Ausführung des großen Werks nicht erleichtert worden ist. Uebrigens hat man weiter nichts von Morien noch von seinem Geheimniß gehört.

Nach der Chronologischen Ordnung folgt Avicenna, der im 11ten Jahrhundert lebte. Er war von Geburt ein Araber, und breitete sich über alle Wissenschaften aus. Man bewunderte eben ihn so sehr wie Arzt, als Naturkündiger, Mathematiker und Philosoph, auch war er, wie man sagt, ein Alchymist. Unglücklicher Weise führte er ein so ausschweifendes Leben, daß alle seine Geheimnisse nicht seinen Todt in einem Alter von acht und funfzig Jahren hindern konnten. Wir haben noch seine medicinische Bücher, allein nichts über die Alchymie.

Im folgenden Jahrhundert kamen endlich die Wissenschaften auch in die Katholischen Länder. Artesius, der sich einen Schüler des Adfar nannte, verfertigte Bücher, davon eins unter dem Titel: Buch des Geheimnisses, bekannt ist. Alles, was man darinn begreifen kann, ist die Versicherung des Verfassers, der ausdrücklich erklärt, daß er in einem Alter von 1000 Jahren dieses Buch geschrieben habe. Auch verfertigte er ein ander Werk über die Kunst das Leben zu verlängern.

Da der berühmte englische Mönch Roger Bacon, der so viel vortreffliche Entdekkungen in so mancherley Wissenschaften gemacht hat, das Unglück hatte in einem so unwissenden und abergläubischen Zeitalter zu leben, so ist es nicht zu verwundren, daß er sich auch auf die Alchymie legte. Er schrieb ein Buch über den Stein der Weisen, und ein andres unter dem Titel: Spiegel der Alchymie. Da er die Schriften der Araber genau kannte, so verbesserte er die Fehler derselben, allein er war nicht im Stande etwas wirkliches daraus zu ziehen, da nichts darinn war.

Deutschland hat die Ehre in diesem Zeitalter einen sehr merkwürdigen Mann hervorgebracht zu haben, dem man auch im Besitz des großen Geheimnisses zu seyn glaubte. Dieses war Albert, mit dem Beynamen Magnus, oder der Große, der hier wohl nähere Erwähnung verdient. Seine Kenntnisse waren erstaunlich, und zwar in einem Jahrhundert, wo die tiefste Unwissenheit herrschte. Dies war das Dreyzehnte, obgleich seine Werke erst im Sechszehnten gedruckt worden sind. Sie erstrekken sich über alle Theile der Philosophie, und betragen 21 Folianten. Die Logik sowohl als Metaphysik wurden von ihm weit mehr verworren als aufgeklärt, und in der Physik waren seine Nachforschungen zwar ausserordentlich, allein da er sie zu sehr vervielfältigte, so nahm er so sehr unwahrscheinliche Dinge ohne Wahl und Geschmack auf, daß er dadurch den Titel eines Zauberers erhielt. Seine bekanntesten Werke, wovon man auch Auszüge gemacht hat, sind über die Tugenden der Steine, Mineralien und Pflanzen; von den Geheimnissen der Weiber, und der Spiegel der Astrologie. Albert wurde ein Dominikaner-Mönch, und reiste in Deutschland und Frankreich herum die Philosophie zu lehren. Die Hörsäle waren selbst in Paris zu klein, die Menge seiner Zuhörer zu fassen, daher er seine Vorlesungen auf einem öffentlichen Platz machen mußte, der noch heut zu Tage la Place Maubert durch Ausartung des Worts Albert genannt wird. Dieses geschah 1245. Er wurde nachher Provincial seines Or-

dens, Missionar in Pohlen, und gieng endlich nach Rom, wo ihn der Pabst Alexander IV. zum Majordomo des heiligen Pallastes machte, welcher hohe Posten seitdem beständig von einem Dominikanermönch bekleidet wird *). Zur Belohnung seiner Verdienste erhielt er in seinem Alter das Bißthum Regensburg, in welcher Würde er im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts in seinem sieben und achtzigsten Jahre starb. Der Kaiser Karl V. ließ mehr als zweyhundert Jahr nach seinem Tode seinen Leichnam ausgraben, den man, dem Vorgeben nach unverwest antraf, wodurch denn seine Heiligkeit unleugbar bewiesen wurde, da er schon im Geruch derselben gelebt hatte und gestorben war. Er betete alle Tage viele Stunden lang; gieng beständig, und selbst als Bischof, zu Fuße; auf seinen Reisen lebte er von Almosen, und alles was er durch seine Bücher und Vorlesungen erwarb, gab er seinem Kloster. Diese Vorlesungen setzte er noch als Bischof fort, und es war mitten in einer derselben, daß ihm durch einen Schlagfluß das Gedächtniß auf einmahl vergieng, und er in einem Zustand von Blödigkeit verfiel, ihn auch bald ins Grab führte. Obgleich Albert in allen seinen Werken nichts vom Stein der Weisen erwähnt, so wurde er doch von seinen Zeitgenossen durchgehends für einen Adepten gehalten, wozu unter andern auch die schleunige Bezahlung aller Schulden seines Bisthums, Gelegenheit gab. Indessen machte nichts mehr Aufsehn, als die Erfindung seines Automats, oder redenden Kopfs, der durch seine großen mechanischen Kenntnisse so gemacht war, daß er eine beseelte Bildsäule vorstellte, und die größte Täuschung erwekte. Dieses erfuhr sein berühmter Schüler, der heilige Thomas von Aquin, der eines Tages dieses Automat in dem Kabinet seines Meisters fand, und es für einen Dieb hielt, und daher mit seinen Stock darauf schlug, wodurch die Maschine in Stükken gieng.

*) Der Magordomo oder Maistro des heiligen Pallastes ist eigentlich der Hofmarschall des Pabsts, und gelangt gewöhnlich von diesem Posten zum Kardinalat.

gieng. Albert der dazu kam und diesen Unfug gewahr wurde, betrug sich dabey wie ein Philosoph, und sagte bloß: „Tho„mas, du hast in einem Augenblick vernichtet, was mir dreißig „Jahre Arbeit gekostet hat.“

Die Alchymisten eignen sich den heiligen Thomas von Aquin noch mehr als die Theologen zu. Man hat von ihm vier Bücher über die Alchymie. Unter andern Alchymisten des mittlern Zeitalters zeichnete sich auch Alain de Lille aus, der den Beynamen der Universal-Doktor erhielt. Er war Bischof von Auxerre gewesen, starb aber als ein gemeiner Mönch in der Abtey Clairvaux. Man hat noch von ihm einen Traktat über den Stein der Weisen in lateinischer Sprache.

Endlich erschien Arnaud de Villeneuve ein geschickter Arzt, und für die damaligen Zeiten ein großer Philosoph, der im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts starb. Einige wollen, daß er ein Katalonier, andre aber, daß er ein Provencal gewesen sey. Er studirte mehr als 30 Jahr auf den berühmtesten christlichen und muhamedanischen Universitäten in Europa. Da er sich sowohl auf theologische als weltliche Wissenschaften gelegt hatte, so behauptete er öffentlich, daß die letztern den erstern vorzuziehen wären. Dieses mißfiel den Geistlichen so sehr, daß die Universität zu Paris, bey welcher die theologische Fakultät den Vorsitz hat, funfzehn aus seinen Werken gezogene Sätze verdammte, die alle auf folgendes hinausliefen: „Die Werke der Barmherzigkeit und die Dienste, die „ein geschickter und kluger Arzt der Menschheit leistet, sind allen „demjenigen, was die Priester gute Werke nennen, ja den Ge„beten und Meßopfer selbst vorzuziehn“. Es scheint, daß Arnaud nicht bey diesen Sätzen beharrete, weil er die Gewogenheit der Päbste beybehielt, die damals in Avignon residirten. Indessen bekam seine Lehre doch Anhänger, woraus in Spanien eine Sekte entstand, die man die Arnoldisten nannte.

Die Werke des Arnaud enthalten über sechzig verschiedene Traktäte, darunter einige sehr merkwürdig sind. Man

findet darinn auch einen Kommentar über das berühmte Werk der Salernischen Schule, und einen andern über die medicinischen Werke der Araber, worunter auch die des Rhases waren, der zuerst die Arzneykunst mit der Chymie verband. Nach seinem Beyspiel erfand Arnaud die Kunst allerhand gebrannte und wohlriechende Wasser zu verfertigen. Auch war er der erste, der von Terpentin Spiritus Gebrauch machte. Man gab vor, daß er den Stein der Weisen besaß, und dieses Geheimniß von Raymond Lulle gelernt hatte. Eben so wenig Grund wie dieses, hatte auch die Beschuldigung, daß er ein Zauberer und Sterndeuter sey; obgleich einige seiner Schriften Ursach geben zu glauben, daß er in Ansehung dieser beyden eingebildeten Wissenschaften nicht ungläubig gewesen sey. Seine wahren Verdienste aber wurden durch eine unverzeihliche Thorheit verdunkelt. Dieses war seine Bemühung ein Geheimniß auszufinden, das viel ausserordentlicher und lächerlicher, als das Goldmachen war, nehmlich bloß durch die Kraft chymischer Arbeiten Menschen hervorzubringen.

Raymond Lulle war aus der Insel Majorca gebürtig, und führte dreißig Jahr lang ein sehr freyes Leben, nachher aber bekehrte er sich, und that verschiedene Walfahrten nach Kompostella und Rom. Auf diesen Reisen hielt er sich einige Zeit auf den hohen Schulen zu Paris und Montpellier auf, und machte sich in allen damals bekannten Wissenschaften sehr geschickt. Er faßte den Entschluß die Ungläubigen zu bekehren, weshalb er die orientalischen Sprachen lernte, und eine Reise nach Afrika that, wo er große Gefahr lief ein Märtyrer zu werden. Kaum war er nach Rom zurück gekommen, als er neue Reisen nach Palästina und Cypern unternahm; nach Endigung derselben kam er nach Majorca zurück, blieb aber daselbst nicht lange, sondern gieng wieder nach Italien und Frankreich; endlich zog ihm die Hoffnung den König Eduard II. zu einem Kreuzzuge zu bewegen, in einem 75jährigen Alter nach England hin. Dieser Monarch, heist es, brachte Raymond Lulle dahin für ihn Gold zu machen; er verschafte

ihm

ihm auch eine Menge Gold, woraus man sehr schöne Münzen schlug, die noch in einigen Kabinettern aufbehalten werden. Wie aber der fromme Raymond gewahr wurde, daß Eduard dieses Gold nicht gegen die Ungläubigen anwenden wollte, so verließ er England, und gieng nach seinem Vaterlande. Der Nachfolger Eduards rief ihn aber bald wieder zurück, allein aus Furcht, daß der Adept zum zweytenmal davon gehen möchte, ließ er ihn einsperren um ihn zur Arbeit zu zwingen. Raymond fand aber Mittel zu entfliehn, und schiffte sich zum drittenmale nach Afrika ein, um die christliche Religion den Barbaren zu predigen, die ihn denn auch 1315 in seinem 80sten Jahre märtyrisirten. Man hat von ihm mehr als 500 Bände über alle Theile der Theologie und Philosophie. Die erstaunliche Gelehrsamkeit, womit sie angefüllt sind, ist in der That abschrekkend, dennoch ist sie nicht zu verachten, da der Scharfsinn des Verfassers oft Bewundrung verdient. Man hat in unsern Tagen aus diesen zahlreichen Werken Auszüge gemacht, und sie ins französische übersetzt. Raymond Lulle ist der erste, der vermittelst der Chymie versuchte die sogenannte Universal-Medicin auszufinden.

Das Beyspiel dieses Mannes veranlaßte, daß Leute aus allen Ständen sich mit der Alchymie beschäftigten. Der Pabst Johann XXII. ließ nicht allein arbeiten, sondern arbeitete selbst an dieser Verwandlungskunst. Viele Geschichtschreiber damaliger Zeit behaupten, daß es ihm glückte Gold zu machen, und daß man bey seinem Tode 1334 zweyhundert von ihm verwandelte Goldstangen fand, deren jede einen Zentner wog. Eine Summe, die für das vierzehnte Jahrhundert zu ungeheuer war, und daher so wie dies ganze Mährchen keinen Glauben verdient. Der Pabst machte die Proceduren öffentlich bekannt, durch welche er seine Verwandlungen bewirkte. Man findet diese Schrift auch in der That noch in einigen Bibliotheken, allein der Innhalt ist so dunkel als abgeschmackt.

Zu eben dieser Zeit lebte am französischen Hofe der berühmte Poet Johann de Meun, Verfasser oder vielmehr Fortsetzer

setzer des Romans von der Rose; ein in französischen Versen geschriebenes Werk, das einen in Frankreich nie erhörten Beyfall erhielt; wozu denn größtentheils die falsche Meinung beytrug, daß dieses Gedicht unter andern Geheimnissen auch das große Arkanum Gold zu machen, in sich enthielte.

In diesem Jahrhundert verursachten auch die Reichthümer und Lehrsätze eines Parisers, Namens Nikolaus Flamel, viele Aufmerksamkeit. Er war anfangs ein bloßer Schreiber, wurde aber sehr reich, machte ansehnliche Stiftungen, und starb 1413. Man sieht noch zu Paris sein Grabmahl und die Rinnen seines Hauses, das mit Hieroglyphen bedekt war, auch findet man noch andre Denkmäler von ihm in dieser Hauptstadt. Die wahrscheinlichste Ursache dieser Reichthümer ist wohl diese, daß viele Juden, die damals gezwungen waren, das Königreich zu verlassen, ihm ihre Schätze anvertrauten; indessen erzählt er in seinen Büchern sowohl als in seinem Testament die Sache ganz anders. Er giebt vor von den Juden nur ein einziges Buch geerbt zu haben, das blos aus ein und zwanzig Blättern bestand, wovon sieben voller Hieroglyphen waren. Die Erklärung derselben war in lateinischer Sprache geschrieben, und zwar laut der Anzeige von einem jüdischen Priester Namens Abraham. Flamel hatte nicht viel Mühe das lateinische zu übersetzen, allein es war ihm unmöglich die häufigen Allegorien zu verstehn, die er in diesem Büchlein fand. In der Vermuthung, daß große Geheimnisse darunter verborgen wären, beschäftigte er sich drey Jahr lang unaufhörlich sein Buch zu studieren, aber vergebens; endlich that er eine Reise nach Spanien, woselbst sich damals viele gelehrte Juden befanden; er traf auch einem der sein Buch auszulegen fähig war, und da Flamel dasselbe nicht mit nach Spanien genommen hatte, willigte der Jude ein, mit ihm nach Paris zu reisen, um es zu untersuchen, allein er ward unterwegens krank und starb zu Orleans. Flamel mußte sich daher mit dem begnügen, was er von ihm gelernt hatte; dieses war indessen hinreichend, ihn nach

einer

einer Arbeit von drey Jahren dahin zu vermögen Queckſilber in feines Silber und einige Zeit nachher in Gold zu verwandeln. Nachdem dieſer Verſuch ihm einmahl gelungen war, gelangte er zu ſo viel Reichthümern, daß, wie er ſelbſt ſagt, er keine Vermehrung derſelben nöthig gehabt hätte. Dennoch wiederholte er ſeine Arbeit dreymahl, allein weit entfernt ſich ſeiner Schätze zu einem größern Aufwand zu bedienen, fuhr er fort in ſeinem kleinen Hauſe zu wohnen, und aus irdenen Geſchirre zu eſſen; allein er legte vierzehn Hoſpitäler an, ließ drey neue Kapellen bauen, und ſieben Kirchen ausbeſſern. Dieſe erſtaunliche Wohlthätigkeit kam dem damals regierenden König Karl VI. zu Ohren, der, um das Geheimniß ſeines Unterthanen zu erfahren, einen Requetenmeiſter zu ihm ſchickte. Flamel war gezwungen es zu entdekken, und gab eine Abſchrift von ſeinem Buche, das auf dieſe Weiſe in die königliche Bibliothek kam. Es wurden eine Menge Kopien davon gemacht, endlich aber im ſechszehnten Jahrhundert nebſt zwey andern Schriften des Flamel gedruckt; das eine unter dem Titel: Le Somaire Philoſophique, das andre le Deſir deſiré. Sonderbar iſt es, daß obgleich alle dieſe Geheimniſſe in jedermanns Händen gekommen, die Chymiſten dennoch nicht daraus gelernet haben, Gold zu machen.

In eben dieſen Jahrhundert lebte auch Baſilius Valentinus, ein deutſcher Benediktinermönch, der eine Menge Bücher in deutſcher und lateiniſcher Sprache ſchrieb, die alle die Chymie betrafen. Obgleich nach dem Urtheil vieler Alchymiſten der Stein der Weiſen darinn enthalten ſeyn ſoll, ſo haben doch dieſe Schriften ſo wenig, wie alle andre zu Ausführung des großen Werks geholfen. Das beſte, was man in den Büchern dieſes Mönchs findet, ſind ſeine Experimente mit dem Antimonio, die darinn ſehr genau beſchrieben ſind. Er war es auch, der die drey chymiſchen Grundſtoffe feſtſetzte, nehmlich das Salz, den Schwefel und das Queckſilber, die Paracelſus nachher unter die ſeinigen aufnahm. Bald nachher zeichneten

neten sich zwey Holländer, Namens Isaak, Vater und Sohn, in der Chymie aus. Ihre Schriften waren lateinisch, und enthielten nach dem Zeugniß des großen Boerhaave, sehr sonderbare Versuche. Sie verbesserten die Kunst zu distilliren, und Metalle zuzubereiten. Auch arbeiteten sie mit Blute, und man versichert, daß sie sogar soweit gelangten falsches zu machen.

In dieser Epoke lebte auch Bernard Trevisano, ein Italiäner, der sein ganzes Leben mit unermüdeten Fleiße den so gewünschten Stein suchte, und ihn auch, wie man behauptet, nach einer 60jährigen Arbeit und vielen Reisen fand. Er war damals 75 Jahr alt, und genoß die Früchte seines Fleisses noch einige Zeit, denn er starb im vier und achtzigsten Jahre. Er schrieb verschiedene Bücher in französischer Sprache, auch einen ausserordentlichen Brief an Karl de Bologne, Leibarzt Karls VIII., der gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts gedruckt wurde, imgleichen machte er Auszüge aus alten Schriftstellern, die über diese Materie geschrieben hatten. Die Alchymie wurde in diesem Zeitalter auch der Gegenstand von Gedichten, unter andern erschien eins unter dem Titel: La fontaine des amoureux de science, in welchem, wie der Verfasser Namens La Fontaine vorgab, das Geheimniß des großen Werks enthalten seyn sollte.

Unter den Alchymisten dieser Zeit rechnet man auch Jakob Koeur, wozu seine Reichthümer Gelegenheit gaben, denn man hat kein Werk von ihm. Der Kardinal Kusa ist in demselben Fall, der durch viele Prophezeyungen bekannt ist, die eine Zeitlang Aufsehn erregten. Diesen Zufolge sollte im Jahr 1730 die Welt untergehn. Auch der Abt Trithemius wird unter die Adepten gezählt, weil er zwo chymische Abhandlungen geschrieben hat, die aber von keiner Bedeutung sind. Ein gleiches Schicksal haben Marsilius Ficin, Pico de la Mirandola und Kornelius Agrippa gehabt, bloß weil man es damals für unmöglich hielt ein großer Gelehrter zu seyn, ohne sich mit der Astrologie und Alchymie zu beschäftigen.

Aurelio

Aurelio Augurelli, ein Venetianer, war zu gleicher Zeit Adept und Poet. Er bediente sich dieses doppelten Talents ein Werk in lateinischer Sprache zu verfertigen, das den Titel Chrysopea führte. Dieses Gedicht eignete er dem Pabst Sixtus V. zu, und veranlaßte die so berüchtigte Anekdote; denn man sagt, daß ihm der Pabst einen ledigen Beutel schenkte, mit der Aeußerung, daß, da er ein so schönes Geheimniß besäße, und nach Gefallen Gold machen könnte, er weiter nichts als einen Beutel nöthig hätte es aufzubewahren.

George Ripley, ein Engländer, verdient auch hier angeführt zu werden. Er war ein Geistlicher, gieng nach Rom, und wurde Ceremonienmeister des Pabstes Innocentius VIII. In dieser Stadt schrieb er seinen Traktat der zwölf Pforten, oder der zwölf nöthigen Arbeiten um Gold zu machen; ein Werk, das nicht ohne Verdienst seyn soll, obgleich es nicht seinem Endzweck entspricht. Ripley hatte viel Feinde, und wurde sehr verfolgt, wodurch er endlich bewogen wurde in den Karmeliterorden zu treten, und sich der Welt zu entziehn.

Endlich erschien im sechszehnten Jahrhundert der größte von allen Chymisten, die in diesem barbarischen Zeitalter gelebt haben. Dieses war der berühmte Theophrastus Paracelsus, der 1493 in der Schweiz gebohren wurde. Seine Neigung führte ihn zur Medicin und Chymie. Er studirte mit vielem Eifer und that nachher große Reisen. Man versichert, daß die Schriften des Basilius Valentinus ihm den Geschmack an der Alchymie beygebracht haben. Auf eine seiner Reisen ward er von den Tatarn gefangen und nach Konstantinopel geführt, wo er durch einen Zufall neue Kenntnisse in diesem Fach erwarb. Er besuchte häufig Kriegsläger, und trieb daselbst die Arzneykunst und Chirurgie, die er nachher in der Schweiz fortsetzte, und wundervolle Kuren that, welche er aber durch eine sehr ausschweifende Ausführung verdunkelte. Vermittelst des Opiums stellte er den Kaiser Maximilian II. von einer beschwerlichen Krankheit wieder her; da er aber dem Kanzler eben

dieses

dieses Kaisers, der das Podagra hatte, auch durch Opium kuriren wollte, starb dieser, und verursachte durch seinen Tod dem großen Ruf des Paracelsus nicht wenig Nachtheil, der aber bald hernach selbst in seinem acht und vierzigsten Jahre an einem Schlagflusse starb. Die Welt erstaunte in einem solchen Alter einen Mann sterben zu sehen, der da vorgegeben hatte ein ohnfehlbares Geheimniß gefunden zu haben, das menschliche Leben über die gewöhnlichen Gränzen zu verlängern.

Der Uebermuth und die Marktschreyerey des Paracelsus thaten ihm viel Schaden, obgleich man gestehen muß, daß er einigen Grund hatte von seinen Kenntnissen eine gute Meinung zu haben, da sie weit über sein Jahrhundert erhaben waren. Ausser seinen erstaunlichen Kuren, machte er vortreffliche Entdekkungen; allein er war allemal so unvorsichtig mehr zu versprechen, als er halten konnte, daher denn dasjenige, was er wirklich bewerkstelligte, verdächtig wurde. Er gab vor, daß er das Gold trinkbar gemacht, und das Queckſilber in eine Quintessenz gebracht hätte. Er verfertigte ein Elixir, wodurch er das Leben verlängern, und den menschlichen Körper für alle Abnutzung verwahren wollte. Auch behauptete er Mittel für alle Krankheiten zu besitzen, daher er aus Antimonium und Queckſilber einen körperlichen und geistigen Balsam verfertigte, davon der eine, nach seiner Meinung, die Universalmedicin, und der andre der Stein der Weisen seyn sollte. In Ansehung der Arzneykunst setzte er sich weit über den Avicenna und Galenus, ja über den Aeskulap selbst. Von den Arabern sprach er allemahl mit Verachtung, ob er ihnen gleich seine erstere chymischen Kenntnisse schuldig war. Jakob Karpi hatte zwar schon vor ihm den Merkurius als ein Mittel wider eine damals neue Krankheit angekündigt, allein Paracelsus dehnte den Gebrauch desselben sehr aus, und erkannte, daß er bey unzähligen Vorfällen mit Nutzen angewandt werden könnte; ein Grundsatz der gegenwärtig allgemein angenommen ist. Nachdem er endlich seine wirklichen Kenntnisse gezeigt hatte,

hüllte

hüllte er sich in ein undurchdringliches Dunkel ein, und gab vor, ein Sterndeuter, Zauberer und Prophet zu seyn.

George Agrikola, ein Sachse, war kein solcher Charlatan wie Paracelsus, sondern ein vortrefflicher Physiker, und der beste Metallurgist des sechszehnten Jahrhunderts. Er hatte anfänglich den Stein der Weisen gesucht, auch ein Buch über diese Materie geschrieben, nachdem er aber die Silberbergwerke seines Vaterlandes untersucht, und von den Bergleuten alles erforscht hatte, so fand er, daß es rathsamer wäre sich mit den chymischen Arbeiten des aus der Erde gezogenen Silbers zu beschäftigen, als die Mittel aufzusuchen dieses Metall in seinem Laboratorio zu machen. Er erfand daher bessere Schmelzöfen und Instrumente, als man sich vorher bedient hatte, wie auch bequemere Mittel die Metalle zu vereinigen, aufzulösen, und zu raffiniren. Man findet in seinen Schriften weder Räthsel noch Dunkelheiten, sondern alles klar und deutlich bestimmt. Sein vornehmstes Werk über die Metalle war ursprünglich lateinisch geschrieben, erschien aber bald darauf auch in deutscher und endlich auch in andern europäischen Sprachen. Außerdem hat man von ihm zwey andre sehr merkwürdige lateinische Schriften; die eine über das Maaß und Gewicht der Alten; die andre, über die unter der Erde lebenden Wesen; denn Agrikola glaubte gleich vielen andern, daß es in den Bergwerken kleine Kobolts gäbe, die den Bergleuten allerhand Possen spielten, wovon er wunderbare Beyspiele anführt, die sich aber alle physisch erklären lassen. Er lebte zur Zeit der Reformation, und starb 1555 in einem Alter von ein und sechszig Jahren.

Unter den Alchymisten dieser Zeit gehört auch Barthelemi Zachaire, ein Edelmann aus Guienne, der auch sein ganzes Leben durch den Stein der Weisen suchte, und endlich vorgab ihn gefunden zu haben. Er berief sich auf den König von Navarra, Heinrich Albert, Großvater Heinrich IV. König von Frankreich, in dessen Gegenwart er Gold gemacht haben wollte, und gab zu diesem Endzweck 1567 ein Buch her-

aus, worinn seinem Vorgeben nach seine Versuche erklärt wurden. Wenn es wahr ist, daß er Gold gemacht, und seine Methode beschrieben hat, und zwar in einem Werke, das gar nicht selten ist, so ist es unbegreiflich, daß man über diese Materie nicht besser unterrichtet ist.

Es würde überflüßig seyn hier noch einige andre anzuführen, die in diesem sechszehnten Jahrhundert lebten, und sich rühmten Gold machen zu können, überdem auch alle Bücher geschrieben, worinn sie ihre bewundrungswürdige Geheimnisse zwar der Welt entdeckten, allein sie auch dabey sorgfältig unter geheimnißvollen Bildern verbargen. Unter diesen verdient la Riviere noch angezeigt zu werden. Er war Leibarzt Heinrichs IV. und rühmte sich einer der größten Schüler des Paracelsus zu seyn. Diesem zufolge schrieb er ein Buch unter dem Titel: Demosterion, in welchem er alle Grundsätze seines Meisters festsetzte, und alle seine Geheimnisse anprieß. Die Sucht Gold zu machen griff in dieser Zeit so um sich, daß sogar die Romanschreiber über den Stein der Weisen herfielen und ankündigten, daß sie ihn gefunden hätten. Dieses that auch der berüchtigte Beroalde de Verville, Verfasser folgen, der hermetischen Romane: Le Palais des Curieux; les Apprehensions spirituelles Cabinet de Minerve; Voyage des Princes fortunès und Recherches de la pierre philosophale. In diesen Romanen hatte er seinem Vorgeben nach die wichtigsten Geheimnisse der hermetischen Philosophie verborgen. Ein gleiches behauptet er in seinem Commentaire sur le Songe de Poliphile gethan zu haben. Viele Adepten haben auch in der Vorrede zum sechszehnten Bande des Amadis eine dunkle Stelle bemerken wollen, in welcher das Geheimniß des philosophischen Steins enthalten seyn soll.

Diese thörigte Nachforschungen endigten sich nicht mit dem sechszehnten Jahrhundert; die Geschichte der Rosenkreuzer Brüderschaft gehört zu der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts, allein gegen das Ende desselben sahe man die

Chymie

Chymie einen Schwung nehmen, wodurch sie einen ansehnlichen Platz unter den Wissenschaften erhielt, die der menschlichen Gesellschaft am nützlichsten sind. Wie groß ist nicht in der That der Unterschied zwischen der heutigen Chymie und jener lächerlichen Alchymie, wovon oben geredet worden, und den neuern chymischen Büchern in Vergleich mit den vorher angezeigten hermetischen! Um hierüber desto besser zu urtheilen, will ich hier nach dem großen Boerhaave alle Wissenschaften und Künste anführen, denen die Chymie seit 100 Jahren vortheilhaft gewesen ist. Eine solche Darstellung ist so interessant für das Jahrhundert, worinn wir leben, als für die Menschheit überhaupt.

Die Chymie, so wie sie heut zu Tage ausgeübt wird, ist zur Vervollkommnung der Physik äußerst nöthig, weil sie dadurch, daß sie die Körper auflößt, und deren Bestandtheile kenntbar macht, die in der Physik angenommenen Grundsätze und Versuche rechtfertigt, uns auch im Stand setzt neue Versuche und neue Systeme zu machen. Der Chymist folgt der Natur, und ahmt ihr in ihren Arbeiten nach; er untersucht alle Zusammensetzungen, deren die erschafne Materie fähig ist, entdeckt sie, und stellt sie dar. Der große Kanzler Bakon hatte schon im Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts vorhergesagt, daß die Physik nur durch Hülfe der Chymie zur Vollkommenheit gelangen könnte.

Die Chymie leistet der Medicin ebenfalls große Dienste; nicht allein daß sie derselben Heilungsmittel verschaft, sondern sie lernt dem Arzt auch den Gegenstand kennen, an dem er seine Kunst beweisen soll, nehmlich den menschlichen Körper; die Natur der festen und flüßigen Theile, woraus er zusammen gesetzt ist; die Art und Weise, wie sie sich mischen, und auf einander durch wahrhaft chymische Operations wirken. Boerhaave sagt, daß der Grad der Wärme des menschlichen Körpers das wahre Maaß der in uns wirkenden Kräfte ist, daher denn der Chymist besser als irgend ein andrer die Wirkungen dieses Feuers

erklären kann. Derjenige also, der die Kenntniß der Chymie mit der Arzneykunst verbindet, findet in unserm Blute, in unsrer Galle, und in allen flüßigen Theilen unsers Körpers saure Salze, Alkalis, und öhligte Feuchtigkeiten; er sieht in uns wie in seinem Laboratorio, Gährung, Distilirung, Precipitirung, Sublimirung, Filtrirung, Verdauung, u. s. w. und wenn er hernach den Zustand des Bluts, des Speichels, des Urins, und andrer Dinge dieser Art untersucht, so lernt er das Resultat obiger Arbeiten kennen. Durch die Analysirung der Substanzen aus dem Thier- und Pflanzenreich, die dem Menschen zur Nahrung dienen, sieht der Chymist gewissermaßen die Wirkungen vorher, die sie in dem menschlichen Körper hervorbringen werden, und trägt dadurch zur Heilungskunde bey. Seitdem man die Chymie auf die Arzneykunst sorgfältig angewandt hat, sind viel vortrefflichere Arzneymittel in Gebrauch gekommen, als Salze, Oehle, geistige Wasser und allerhand Extrakte aus den drey Naturreichen. Auch sind wir der Chymie die Analysirung der mineralischen Wasser schuldig, und die Kenntniß ihrer Eigenschaften. Diese Wissenschaft lehrt uns nicht allein die heilsamen Wasser zu Bädern und Getränken an den Oertern, wo sie sich befinden, aufzusuchen, sondern auch diese mineralische Wasser nachzuahmen, so daß sie einigermaßen dieselben Wirkungen hervorbringen, als diejenigen, die die Natur in den Eingeweiden der Erde selbst zubereitet hat.

Sehr viele freye und mechanische Künste sind seit zweyhundert Jahren von der Chymie ausserordentlich unterstützt worden. Man kann die Mahlerey in Ansehung des Kolorits an die Spitze derselben stellen, da sie ihre schönsten Farben der Chymie zu verdanken hat. Die Firnisse und Lakirungen sind ebenfalls das Resultat chymischer Arbeiten. Wir wissen zwar nicht genau, welcher Mittel sich die Chineser und Japaner zu ihren Laken bedienen, und es mangeln uns auch verschiedene Zuthaten, die sie dazu gebrauchen, dennoch sind wir durch Kunst und Erfahrung dahin gelangt sie nachzuahmen. Die Glaßmahlerey

mahlerey erfordert auch chymische Kenntnisse, indessen ist es merkwürdig, daß diese Kunst in einem Zeitalter, wo man noch sehr unwissend in der Chymie war, weiter getrieben worden ist, als selbst in unsrem so sehr aufgeklärten Jahrhundert. Sogar die Kunst Glaß zu machen gehört zu der Chymie. Sie wurde durch den Zufall erfunden, und durch die neuere Chymisten zu der jetzigen Vollkommenheit gebracht. Durch eine kluge Anwendung dieser Kunst hat man Brillen, Ferngläser, Teleskope und Mikroskope erfunden. Die Kunst falsche Steine mit allerhand Farben zu machen, wird täglich vermittelst chymischer Arbeiten vervollkommnet. Ihr sind wir die falschen Krystalle schuldig, die fast an Glanz und Härte dem Krystall de Roche gleich kommen. Das Emailliren, daß die Alten wenig kannten, ist durch die Chymisten zu dem jetzigen Grad der Vollkommenheit gebracht worden. Vom Email ist man zum Porzellain übergegangen, da die hiezu dienliche Erde erst durch ekymische Prozeduren untersucht werden mußte; endlich haben wir auch der Chymie die schönen Farben zu verdanken, die man jetzo auf dem Porzelain aufträgt, und den Vortheil, so es besitzt, dem Feuer zu widerstehn.

Die Kunst Farben zu bereiten war schon vorher auf die Färberey der Zeuge angewandt worden, ehe man die harten Materien, als Holz, Steine und Glaß bemahlte, allein durch die neuern ekymischen Kenntnisse ist diese Kunst sehr vervollkommnet worden; durch die Mischung mineralischer Substanzen mit den vorher gebräuchlichen vegetabilischen hat man neue Farben hervorgebracht, und die bereits bekannten glänzender und dauerhafter gemacht. Sogar der bloßen Linnenwäscherey hat die Chymie durch Verbesserung der Seifen Nutzen geschaft, auch ist man ihr die Kunst schuldig, die Farben auf eine unwandelbare Art auf Leinwand aufzutragen, so daß, wenn man will, der Grund ganz weiß bleibt, wodurch die Zitze entstanden sind. Die Kunst die Tücher zu walken, und folglich auch die Tücher zu machen haben alle ihre Vollkommenheit durch die Chymie erlangt.

Es ist bereits oben erwähnt worden, daß die eitlen Bemühungen den Stein der Weisen zu finden, große Fortschritte in der Metallurgie veranlaßt haben, davon so viele nützliche Künste Vortheile ziehen. Der Kupferschmied, dessen Arbeiten nicht so verächtlich sind, wie man insgemein glaubt, hat die Lehren des Chymisten sehr nöthig, um ihn sowohl beym Verzinnen als beym Löten, wie auch bey vielen andern Operationen seiner Profession zu leiten; der Zinngießer, der Klempner, der Stück- und Rothgießer, der Goldschmied und sogar der Juwelier sind in demselben Fall. Der Goldschläger, der Goldzieher, der Vergolder, der Tressenausbrenner, der Stahlarbeiter, und der Schwerdfeger haben von den Chymisten die Grundsätze der Schmelzkunst, der Härte und der Zusammensetzung der Metalle. Auch zur Münzkunst sind die chymischen Kenntnisse unentbehrlich.

Das Schiespulver mag durch den Zufall erfunden worden, oder die Frucht vieler Versuche und Bemerkungen gewesen seyn, so ist doch gewiß, daß wir diese mördrische Erfindung, die ganz die Grundsätze der Kriegskunst verändert hat, der Chymie schuldig sind. Die Methode es zu verfertigen ist seit 200 Jahren sehr verbessert worden, man hat in Ansehung des Salpeters neue Entdekkungen gemacht, und die Gewalt des Pulvers vermehrt, sowohl durch sich selbst, als durch die Einsperrung in fürchterlichen Maschinen. Es waren auch chymische Kenntnisse zu der schrecklichen Erfindung der Pulverminen erforderlich. Endlich hat man auch das Pulver zu Lustbarkeiten und Festen angewandt, dabey denn der Feuerwerker dem Chymisten mehr als dem Artilleristen zu verdanken hat.

Die Chymie hat uns die Wohlthat erzeigt uns eine Menge falscher Meinungen benommen zu haben, indem sie uns wahre und natürliche Erläuterungen von sehr vielen Dingen gegeben hat, die man lange Zeit für Wunder gehalten hatte. Sie hat die Gränzen der weißen oder natürlichen Magie auf Kosten der schwarzen Magie erweitert, wovon man heut zu Tage

das

das abgeschmackte und lächerliche vollkommen einsieht. Wer würde vor einigen Jahrhunderten vermuthet haben, daß man einst, ohne über Wunder zu schreyen, Menschen mit Lichtstralen um ihren Köpfen sehen würde? daß man tröstende oder schrekkende Worte, mit feurigen Buchstaben geschrieben, würde lesen können? dieses wird indessen jetzt durch Phosphorus leicht bewerkstelligt. Wer hätte gesagt, daß man auf einem bestimmten Augenblick Thürme und Mauren umstürzen würde, ohne das geringste zu sehn, was diese Gewalt hervorbringen könnte? Eine Menge andrer bewundrungswürdiger Dinge sind die Frucht unsrer neuen chymischen Kenntnisse, als, das flammende Gold, die Hitze und der Knall, die aus der Mischung zwoer kalter Liquors entstehen, wovon das eine brennbare, das andre aber atmospherische Luft ist, u. s. w.

Es giebt noch mehr neuere Künste, die der Chymie ihr Wesen zu verdanken haben, als die Structurarbeit, die durch Gips die schönsten und seltensten Marmorarten mit allen ihren Farben und Polirungen nachahmt, so daß man leicht getäuscht werden kann; die Kunst Zukker zu raffiniren, ihn weiß und glänzend zu machen; Scheidewasser zu verfertigen; ferner Siegellak zu machen und zu färben; die Künste Spiegel zu verfertigen, Kohlen zu brennen, Kühnruß und Chinesische Dinte zu machen. Imgleichen haben zum Theil die Prozeduren vieler Manufakturarbeiter ihren Grund in der Chymie, als die Hutmacher, Kürschner, Gerber, Papiermüller, Kartenmacher u. s. w.

Diese Wissenschaft zeigt vorzüglich ihren weitern Umfang um unsern Geschmack und Geruch zu vergnügen. Seit einem Jahrhundert sind unsre zusammen gesetzte Ragouts bloß die Resultate chymischer Prozeduren; verschiedene haben sogar Namen, die sich auf die Chymie beziehen, als Gelee, Essenz u. a. m. besonders aber hat man ihre Grundsätze nöthig um vortreffliche Liqueurs zu machen. Es gehören chymische Kenntnisse dazu gute unverfälschte Weine zu bereiten, sie zu erhalten und zu

verbessern; noch nöthiger aber sind sie, wenn man falsche Weine machen will, wo die Trauben eben nicht das vornehmste Bestandtheil sind. Die Zubereitung des Biers sowohl als des Cyders hängt mit der Chymie zusammen, auch ist bereits oben erwähnt worden, daß ein Chymist (Arnaud de Villeneuve) den Brandwein erfunden hat, obgleich andre die Distillirungsart nachher verbessert haben, wozu auch die aromatischen Essige gekommen sind. Seit dieser Epoke hat man unzählige angenehme Liqueurs für den Geschmack und wohlriechende Wasser für den Geruch erfunden, ja man hat Puder, Pomade und Seiffen mit Essenzen parfumirt; endlich ist man sogar soweit gegangen den Frühlingsthau zu distilliren, um daraus ein Wasser für die Haut zu verfertigen.

Wir dürfen nicht zweifeln, daß wenn unsre Gelehrten und Künstler ihre Beobachtungen und Versuche in der Chymie fortsetzen, sie noch vortreffliche und allen Künsten nützliche Entdekkungen machen werden; wodurch denn die beiden berüchtigten Geheimnisse, die unsre Vorfahren so lange und so fruchtloß beschäftigt haben, nehmlich das Goldmachen und die Universalmedicin zurück bleiben werden. Der große Boerhaave ist der Meinung, daß es nicht unmöglich sey das erste auszufinden, allein so groß auch die Bemühungen der Alchymisten immer seyn mögten, würden sie nie dahin gelangen, das zwote zu entdekken. Man kennt einigermaßen die Verfahrungsart der Natur um das kostbarste aller Metalle zu verfertigen; man weiß, daß sie Jahrhunderte lang alle Materien, die sie zur Hervorbringung des Goldes braucht, sammlet, vereinigt, bald zusammen setzt, bald wieder trennt und läutert. Wenn auch der Chymist wirklich durch eine Reihe glücklicher Zufälle dahin gelangte, in viel geringerer Zeit alle diese Prozeduren der Natur nachzuahmen, welcher Vortheil würde dieses entdeckte Geheimniß der Welt verschaffen? Es würde ohne Zweifel für den Erfinder vortheilhaft seyn, allein das gemeinwerdende Gold würde von seinem Werth nach und nach herabsinken, und endlich den schlechtesten

testen Metallen gleich werden. Der große Ueberfluß des Goldes würde die Völker weder reicher im eigentlichen Verstande, noch glücklicher machen.

Es scheint daher der menschlichen Klugheit gemäß zu seyn, nicht bey dem Nachforschen eines Geheimnisses zu verharren, das keine beständige und wahre Nutzbarkeit zum Gegenstande hat. Was die **Universalmedicin** betrifft, so könnte man nicht zu viel Anstrengungen des Geistes anwenden, ein so göttliches Arkanum auszufinden, wenn es nicht eine lächerliche Chimere wäre. Es ist zu bewundern, daß man noch heut zu Tage vernünftige Leute antrifft, die diesen fruchtlosen Bemühungen nachhängen, und sich folglich unterstehen gegen die unveränderlichen Gesetze der Natur sich aufzulehnen. Alles hat sein Ende, und von dem Augenblick an, da unsre Körper anfangen sich zu bewegen, thun sie schon einen Schritt zu ihrer Vernichtung. Das perpetuum mobile ist unmöglich zu erfinden, überdem kann es nicht fehlen, daß das beständige Reiben die Triebfedern einer Maschine abnutzt, von welcher Beschaffenheit sie auch immer seyn möge; wenn daher diejenigen, die unsern Körper in Bewegung setzen, sich verändern, erschlafen und abgenutzt werden, so hört das Thier auf zu leben. Das beste und wünschenswürdigste, was wir von chymischen Arbeiten hoffen können, sind Mittel auszufinden, wodurch die Flüssigkeiten unsers Körpers in dem gehörigen Gleichgewicht gehalten, und dasjenige, was uns an Kräften abgegangen wieder ersetzt werde, wodurch unsre Gesundheit erhalten, und unser Tod einige Jahre verschoben werden kann, allein eine lächerliche Thorheit ist es sich einzubilden, daß man jemals eine **Universal-Medicin** erfinden könne.

T.

III.

Fragmente einer großen Sittengeschichte,

(Beschluß.)

Nachdem die französische Komödie einen hohen Grad der Vollkommenheit erreicht hatte, und die verschiedenen Schauspielergesellschaften in eine einzige vereinigt worden war, wollte man der Nation Veränderungen in ihren Schauspielen verschaffen, wobey dennoch das erste Theater die Ehre beybehielt, wirklich National zu seyn. Zwo Truppen italiänischer Komödianten etablirten sich nach einander zu Paris, und entsagten fast ganz dem Geist und der Sprache ihres Vaterlandes, um französische Schauspiele vorzustellen, die obgleich sehr unterhaltend, doch von denjenigen verschieden sind, die auf dem Nationaltheater gespielt werden.

Da die deklamirte französische Poesie und Prosa den Franzosen ja dem ganzen Europa vortreffliche Schauspiele gegeben hatte, so mußte die Musik endlich sowohl durch sich selbst, als auch durch die Erhöhung der Reitze der Dichtkunst, durch die Leitung der Tänze und Ballette, und dadurch daß sie zum Vorwand diente, prächtige Verzierungen und bewundrungswürdige Maschinen anzubringen, der Welt das Meisterstück der Schauspiele, die französische Oper, darstellen *). Es war im Karneval 1648, daß der Kardinal Mazarin die italiänische Oper

*) Wir bitten unsre Leser sich zu erinnern, daß hier ein Franzose spricht, und daher dessen Sünden nicht auf unsre Schultern zu laden. Der lächerliche Eigendünkel dieses Volks ist bekannt; auch haben wir schon unzählige Prahlereyen in diesem Werke theils gemäßigt, theils gar weggelaßen, um unsern deutschen Lesern nicht verdrüßlich zu fallen. Obiger Lobspruch aber auf die französische Oper mußte stehen bleiben, zum Beweis, wie noch im Jahr 1781 die Franzosen von diesem Schauspiel reden.

Oper Orfeo im Palais Royal vorstellen ließ; die schönen Verzierungen, die Flug- und andre Maschinen, die zu derselben gebraucht wurden, rissen alle Zuschauer zur Bewundrung hin, daher man dieses Schauspiel 1660 bey der Vermählung Ludwig XIV. wieder erneuerte. Man gab bey dieser Gelegenheit die italiänische Oper Ercole Amante, denn man glaubte damals, daß die französische Sprache nie zur dramatischen Musik würde gebraucht werden können. Der Abbe Perrin aber, unterstützt von dem Organisten Lambert, war andrer Meinung, und gab den Parisern eine französische Oper, unter dem Titel Pomona, die Beyfall erhielt, allein bald nachher erschienen Quinault und Lully, die durch ihre vortrefflichen Werke die Pomona in Vergessenheit brachten. Diese beyden berühmten Männer veränderten in Frankreich ganz die Lyrische Scene, die Rameau nachher noch mehr vervollkommnet hat. Leider ist die Geschichte der französischen Nationaloper bereits geendigt, und die Nachkommenschaft wird bloß Opern in einem fremden Geschmack sehn, welcher indessen doch durch den der französischen Nation natürlichen Geschmack etwas verbessert werden kann.

Es waren bereits viele Bücher über die französische Musik geschrieben, allein ein ganz neues Werk des de la Borde, worinn das größte Detail mit der genauesten Richtigkeit verbunden ist, scheint diese Materie gleichsam erschöpft zu haben. Man kennt jetzt alle Instrumente, deren sich die alten Minstrels bedienten, und weiß, wie sie sich in die heutigen nach und nach verwandelt haben. Es war im Jahr 1286, daß Guy, ein Mönch aus Arezzo in Toskana die sechs berühmten Silben zu den Tönen in der Musik, und andre zu der Tonkunst gehörige Dinge erfand. Diese Erfindungen kamen unter der Regierung des Königs Robert nach Frankreich, aber es war erst 1330, daß ein Pariser Namens Desmurus die Noten erfand, und sie anstatt der Silben auf die Linien setzte, worauf denn nach und nach die weitern Verbesserungen erfolgten. Diese vervollkommnete Tonkunst diente nicht allein in den Kirchen und Konzerten,

sondern

sondern man rief sie auch zu Hülfe, um die Munterkeit in den Komödien dadurch zu vermehren, daß man bisweilen den Gesang mit der Deklamation vermischte; allein vorzüglich in der Oper ist es, wo die Musik in ihrem ganzen Glanz erscheint. Lully, ein Italiäner, erfand die Kunst die Worte der französischen Dichter auf eine solche Art in Musik zu setzen, die dem Ton der französischen Deklamation und Sprache gemäß war. Nach dem Maaß, daß die Tonkunst sich in Italien vervollkommnete, suchten die Franzosen auch dieselbe in ihren Fortschritten zu folgen; da aber weder die französische Sprache, Aussprache noch Accente verändert worden, seitdem Lully mit so großem Beyfall die Worte derselben in Musik setzte, so folgt daraus, daß man die lyrischen Scenen auch so wie zu seiner Zeit singen müsse, weil die Verse des Corneille und Racine noch eben so wie unter den Augen dieser großen Dichter deklamirt worden, oder doch gewiß deklamirt werden sollten. Man muß indessen gestehn, daß die Ballets und das Orchester seit einiger Zeit sehr verbessert worden sind.

Zur Nachahmung der großen Opern und unter dem Schutz dieses Schauspiels hat man komische Opern etablirt. Anfangs waren dieses nur kleine sehr lustige Stükke mit Gassenliedern vermischt, oft voller Salz und feiner Kritik, die mitten unter den Dornen, die die andern Schauspiele auf ihrem Wege ausstreueten, dennoch eine geraume Zeit die französische Nation ergötzten. Bald aber wurden diese artige Kleinigkeiten besser bearbeitet, und mit einer wohlgewählten Musik aufgestutzt, so daß sie jetzo den italiänischen Operetten gleich kommen; die Franzosen sind sogar der Meinung, daß sie diesen weit vorzuziehen sind, weil außer der bessern Bearbeitung, die Prosa zwischen den Arien weit angenehmer, als das italiänische langweilige Recitatif ist. Die Schauspiele, die man auf dem Boulevard sieht, und ein Gemische von Musik, Tänzen, Pantomimen und Dialog sind, haben die Unterhaltung des gemeinen Volks zum Gegenstande, obgleich sie auch bisweilen von Personen aus der feinen Welt besucht werden.

Die

Die öffentlichen Konzerte sind auch ein beträchtlicher Zweig der neuern Ergötzlichkeiten. Es ist keine große Stadt in Frankreich, wo nicht öffentliche Konzerte gegeben werden. Indessen haben die Privilegien der Opet zu Paris, die jetzo die Akademie der Musik genannt wird, verschiedenemal den Konzerten Einhalt gethan, die man für Geld sah. Nur dem einzigen Concert spirituel, das schon seit funfzig Jahren existirt, hatte diese Akademie nicht schaden können, da es bloß zu einer Zeit (in der Fasten) gegeben wird, wo die andern Schauspielhäuser geschlossen sind. Die Musik dieses Konzerts ist die nehmliche, die man in den Kathedralkirchen, und in der königlichen Kapelle zu Versailles hört, und zwar nach dem Urtheil der Franzosen der italiänischen Musik vorzuziehn, allein seit einiger Zeit hat man die französische Vokal-Kirchenmusik sehr italiänisirt, und auch die Instrumental-Musik bey diesen Konzerten vermehrt; sogar hat man italiänische Arien singen lasien, deren Innhalt nichts weniger als erbaulich (spirituel) ist.

Die Tanzkunst, die unter den Griechen so sehr blühete, war in den Jahrhunderten der Barbarey mit allen andern Künsten begraben, und gieng auch wieder mit ihnen in Italien im funfzehnten Jahrhundert aus der Asche hervor. Sie zeigte sich das erstemal in ihrem Glanz bey dem prächtigen Feste, das in Tortona bey der Vermählung des Herzogs von Mayland mit der Isabella von Arragonien gegeben wurde. Dies ist die Epoke von der Wiederherstellung der Ballets. Seit dieser Zeit hat man alles in Ballets vorgestellt, historische, fabelhafte und poetische Gegenstände aller Arten, auch hat man alle nur ersinnliche Verkleidungen und Ausdrükke in Geberden zu Hülfe genommen, um die Kunst der Pantomimen zu unterstützen. Die Ballets in Frankreich seit der Regierung der Katharina von Medicis bis 1671, waren fast alle sinnreich und prächtig. Ludwig XIV. tanzte in seiner Jugend selbst mit den vornehmsten Personen seines Hofes. Seit der Einführung der Oper in Frankreich, hat man die großen Ballets

lets mit diesem Schauspiel vereinigt. Es war im Jahr 1681, daß man zum erstenmal Tänzerinnen auf dem Opertheater sahe, und zwar bey der Vorstellung des Triumphs der Liebe, der zehnten Oper des berühmten Lully. Vorher waren es verkleidete Tänzer in Larven und Frauenskleidern. Die ersten Tänzerinnen erhoben sich sehr wenig von der Erde, und sprangen gar nicht; ihr Tanz war ernst und edel, nach dem Beyspiel der vornehmen Hofdamen, die in den königlichen Balletten tanzten. Nachher aber sonderte man die Theatertänze ganz von den gewöhnlichen ab, und führte die Sprünge und pantomimische Tänze ein, die auch allein sich bey der Oper erhalten haben.

Der Anfang mit diesen Sprüngen wurde aber erst unter der letzten Regierung gemacht. Die vor einigen Jahren verstorbene Demoiselle Camargo erwarb hierinn den ersten Beyfall. Die Röke der Tänzerinnen, die ehmals sehr lang waren, sind daher nach und nach kürzer geworden, ja diese Gattung von Tänze hat auch die Unterhosen nothwendig gemacht, wovon die Mode aus Italien gekommen ist, indessen hat sich die Camargo niemals diesem Gebrauch unterwerfen wollen. Die besten Erläuterungen, über die Tänze und alten Opern mit vielen Anekdoten vermischt, findet man in den Werken des Jesuiten Menetrier aus Lion.

Die Bälle gehören auch zu den öffentlichen Ergötzungen, und selbst zu den angenehmsten. Ihre Geschichte in Frankreich ist sehr alt. Schon die Könige der ersten Race gaben ihren Unterthanen Bälle, unter der dritten Race machten sie einen Theil der Ergötzlichkeiten bey der Aufnahme der Ritter aus. Die ersten Ballets und Bälle gehören zusammen, da die erstern gleichsam Zwischentänze der letztern waren. Als Philip der Schöne 1313 die Prinzen von Geblüt zu Rittern schlug, tanzten die Pariser Bürger verschiedene Ballets in dem Hofe des Pallasts und in der Insel Notre Dame. Hierunter war ein Ballet von Wilden, die alle in Leinwand, auf welcher man Werg mit Harz angeklebt hatte, gekleidet und gefesselt waren.

Diese

Diese Verkleidung hätte bald Karl VI. das Leben gekostet. Er war einer der Wilden, und führte vier andre in Ketten zusammengeschlossen. Der Herzog von Orleans näherte sich zufälligerweise mit einer Fakkel zu sehr einem dieser Wilden, dessen Kleidung Feuer fieng, und es sogleich den andern Masken mittheilte, die sich wegen der Fessel nicht trennen konnten. Die Herzogin von Berry hatte die Gegenwart des Geistes den König mit dem Schweif ihres Kleides zu umwikkeln, wodurch das Feuer erstickt wurde. Der König war der einzige von der Grupe, der mit dem Leben davon kam. Der Graf von Joigni gab auf der Stelle den Geist auf, die andren, alle Hofleute von den ersten Familien, überlebten nur wenige Tage diesen traurigen Vorfall.

Seit der Regierung Franz I. hat man beständig Bälle am französischen Hofe gegeben, allein sie waren niemals so glänzend, als unter Ludwig XIV. die geschmückten Bälle an einem prächtigen Hofe konnten nicht fehlen, einen ausserordentlichen Anblick zu geben. Auf den masquirten Bällen sahe man die sinnreichsten Verkleidungen; sie sind jetzt weit weniger glänzend, da man aus Bequemlichkeit sowohl auf öffentlichen als Privatbällen die Dominos eingeführt hat. Die Opernbälle im Winter sind seit 60 Jahren im Gebrauch. Indessen ist es nicht allein in dieser Jahreszeit, daß man sich in Frankreich zu tanzen versammlet, sondern es werden auch im Sommer Bälle aller Arten gegeben, vorzüglich in der Nachbarschaft zu Paris.

Die Theaterverzierungen und Maschinen, die soviel zum Pomp der Schauspiele beytragen, hat man den Italiänern zu verdanken, die davon die ersten Muster gegeben haben. Indessen ist man hierinn wie in vielen andern Dingen zurückgegangen. Wir lesen noch mit Bewundrung von den großen Wirkungen, die durch die Verzierungs- und Maschinenkunst vormals hervorgebracht wurde. Dieselbe Kunst muß auch den Illuminateur leiten, der bey öffentlichen Festen die Plätze, Häuser und Palläste großer Städte erleuchten muß, wobey er seine Talente entwikkeln kann. Ein gleiches gilt auch von den Feuerschauspielen sowohl zu Lande als zu Wasser.

Zu

Zu den öffentlichen Vergnügungen der Franzosen gehören auch die Marionetten, deren Erfindung sehr alt ist, und die einer Namens Brioche gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts wieder hervorgesucht hat. Seit dieser Epoke hat die Geschicklichkeit und die lustigen Schwänke dieser kleinen Figuren, die dem Ansehn nach bloß Kinder ergötzen sollten, beständig eine Menge von Zuschauern zu diesen Spielen gezogen, die sonst auf Delikatesse und Geschmack Ansprüche machen. Ein Pendant zu diesen Ergötzlichkeiten sind die fremden Thiere, Mißgeburten und andre Seltenheiten, die auf den Jahrmärkten von Marktschreyern herumgeführt werden.

Von den grausamen Fechterspielen, die durch die Römer nach Gallien kamen, sind in Frankreich keine andere Spuren übrig als verschiedene Ruinen von Amphitheatern und Kampfplätzen die man noch zu Nimes, zu Lyon und in einigen andern Provinzen des Königreichs siehet. Die christliche Religion hat diesen abscheulichen Gebrauch abgeschaft, indessen hat sie lange Zeit einen andern eben so schändlich tolerirt, nehmlich die öffentlichen Zweykämpfe, denen das Volk wie ein Schauspiel zusahe. Dieser Mißbrauch hat auch sein Ende erreicht, und bloß die Thierkämpfe sind von allen blutigen Spielen übrig geblieben, allein auch diese sind jetzo so sehr verachtet, als sie unter der zweyten Race der französischen Könige geliebt wurden. Man weiß aus der Geschichte, daß Pepin, der erste dieser Race, sich dadurch Kronenwürdig zeigte, daß er in einem solchen Schauspiel einen Löwen erlegte, der in Begriff war einen Stier zu zerreißen. Die Kampfplätze wurden eben so sehr unter der dritten Race besucht, denn Philip von Valois kaufte ein am Louvre stossendes Kornmagazin, worinn er die Löwen und Bären verwahrte, die vor ihm und seinen Hofe kämpfen musten. Diese Bude war noch unter Franz I. vorhanden, wurde aber unter Heinrich II. auf demselben Grund versetzt, wo jetzo der Garten der Thuillerien ist. Bey Vincennes war eine andre mit geräumigen Gallerien für den königlichen Hofstaat versehn. Man erzählt von einem schreckhaf-

ten

ten Traum Heinrichs III. worinn es ihm vorkam, als ob ihn wilde Thiere zerreißen wollten, daher er denn Befehl gab, alle in seiner Menagerie vorhandene umzubringen. Seit dieser Zeit hat man solche Thiere bloß zum Vergnügen unterhalten.

Dies ist ein kurzer Abriß aller öffentlichen Ergötzlichkeiten der Franzosen zu allen Zeiten der Monarchen, wir wollen nunmehr auch von ihren Privatvergnügungen Nachricht geben.

Das erste, was sich hier darstellt, ist das Vergnügen der Jagd, die jederzeit von dem französischen Adel besonders geliebt worden ist. Man betrachtete sie als ein Bild des Krieges, und nach Abschaffung der Turniere als die edelste Leibesübung. Schon die Griechen waren Liebhaber der Jagd, auch liebten sie die Römer, aber nur eine Zeitlang, denn dieses kriegerische Volk, das in allen Ländern der Erde Feinde aufsuchte, und unaufhörlich mit Menschen kämpfte, hielte es bald für eine ihnen unwürdige Beschäftigung Thiere zu verfolgen.

Die amerikanischen Wilden sahen die Jagd für das wichtigste Geschäfte ihres Lebens an, da sie ihnen Nahrung und Kleidung verschafft. Dieses war der nehmliche Fall mit den Celten und Franken, daher denn diese barbarischen Völker, nachdem sie Gallien erobert hatten, die Jagd wenigstens zu ihrem Vergnügen fortsetzten, weil sie das Land voller Wild fanden.

Die Jagd wurde anfangs allen Franken erlaubt; es war hinreichend frey zu seyn, um jagen zu können. Unter der ersten Race wurden die Maaßregeln zur Erhaltung des Wildprets bloß gegen die Sklaven genommen. In dieser Zeit ernannten die Könige einen Jägermeister, der nachher den Titel Oberjägermeister bekam. Sobald das Lehnsystem aber eingeführt wurde, fiel das Jagdrecht einzig und allein den Gutsherren und großen Lehnbesitzern zu, wobey aber der König als Ober-Lehnsherr außer seinen Domainen im ganzen Königreiche jagen konnte. Aus diesen Grundsätzen sind alle noch vorhande-

neu Jagdgesetze entstanden, die alle zum Vergnügen des Königs und der Großen des Landes gemacht sind.

Die Hirschjagd wird für die vornehmste von allen gehalten; auch noch heut zu Tage ist es die Ergötzlichkeit der französischen Könige und des reichsten Adels. Der Posten eines Oberjägermeisters ist eins der großen Kronämter; die Jagdjunker und andre Jagdbeamten, die unter ihm stehen, sind in so großer Anzahl, daß sie ein Korps formiren; auch sind die Kosten für die dazu gehörigen Pferde und Hunde ausserordentlich. Seit Ludwig XIV. hat man eine bestimmte Jagduniform, die der König selbst trägt.

Weder die Griechen, Römer noch die alten Gallier konnten den Hirsch jagen; sie suchten dieses Thier durch Schlingen zu fangen, oder es mit Pfeilen zu durchbohren, wenn sie es antrafen, allein zu Karls des Großen Zeiten ward diese Jagd Mode. Der Ardenner- und Schwarzwald waren voller Hirsche, und gaben diesem Monarchen die beste Gelegenheit seiner Leidenschaft zum Jagen nachzuhängen. Oft wurde er durch Nachsetzen an den Gegenden bey Aachen an bis zu den Wäldern von Kompiegne und Senlis geführt. Man sieht noch jetzo in eben diesen Wäldern, ja sogar bis Fontainebleau Hirsche, die aus dem Ardennerwalde kommen; sie durchkreutzen in der Nacht das flache Land, selbst die Flüsse halten sie nicht auf, so lange sie noch Kräfte haben, und erst nach langem Verfolgen erliegen sie ihren Feinden.

Man findet nicht, daß die Könige der ersten Race sich mit der Hirschjagd, sondern vielmehr mit der Büffeljagd vergnügten, eine Art wilder Stiere, die man nicht mehr in den französischen Wäldern findet. Wir lesen im Gregoire de Tours, daß Gontran, König von Burgund so eifersüchtig über diese Jagd war, daß es verschiedenen seiner Hofleute das Leben kostete, weil sie einen Büffelochsen ohne seine Erlaubniß erlegt hatten.

Die

Die Rehjagd, ist nicht so lang und ermüdend als die Hirschjagd, man sieht deren wenig in den Gegenden von Paris, sondern in den für die königlichen Jagden bestimmten Landstrichen. Die wilde Schweinsjagd hat ihre besondern Regeln, auch ist sie mit vieler Gefahr verknüpft. In Deutschland fängt man diese und andre wilden Thiere in Netze, allein diese Methode ist der französischen Lebhaftigkeit zuwider, daher man auch fast nie dieselbe in Frankreich ausüben sieht.

Die Wolfsjagd ist lange Zeit in Frankreich Mode gewesen, auch ist noch jetzo die Charge eines Oberwolfjägers der Krone vorhanden, nebst allen zur Wolfsjagd gehörigen Beamten. Der Dauphin, einziger Sohn Ludwig XIV. liebte diese Jagd vorzüglich, seit seinem Tode aber, der sich im Anfang dieses Jahrhunderts ereignete, hat man dieses gefährliche Wild nicht länger zur Jagd zu erhalten gesucht, sondern bloß verfolgt um es auszurotten. Man hat auch in allen Provinzen auf die Wolfsköpfe Belohnungen ausgesetzt, um sie ganz zu vertilgen, wie man vor 600 Jahren in England gethan hat. Auch die Fuchsjagd geschieht in Frankreich bloß um die Füchse auszurotten, denen man Fallstrikke legt.

Ueber alle diese verschiedenen Arten von Jagden, die man die große Jagd nennt, hat man seit einigen Jahrhunderten viel geschrieben; ja selbst Personen vom höchsten Range, als der Kaiser Friedrich II., Gaston Phöbus, Graf von Foix, dessen Familie den Thron von Navarra besessen hat, und Karl IX. König von Frankreich schrieben über diese Materie. Das sonderbarste Buch aber über die Jagd ist von einem unbekannten Verfasser, und führt den Titel: Roman du Roi Modus et de la Reine Ratio.

Die kleine Jagd betrifft die Hasen, Kaninchen, Rebhüner und andre Vögel. Die Hasenjagd geschieht durch Windspiele, und ist deshalb angenehm, weil das verfolgte Thier um zu entkommen bisweilen eine erstaunliche List zeigt. Auch

die Rebhüner werden gemein hin durch Windhunde gejagt. In den königlichen Jagdbezirken ohnweit Paris findet man diese Gattung von Wildpret in sehr großer Menge. Um diesen Ueberfluß zu erhalten, verbietet man die Jagd zu gewissen Jahreszeiten, und trägt Sorge sowohl die Eyer als die alten Rebhüner zu sichern. Die Schnepfenjagd geschieht in Frankreich nur zu derjenigen Zeit, wo die Zugvögel in dieser Region ankommen, alsdenn werden sie weit weniger geschont, als die Rebhüner und ander Wildpret, die in diesem Lande zu Hause gehören. Hiezu braucht man theils die Flinte, theils Schlingen. Ein gleiches thut man auch mit Kramsvögeln, Lerchen und andern Land- und Wasservögeln. Die Wachteln fängt man mit Lockpfeiffen, und die Lerchen mit Spiegeln. Die wilde Entenjagd hat ihre besondre Gesetze, die Kramsvögel und andre kleine Vögel werden auf eine eigne Art gefangen. Die Geschichte der Schlingen, um das Wild und die Vögel zu bekommen, ist weit älter, als die Jagd mit der Flinte. Vor der Erfindung des Feuergewehrs mußten Bogen und Pfeile hiezu dienen, ja selbst noch, nachdem man die großen Musketen schon längst kannte, da diese nicht leicht genung zur Jagd waren.

Die Falkenjagd, die ehmals in so großen Ansehn stand, und worüber so viel Fürsten Bücher geschrieben haben, ist seit einiger Zeit sehr herunter gekommen. Unter der zweyten Race der französischen Könige war bereits ein Falkonier im Hofdienst, unter der dritten nahm er den Titel Falkenmeister an, woraus endlich unter Karl VI. der Titel Groß-Falkonier von Frankreich entstand, den der Marquis von Entragues noch heut zu Tage besitzt. Das hiezu gehörige Gefolge ist sehr zahlreich, obgleich diese Leute sehr selten gebraucht werden.

Unter den Schriftstellern über das Falkenwesen steht der Naturkündiger Plinius oben an, der in Ansehung dieser Materie die physischen Bücher des Aristoteles anführt. Man hat ein Buch unter dem Titel: Rei accipitrariae Scriptores, worinn

worinn verschiedne Abhandlungen von alten Griechen gefunden werden, die aber neuer als Plinius sind. Indessen wird der Kaiser Friedrich II. für den ersten neuen Schriftsteller, ja selbst für den Gesetzgeber der Falkenjagd gehalten. Die Italiäner und Spanier haben auch viel Werke über die Jagd der Raubvögel geschrieben. Unter den Franzosen haben hievon gehandelt: Jean de Franchieres, Tardit und Artelouche d'Alagona, deren Schriften im Jahr 1567 in einem Quartbande vereinigt wurden. Man hat noch ein sonderbares Buch über die Falkjagd, das 1644 herauskam und Karl d'Arcussia, Herr von Esparron zum Verfasser hatte.

Unter den Falken sind die weißen die schönsten. Man zierte ihnen vormals den Hals und die Pfoten mit goldenen Ringen. Diese Thiere waren das edelste Geschenk, das man seinem Lehnherrn bringen konnte. Da weder der Adler noch der Geyer zur Jagd abgerichtet werden können, so ist der Falke der vornehmste Raubvogel, der dazu dienen kann; auch andre geringere Raubvögel werden abgerichtet, Lerchen, Wachteln und Amsel zu fangen. Unter diesen gehört der Sperber. Die Damen und ihre Stallmeister im vierzehnten Jahrhundert trugen diese Vögel auf der Hand, wie die heutigen Damen die Schoßhündchen auf den Arm tragen. Viele alte Denkmäler und Gräber beweisen noch diesen Gebrauch.

Der Fischfang, wie eine Ergötzlichkeit betrachtet, wurde ehmals von den Römern und Italiänern sehr geliebt, allein für die französische Lebhaftigkeit ist es ein zu kaltes Vergnügen. Die Fischerey mit Netzen hat nur einen interessanten Augenblick, den man lange erwarten und durch Langeweile erkaufen muß. Beym Gebrauch des Angels ist noch mehr Geduld vonnöthen. Indessen giebt es eine Fischerey von Fröschen, die des Nachts bey Fakkeln geschieht, und ziemlich belustigend ist.

Die Geschichte der Spiele würde allein einen ganzen Band füllen, es wird aber hier hinreichend seyn, der interessantesten aller Arten zu erwähnen.

Die Spiele, deren Gegenstand Leibesübungen sind, hatten bey den Griechen den Namen der gymnastischen, und waren bey diesem berühmten Volk in solchem Ansehn, daß sie die Aufmerksamkeit des versammleten Griechenlandes zu Olympia und im Corinthischen Isthmus auf sich zogen, wo die Sieger die schmeichelhaftesten Belohnungen erhielten. Diese Spiele waren Wettrennen zu Fuß und mit Wagen, das Ringen, die Faustgefechte, das Werfen nach dem Ziele u. s. w. Alle diese Spiele sind ganz vergessen, und wir kennen bloß einige Leibesübungen, die daraus entstanden sind.

Das Ballspiel wurde auch von den Griechen sehr geliebt, und zeitig nach Gallien gebracht, entweder aus Griechenland nach Marseille, oder nachdem die Römer dies Land erobert hatten. Lacedämon, Sicyon und Lydien stritten sich um die Ehre dieses Spiel erfunden zu haben, das schon zu Homers Zeiten bekannt war. Die Athenienser übten sich darinn in ihren Gymnasien, und bewilligten dem Carier Aristonikus, Ballspieler Alexanders des Großen, nicht allein das Bürgerrecht, sondern errichteten ihm auch Bildsäulen.

Es scheint, daß die Bälle der Alten wie viele der unsrigen gemacht waren; ein kleines Päckgen Wolle oder Sand mit Ueberzügen von Häuten. Die Bälle von Strikken, Tuch, und mit durchnäheten Ueberzügen, sind von neuerer Art. Sie wurden mit bloßer Hand geschlagen, denn die Erfindung der Raketten und andrer Werkzeuge, den Ball zu treiben, ist nicht sehr alt, sondern kam nach dem Pasquier erst in der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts in Gebrauch. Man hat Beschreibungen der verschiedenen Arten des Ballspiels bey den Alten, das größtentheils so wie das unsrige war. Dieses kann man auch vom Ballon sagen, der jederzeit eine mit Wind angefüllte und mit einer Haut bedeckte Schweinsblase gewesen ist.

Der Corycus war ein Spiel, dessen sich die Alten sehr bedienten, da es ihnen von den Aerzten nach dem Bericht des

Galenus

Galeuns als eine heilsame Leibesübung empfohlen war. Es bestand darinn, daß man einen Sack mit Kley oder Mehl durch einen Strick an einem die Dekke unterstützenden Balken befestigen ließ, und sich denselben in einem engen Raum, oder zwischen zwey Linien, die man nicht übertreten durfte, zuwarf; die Regel war den Sack mit festem Fuß zu erwarten, ihn mit Gewalt seinem Gegner zurück zu schikken, und ihn, wo möglich, dadurch zu Boden zu werfen. Dies Spiel scheint dem ersten Anschein nach nicht sehr angenehm zu seyn, wahrscheinlich aber waren Umstände damit verbunden, die, indem sie die Schwierigkeiten vervielfältigten, die Uebung belustigend machten.

In den Ballhäusern in Frankreich waren beständig Leute, deren Amt es war die Bälle der Spielenden aufzuheben; diese nannte man Naquets; allein die Großen, anstatt sich dieser öffentlichen Aufwärter zu bedienen, übertrugen diese Arbeit ihren eignen jungen Bedienten, woraus das Wort Laquais entstanden ist, das nach dem Menage bloß eine Ausartung von Naquets ist. Das Volantspiel kommt auch von dem Ballspiel her, und wurde am Ende des funfzehnten Jahrhunderts erfunden.

Die hölzerne Kugeln waren den Römern nicht bekannt, man kann auch nicht sagen, wann sie es in Frankreich wurden, so viel wissen wir, daß das Mailspiel ehmals sehr geschätzt und wie ein königlich Spiel angesehn wurde. Seit einiger Zeit aber hat man es ganz unterlassen, weil es zu ermüdend ist. Dieses Spiel nannte man ehedem Pall Mall, daher das Wort pêle mêle entstanden ist. Im vorigen Jahrhundert hatte man auch ein vom Mail abhängendes Spiel, das den Namen Paßspiel (jeu de Passes) führte, und noch mehr vergessen ist.

Das Spiel mit Kugeln war noch vor kurzer Zeit den Pariser Bürgern eine sehr angenehme Beschäftigung, allein es wird jetzo sehr vernachläßigt. Weder die Griechen, Römer

noch Gallier kannten es, dennoch ist es sehr alt in Frankreich. Der König Karl V. mit dem Beinamen der Weise, verboth es sowohl als das Kegel- und Ballspiel, weil man damals viel Geld darinn verlohr, die Karten noch nicht erfunden, und die mehresten Würfelspiele noch nicht im Gebrauch waren.

Die Kegel hat man auch dem Volk und besonders den Bauern überlassen. Man unterscheidet in Frankreich zweyerley Arten, deren eine den Namen, das Spiel von Siam, führt, weil die Erfindung derselben zu der Zeit geschahe, da die Gesandten dieses asiatischen Königreichs unter Ludwig XIV. nach Frankreich kamen.

Das Billardspiel ist nicht sehr alt, allein erst im vorigen Jahrhundert kam es empor, und erhält sich noch immer. Ludwig XIV. liebte es sehr. Die Spiele Trou Madame*) und la Roulette, die auch mit elfenbeinernen Kugeln gespielt werden, sind neuerer Art; letzteres ist ein wahres Hazardspiel, in welchem man vor 50 Jahren viel Geld verlohr. Zu diesem Spiel gehörte eine Maschine in der Form einer Gallerie, um welcher die Spielenden stunden, und weisse und schwarze Kugeln hereinwarfen, die nach vielen Umlaufen endlich vor einem weissen oder schwarzen Fache stehen blieben, wodurch denn der Gewinn oder Verlust bestimmt wurde. Man hat noch andre Spiele, die von den obenbenannten ihren Ursprung haben, als das Nixenspiel mit kleinen Kügelchen von Stein oder Marmor, das von Kindern gespielt wird, ein ähnliches, wo man mit Münzen Würfe macht, das kleine Ballspiel u. a. m.

Das unter den Namen Murra in Italien so sehr bekannte Spiel war bey den Alten schon bekannt, und ist von den Franzosen viele Jahrhunderte lang gespielt worden. Es besteht

*) Das Trou Madame wird auf eine Art von Billardtafel gespielt, an deren Ende ein kleiner Porticus angebracht ist, der gemeiniglich dreyzehn Passagen oder Thüren hat, in welchen man die kleinen Kugeln herein zu stoßen sucht.

besteht darinn, daß man seinem Gegner eine gewisse Anzahl Finger zeigt, der eben dasselbe zu gleicher Zeit thut, und man gewinnt, wenn man die Anzahl der aufgezeigten Finger erräth, daher man zu diesem Spiel nichts als Augen nöthig hat. Der berühmten Helena wird die Erfindung dieses Spiels zugeschrieben; man sagt, daß sie es mit Paris spielte und gewann. So viel ist indessen gewiß, daß die Griechen schon die Murra kannten, von denen sie zu den Römern kam, die dieses Spiel so lieb gewannen, daß sie häufige Wetten dabey thaten, so wie man heut zu Tage thut, wenn man Gerade und Ungerade spielt. Cicero, um einen Mann von der größten Rechtschaffenheit zu schildern, sagt: Dignus est qui cum eo in tenebris micet. In den Statuten des von dem Herzog von Nevers 1605 gestifteten Ordens vom gelben Bande, der nicht lange gedauert hat, wird den Rittern empfohlen, oft die Murra zu spielen; ein Beweiß, daß dieses Spiel damals bey dem französischen Adel sehr beliebt war.

Wir wollen das Ringelrennen und andre unbedeutende Spiele übergehen, und zum Schachspiel kommen, das wo nicht das älteste, doch das edelste und schönste aller sitzenden Spiele ist. Man hat viel über dessen Ursprung gestritten, es ist aber jetzo außer allem Zweifel, daß es aus Indien zu uns gekommen ist. Sogar schon vor Erfindung der Buchdrukkerkunst disputirten die Gelehrten um die Regeln dieses Spiels zu bestimmen, und die Bedeutungen der Steine und Züge zu erklären. Dieses veranlaßte geometrische und arithmetische Calculs, wie auch politische, militairische und historische Abhandlungen, die voller Gelehrsamkeit waren. Es leben in Frankreich jetzo große Tonkünstler, die zu gleicher Zeit große Schachspieler sind *). Es ist auch vielleicht mehr Aehnlichkeit zwischen

*) Der berühmte Philidor wird gegenwärtig für den größten Schachspieler in Frankreich gehalten, so wie er von allen Franzosen ohnstreitig der größte Tonkünstler ist.

dem Schachspiel und der Musik, als man wohl glaubt. Man darf sich nur erinnern, daß auf jeder Seite beym Schachspiel 16 Steine befindlich sind, wovon 8 Hauptsteine und 8 untergeordnete sind, die auf einen Schachbret von 64 Fächern bewegt werden. In der Musik findet man 6 bis 7 Töne, und 12 oder 13 Laute die auf 5 Linien geordnet werden, durch deren Zusammensetzung die schwerste Musik ausgeführt wird, so wie man mit der vorbesagten Anzahl Steine die Züge beym Schachspiel bis ins unendliche vervielfältigt.

Das Trictrac oder Tokadille, das in einem Damenbret mit Würfeln aus Bechern geworfen gespielt wird, ist nach dem Schachspiel das vorzüglichste. Die alten Römer kannten schon ein diesem ähnliches Spiel, das sie Latruncula nannten. Die Regeln des Trictracs hat man in guten lateinischen und schlechten französischen Versen beschrieben; von demselben sind folgende Spiele entstanden: Revertier, Toute table, Tournecase, Dames rabattues, jeu du Plein oder jeu du Toc, die alle viel leichter zu spielen sind, als Trictrac.

Die Würfel waren schon bey den Griechen und Römern bekannt. Man hat Vermuthungen, daß sie von Palamedes während der Belagerung von Troja erfunden wurden. Die noch gebräuchlichen Würfelspiele sind sehr mannigfaltig. Die bekanntesten sind: la Raffle, le Passe dix, le Domino le Hazard, le Chance, le Quinquenove, l'Esperance und la Blanque, eine Art von Lotterie, die durch Würfel gespielt wird. Das Crebs ist auch ein Würfelspiel, das seit einigen Jahren aus England nach Frankreich gekommen, und sehr Mode geworden ist. Die Militairpersonen in Frankreich unter der ersten und zweyten Race hatten eine große Neigung zu Würfelspielen, die unter der dritten Race zu einer ordentlichen Sucht wurde. Obgleich man andre Arten von Spielen, als Ball- und Kugelspiele oft verboth, so unterstand man sich doch nicht die Würfel zu verbieten. Ludwig XI. war ohngeachtet seiner scheinbaren Strenge und Oekonomie doch ein großer

Wür-

Würfelspieler. Nach diesem Monarchen dauerte der Geschmack an Hazardspielen bis zur Regierung Heinrich III., der sie mit Leidenschaft liebte, daher denn auch die Wuth zu spielen aufs höchste stieg. Nach seinem Tode aber fiel sie ein wenig. Unter Ludwig XIV. erfand man endlich neue Hazardspiele, die in einem Augenblick Reiche zu Arme machen können.

Die ersten Gesetze gegen die Spiele wurden von Karl dem Großen und Ludwig dem Gütigen gegeben. Ludwig der Heilige erneuerte sie. Karl V. empfahl alle diejenigen Spiele, die Leibesübung zum Zweck hatten, verboth aber die Hazardspiele. Karl VIII. begnügte sich den im Chatelet sitzenden Gefangenen die Würfelspiele zu untersagen. Franz I. bestellte Richter im Jahr 1527 um die Streitigkeiten der Ballspieler zu schlichten. Man ließ die Spieler in Ruhe unter den Regierungen von Heinrich II. Franz II. Karl IX. und Heinrich III.; die von Heinrich IV. war ihr Triumph, endlich aber erschien unter Ludwig XIII. 1611 eine scharfe Verordnung gegen die Spielacademien, und einige sowohl von den Spielern als Spielwirthen wurden außerordentlich bestraft. Seit dieser Zeit sind mehrere Verordnungen gegen die Hazardspiele erschienen, die das Uebel zwar auf einige Zeit gehemmt, allein nie die Wurzel haben ausrotten können: *) es hat nur seine Natur verändert, indem man die Hazardspiele mit Karten den Würfelspielen vorgezogen hat.

Man hat Bilderspiele, wobey man sich der Würfel bedient, als das Gänsespiel (l'Oie) andre hingegen die ohne Würfel mit Kugeln gespielt werden, in welchen Nummern enthalten sind, als Biribi Cavagnole, la Belle und das Lotto

*) Es steht zu erwarten, wiefern die neueste im Jahr 1782 geschehene Verordnung ihren Endzweck erreichen werde. Sie zeichnet sich durch eine ungewöhnliche Schärfe aus, und überdem hat man bey diesem Verboth der Hazardspiele solche Maaßregeln ergriffen, wodurch gleichsam die Axt an den Baum gelegt wird.

Lotto, die alle Hazardspiele, und mehr oder weniger gefährlich nach Beschaffenheit ihrer Regeln sind, und von dem italiänischen Gänsespiel herkommen, das zur Zeit des Kardinals Mazarin in Frankreich eingeführt wurde. Man behauptet, daß es von sehr hohem Alterthum ist, daher man auch auf den zu diesem Spiel gehörigen Gemählden die Worte laß; Erneuert von den Griechen. Der neuere Name kommt daher, weil man ehmals Picknike hielt, wo die gebratne Gans vorzüglich unter den Gerichten paradirte; ein jeder trug hiezu bey, nur der Gewinner allein konnte frey mitessen. Die Neigung zum Gänsespiel veranlaßte, daß man im vorigen Jahrhundert den Einfall bekam, Kinder und junge Leute unter der Form dieses Spiels angenehm zu unterrichten. Man erfand daher Bilderspiele für die Chronologie und Geographie, ferner eins zur Kenntniß der französischen Städte, das sehr unterhaltend war. In einigen Städten mußten die Spieler bezahlen, in andern sich verwetten, wozu man scherzhafte Gründe angab. Ein Spiel führt den Titel: die Königinnen von Frankreich, und die berühmten Weiber aller Länder. Die Waapenkunst, ja sogar die Tactik und Bevestigungskunst wurden in Spiele gebracht. Die Andächtigen thaten ein gleiches mit der Kirchengeschichte und Legende. Die Jansenisten erfanden ein Gänsespiel gegen die Jesuiten, und die Stutzer verliebte Spiele mit den Titeln: le jeu de Cupidon und la Chance des amoureux. Alle diese Spiele hatten Gemählde, davon verschiedene sehr zierlich in Kupfer gestochen sind, und sich in vielen Kabinettern befinden. Seit kurzen hat man auch ein Spiel dieser Art über die Frisuren erfunden.

Von allen Spielen aber haben die Kartenspiele den höchsten Rang. Unter der Regierung Karl VI. gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts, wurden die Karten in Frankreich erfunden. Man hat ehmals viel über die Absichten der Erfinder geschrieben, sowohl in Ansehung der Figuren, als der vier Farben. Dem sey wie ihm wolle, genung die

Karten

Karten wurden zum Zeitvertreib eines kränklichen Königs erfunden, daher man vermuthen kann, daß die ersten Spiele nicht sehr schwer waren. Indessen glaubt man, daß unter diesen ersten sich das Piquet befand, das aber damals viel einfacher als heut zu Tage war; es wurde Anfangs mit 36 Karten gespielt. Man hat nach und nach Regeln hinzugefügt, wodurch es eins der unterhaltendsten Spiele geworden ist.

Die Karten kamen sehr geschwind von Frankreich nach Spanien und Italien, wo sie ausserordentlich reußirten. Die Reisenden des sechszehnten Jahrhunderts berichten, daß man damals nicht ein Dorf in Spanien antraf, wo nicht Karten verkauft wurden. Die Spanier nennen sie Naibes; sie sind auch eben sowohl als die italiänischen von den französischen ein wenig unterschieden, theils in den Figuren, theils auch, weil sie auf den Rükken rautenförmig sind. Bald nachdem die Spanier die Karten kennen gelernet hatten, erfanden sie ihr Nationalspiel, daß gleich darauf auch in Frankreich eingeführt wurde. Dies war das L'homber, worinn alle Kunstwörter spanisch sind; so wie die vom Piquet als Pic, Repic und Capot zur altfranzösischen Sprache gehören. Man glaubt, daß es Franz I. aus Spanien nach Frankreich brachte, wo es denn nachher die auf dem französischen Thron erhobenen spanischen Prinzeßinnen noch mehr in Mode brachten. Aus dem L'homber sind die Quadrille, der Mediateur, die Quintille und Tritille entstanden. Auch das Imperiale ist spanischen Ursprungs, und erhielt seinen Namen vom Kaiser Karl V. der es sehr liebte. Ehmals war es stark Mode, jetzo aber ist es fast vergessen.

Das Reversi findet noch immer sehr viele Liebhaber. Die Spanier nennen es Ganna pierde. Der Quinola, die vornehmste Figur in diesem Spiel ist, wie man sagt, das aus dem Celtischen genommene Wort Kinnol, das einen Aufwärter der Damen bedeutet.

Die

Die Primiera ist ein italiänisches Spiel, das auch noch in diesem Lande gespielt wird. Zur Zeit Heinrich IV. war es in Frankreich sehr Mode, jetzo aber ist es nur wenigen bekannt. Das Hoc ist ein Catalonisches Spiel. Unter Ludwig XIV. war es in zwey Gattungen abgetheilt. Das Hoc de Lyon, und das Hoc Mazarin. Die Tarokkarten dienen zu vielen Spielen, die man in Spanien, Italien und Deutschland spielt. Sie wurden zu einem Spiele erfunden, das ursprünglich aus Rom kommt, und Minchiate genennt wird, auch noch jetzo den ersten Rang unter den italiänischen Spielen behauptet.

Das Cometspiel ist nicht sehr alt, sondern wurde gegen das Ende der Regierung Ludwig XIV. erfunden, und führte damals den Namen Manille. Dies war, das erste Kartenspiel, das man Ludwig XV. da er noch ein Kind war, lehrte, weil es sehr leicht ist. Es ist nicht über zwanzig Jahr, daß das englische Spiel Whist in Frankreich bekannt ist. Die den Franzosen natürliche Lebhaftigkeit verhindert sie die gehörige Aufmerksamkeit darauf zu wenden, die zu diesem Spiel nothwendig ist. Trisette ist das letzte der großen Kommerzspiele, die man in Frankreich naturalisirt hat. Es kömmt aus Neapel, und fängt schon an, dem Whist großen Schaden zu thun, da es weniger Aufmerksamkeit erfordert.

Ausser den vorerwähnten großen Spielen giebt es eine Menge kleiner Kommerzspiele, deren Geschichte den vorübergehenden Moden ähnlich ist, die so geschwind vergehn als entstehn. Unter den vergessenen kann man das Here zählen, dessen Alter bis zur Kartenerfindung herauf geht, ferner, le Romestecq, ein holländisches Spiel, la Guingette, la Guimbarde, le Gillet, le Pocque und la Sizette. Die noch im Gebrauch seyenden Spiele sind: die beyden Triumphe, davon das letzte das von Auvergne ist, die beyden Bruscambilles, davon das zweyte das Mariagespiel ist, ferner la Betela, la Mouche, la Culbas oder Papillon, la Ferme dasjenige unter dem sonderbaren Titel: Ma commere accommodés moi, le Commerce, la Lotterie und la Tontine. Zu diesen Spielen, wenn man auf dem Lande ist, gehören noch folgende:

L'as

L'as qui court, Schnif Schnof Schnorum, le Nain jaune u. s. w.

Obgleich alle Karten- und Würfelspiele dem Zufall unterworfen sind, so sind es doch diejenigen weit weniger, die bestimmte Regeln haben, durch deren genaue Ausübung man das Glück verbessern kann, ohne zu betrügen. Dieses sind die Kommerzspiele. Die Hazardspiele hingegen sind diejenigen, wo der Gewinn und Verlust gar nicht auf Uebertretung und Geschicklichkeit beruht, sondern ganz vom Zufall abhängt. An der Spitze dieser Spiele steht das Berlan, welches Wort in der Celtischen Sprache Zufall bedeutet. Es kam dadurch in Ansehn, das Ludwig XIV. es spielte. Das Lansquenet war vorhero an den Höfen Heinrich IV. und Ludwig XIII. das beliebteste Spiel. Es erhielt den Namen von der deutschen Infanterie, die in französischen Diensten war, und Landsknechte hießen. Das Pharao ist eine Modifikation vom Bassét, diesem berühmten Hazardspiel, das vor zweyhundert Jahren aus Italien nach Frankreich kam. Alle diese Spiele sind wenig von einander unterschieden. Das Trente et quarante, quinze, Vingt un, Trente un, Macao u. s. w. sind Spiele von neuerer Erfindung.

Es giebt auch Spiele, die man allein spielt, und die nur in sofern mit Gewinn und Verlust verknüpft sind, als man gegen den Spieler wetten kann, daß er in einer gewissen Zeit eine gewisse Sache thun will. Unter diesen steht das Bilboquet oben an, das im vorigen Jahrhundert sehr im Schwange war; die jungen Leute trugen auch beständig die dazu gehörigen Instrumente von Elfenbein mit sich. Ein andres, das weniger Aufsehn machte, ist der Solitaire, dessen Gegenstand ist eine gewisse Anzahl elfenbeinerne Figuren auf einen kleinen mit vielen Löchern versehenen Tisch mit Methode zu placiren. Das Parquetspiel besteht darinn, daß man kleine gleich geschnittene Hölzer von verschiedenen Farben dergestalt ordnet, daß sie ein schönes Parquet formiren. Das Vierte dieser Spiele heißt Onchets; dies sind kleine elfenbeinerne Stäbe, deren Enden mit Figuren geziert sind; man wirft sie auf einen Tisch, so daß

sie

sie alle durch einander liegen, und zeigt denn seine Geschicklichkeit einen dieser Stäbe mit einem kleinen Haaken aufzuheben, ohne die andern zu berühren.

Man hat viererley Gesellschaftsspiele, deren Gegenstand Leibesübung ist, und vorzüglich auf dem Lande gespielt werden. Zu diesen gehört das Colin maillard (in Deutschland die blinde Kuh genannt) das sehr alt nnd am bekanntesten ist. Wenn man es sitzend spielt, so werden jemand die Augen verbunden, worauf sodann die ganze Gesellschaft ihre Plätze verändert, und dem Nichtsehenden den seinigen auf dem Schooß einer Person anweißt, dessen Namen er errathen muß, wobey ihm aber der Gebrauch der Hände untersagt ist. Beim stehenden Colin maillard, bewegt sich niemand als der Nichtsehende, der sich auch nicht seiner Hände bedienen darf, sondern nur eines Schnupftuchs oder Bandes, dessen Zipfel jemand von der Gesellschaft ergreift, nachdem ihm ein andrer zugerufen hat, um ihn irre zu führen. Die warme Hand (la main chaude) ist eine Art von Colin maillard, das besonders unter dem gemeinen Volk sehr im Gange ist. Der Nichtsehende wird darinn so lange auf die Hand geschlagen: bis er denjenigen erräth, der ihm die Schläge gegeben hat. Das Frauenzimmer, um sich desto besser zu verbergen, schlägt gemeiniglich so stark zu, als es kann, indessen hat der Leidende den Vortheil dabey, daß sein Kopf währender Zeit auf dem Schooß einer seiner Verfolgerinnen ruht.

Es war ehmals sehr im Gebrauch galante Fragen aufzugeben, die in Gesellschaften wo die Damen präsidirten, von witzigen Köpfen entschieden wurden. Der größte Theil der Poesien der Troubadours betrifft solche Fragen, die von den Leibeshöfen der Provence, Montpeiller und Narbonne entschieden sind. Die Werke des Petrarch und des Bocaz sind voll dergleichen Witzspielen. Die schönen Geister Italiens ahmten hierinn ihren Meistern nach, und die Franzosen folgten ihrem Beyspiel bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts.

Made-

Mademoiselle de Scudery hat ganze Bände damit angefüllt, wie man aus ihren Romanen sehen kann.

Der witzigen Gesellschaftsspiele sind bey weiten nicht so viel, als alle andre Arten von Uebungs-, Kommerz-, und Hazardspielen. Das gemeinste darunter ist das Corbillon, das beständig von Kindern, dem gemeinen Volk und den Bauern gespielt wird; hiezu gehört bloß auf on zu reimen, welches den häufigsten Reim im französischen Wörterbuche giebt, endlich wird er aber auch erschöpft, wo denn am Ende sehr lächerliche Sachen herauskommen. In einem andern Spiel wird zwar kein Reim verlangt, allein auf gegebene willkührliche Fragen muß die Antwort nur ein Wort enthalten, und dieses Wort mit einem gewissen Buchstaben anfangen. Z. B. der erste beantwortet seine Frage mit einem A. der zwote mit einem B. u. s. w. hiebey sind aber alle unbekannte Wörter sowohl, als auch solche verboten, die schon von einem andern gebraucht sind.

Das Spiel der Propos interrompus, oder auch Coqs-a-l'ane genannt, wird auf dem Lande gespielt, und ist sehr unterhaltend. Die ganze Gesellschaft sitzt in einem Zirkel, wobey jeder seinem Nachbar rechter Hand auf eine gethane Frage antwortet, und sogleich seinem Nachbar linker Hand eine andre vorlegt. Da diese Fragen sehr verschieden sind, so müssen auch die Antworten wahrer Unsinn seyn, denn man giebt die von der linken Seite enthaltene Antwort auf die von der rechten Seite geschehene Frage, welches zu vielen Scherzen Anlaß giebt, und ungemein belustigend ist.

Die witzigsten und angenehmsten aber aller dieser Spiele sind die unterbrochenen Historien, wobey man aber Sorge tragen muß, daß derjenige, den die Reihe zu erzählen zuletzt trifft, ein witziger Kopf ist, damit die erzählte Historie auf eine angenehme Art aufgelöst und geendigt werde. Der erste, der eine solche Erzählung anfängt, muß die Lage des Helden oder der Heldin seines Romans klar und deutlich bestimmen,

und sich hernach in selbst beliebige Umstände verwikkeln, woraus sodann die Fortsetzer der Erzählung sie nach Gefallen ziehen, oder auch das ganze noch mehr verwirren können, bis endlich der letzte den Knoten auflößt. Wenn dieses kleine Spiel wohlgeordnet wird, und die Spielenden eben nicht Dumköpfe sind, so ist es ungemein ergözend, und wird so lange den Vorzug unter den witzigen Spielen behaupten, bis man ein besseres erfinden wird.

Wir sind mit Vorsatz bey diesen Gesellschaftsspielen etwas umständlich gewesen, da solche unschuldige Ergötzungen in Deutschland noch sehr wenig bekannt sind, und sie unendlich mehr die Geselligkeit befördern, als die Geisttödtenden Kartenspiele. Hieher gehöret noch ein Spiel, daß die französischen Verfasser der Sittengeschichte nicht scheinen gekannt zu haben, da es deutsches Ursprungs ist. Es würde auch freylich unschicklich seyn, deutschen Witz in Frankreich nachzuahmen. Dieses Spiel, das unter dem Namen des witzigen Kartenspiels bekannt ist, wurde vor wenigen Jahren in Spaa erfunden, und hat einige Aehnlichkeit mit den vorerwähnten unterbrochenen Historien. Der Hauptunterschied besteht darinn, daß man in diesem weisse Karten bekömmt, worauf sehr unzusammenhangende Wörter gedruckt sind, aus welchen man eine Erzählung zusammen setzen muß. Eine nähere Beschreibung davon liegt außer dem Plan dieser Fragmente.

T.

IV.

Merlin und Viviane,
ein Mährchen aus den Zeiten der Tafelrunde.

Der berühmte Zauberer Merlin ist der Held des ältesten unter den Romanen der Tafelrunde, und der Urheber dieses berühmten Ritterordens. Er war es, der den König Artus mit Rath und That beständig an die Hand gieng, und ihn sowohl als seine Ritter in allen Fährlichkeiten schützte. Der Roman de Merlin wurde zuerst 1489 in zwey Folio Bänden gedruckt, und erlebte in der Folge eine Menge von Auflagen, die aber alle ohne Jahrzahl erschienen. Die Bibliotheque universelle des Romans liefert im Monat Julius 1775 einen Auszug aus demselben, den nachher Herr Bibliothekar Reichard im ersten Bande seiner Bibliothek der Romane benutzte, und mit dem Roman du Roi Artus vereinigte. Wir verweisen alle unsere Leser dahin, die vielleicht von den ersten Begebenheiten dieses in den Rittetbüchern des mittlern Zeitalters so berühmten Zauberers weitläuftiger unterrichtet seyn möchten. Aber Herr Reichard sowohl als seine Vorgänger, die französischen Sammler, haben in ihren Auszügen von einer sehr interessanten Situation des Roman de Merlin, nämlich von der Liebesgeschichte dieses Zauberers mit der schönen Viviane, keinen Gebrauch gemacht, aber doch wenigstens solche nur obenhin flüchtig berührt. Wir glauben daher unsern Lesern kein Mißvergnügen zu verursachen, indem wir ihnen hier diese reizende Episode zwar etwas frey behandelt, aber doch ganz überliefern.

Zur Zeit, da König Ban das Königreich Benoit regierte, ein Land, das einen Theil von Klein Brittannien ausmachte, befand sich dieser Monarch unter dem Schutz einer großen Zaube-

rinn, die man gemeinhin die Fee Diane zu nennen pflegte. Es war die beste Fee von der Welt, die alle Geheimnisse ihrer Kunst bloß anwendete, um ehrliche Leute glücklich zu machen, und nur den Bösewichtern fürchterlich war. Tapfre Ritter fanden in ihr eine Freundin, die jederzeit bereitwillig war, ihre gerechte Unternehmungen zu unterstützen. Sie zeigte ihnen die Damen und Fräulein an, denen sie Dienste leisten konnten, und sobald es ihnen hierinn geglückt war, stand sie ihnen auch bey, um von ihnen den süssesten Lohn zu erhalten. Ihre Seele war von Natur empfindsam und zur Zärtlichkeit gestimmt; ohne daß sie sich selbst Ursachen anzugeben wußte, warum sie diesem oder jenem Ritter vorzüglichere Gunst für andern bewieß, waren doch jederzeit junge und liebenswürdige Vetter ihrer vornehmsten Günstlinge. Der schöne Dionas, einer der vornehmsten Barone des Königreichs Benoit, und Herr des Gehölzes von Brozeliand, gehörte zu der Zahl dieser glücklichen Sterblichen. Auf einer mit Rosen und Lorbeeren bestreuten Bahn führte sie ihn zur Ehre und zum Glück. Durch ihren Beystand verdiente und erhielt er die Ritterwürde, trug auf allen Turnieren den Preis davon, gewann Schlachten, tödtete Riesen, reinigte die Erde von Ungeheuern, und bemächtigte sich endlich der Schätze verschiedener Tyrannen, wodurch er so reich ward, daß er sich in den Stand gesetzt sahe, an dem Ufer eines schönen Sees ein prächtiges Schloß zu erbauen. Durch den Rath und mit Hülfe der Fee machte er aus diesem Schlosse den reizendsten Aufenthalt, der nur auf hundert Meilen in der Runde anzutreffen war. Von dem nämlichen Schutz unterstützt, heirathete Dionas endlich die Nichte des Herzogs von Brittannien, und lebte lange Zeit mit ihr auf seinem prächtigen Schlosse in der zärtlichsten Ehe. Eine Tochter war die einzige Frucht derselben. Die gute Fee Diana war bey ihrer Geburt gegenwärtig, trug die größte Sorgfalt für die Wöchnerinn, und begabte das neugebohrne Kind mit allen Vortheilen, die nur zu dem Glück desselben und zur Zufriedenheit dessen Eltern gereichen konnten. Aber die Natur war bereits den Geschenken der

wohl-

wohlthätigen Fee zuvor gekommen, und in kurzen ward er gewahr, daß die junge Viviane (dies ist der Name, den man dem Kinde beilegte) die blendendsten Reize und den lebhaftesten Verstand besaß. Diana war selbst eine Zeitlang in Verlegenheit, und wußte nicht, was sie so glücklichen Naturgaben noch hinzufügen sollte. Nachdem sie ihre Bücher hierüber genau zu Rath gezogen hatte, versprach sie wieder zu kommen, sobald das Kind das siebente Jahr erreicht haben würde, und alsdenn der jungen Viviane nicht allein alle nur mögliche Vollkommenheiten mitzutheilen, sondern auch ihr ganzes Leben so glücklich, als es nur in ihren Kräften stand, zu machen. Dionas und seine erlauchte Gemahlinn verließen sich hierin gänzlich auf diese weise und gute Beschützerin, die auch zur bestimmten Zeit ihr Wort hielt. Bey ihrer Ankunft umarmte sie die kleine Viviane in Gegenwart ihrer Eltern. „Mein Kind, sagte sie, ich „kann zu den Reizen und der natürlichen Grazie, womit du „schon so überflüßig begabt bist, nichts mehr hinzufügen; alle „meine Kunst und die ganze Gewalt meines Zauberstabs können dich nicht hübscher machen, als du es bereits bist. Alles, „was ich für dich thun kann, ist dieses: du sollst Verstand wie „ein Engel haben, eben so geschickt seyn wie meine sämmtlichen „Schwestern zusammen, deine Eltern sollen dir geschickte Lehrmeister und Lehrmeisterinnen in allen Wissenschaften und Künsten halten, und du sollst dir alle nur mögliche Talente eigen „machen; du sollst Liebhaber haben; denn wäre es wohl mög„lich, daß es dir bey so vielen Vollkommenheiten, die du besi„tzest, daran fehlen könnte? — Doch das Glück sowohl als „die Ehre eines Frauenzimmers besteht nicht bloß in der Kunst „Liebe einzuflößen, sondern vielmehr darinn, denjenigen zu „fesseln, der allein würdig ist ihr zu gefallen, und der jeden Au„genblick ihres Lebens ihr glücklich zu machen vermag. Ich „versichre dich also, daß du dereinst den liebenswürdigsten und „weisesten der Männer aufs zärtlichste lieben wirst; wende da„her allen Verstand und all die Geschicklichkeit, womit du von „der Natur so reichlich begabt bist, dazu an, um ihn dir un-

„terwürfig zu machen, und sey versichert, daß du alsdenn bald „mächtiger und weiser als er selbst seyn wirst. Du wirst alles „besitzen, was nur den Ehrgeiz und die Wünsche eines Weibes „befriedigen kann, und endlich noch eine weit mächtigere Fee „werden, als ich selbst bin“. — Der Herr und die Dame von Brozeliand statteten beyde für eine so schöne Gabe, oder vielmehr für so schmeichelhafte Hofnungen ihren gemeinschaftlichen Dank ab. Die kleine Viviane aber, als ein wohlgezogenes Kind sagte: „Ich danke ihnen recht sehr, liebe Pathe; seyn „sie versichert, daß ich sie von ganzen Herzen und so innigst „liebe, daß ich selbst für jenen Herrn, von dem sie mir gesagt „haben„ nie so viel Zärtlichkeit als für sie empfinden werde“. —

Viviane war erst zwölf Jahr alt, als sie ihre Mutter verlohr, und hatte noch nicht einmal ihr funfzehntes erreicht, als sie durch den Tod des Dionas die Herrschaft über das Gehölze von Brozeliand und das prächtige Schloß am See erhielt. Sie fühlte die lebhaftesten Schmerzen bey diesem doppelten Todesfall, und die gute Fee, die aufrichtig jeden Kummer mit ihr theilte, eilte zu ihr, um sie zu trösten und sie bey all den mühsamen Geschäften, die gemeinhin die Folgen einer reichen und wichtigen Erbschaft zu seyn pflegen, zu unterstützen. Beynahe ein ganzes Jahr brachte sie bey ihr zu, während dem sie alle ihre Angelegenheiten vollkommen in Ordnung brachte, ihren Verstand und ihr Herz gänzlich ausbildete, und ihre Talente und Grundsätze vervollkommnete. Nachdem dieses Jahr endlich unter diesen Beschäftigungen verflossen war, machte sich Diane zur Abreise fertig. „Meine Tochter, sagte sie zu Vi„vianen, es ist der Wille des Himmels, daß ich dich gegen„wärtig alleine die Lehren und Gaben, die ich dir mitgetheilt „habe, benutzen lassen soll. Ich werde meine Laufbahn sanft „und glücklich endigen, wenn ich in meiner Einsamkeit dereinst „hören werde, daß du zu der Glückseligkeit und zu dem Ruhm, „den ich dir vorher verkündigt habe, gelangt seyn wirst.“ — Mit diesen Worten bestieg die Fee ihren Wagen, der von fliegenden Drachen gezogen ward, und verschwand.

Merlin

Merlin, der berühmteste aller Zauberer, war damals eben auf seiner Rückreise von dem Hofe des großen König Artus, für den er jederzeit die zärtlichste Neigung trug, und ihm auch in der That die wesentlichsten Dienste geleistet hatte. Einige Tage nach der Abreise der Fee kam er queer durch das Gehölze von Brozeliand. Die Schönheit und das frische Ansehn desselben bezauberte ihn. — Als er aber bey dem Ufer des Sees angelangt war, fiel ihm das Schloß in die Augen, dessen Pracht sowohl als die Klarheit des Wassers ihn ganz ausser sich setzten. Er entschloß sich hier in etwas auszuruhen, streckte sich ins Gras, und fiel für Müdigkeit in kurzer Zeit in tiefen Schlaf, aus dem er aber bald wieder durch ein Geräusch aufgeweckt wurde, das Viviane, die mit einem zahlreichen Gefolge von Hoffräulein und Bedienten spatzieren gieng, verursachte. Merlin öfnete kaum die Augen, als er von der Schönheit der jungen Dame vom See (dies war der Name, den man Vivianen insgemein beylegte) äußerst gerührt wurde, so wie auch sein guter Anstand und seine vortheilhafte Figur nicht weniger Eindruck auf die Dame machten. Der Zauberer, in dessen Macht es stand, alle nur mögliche Gestalten, so angenehm oder schrecklich er nur wollte, anzunehmen, hatte für gut gefunden diesmal unter seiner wahren Gestalt zu reisen, die auch in der That mehr Gefallen als Mißfallen einzuflößen gemacht war. Er war ziemlich jung, und schien es durch eine Wirkung seiner Kunst nur noch mehr zu seyn. Die Züge seines Gesichts waren edel und schön, seine Physionomie lächelnd und geistreich, sein Wuchs zierlich und schlank, sein Betragen wohlanständig und ehrbar, aber auch zu gleicher Zeit frey und ungezwungen. Nachdem er das Fräulein auf eine ehrerbietige Art gegrüßt hatte, entschuldigte er sich, daß er so frey gewesen auf ihren Grund und Boden auszuruhen, ohne vorher die Erlaubniß dazu von ihr erbeten zu haben, wobey er zugleich die Müdigkeit und die Beschwerlichkeiten einer langen Reise vorschützte, die ihn auch wider seinen Willen zum Schlaf gezwungen hätten. „Edler Fremder, ant„wortete Viviane, Gott segne und behüte euch vor allen Ue-

„beln. Ich willige gerne ein, daß mein Haus einem jeden „rechtschafnen biedern Reisenden zum Aufenthalt diene. Ihr „dürft mir also nur folgen, ich werde alles anwenden, um euch in demselben Ruhe und Erquikkung zu verschaffen.“ — Merlin ließ sich nicht lange bitten diese höfliche Einladung anzunehmen, er machte eine tiefe Verbeugung, und folgte der Dame, die er unterwegens beständig mit einer zärtlichen aber auch eben so ehrfurchtsvollen Miene betrachtete. Viviane befahl ihrem Seneschal, für den fremden Gast zu sorgen, und dieser zeigte ihm sogleich eine bequeme Wohnung in einem Flügel des Schlosses an, der von den Wohnzimmern der Dame ziemlich weit entfernt war. Sobald der Abend heran kam, wurde er eingeladen, das Abendessen mit ihr, ihren Gesellschaftsfräulein und dem alten Seneschal einzunehmen. Während dieser Mahlzeit, bey der aller Ueberfluß herrschte, verwandte Merlin kein Auge von der schönen Dame des Schlosses; jemehr er sie betrachtete, je verliebter ward er; nur der Gedanke, der plötzlich bey ihm aufstieg, daß es schimpflich für ihn wäre, seine Vernunft der Schönheit einer Dame aufzuopfern, hielt ihn noch diesmal von seinem Falle zurück.

Nach dem Essen machten Viviane und ihre Gespielinnen ein Vokal- und Instrumental-Konzert, und baten ihren Gast Theil an demselben zu nehmen, und seine musikalischen Eigenschaften mit den ihrigen zu vereinigen. Merlin leugnete zwar nicht, daß er sich an dem Hofe des großen Königs Artus auf diese Kunst gelegt habe, aber er gestand auch zu gleicher Zeit, daß er für diesen Abend der Ruhe bedürfte, wobey er hinzusetzte, daß wenn man ihm erlauben wollte, noch einige Tage an Vivianens Hof zuzubringen, er alle Mühe anwenden würde, alles, was von ihm abhinge, zu ihrer Belustigung beyzutragen. Er erhielt zur Antwort, daß, da sowohl der verstorbne Dionas als auch der König Ban Ritter von der runden Tafel gewesen wären, man sich auch jederzeit beflissen hätte für allen andern, die Ritter vom Hofe des König Artus, an dem Hofe von Brozeliand wohl aufzunehmen. Merlin blieb also, und

mit

mit jedem Tage entdeckte er in Vivianen, und sie in ihm, immer mehr und mehr Reize und Vollkommenheiten. Kaum waren drey Tage verstrichen, als Merlin schon, um die Dame vom See desto besser auf die Entdekkung seiner Liebe vorzubereiten, ihr gestand, wer er sey. Die Schöne war zwar anfänglich sehr erschrokken, da sie einen so fürchterlichen Zauberer zu ihren Füßen erblickte, sie faßte sich aber bald wieder, indem sie sich der Vorhersagung der guten Fee Diana erinnerte, und nun keinen Augenblick zweifelte, daß sie den Weisen, der dereinst ihr Glück machen sollte, gefunden hätte; zugleich vergaß sie aber auch nicht allen ihren Verstand und ihre ganze Geschicklichkeit anzuwenden, um diese Eroberung zu nutzen. Sie fieng damit an, daß sie Merlinen erklärte, daß sie sich nie entschließen würde, einen Menschen zu lieben, der mächtiger als sie wäre; daß ihr ihre Pathe von der Macht und Gewalt der Zauberer sehr vieles erzählt habe; daß sie hieraus gelernt hätte, daß nichts in der Welt so gefährlich wie diese Leute wären, die alle Mittel zur Verführung in Händen hätten, und an die man, wenn sie dereinst Verräther, oder treuloß würden, sich nicht einmal rächen könnte. „Schönste und Edelste ihres Geschlechts, rief „Merlin aus, wie ist es möglich, daß sie glauben können, daß „jemals Arglist und Betrug sich in mein Herz einnisten werde? „Nie hab ich mir der Wunder meiner Kunst bedient, als um „guten Menschen zu helfen und die Boshaften zu bestrafen; um „Recht und Gerechtigkeit zu handhaben, und alles Unrecht wie„der gut zu machen. Ich bin daher bereit, alle meine Kunst „einzig und allein ihrem Dienste zu weihen, und meine Person „soll von nun an ihnen weit unterwürfiger seyn, als es die Dä„monen und Genien meinem Zauberstabe seyn müssen“. — Da aber Viviane all dieser Betheuerungen ohngeachtet noch immer furchtsam und zurückhaltend zu seyn schien, so bat sich unser Zauberer die Erlaubniß von ihr aus, während dem Zeitraum von einem Jahre, ihr auf eine angenehme Art, die glänzendsten Beweise von seiner Macht und seiner Zärtlichkeit geben zu dürfen.

In kurzer Zeit erhielt das Schloß von Brozeliand eine noch weit glänzendere Gestalt. Alle nur mögliche Arten von Blumen erfüllten die Luft mit ihren Wohlgerüchen, und hin und wieder erblickte man die schönsten Bosquets von Myrthen, Jasmin und Waldlilien. In dem See spielten goldne Fische, die mit den glänzendsten Farben gesprengt zu seyn schienen. Schwäne von der blendendsten Weiße schwammen auf den Silberfluthen daher; sie waren sämmtlich mit himmelblauen Halsbändern geziert, auf denen man die Worte: Ich gehöre der anbetungswürdigen Viviane, mit kleinen Diamanten und Smaragden ausgedruckt erblickte.

Mit einem Worte, das äußere sowohl als das innere des Schlosses war auf die angenehmste Weise von der Welt verziert. Ueberall ward man Säulen und Pfeiler von der korinthischen Ordnung gewahr, die von einem mit der vortrefflichsten Bildhauerarbeit verzierten Fußgestelle unterstützt waren. Alles dieses war himmelblau mit Gold, und der Grund der mehresten Möblen rosenfarbe, mit den zierlichsten Borten besetzt. Die Rasen, Blumenbeete und Gebüsche des Gartens waren immer eins auf eine andre Manier als das andre, und sämmtlich nach den Gebräuchen verschiedner der entlegendsten Länder angelegt. Durch eine lange Reihe grüner Bogenlauben und bedeckter Alleen gelangte man zu einem Lustgebäude, das noch weit prächtiger und reizender als alles übrige war, und über dessen Hauptthor man nachstehende Worte las: dies ist der Aufenthalt der Freude und des Glücks. Hier war es, wo Merlin seiner Dame zum Vergnügen die prächtigsten Feste veranstaltete, die beständig mit einander abwechselten. Bald waren es Thurniere, worinn Merlin beständig den Preis davon trug, der dadurch, daß er ihn von den Händen seiner Geliebten empfieng, ihm weit schätzbarer als wegen seines innern Werthes war; Bald aber tragische, komische und lyrische Schauspiele, die wieder mit Konzerten und reizenden Balletten abwechselten, die auf glänzenden, durch einen Schlag seines

mächti-

gen Zauberstabes hervorgebrachten Theatern gegeben wurden. Länger als sechs Monate verscheuchte Merlin auf diese Weise alle Langeweile von seiner Gebieterin. Viviane ihrer Seits gestand mit Anstand und Bescheidenheit, wie viele Verbindlichkeiten sie ihm für alle seine Mühe und Sorgfalt schuldig wäre; aber ohne daß sie ihm die geringste Freyheit erlaubte, die ihrer Ehre, Unschuld, und zärtlichen Denkungsart hätte nachtheilig seyn können. Immer dankte sie ihm mit einer Grazie, die nicht verführerischer seyn konnte, aber jedesmal, da er in sie drang, alle seine Arbeit und Liebe zu belohnen, wies sie ihn auch mit einem Stolz ab, der fähig genug war, den kühnsten Sterblichen und selbst den frechsten Zauberer abzuschrekken. Vergebens sangen seine in Troubadours und Minnesänger verkleidete Genien die zärtlichsten Lieder, worinn die Glut, die ihn verzehrte, auf das lebhafteste dargestellt war. Alles umsonst! Viviane betheuerte stets, daß sie nie eine Mannsperson lieben würde, die mächtiger als sie selbst wäre. Um ihn aber doch nicht gänzlich abzuschrekken, blickte sie zuweilen, halb zufrieden und halb erstaunt auf alle die Wunder herab, die er zu ihrer Belustigung erfunden hatte, und fragte ihn oft mit einem bezaubernden Lächeln, das ihn immer fester an sie zog, wie es möglich wäre, daß er so viele eben so angenehme als reizende Blendwerke hervorbringen könnte, und was für Mittel er hiezu brauchte? Merlin war viel zu verliebt um ihr den geringsten ihrer Wünsche abzuschlagen; er theilte ihr also einige seiner Geheimnisse mit, ließ sie in seinem Zauberbuche lesen, dessen Karaktere er ihr erklärte, und lehrte ihr zugleich gewisse Beschwörungen und geheime Worte, die Viviane auf eine bewunderungswürdige Weise ihrem Gedächtnisse einprägte, und jedesmal, wenn sie allein war, widerholte.

Nach Verlauf dieser sechs Monate erhielt Merlin von seinen Geistern die Nachricht, daß der König Artus seiner Hülfe und Rathschläge äußerst bedürftig wäre; er entschloß sich daher ohnverzüglich nach Logres, wo dieser Monarch seinen

Hof

Hof hielte, zu eilen. Er machte Vivianen sogleich diesen Entschluß bekannt, die sich nun bereits mehr, als sie es selbst sich zu gestehn getraute, an ihn gefesselt fühlte. Und kann wohl etwas angenehmers seyn, als einen unsern Befehlen jederzeit gehorsamen Zauberer zu besitzen, der uns nicht allein in allem gehorcht, sondern auch sogar unsern kleinsten Wünschen zuvor kömmt? — Es war also sehr natürlich, daß ihr seine Abreise, die er ihr vortrug, eben nicht behaglich seyn konnte. Ihr weiser Liebhaber ward bald dies Mißvergnügen, das zu verstekken nicht in ihrer Gewalt stand, gewahr, und fand sich im Grunde seines Herzens nicht wenig geschmeichelt. Zu seiner Entschuldigung führte er seine alten Verbindungen mit dem König Artus an, und gab ihr zu verstehen, daß auch die glühendste Liebe manchmal der Freundschaft Opfer zu bringen verbunden wäre. Endlich reiste er in der That ab, nachdem er noch zuvor seinen Geistern Befehle ertheilt hatte, alles anzuwenden, was seine Geliebte nur auf irgend eine Weise zerstreuen und belustigen könnte. Aber Viviane die schon ein wenig von der Zauberkunst verstand, bediente sich derselben, um den Eifer dieser bereitwilligen Geister nicht zum Ausbruch kommen zu laßen, und brachte die ganze Zeit über, die Merlin in Groß-Brittannien bey seinem Freund Artus zubrachte, oder doch wenigstens in Angelegenheiten dieses Monarchen beschäftigt war, in Einsamkeit zu. Seine Abwesenheit dauerte ziemlich lange, ohngeachtet er nichts so eifrig wünschte, als solche zu verkürzen. Während dieser Zeit stattete die Fee Diane einen Besuch bey ihrer reizenden Pathe ab, und bestärkte sie immer mehr und mehr in ihrem bereits gefaßten Vorsatz, alle ihre Geschicklichkeit anzuwenden, um ihren geliebten Zauberer sich gänzlich zu unterwerfen.

Merlin kehrte verliebter als jemals zu Vivianens Füßen zurück. Er gab neue Feste, die noch weit glänzender und abwechselnder als die vorigen waren, und auf diese Weise verstrich das ihm vorgeschriebne Probejahr. Aber die Dame vom See hatte seine Gefälligkeit zur Gnüge genutzt, um alle seine

Geheim-

Geheimnisse von ihm auszulokken, und fand sich daher mächtig genug, um ihm dasjenige, so sie ihm noch nicht zugestehn wollte, zu verweigern. Unter andern Geheimnissen hatte sie auch die Kunst gelernt einen Menschen eine Zeitlang einzuschläfern, und ihn, so lange sie wollte, in diesen Zustand erhalten zu können. Als nun Merlins Probezeit verstrichen war, und er seinen versprochnen Lohn verlangte, und Viviane doch nicht aufhörte ihn mit vergeblichen Hoffnungen zu schmeicheln, wobey sie doch nur bloß zur Absicht hatte, sein Glück aufzuschieben, so ward er einsmals dringender als jemals. Die kluge und bescheidne Tochter des Dionas säumte nun keinen Augenblick länger sich seiner eignen Waffen gegen ihn zu bedienen. Sie wußte ihn nämlich immer zur rechten Zeit auf eine solche Art einzuschläfern, daß er dadurch gezwungen wurde von ihrer Verfolgung abzulaßen. Da er indessen an nichts weniger gedachte, als daß irgend eine Zauberey, in der er ein so großer Meister war, sich in diese Vorfälle mischen könnte, so faßte er sich in Geduld, und überließ sich endlich gänzlich der Gewalt seiner geliebten Schülerinn: auch wurde es Vivianen um so leichter ihn zu betrügen, da sie, es sey nun aus Güte oder Schalkhaftigkeit, ihn im Traum alle Nächte durch ein eingebildetes Vergnügen für die Strenge, womit sie ihn wachend behandelte, schadlos zu halten suchte. — Der gute Merlin, war jedesmal, wenn er erwachte, so zufrieden und so erkenntlich, daß er nicht genugsam für alle ihre Güte zu danken wußte. Endlich verhehlte ihr die Dame nicht länger, daß sie durchaus wissen wollte, auf was für eine Weise man einen Mann (so geschickt er auch immer seyn möchte) durch eine Bezauberung in einen gewissen Raum einschliessen könne, ohne daß er jemals fähig wäre diesen Zauber zu lösen und den Ort seines Gefängnisses zu verlassen. Man kann leicht schliessen, daß eine Frage dieser Art den weisesten aller Zauberer genugsam beunruhigen mußte; er fühlte sogar anfänglich, von was für wichtigen Folgen die Beantwortung derselben begleitet seyn könnte; aber die Liebe siegte bald über alle Vorsicht und Weisheit. „Freund „meiner Seele“, sagte Viviane mit den zärtlichsten Worten

und freundlichſten Geberden zu ihm „du mußt mir es leh„ren, wie ich einen Menſchen einſchließen und einſperren kann, „ohne daß ich weder Mauern noch Thürme oder Feſſeln gebrau„chen darf, und daß er doch niemals wider meinen Willen die„ſer Gefangenſchaft zu entrinnen vermag". — Bey dieſen Worten merkte Merlin ihr ganzes Vorhaben; er ſchüttelte den Kopf und antwortete ihr ſeufzend: „Ich ſehe nur zu deutlich mein „Fräulein, daß ſie mich meiner Freyheit berauben wollen, aber „ich liebe ſie ſo ſehr, daß ich auch wider meinen Willen ihren „Wünſchen gehorchen muß". Viviane ſchlang ihren Arm um ſeinen Hals. „Du weiſt es ja Merlin, ſagte ſie zu ihm, wie „ſehr ich dich liebe, und daß ich an nichts anders denken, nichts „wünſchen kann, als dich. Außer dir kenne ich weder Freude „noch Wohl, und da du ſiehſt, wie ſehr ich dich liebe, und daß „ich nicht von dir laßen kann, ſo iſt auch nichts billiger, als daß „du eben ſo ſehr mich lieben, und eben ſo wenig von mir laßen „wirſt."

Merlin, ſo weiſe er auch immer war, konnte doch nicht ſo vielen Beweiſen von Zärtlichkeit widerſtehn; er lehrte demnach ſeiner Schönen das letzte Geheimniß ſeiner Kunſt. Viviane nahm ſich wohl in acht, ihn merken zu laßen, daß ſie ſobald davon Gebrauch machen wollte, als ſie wirklich that. Die folgende Nacht ſchläferte ſie ihn auf eben dieſe Weiſe ein, wie ſie es in allen vorhergehenden gethan hatte, und befolgte während dem er ſchlief, auf das genaueſte alles, was ſie in dem Zauberbuche geleſen hatte, ſo daß ſie, ehe Merlin erwachte, bereits alle Gegenden rund um den Schloſſe dergeſtalt bezaubert hatte, daß weder ein Menſch noch irgend ein lebendiges Thier ohne ihre Erlaubniß ſolche verlaßen konnte; zu dieſem Endzweck hatte ſie das Luſtgehölze und den Garten mit einer ſchönen und eben ſo undurchdringlichen Weißdornhekke umgeben. Kein lebendes Geſchöpfe, und wenn es ſich auch noch ſo hoch in der Luft zu erheben vermochte, konnte ſich ſeinen Weg über dieſelbe heraus bahnen; eben ſo wenig möglich war es, ſolche von unten zu durchdringen, wenn man gleich auch das Eingeweide der

Erde

Erde zu durchgraben versuchte. **Viviane**, die diesen Versuch gemacht hatte, ohne selbst daran zu glauben, ward zuerst von der erstaunlichen Wirkung dieser Bezauberung durch die Vögel vergewissert, die sich in ihrem Park aufhielten, und die wenn sie auf die benachbarten Felder fliegen wollten, von einer unsichtbaren Gewalt zurückgehalten wurden; ein gleiches Schicksal hatten auch die in dem See des Schlosses befindlichen Fische. **Viviane** nahm sich wohl in Acht, ihrem Geliebten ein Geständniß von dem, was sie gethan hatte, abzulegen; sie erklärte ihm aber gleich des folgenden Morgens, daß da sie nun vollkommen Ursache hätte mit den Beweisen, die er ihr von seiner Zuneigung und Diensteifer gegeben, zufrieden zu seyn, sie auch bereit wäre, ihm durch ihre Hand glücklich zu machen. Sie schwur ihm ewige Treue, und die ihnen unterworfenen Geister wurden nun unverzüglich zur Fee **Diana** abgeschickt, um sie nach dem Schloße vom See einzuladen. Die Fee erschien in kurzer Zeit, und ward mit aller der Achtung empfangen, die eine so großmüthige Beschützerin verdiente, die nun die ganze Familie der schönen Braut vertreten sollte. Sie war ein Zeuge all der heiligen und unverbrüchlichen Schwüre, so die beyden Liebenden einander gegenseitig ablegten, sich ewig treu zu bleiben. Aus allem dem, was wir bisher gesagt haben, wird man leicht schliessen können, daß es nie eine Hochzeitsfeyer gegeben haben müsse, die glänzender und prächtiger gewesen wäre, als die ihrige. **Merlin** erschöpfte dabey beynahe seine ganze Kunst, und vereinigte hiemit noch all seinen Verstand, Talente und Geschmack, womit er so reichlich begabt war. **Viviane** dachte ihrer Seits gleichfalls auf neue Feste, die er gar nicht vermuthet hatte, und bewieß hiedurch, daß sie sich seiner Unterweisungen mehr zu Nutze gemacht hatte, als er es in der That glaubte. Nun fiel die Dekke gänzlich von seinen Augen, und er ward, obgleich zu spät gewahr, daß er sie nicht allein zur Beherrscherinn seines Herzens, sondern auch seines ganzen Schicksals gemacht hatte! daß er nun keine Vorzüge mehr über sie besäße, und er nun weiter zu nichts, als unter der

Anzahl der sterblichen Sklaven der Schönheit gerechnet werden könnte.

Es war erst einige Zeit nach der Abreise der guten Fee Diana und nachdem die beyden Ehegatten schon geraume Zeit alle Süssigkeiten der ehelichen Glückseligkeit genossen hatten, als Merlin endlich die Unmöglichkeit gewahr wurde, sich auch nur auf wenige Augenblikke der Herrschaft seiner Gemahlin zu entziehen.

Der König Artus befand sich von neuem in der dringendsten Noth. Seine alten Feinde die Römer hatten sich mit dem König Claudius zu seinem Untergange verbunden. Zwar hatte er diesen letztern bereits einmal durch die Hülfe und den Rath Merlins und die Tapferkeit seiner Ritterschaft überwunden, aber dieser König war demohngeachtet abermals von den Sesnen (Sachsen) einer nordischen Völkerschaft unterstützt, im Felde erschienen, und Artus sahe sich daher genöthigt zwey besondre Heere zur Vertheidigung seines Reichs auf den Beinen zu halten. Was ihn aber noch weit mehr als alles dieses beunruhigte, waren einige argwöhnische Gedanken, von deren Grund er überzeugt zu seyn glaubte, nämlich, daß einige seiner Unterthanen verrätherische Anschläge gegen ihn im verborgenen schmiedeten. Zur Entdekkung dieser heimlichen Verrätherey bedurfte er also nun mehr als jemals der Weisheit und Kunst Merlins, seines alten Freundes. Der Aufenthalt des Zauberers war ihm zwar unbekannt; da er aber versichert war, daß sich an seinem Hofe beständig eine Menge der unsichtbaren Diener seines Freundes aufhielten, so zweifelte er keinen Augenblick, daß diese ihrem Herrn von der Noth, worinn er sich befände, benachrichtigen würden, sobald er solche nur öffentlich bekannt machte. Er that es, und Merlin erhielt auch in der That sogleich Nachricht davon. Der Weise ward nun, obgleich zu spät, gewahr, daß er die Sorge für das Interesse seines besten Freundes zu lange aus den Augen verlohren hatte. Er entschloß sich also eine abermalige Reise nach Logres zu thun, wozu

er

er Vivianen vorzubereiten suchte. Er überhäufte sie daher mit den zärtlichsten Liebkosungen, wodurch er ihr ihre Einwilligung abzulokken und sie desto leichter zu bewegen glaubte, seine Abreise zu ertragen. Die Dame vom See schien ihm nur schwache Gründe entgegen zu setzen, und endlich ertheilte sie ihm gar ihre Einwilligung. Als aber Merlin sich ihrer Güte zu nutz machen wollte, so sahe er mit Erstaunen, daß es ihm unmöglich war, diesem bezauberten Aufenthalt zu entkommen. Umsonst versuchte er durch die Luft über die Weißdornhekke zu entfliehen; umsonst nahm er alle nur mögliche Gestalten an; es blieb ihm immer unmöglich seinen Zweck zu erreichen. Von dieser Unmöglichkeit endlich vollkommen überzeugt, warf er sich mit Thränen in den Augen zu den Füßen seiner angebeteten Gemahlin, und bat sie auf das flehentlichste den Zauber zu lösen. Aber Viviane, ohne auf sein Bitten zu hören, überhäufte ihn mit den zärtlichsten Liebkosungen und Schmeicheleyen, so daß er in kurzer Zeit in ihren Armen seinen Freund Artus, die Genossen der Tafelrunde, die Welt, und alles vergaß. —

Indessen hatte Artus beständig, aber vergeblich, auf Merlins Ankunft gehoft, und seine Unruhe ward von Tag zu Tag immer lebhafter. Er entschloß sich endlich diejenigen von seinen Rittern, auf die er das mehreste Vertrauen setzte, abzuschikken, um diesen Zauberer überall aufzusuchen. Seine Wahl fiel auf den braven Ywier und den weisen Gawin, die beide sehr verschiedne Wege nahmen, und sich an Oerter begaben, die Merlin sonst gewöhnlich zu besuchen pflegte. Der erste durchreiste den Ardennerwald, der Gallien von Deutschland trennte, und der andre begab sich in das Gehölze von Brozeliand. Gawin hatte bereits einen großen Theil desselben durchstrichen, als er endlich bey der Weisdornhekke ankam, die den Park, den See und das Schloß der Viviane umgab. Vergebens bemühte er sich zu verschiednen malen, sich einen Weg durch dieselbe zu bahnen; er fand sie aller Orten gleich undurchdringlich; so daß er sich endlich ganz ermüdet, ge-

nöthiget sahe, von seinem Roß abzusitzen, und auf den grünen Rasen, unter dem Schatten der nämlichen Hekke, Ruhe für seine abgemateten Glieder zu suchen. Aber kaum schlossen sich seine Augen dem wohlthätigen Schlummer, als er sich zu seinem größten Erstaunen von einer ihm bekannt scheinenden Stimme beym Namen rufen hörte. „Gawin, Gawin, sagte „diese Stimme, der, den du suchst, ist nahe bey dir, aber alle „deine Anstrengung um mit Gewalt zu ihm zu kommen ist ver„geblich“. — „Himmel was hör ich, rief Gawin aus, in„dem er aufsprang; ist dieses nicht Merlins Stimme? — O „mein Theurer, weiser Freund, wenn du kein blosser Schatten bist, „sondern noch unter den lebenden herumwandelst, warum versteckst „du dich vor mir? warum zeigst du dich nicht unter deiner na„türlichen Gestalt dem treuesten unter Artus Rittern. Dieser „edle König ruft dich; er hat deines Schutzes vonnöthen. — „Eile dich mit seiner Ritterschaft zu vereinigen, und mit ihm „und uns an jener Rundentafel Platz zu nehmen, deren weis„heitsvolle Gesetze wir allein dir schuldig sind“. — „Ach! „antwortete Merlins Stimme, glaube mir, mein lieber Ga„win, ich bin noch immer der nämliche; aber eine höhere „Macht als die meinige hält mich hier zurück; ich kann dich „eben so wenig sehen und dir folgen, als du zu mir kommen „kanst“. — Wie, rief Gawin aus, ist es möglich, daß es „irgend einen Zauberer gebe, der mächtiger als du wäre? — „Aber sey es auch immerhin, wir Ritter sind ja gewohnt alle „Hindernisse zu besiegen, die uns Zauberey in den Weg zu le„gen vermag. Sogleich will ich auf mein gutes Roß Gringe„let steigen, und mit eingelegter Lanze, den Degen in der „Faust, diese Vormauer durchdringen. Mögen doch immer „Ungeheuer und Riesen aus derselben hervorkommen, ich will „sie bekämpfen und mir mitten durch sie freye Bahn machen. — Nein, mein Theuerster, fiel ihm Merlin in die Rede, „du hofst umsonst mich zu befreyen und mit zu nehmen. Al„les, was ich dir versprechen kann, ist dieses: ich will die mäch„tige Fee, die mich hier in ihrer Gefangenschaft hält, aufs

„flehent-

„flehentlichste Bitten, mir entweder zu erlauben, meinem Freund „Artus zu Hülfe zu eilen, oder doch wenigstens zuzugeben, daß „ich mit dir über seine Angelegenheiten mich besprechen darf. „Ich bitte dich daher, mein bester Gawin dich morgen um „diese nämliche Stunde hier einzufinden". — Der Ritter „versprach es und erfüllte sein Wort aufs genaueste. Er brachte „die Nacht in einer Bauerhütte zu, deren Einwohner ihm er„zählten, daß die Weißdornhekke, die er gesehen hätte, die Ländereyen und das prächtige Schloß der Dame vom See umschließe, und daß schon seit einigen Monaten der Zugang zu diesen Gegenden jedem lebendigen Geschöpfe versagt sey.

Merlin säumte gleichfalls nicht seiner Dame von der nahen Gegenwart seines Freundes, des Ritter Gawin, zu unterrichten, und auf das lebhafteste in sie zu dringen, ihm die Erlaubniß zu ertheilen, dem Großbrittannischen Reiche zu Hülfe zu eilen. Aber die Dame vom See wußte nur zu gut, daß sie Gefahr liefe ihren Freund auf immer zu verlieren, wenn sie ihm einmahl die Erlaubniß, sich von ihr zu entfernen ertheilen sollte; alles, was er also von ihr verlangen konnte, bestand bloß in dem Versprechen, daß es dem Ritter erlaubt seyn sollte, ihn zu sehen und sich mit ihm zu unterreden.

Als Gawin sich des andern Tages um die bestimmte Zeit bey der Hekke einfand, öfnete sich solche sogleich, und er erblickte am Ende einer breiten aber ziemlich kurzen Allee von Mirthen und Lorbeerbäumen, eine glänzende Grotte, die aus den reichsten Metallen und den kostbarsten Steinen zusammen gesetzt war. Am Eingang dieser Grotte stand Merlin in einer himmelblauen, mit goldnen Sternen, Perlen und Diamanten besetzten Kleidung; am Eingang der Allee aber befand sich Viviane gleichfalls prächtig gekleidet, am meisten aber von ihren eignen natürlichen Schönheiten geschmückt. Als sie den Ritter vom Kopf bis zum Fuß geharnischt, zu Pferde, und mit eingelegter Lanze und entblößten Schwerd erblickte, rief sie ihm so-

gleich entgegen. „Herr Ritter, wozu dieser ganze kriegrische Aufzug, an einem Orte, wo man euch nichts zu Leide thun will, „und ihr gleichfalls mit allen euern Waffen niemand schaden „könnt! Als Ritter vom Hofe des Königs Artus war mein „Vater euer Waffengefährte; Merlin ist der Freund eures Kö„nigs; und daher seid ihr sowohl als Artus mir immer theuer. „Tretet also in diese Grotte, besprecht euch mit eurem Freund „Merlin über die Angelegenheiten eines Hofes, den er so sehr „schätzt; empfangt seine Vorschriften und nutzet seinen Rath; „aber hütet euch ja, jemals daran zu denken, mir meinen Ge„mahl zu entführen". Gawin gehorchte dieser Einladung, er trat in die Grotte, und brachte den ganzen Tag mit seinem Freund Merlin in Berathschlagungen zu. Viviane unterbrach ihre Unterredung nur ein einzigesmal, und zwar durch eine vortreffliche Mahlzeit, die sie hatte anrichten laßen. Während dieser Zeit fraß Gringelet den köstlichsten Haber, den nach Pferdes Gedenken, jemals ein Roß gefressen hatte. Branor der braune, Gawins treuer Knappe, ward von Vivianens unsichtbaren Bedienten, bis auf den obersten Rand der Weisdornhekke geführt, von wo er alle Schönheiten des Parks betrachten, und die Bauart des Schlosses sowohl, als auch die vornehmsten bey demselben befindlichen Pavillons in Augenschein nehmen konnte. Von Zeit zu Zeit traktirte man ihn mit einigen Flaschen Wein, der ein Göttertrank genannt zu werden verdiente, wenn er ihn nicht aus den Händen der Dämonen empfangen hätte, aber diese Dämonen waren nichts weniger als schrecklich, sondern gute wohlthätige Geister, die sich eifrigst bemühten, ihm auf eine angenehme Weise die Zeit zu vertreiben. Endlich ward es Abend, und Gawin sahe sich genöthigt Abschied zu nehmen. „Lebe wohl Gawin, rief Merlin aus, theuerster, süsser „Freund, lebe wohl! — Einst kanntest du mich als den weise„sten aller Männer, und jetzt hast du mich als den allerthörig„sten wieder gefunden. — Aber eine Thorheit, die aus Liebe „entspringt, ist verzeihlich, und so ist die meinige. — Empfehle „mich liebster Gawin dem König Artus, der schönen Köni„gin

„gin Genierra, allen Genossen der Tafelrunde, und allen hohen Baronen Groß-Brittanniens, desgleichen allen edlen und „tugendhaften Damen, Frauen und Jungfrauen, denn sie werden mich nie wiedersehen, noch mich sprechen hören; dich aber „bester Gawin, empfehle ich im Schutz Gottes, als den besten, „adlichsten und würdigsten aller Ritter des Königreichs von „Logres". —

Viviane begleitete Gawinen zurück, und erlaubte ihm von Zeit zu Zeit wieder an diesen Ort sich einzufinden, und seinen Freund Merlin um Rath zu fragen. Zu diesem Endzweck sollte die prächtige neu verfertigte Grotte fortdauern, und an gewissen bestimmten Tagen einem jeden offen stehn, der Merlins Orakelsprüche bedürftig seyn würde. Sie ließ sogleich in den umliegenden Gegenden sowohl, als in den entferntesten Ländern überall bekannt machen, daß sie nicht im geringsten gesonnen wäre, der Welt die Erleuchtung und den Schutz des weisen Merlins zu rauben; daß sie sich aber nie entschliessen könnte, sich von seiner Person zu trennen. Alle diejenigen, die Merlins Annehmlichkeiten kannten, gestanden, daß sie Recht hatte. Man gewöhnte sich bald daran das Orakel im Gehölze von Brozeliand um Rath zu fragen, und Merlin und Viviane durchlebten daselbst, immer einer vom andern bezaubert, eine lange Reihe von Jahren, in allem Vergnügen, daß nur die zärtlichste, glühendste Liebe gewähren kann*).

*) Die angeblichen Prophezeyungen Merlins wurden im Jahr 1608 zu Frankfurt am Mayn nebst den Auslegungen, die der gelehrte Mönch Alanus ab Insulis, ein berühmter Schriftsteller des zwölften Jahrhunderts dazu verfertigt hatte, unter dem Titel: Ambrosii Merlini Britanni Vaticinia gedruckt. So wie denn auch das Andenken dieses berühmten Magi von der Königin Karolina Gemahlin George II. durch die Wiederherstellung seiner Grotte im Park zu Richmond erneuert wurde.

V.

Nachricht von den großen Hof-Bedienungen der alten Könige von Wallis,

aus Dr. Henry's History of Brittain.

Die Könige von Wallis hatten an ihrem Hofe vier und zwanzig große Hof-Beamten, von welchen sechszehn dem Könige, und acht der Königin gehörten. Ihr Rang, Pflichten, Privilegien und Einkünfte waren folgendermaßen festgesetzt:

1) Der Penteula, oder Oberste des Pallasts, war der vornehmste Beamte am Hofe des Königs. Diese Charge bekleidete allemal ein Prinz von der königlichen Familie. Er gieng allen andern Beamten des Hofstaats vor, und hatte die Hauptdirektion über alles, was zum Hofe gehörte. An den drey großen Festen hatte er eine prächtige Tafel im untern Theil des Saals, wo der König speisete; und wenn jemand sich bey der königlichen Tafel, die am obern Theil des Saals stand, nicht wohl aufgeführet hatte, und dahero dieselbe verlassen mußte, so war es die Pflicht des Penteula den Abgewiesenen an seiner Tafel einzuladen, und bey dem Könige für ihn um Gnade anzuhalten. Ein sonderbares Gemische von Grobheit und Menschlichkeit! dieser große Beamte war zugleich General von der Armee, und bestimmte diejenigen Detachements der königlichen Truppen, welche man von Zeit zu Zeit ausschickte, die englischen Gränzörter zu plündern. Er kommandirte sie auch bisweilen in eigner Person. Sein Gehalt war nicht mehr als drey Pfund Sterling jährlich, aber er hatte eine Menge von einträglichen Nebeneinkünften, wie auch verschiedene ehrenvolle Vorrechte; eines davon war, daß in der Abwesenheit des Königs, alle Hof-Beamten verbunden waren ihm aufzuwarten, als ob er der König selbst gewesen wäre, und der Hofmusikus mußte ihm so viel vorsingen, als er verlangte.

2) Der

2) Der Priester des Hof-Staats war der nächste an Würde, und aß allemahl an der königlichen Tafel, woselbst er die Speisen segnen, und das Vater Unser singen mußte. Seine Einkünfte waren so vielerley, daß dieß gewiß eins der einträglichsten Aemter bey Hofe war.

3) Der Disdain oder Hofmarschall hatte den dritten Rang. Seine Pflicht war alle Arten von Provisionen für die königliche Küche, und Getränke für den Keller anzuschaffen, deren dazu gehörige Bediente auch unter seinem Befehl standen. Er mußte an der königlichen Tafel einem jeden von den Gästen seinen Platz anweisen, eine Schüssel auf der Tafel am obersten und eine am untersten Ende setzen, wie auch alle Getränke kosten, ehe sie dargereicht wurden. Die Einkünfte dieser Charge bestanden (ausser gewissen Ländereyen, die dazu gehörten, wie denn eine jede Hofstelle dergleichen hatte, die sämmtlich frey von allen Taxen waren) in verschiedenen Gefällen, wovon folgendes eines der merkwürdigsten ist: „Von jedem Faß gemeinen „Bier soll dem Hofmarschall so viel zu fallen, als sein hineinge„steckter Mittelfinger erreichen kann, von jedem Faß Bier mit „Gewürzen, soviel als er mit dem zweyten Gelenk seines Mit„telfingers, und von jedem Faß Meth soviel als er mit dem „ersten Gelenk desselben Fingers erreichen kann.“

4) Der Penhebogydd oder Jägermeister war der vierte am Rang und Würde, und hatte auch den vierten Platz an der königlichen Tafel, wo er aber nicht mehr als dreymal trinken durfte, damit er sich nicht betrinken, und seine Vögel vernachläßigen möchte. Er mußte für alle königliche Falken Sorge tragen, und alle Bedienten, die zur königlichen Falkenjagd gehörten, waren unter seiner Aufsicht. Wenn er besonders glücklich in seiner Jagd gewesen, so war der König durch Gesetz und eingeführte Gewohnheit verpflichtet, ihm ganz ausserordentliche Ehre zu erweisen. Bey seinem Eintritt in den Saal mußte der König aufstehen ihn zu empfangen, und bey

gewissen Gelegenheiten mußte er ihm sogar den Steigbügel halten, wenn er vom Pferde stieg. Die Einkünfte dieser Stelle waren auch nicht unbeträchtlich.

5) Der **Richter des Hofstaats** hatte den fünften Platz am Rang und Würde, und hatte auch einen Sitz an der königlichen Tafel. Die zwey unentbehrlichsten Eigenschaften dieses ansehnlichen Postens waren eine gelehrte Erziehung und ein langer Bart. Beym Antritt seines Amts legte er seinen Eyd mit großen Feyerlichkeiten ab, der König machte ihm sodann ein Geschenk mit einem Schachspielbret von vortrefflicher Arbeit, die Königin gab ihm einen goldnen Ring, und der Hof-Poet auch einen; diese Geschenke mußte er sorgfältig verwahren, so lang er lebte. Der **Hofrichter** entschied alle Streitigkeiten, die unter den königlichen Bedienten vorfielen, untersuchte die Fähigkeiten der Kandidaten zum Richteramte, und hatte den Vorsitz bey den berühmten Streitübungen der Poeten und Tonkünstler, die oft vor dem König gehalten wurden. Alles dieses verschafte ihm viele Einkünfte, so daß seine Stelle eben so einträglich als ehrenvoll war.

6) Der **Penguasdrawd** oder **Stallmeister** hatte den sechsten Rang, und war der letzte von denen, die einen Platz an des Königs Tafel hatten. Er hatte die Oberaufsicht über die königliche Ställe und Pferde, und alle dazu gehörigen Bedienten. Er hatte vielerley Arten von Einkünften. Diese Hofbedienung scheint dieselbe gewesen zu seyn, die unter den Angel-Sächsischen Königen unter dem Namen **Stal-Here** bekannt war.

7) Der **Givas Ysdafell**, oder **Kammerherr** hatte den siebenten Rang, und obgleich ihm kein Platz im großen Saal angewiesen war, so hatte er doch die Ehre in des Königs Zimmer zu schlafen, über welches er die Aufsicht hatte. Unter diesem Hof-Beamten standen alle Kammerbediente des Königs,

der

der Königin, und der ganzen königlichen Familie. Seine Pflicht war die Betten mit reinen Stroh und Binsen zu versehn; Sorge zu tragen, daß sie wohl gemacht wurden, und Feuer anzünden zu laßen. Er war auch Kammer-Schatz-Meister und hatte die königliche Becher, Trinkhörner, Ringe und andre Sachen von Werth in seiner Verwahrung, wofür er haften mußte.

8) Der Barde, oder Ober-Hofmusikus, war der achte an Würde. Sein Sitz war neben dem Penteula, an dessen Tafel im untern Theil des Saals. Wenn er in sein Amt eingesetzt wurde, beschenkte ihn der König mit einer Harfe, und die Königin mit einem goldenen Ring, beydes war er verbunden Lebenslang zu behalten. Sein Dienst erforderte vor dem Könige zu singen und zu spielen: 1) das Lob Gottes, 2) das Lob des Königs, und 3) einen Gesang über irgend einen andern Gegenstand. Er mußte auch vor der Königin in ihrem eignen Zimmer singen und spielen, so oft sie es verlangte, aber es mußte in einem schwachen Ton geschehn, um den König und seine Gesellschaft im Saal nicht zu stören. Er begleitete auch die Armee ins Feld, und vor einem Gefechte sang und spielte er allemal ein gewisses Lied, genannt Unbennuſacht Prydain, das ist: das Brittische Reich, wofür er auch mit einem Antheil an der Beute belohnt wurde.

9) Der Gosdegwr oder Stillschweigen Gebieter (Silentiary) hatte den neunten Platz. Die Pflicht dieses Hof-Beamten war Stillschweigen im Saal zu gebieten, wo der König Tafel hielt, sodann nahm er seinen Standplatz nahe bey einem großen Pfeiler, und wenn ein ungebührend Lerm entstand, so stillte er es, indem er mit seinem Stab am Pfeiler schlug. Dieser nützliche Beamte war indessen nicht bloß dem Hofe von Wallis, sondern auch andern in damaligen Zeiten eigen, und selbst in neuern Zeiten scheint er in gewissen großen Versammlungen nicht unnöthig zu seyn.

10) Der Penenynd oder Jägermeister hatte den zehnten Platz, und war über des Königs Jäger, Hunde und Jagdgeräthe gesetzt. Von Weynachten bis zum ersten Februar war er verbunden bey Hofe zu erscheinen, aber zu andern Zeiten ward er seiner Aufwartung erlaßen, weil er beständig auf der Jagd war. Es war eins von seinen Privilegien, daß, wenn er vor Gericht erschien, er nicht verbunden war den gewöhnlichen Eyd abzulegen; er schwur nur bey seinem Horn und seinen Hunden.

11) Der Methmacher war der ellfte, und hatte, wie sein Name anzeigt, die Aufsicht über allen Meth, der bey des Königs Hofstaat gebraucht wurde.

12) Der Arzt des Hofstaats war der zwölfte. Er hatte seinen Sitz an der Tafel des Penteula, und war vermittelst seines Amts verbunden, alle leichte Wunden der königlichen Bedienten zu heilen, ohne eine andre Belohnung, als diejenigen Kleider der Verwundeten, die mit Blut befleckt, oder durch Waffen verletzt waren. In gefährlichen Fällen aber als bey Fraktur Schaden, oder Arm- und Beinbrüche, war seine Gebühr 180 englische Pfennige, ausser den blutigen Kleidern.

13) Der Trulljad oder Kellermeister war der dreyzehnte. Er hatte die königliche Keller unter seiner Aufsicht, und mußte, nach gewissen festgesetzten Eintheilungen, jedem Mitgliede der Hofhaltung die Getränke geben laßen.

14) Der Thürsteher war der vierzehnte. Er mußte die Gesichter aller derjenigen kennen, die ein Recht hatten im königlichen Saal zu kommen; und mußte große Geldstrafe geben, wenn er einem von diesen den Eintritt verweigerte. Er versah auch die Stelle eines Zeremonien-Meisters. Unter andern Nebeneinkünften bekam der Thürsteher an jeden der drey

großen

großen Feste, drey Hörner voll von einem gewissen Getränke, welches man die zwölf Apostel hieß.

15) Der **Küchenmeister** war der funfzehnte. Die Küche und alle Bedienten derselben waren unter seiner Aufsicht. Er war verbunden bey der Zubereitung aller Speisen, die auf die königliche Tafel kamen, gegenwärtig zu seyn, er mußte alle Schüsseln kosten, ehe sie aufgesetzt wurden, und die letzte von allen trug er mit eigenen Händen auf.

16) Der **Lichtmeister** war der sechszehnte und letzte der großen Hof-Beamten des Königs. Er mußte für alle Wachs- und Talchlichter sorgen, die im Pallast gebraucht wurden; auch war sein Amt eine Wachskerze in seiner Hand nahe bey der Schüssel zu halten, aus welcher der König speißte, und eine vor ihm her zu tragen, wenn er nach seinem Schlafzimmer gieng.

Die acht Hofbeamten der Königin waren: der Ober-Hofmeister, der Priester, der Stallmeister, der Kammerherr, die Kammerdame, der Thürsteher, der Koch, und der Lichtmeister, deren Obliegenheiten keiner weitern Erklärung bedürfen.

Zu jedem dieser vier und zwanzig Aemter gehörten gewisse Ländereyen, die von allen Taxen frey waren, wobey das Verhältniß nach der Würde und Wichtigkeit der Bedienung beobachtet wurde. Jeder dieser Hof-Beamten hatte ein Pferd im königlichen Stall zu seinem Gebrauch, es waren ihm Zimmer im Pallast angewiesen, und diejenigen, die nicht an des Königs oder des Penteula Tafel speiseten, hatten entweder einen abgesonderten Tisch für sich, oder sie empfingen dafür Geld. An jedem der drey großen Feste wurde der ganze Hofstaat vom Könige und der Königin neu gekleidet, der König verschafte das wollene Tuch, und die Königin das Leinenzeug. Das Leben eines Hofbeamten wurde viel höher geschätzt, als das Leben andrer Personen von demselben Rang. Die geringste

ringste ihnen gethane Beleidigung wurde aufs schärfste bestraft, und ihre Töchter hielt man für sehr gute Parthien. Diese Vortheile und eine Menge Nebengefälle, Immunitäten und Distinctionen verursachten, daß diese Aemter bey den Höfen der Angel-Sächsischen und Welschen Könige, große Gegenstände des Ehrgeizes waren.

Ausser diesen vier und zwanzig oben beschriebenen Hof-Beamten, waren noch Eilf andere von beträchtlichen Werth an den Höfen dieser alten Fürsten, von welchen des Königs Fußträger der merkwürdigste war. Dies war ein junger Edelmann, dessen Amt erforderte auf der Erde zu sitzen, den Rükken gegen das Feuer gekehrt, und in dieser Positur des Königs Füße in seinem Busen zu erwärmen. Dieses währte die ganze Tafelzeit über. Eine Art von Luxus, die in neueren Zeiten unbekannt ist. Es ist unnütz, und würde langweilig seyn, eine besondre Nachricht von den zehn übrigen Unter-Bedienungen zu geben.

E.

Litteratur und Völkerkunde.

X.

April 1783.

I.

Untersuchungen über den ältesten Ursprung der Romane, und den Fortschritten dieser Dichtungsart in Frankreich, bis auf das mittlere Zeitalter.

Aus dem französischen des Grafen von Tressan.

Der Graf von Tressan, dessen Verdienste um die Litteratur den wenigsten unsrer Leser unbekannt seyn werden, dem wir so manchen vortrefflichen Auszug alter Romane, die reizende Umarbeitung des Amadis von Gallien, und was noch mehr als alles ist, gewissermaßen Wielands Oberon zu danken haben, dieser liebenswürdige Greis hat im verwichnen Jahre, seine Romanenauszüge unter dem Titel: Corps d'extraits de Romans de Chevalerie in vier Bänden gesammelt, und mit einigen Abhandlungen über diese Dichtungsart begleitet; wir haben gewagt diese verschiedne Aufsätze, die doch im Grunde nur einen Hauptgegenstand haben, in einen zusammen zu ziehen, und nur bloß einige wenige Stellen weggelaßen oder umgeschrieben, wo der Enthusiasmus für seine Nation dem Verfasser sichtbarlich zu weit führte. Wir hoffen unsern Lesern durch die Uebersetzung und Zusammenziehung dieser Abhandlungen keinen unangenehmen Dienst geleistet zu haben;

um so vielmehr, da sich solche weit von der finstern Schul- und Stubengelehrsamkeit pedantischer Gelehrten entfernen, durchgehends im Ton der feinen Welt geschrieben sind, und eine Menge historisch litterarischer Anekdoten enthalten, die diesen Aufsatz zur angenehmen und nützlichen Lektür vollkommen klassifiziren.

Der Ursprung der Romane ist beynahe so alt wie die Welt. Sie entstanden aus einer angebornen Schwachheit des menschlichen Verstandes und dem süssesten der Triebe, den wir von der Natur empfangen haben.

Die Liebe zum Wunderbaren wird der Tyran des menschlichen Verstandes an dem nämlichen Tage, da sich Amor des menschlichen Herzens bemächtigt. Die Liebe zum Wunderbaren belebt unsre Einbildungskraft; Amor entflammt unsre Wünsche. Tausend fantastische Wesen entspringen aus der erstern; eine Menge von Tugenden und Laster sind die Kinder des zweyten. Einbildungskraft und Liebe waren zu allen Zeiten die beyden großen Triebfedern des moralischen Daseyns des Menschen. Aus ihrer Vereinigung entspringen beynahe alle Ideen, alle Empfindungen, die wir annehmen, und die nichts als blosse Modifikationen derselben sind.

Alles in der Natur zeigte dem moralischen Menschen das Daseyn des großen Oromazes an. Aber die Liebe zum Wunderbaren entweihte bald die Reinheit seines Gottesdienstes, und führte den Menschen zu der Vorstellung, die er kühn genug war sich sowohl von ihm, als auch von den Eigenschaften, die sein Wesen ausmachen sollten, zu bilden.

Die Leidenschaften, die den physikalischen Menschen unglücklich machten, hatten Einfluß auf seinen moralischen Charakter; sie bewogen ihn sich einen Arimanes zu erdenken, und flößten ihm endlich gar den verächtlichen Gedanken ein, daß er dieses Geschöpf seiner Einbildungskraft für wirklich, und ihm eben die Unterwürfigkeit schuldig zu seyn glaubte, die er dem

wohl-

wohlthätigen Oromazes bewieß. Hievon kommen nun Peris und Ginen her, die guten und böſen Feen, die wohlthätigen Weiſen und boshaften Zauberer. Der ſchwache Menſch ſuchte, und fand Entſchuldigungen ſeiner Schwachheiten in einer übernatürlichen Macht, die ihn, wie er glaubte, mit Gewalt dahin riß, und tauſend abgeſchmackte Gaukeleyen verdunkelten das Licht, das die erſten Menſchen umſtralte, bey ihren Nachkommen.

In den letzten Jahrhunderten vor der Erbauung der Stadt Rom lag Europa in der abſcheulichſten Barbarey vergraben; bloß die mittäglichen Provinzen dieſes Welttheils waren bevölkert, dahingegen die nördlichen nur von wenigen wilden Völkern bewohnt wurden. Ungeheure Wälder bedeckten die Anhöhen; Moräſte und Flüſſe, die von keinem Damm zurückgehalten wurden, überſchwemmten die Ebenen. Kein äuſſerlicher Gottesdienſt vereinigte die Menſchen. Das Geſetz des Stärkeren war das einzige, ſo ſie kannten. Man könnte ſagen, daß in dieſen barbariſchen und unglücklichen Ländern der Menſch den Menſchen erwartete, um durch ihn Unterricht zu erhalten, ſo wie die Erde gleichfalls auf ihn hofte, um durch ihn fruchtbar zu werden.

Die mittäglichen Europäer waren nicht zahlreich genug, um ſich in den nördlichen Gegenden auszubreiten; auch war nichts vorhanden, was ſie dazu hätte anreizen können, und der fünf und funfzigſte Grad der Breite ſchien ihnen die Gränze der bewohnbaren Länder zu ſeyn.

Das weit glücklichere, weit länger bewohnte Aſien hingegen ernährte in ſeinen Buſen unzählige Völkerſchaften; Aſien brachte nicht allein große Geſetzgeber und die erſten Eroberer hervor, ſondern dieſer ſchöne fruchtbare Welttheil ſchickte gleichſam wie ein unermeßlicher Bienenſtock einen Schwarm ſeiner Kinder nach dem andern aus, von denen einige ſogar die Länder gegen Norden bis zum ſechszigſten Grad bevölkerten. Nachdem ſie ſich der am Meer gelegenen Länder bemächtigt hatten, ſtifteten ſie ein ſo beträchtliches Reich, daß ſie ſich bald in den Stand

gesetzt sahen neue Kolonien nach Griechenland zu versenden. Als Beherrscher von Skandinavien, und der heut zu Tage unter dem Namen Dännemark, Gothland, Jütland, Norwegen u. s. w. bekannten Länder wurden diese neue Völker, die sich die Cimbern nannten, in kurzer Zeit mächtig genung, um sich Sachsen, Westphalen und Gallien zu unterwerfen, bis in Italien zu dringen, und sogar die römische Republik mit Furcht und Schrekken zu erfüllen, deren Waffen schon damals die größten Reiche unterjocht hatten. Mit denjenigen Völkern, die sie nicht zu überwinden vermochten, und die ihnen an Stärke und Tapferkeit gleich waren, schlossen sie Bündnisse; als mit den alten Helvetiern, die unter dem Namen der Ambronen bekannt waren, den Sachsen, und den Völkern, die den Strand der Weichsel bewohnten, und die man die Teutonen zu nennen pflegte. Mit ihnen drangen sie von den Ufern der Elbe bis in die mittäglichen Provinzen Galliens, und überwanden die römischen Legionen. Die Ambronen allein schlugen den Consul Cassius Longinus bey dem Einfluß der Rhone, und nach ihrer Vereinigung mit den Cimbern hieben sie die römische Armee nieder, die unter dem Befehl des Scaurus stand, und zerstreuten zwey andre römische Heere, die Manlius und Scipio zur Hülfe herbey führten.

Noch nie hatte sich Rom in größerer Gefahr befunden als damals. Schon fiengen die Cimbern, Teutonen und Ambronen an, die Alpen zu übersteigen, und sich in Italien am Po auszubreiten, als sich zu gleicher Zeit die innerlichen Zwistigkeiten zwischen Marius und Silla erhoben. Gemeinschaftliches Interesse und Vaterlandsliebe vereinigte eine Zeitlang diese stolzen Feinde. Beyde eilten die von Gefahren umringte Republik zu vertheidigen. Ein fünftes römisches Heer unter Befehl dieser Feldherren widersetzte sich nun den weitern Vordringen der fürchterlichen Nordländer, deren Anzahl sich zusammen auf 250,000 streitbare Krieger belief, die ihre ganze Familien mit sich führten, weil sie nur auf gar zu gewisse Eroberungen auszugehen glaubten.

Der

Der Muth und die Geschicklichkeit des Marius hemmten ihre Fortschritte. Er wußte durch weises Zögern die Römer nach und nach zu gewöhnen, diese Völker, die weit größer und stärker als sie waren, und deren heßlicher Anblick Schrekken einflößte, in der Nähe zu sehen. Er überwand sie in drey Hauptschlachten, wovon die letzte in der Ebene von Vercelli vorfiel, die als das Grab der ersten Cimbern und ihrer Bundsgenossen betrachtet werden kann. Ihre unordentlichen Haufen mußten der regelmäßigen Taktik und dem Muth der Römer weichen; sie wurden aller Orten getrennt und in Stükken gehauen. Diejenigen, die sich mit der Flucht zu retten glaubten, wurden von ihren eignen Weibern umgebracht, die auf ihren Wagen mit aufgehabenen Beilen die Flüchtigen erwarteten, ihre Kinder vor ihren Augen tödteten, und sich hernach, entschlossen die Niederlage ihrer Männer nicht zu überleben, wüthend unter die Römer stürzten. Diese gänzliche Vernichtung des Cimbrischen Heers beraubte ihr Vaterland seiner Vertheidiger. Greise und Kinder waren die einzigen, die nicht mitgezogen waren, und allgemeines Schrekken verbreitete sich durch diese nördlichen Provinzen, die sich lange Zeit ausser Stand gesetzt sahen, die Waffen zu ergreifen. Ohngefähr vierzig Jahre nach der Cimbrischen Niederlage drangen die Römer in Verfolgung des Mithridats, bis in das innere von Skythien. Dieser Monarch, einer der größten Männer, die gebohren wurden, um die Welt in Erstaunen zu setzen und die Gemüther zu gewinnen, hatte sich einen Plan entworfen, der seines hohen und andern Menschen zu befehlen geschaffenen Genius vollkommen würdig war.

Zwischen der Mündung des Tanais, der in den Mäotischen Sumpf fließt, und dem Caspischen Meere, wohnten verschiedene kriegrische und auf ihre Freyheit eifersüchtige Völker. Die Isländischen Chroniken nennen nach Mallets Bericht zwey Hauptvölkerschaften, die sich unter den Befehlen eines Skythen vereinigten, der das Oberhaupt der im innern Asien herrschenden Religion war.

Die Asiaten bewohnten die reichen Länder am Fuße Taurus, und waren Nachbaren andrer asiatischen Völker, die schon damals den Namen Türken führten. Beyde Völker hatten einen und den nämlichen Gottesdienst, der nur in wenig Stükken von demjenigen abgieng, den die Patriarchen*) befolgten. Die Asiaten beehrten sich mit dem Titel: Kinder Gottes, den sie unter dem Namen des Odins anbeteten. Ihre Hauptstadt nannten sie Asgard, **) das heißt: die Stadt des Allerhöchsten. Sigga war der oberste Priester des einfachen Gottesdienstes, den diese Völker ihm weihten: zwölf Drottars, die aus den aufgeklärtesten Personen und den vornehmsten Familien gewählt wurden, trugen mit ihm gemeinschaftlich die Gebete der Nation dem allerhöchsten Wesen vor, und handhabten zugleich die Gerechtigkeit.

Sigga hatte Muth genug um den Versuch anzustellen, ob er seine Landsleute dem Joche entziehen könnte, womit sie von dem siegreichen Heere des Pompejus bedrohet wurden. Er machte ihnen weiß, daß er vom Geist der Gottheit belebt würde; ja er that noch mehr; er wagte sogar den Namen Odins anzunehmen. Sein Weib Frigga, geistreich und kühn wie er, wußte sogar das Volk zu überreden, daß sie begeistert wäre. Sie ward für ihren Gemahl dasjenige, was die Nymphe Egeria

*) Es ist merkwürdig, daß alle Religionen die sich ausgebreitet haben, aus Asien gekommen sind; daß sie alle bey ihren Ursprung gleich einfach waren; daß alle sich auf die geoffenbarte Religion der Patriarchen gründeten; daß Fo Hy, Hermes, Konfuzius, Moses, Zoroaster, Odin, Muhamed einen unwandelbaren ewigen und alles erschaffenden Gott angebetet haben, und daß, obgleich das persönliche Interesse der Gesetzgeber, den einfachen Gottesdienst des allerhöchsten Wesens verschieden machte, ihn entstellte, und mit zu vielen Zeremonien überladete, sie demohngeachtet beständig Gott als die Urquelle der Wesen und Führer des Weltalls verehrten.

**) Man glaubt, daß die Stadt Asoph die nämliche ist, die den Namen Asgard führte.

ia für Numa war. Beyde vereinigten Völker glaubten, daß die Gottheiten durch ihre Stimme ſpräche, und ſchwuren ihnen bis an das äußerſte Ende der Erde zu folgen.

Odin gieng nun an der Spitze der Aſiaten und Türken, die nur ein Volk ausmachten, und feſt glaubten, daß ſie von der Gottheit ſelbſt geführt wurden, über den Tanais. Er drang tiefer gegen Norden; oft mußte er ſich mit den Waffen in der Hand freye Bahn machen, und Sieg begleitete jede ſeiner Unternehmungen, noch öfter aber ſuchte er durch Ueberredung ſeinen Zweck zu erreichen. Seine und ſeiner Gemahlin Beredſamkeit glichen ihrem Muth, und beyde beſaßen gemeinſchaftlich die Gabe, ſich mit Leichtigkeit in Verſen auszudrükken.

Die Poeſie wurde zu allen Zeiten die Sprache der Götter genannt, und ihre Harmonie ſchien eine Folge derjenigen zu ſeyn, die man auf der Welt bewunderte. Sigga und ſeine Gemahlin bezauberten und überredeten die meiſten Einwohner der Länder, die ſie durchzogen, und erwarben ſich eifrige und gehorſame Anhänger. Odins Heer vergrößerte ſich von Tag zu Tag; es durchſtreifte beynahe ohne Widerſtand Weſtphalen und Sachſen. Es war aber bereits zu zahlreich geworden, um ſich in dieſen weitläuftigen Ländern niederlaſſen zu können, die ſchon durch eben ſo zahlreiche und eben ſo kriegriſche Völker bewohnt wurden. Odin war zu klug, als daß er dieſen Völkern ein ander Joch als ſeine neue Glaubenslehre hätte auflegen ſollen, er gieng immer tiefer gegen Norden, und bemächtigte ſich mit leichter Mühe der großen Inſeln und der Küſten des Baltiſchen Meeres, die durch die gänzliche Zernichtung des fürchterlichen, unter dem Schwerd des Marius gefallenen Cimbriſchen Heeres, beynahe ganz entvölkert waren. Jütland, Seeland, Fühnen und Schonen waren die Länder, wo Odin ſein Reich ſtiftete; und in kurzen befand er ſich mächtig genug, um ſeine Eroberungen bis in Norwegen, und über alle die weitläufigen Länder, die der Bothniſche Meerbuſen umfließt, auszudehnen. Hier war es, wo er als unum-

schränkter Herr, und von seinen zahllosen Unterthanen wie ein Gott angebetet, den Gottesdienst seiner Väter veränderte, und einen Theil der Fabeln aufnahm, die den alten wilden Bewohnern der nördlichen Gegenden noch immer theuer waren; ja er fühlte sogar, daß wenn er sich bis zu ihrer Schwachheit herablaßen, und sie auf immer in seinen Fesseln halten wollte, es höchst nöthig seyn würde, eine besondre Mythologie zu erfinden. Mit Hülfe der Frigga verfertigte er also jene Theogonie, die größtentheils in der Eddor und der Voluspa bis auf uns gekommen ist. Bey Verfertigung dieser Werke, und der Bekanntmachung seiner neuen Gesetze hielt er beständig das Haupt des Mimmers, eines berühmten Weisen, in den Händen. Er that immer, als wenn er dasselbe um Rath fragte, und Antworten von demselben erhielt; überhaupt aber schien es, als wenn er bloß die Orakelsprüche und Nachrichten, die ihm dieses Haupt ertheilte, wiederholte. In diesen beyden Denkmälern der Religion des Odin trifft man einen Theil der alten Volkssagen an, die er aus Politik adoptirte, so wie man auch diejenigen hier findet, die er für nothwendig hielt, um den Verstand seiner alten sowohl als seiner neuen Unterthanen einzuschränken. Man sieht aus denselben, daß Odin weise genug war, den Asiatern, die ihr gefolgt waren, ohne Unterlaß die Annehmlichkeiten ihres alten Vaterlandes ins Gedächtniß zurück zu rufen; er schildert ihnen hier die Stadt Asgard wie einen himmlischen Aufenthalt, wo die Seelen seiner Schüler, besonders aber derjenigen, die mit den Waffen in der Hand umkämen, einen prächtigen Pallast, Walhalla genannt, bewohnen würden. Die Art der Glückseligkeit, die er diesem wilden Volke verspricht, das nur eigentlich zwey Arten von Vergnügen kannte, nämlich sich in Blut zu baden, oder an der Tafel aus den Hirnschädeln ihrer Feinde in langen Zügen mit starken Bier sich zu berauschen, verdient in der Edda und Voluspa selbst nachgelesen zu werden.

Nachdem Odin auf diese Weise die Vernunft seiner Unterthanen in dem Glauben auf diese blutgierige Religion genug-

ſam beſtärkt hatte, glaubte er, daß es nothwendig wäre, ihnen auch einige moraliſche Grundſätze mitzutheilen: er verfertigte alſo das Haavamal, das aus hundert und zwanzig Strophen beſteht; Haavamal will ſo viel ſagen, als Erhabene Rede. Verſchiedne Strophen enthalten in der That Vorſchriften, die dieſes Titels würdig ſind, ob man gleich einigen andern, die ſehr bittre Vorwürfe gegen das ſchöne Geſchlecht in ſich begreifen, nicht den nämlichen Beyfall ſchenken kann. Odin endigt ſein Haavamal damit, daß er den Kopf ſeiner Anhänger mit neuen Gaukeleyen anfüllt. Er ſpricht hier nicht mehr im Namen der Gottheit, ſondern in ſeinem eignen verheißt er ihnen die Freuden und Leiden der künftigen Welt. Auch ſpricht er hier von den Runiſchen Buchſtaben *) die er erfunden hatte, um ſich die Elemente zu unterwerfen, und die Dämonen und

*) Die Runiſchen Buchſtaben, von denen noch verſchiedne Charaktere übrig geblieben, und von verſchiednen Reiſenden in den Nordländern auf Felſen eingegraben gefunden worden ſind, beſtehen aus einer Art von Hieroglyphen. Sie ſind den Kova's des Fo Hy ähnlich, die für die heutigen Chineſer ganz unverſtändlich geworden ſind. Dieſe Kova's wurden ihnen durch den P. Bouvet, nach Leibnitzens Memoire ſur l'Arithmetique binaire, die dieſer Gelehrte im Jahr 1703 aufſetzte und oben beſagten Miſſionair zuſchickte, erklärt. Dieſe Kova's waren nichts weiter als Zeichen, deren man ſich in beſagter Rechnungsart bediente, die durch Fo Hy erfunden wurden, wie beſagte Leibnitziſche Schrift beweißt. Die Runiſchen Buchſtaben haben viel Aehnlichkeit mit dieſen Kova's. Es bleibt immer wahrſcheinlich, daß Odin, der zu Aſgard Oberprieſter war, dieſes Werk des Fo Hy kannte, und ſich deſſelben als eines neuen Mittels bedient habe, um das unwiſſendſte aller Völker zu betrügen. Die Algebraiſchen Zeichen würden vielleicht eben dieſe Wirkung auf die Otaheiter gethan haben, wenn Kapt. Cook oder der Herr von Bougainville ſolche für Zauberfiguren bey ihnen hätten ausgeben wollen. Die Wiſſenſchaft der Zahlen hat ſo wie die Muſik und Dichtkunſt in den Augen wilder Völker, wenn ſie ſolche zuerſt kennen lernen, etwas göttliches an ſich.

bösen Genien zu überwinden und ihnen zu verwahren, die Luft zu durchstreichen; um seine Feinde in andre Gestalt zu verwandlen, und Berge eben zu machen. Er behauptet gleichfalls, daß er allein das Geheimniß besäße, seine Geliebte immer treu zu erhalten, auch kenne er noch ein andres, daß aber dieses letztere von so großen Werth sey, daß er es nirgends anders als in den Busen seiner Schwester oder in den Armen seiner Geliebten ausschütten könne. In der letzten Strophe des Haavamals spricht der weit hinaussehende Odin mit seinen Unterthanen in einem Ton, als wenn er bereits sie verlaßen und zu der himmlischen Stadt Asgard zurückgekehrt wäre. „Ich habe, sagte „er, meine erhabnen Gedichte in meiner heiligen Wohnung ge„sungen. Heil! dem Sänger; Heil! dem der ihn versteht! „und Heil! allen denjenigen, die ihr Ohr meiner Stimme ge„liehen haben!“

Nachdem sich nun Odin, durch die Religion sowohl als die Waffen, seines Reichs versichert, nachdem er auf der Insel Fühnen die schöne Stadt Odensee gestiftet, und unter seinen zahlreichen Söhnen, die er mit seiner Gemahlin Frigga gezeugt, seine weitläuftigen Staaten getheilt hatte, so fieng er allmählig an zu fühlen, daß er sich nahe am Ende seiner Laufbahn befände. Aber weit entfernt solche wie gemeine Sterbliche endigen zu wollen, suchte er vielmehr sein Ende eines Gottes würdig zu machen. Er gieng nach Schweden und versammlete daselbst, die zwölf Drottars, seine Kinder und seine Freunde um sich herum. Nun ergriff er seine Lanze, und gab sich mit derselben neun Wunden in die Brust; auch verwundete er sich noch an verschiednen Orten mit der Spitze seines Schwerds und sagte zu den Umherstehenden, daß er nach Skythien zurückkehren, den Pallast und das Gastmal in der Stadt Asgard zubereiten, und ihrer daselbst erwarten wollte.

Odin hatte noch vor seinem Tode unter seine Söhne seine unermeßlichen Eroberungen getheilt. Skiold erhielt Dännemark, Baldeg Westphalen; Segdeg das östliche Sachsen;

sen; von ihm stammte der berühmte Hengst her, Fürst der Sachsen und Anglen, der im fünften Jahrhundert beynahe ganz Groß Brittannien eroberte. Franken fiel als Erbtheil einem Sohn des Odins zu, den dieser so sehr liebte, daß er ihn sogar nach seinem alten Namen, den er, so lange er in Skythien wohnte, geführt hatte, Sigga nannte. Von diesem Sigga stammten die Fürsten her, die in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung Franken beherrschten. Hieraus läßt sich vermuthen, daß das erste Geschlecht der Könige von Frankreich entweder väterlicher oder mütterlicher Seite gleichfalls von ihm abstamme. Was die Franken betrifft, die Gallien eroberten, so ist kein Zweifel, daß sie nicht Abkömmlinge der alten Unterthanen des Sigga und seines Vaters Odins gewesen seyn sollten.

Es läßt sich mit vieler Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß, da die Furcht unter das Joch der Römer zu gerathen, so stark auf Odin wirkte, daß er die glücklichen Himmelsstriche Asiens verließ, und sich in den Eisfeldern und in den langen Nächten Nordens vergrub, er auch immer einen Haß gegen diese Eroberer beybehielt, der den Trübsalen, worinn sie sein Vaterland gestürzt hatten, gleich kam. Diesen unversöhnlichen Haß gegen eine Republik, die ungerecht genug war zu verlangen, daß kein ander Volk als das ihrige das Glück der Freyheit genießen sollte, kann man größtentheils jenen blutdürstigen Lehrsätzen zuschreiben, durch die Odin den Kopf und Arm seiner Unterthanen vorzubereiten suchte, um dereinst mit Erfolg die dem römischen Adler unterworfenen Länder mit Feuer und Schwerd verwüsten zu können.

Kurz nach Odins Tode überschwemmten in der That eine ungeheure Menge nordischer Völker, die Staaten einer Republik, die es nur noch bloß dem Namen nach war, und die durch eigne Bürgerkriege zerrüttet, sich gezwungen sahe, den Befehlen einer einzigen Person zu gehorchen.

Die

Die große Schlacht von Tolbiak befestigte endlich das Reich der Franken in Gallien, und dieses große volkreiche Land verlohr seinen alten Namen, um den Namen seiner Ueberwinder anzunehmen, die nun ihre Gesetze und Gebräuche dahin verpflanzten. Aber ein weit angenehmerer Himmelsstrich als ihr väterlicher war, die Luft, die sie an den Ufern der Seine, Marne und Loire athmeten, milderte ein wenig das Rauhe ihres Charakters. Sie hörten bald auf, Meth und Bier aus den Hirnschädeln ihrer Feinde einander zuzutrinken. Ein mit Wein angefüllter und von einer jungen hübschen Gallierin überreichter Becher wand ihnen die Streitaxt aus der Hand, und die Annehmlichkeiten Frankreichs sowohl, als eine neue Religion, die ihnen menschlichere Grundsätze vorschrieb, machte bald, daß sich das zu barbarische in ihren Sitten verlohr. Aber nichts war vermögend ihre alten Grundsätze gänzlich auszurotten, und ihren stolzen Charakter zu beugen, der ihnen stets in ihren Kriegern das Obergewicht erhielt. Sie blieben immer unversöhnlich gegen ihre Feinde, und der Zweykampf entschied ihre Zwistigkeiten zu Paris so wie zu Odensee. Alles bis auf die Religion, die sie nun eben angenommen hatten, mußte sich nach dieser Lieblingssitte fügen. Man fuhr fort die Zweykämpfe Gottes Urtheile zu nennen, und die Kampfrichter befolgten bey denselben die alten nordischen Gesetze des Frotho. Die großen Kirchen und Klöster sogar wurden genöthigt wegen der Güter, die sie besaßen, offne Schranken zu allen Arten von Kämpfen zu halten. Das grausame und betrügliche Gesetz der Proben dauerte immer fort. Die Ehre, diese reine und heilige Empfindung, wurde oft durch falsche Auslegungen entweiht. Odins Geist schien lange Zeit über die Nachkommen seiner Schüler zu schweben, und thut es vielleicht noch dann und wann heut zu Tage.

Die Auswanderung der Skythen zu den Zeiten des Odins; die Nothwendigkeit, in die er sich gesetzt fand, aus allen seinen Unterthanen Soldaten zu machen, die den Tod als den ersten Augenblick der Glückseligkeit betrachteten; Feldherren,

die

die mit der Todeswunde in der Bruſt lächelnd ihren Geiſt aufgaben; Gaukeleyen, Unwiſſenheit, ausſchweifende Vorſtellungen, die ſich die alten nordiſchen Völker von den Göttern und Dämonen machten, und die ſie bald auch den Skythiſchen Ankömmlingen mittheilten, denn das Wunderbare wird immer vom großen Haufen angenommen, der ſtets begierig auf alles dasjenige iſt, was ihm übernatürlich zu ſeyn ſcheint; die Mythologie der Edda und Voluſpa die mehr Eindruck als die Sittenlehre des Haavamals auf dieſe Völker machte. Die Runiſchen Buchſtaben, deren große Macht zu rühmen ſich Odin genöthigt ſahe, um ſich einigermaßen in den thörigten Aberglauben der nordiſchen Völker zu fügen, und ihnen zugleich weiß zu machen, wie viel Uebergewicht er durch dieſe magiſche Charaktere über ihre Zaubereyen erhielte; alles dieſes zuſammen iſt größtentheils der Urſprung der erſten europäiſchen Romane, ſo wie die Wanderungen der Skythen bis zu den äußerſten Enden von Aſien, gleichfals wahrſcheinlicherweiſe den Urſprung der morgenländiſchen Erzählungen und Fabeln ausmachen. Doch um eine richtige Idee vom Urſprung der Romane zu geben, deren Haupttriebfeder faſt immer die Liebe iſt, die durch die Reize und das Intereſſe, ſo ſie über dieſe Bücher verbreitet, uns dahin reißt, und uns die Lektür derſelben angenehm macht, würde alles oben angeführte nicht hinlänglich ſeyn, wenn ich nicht auch die alten Sitten der Skythen ſchildern, und von der Art und Weiſe ſprechen ſollte, womit ſie ſich gegen ein Geſchlecht betrugen, das wenn es ihnen gleich nicht an Kräften gleich, doch an Stolz und Muth nichts nachgab. Der höchſte Grad der Ehrfurcht, die treueſte Liebe und Unterwürfigkeit feſſelten ſtets den nordiſchen Skythen an den Gegenſtand ſeiner Zärtlichkeit. Die Däniſchen und Iſländiſchen Gedichte, die Geſänge der Skalden athmeten die reinſte Liebe; nie entweihten Wolluſt und ſtrafbare Triebe die Leyer des Dichters; die ſtolze Bewohnerin Nordens würde darüber aufgebracht ihn nur verachtet haben. Der Liebhaber, der gefallen wollte, mußte der muthigſte und untadelhafteſte Krieger ſeyn.

Das

Das einzige Geschenk, so man für würdig hielt zu den Füßen einer angebeteten Geliebten zu legen, bestand aus der blutigen Haut eines Waldungeheuers oder eines erlegten Feindes. Wenn diese nordische Helden sich in ihren Gesängen über die Grausamkeit ihrer Gebieterinnen beklagten, und ihnen mehr Empfindsamkeit einzuflößen suchten, so erhoben sie nie ihre Reize, sprachen nie von ihrer Liebe und ihren Wünschen; nur bloß Thaten, die sie ausgeübt hatten, in Hoffnung sich ihrer Geliebten würdig zu machen, waren die Gegenstände ihrer Lieder. So spricht z. B. Harald der Tapfere; „Ich verstehe „acht verschiedene Uebungen: Muthig kämpfe ich; kein Pferd vermag mich nie nieder zu rennen; mit meinem nervigten Armen durchschneid ich die Fluthen, ich fliehe in Schlittschuhen über „Eis, und rudre durchs Meer mit Leichtigkeit. Mit sichrer „Hand werfe ich in die Ferne meinen Wurfspieß, und doch, „Weh mir! Rußlands Tochter verachtet mich!“

Edelmuth, Rechtschaffenheit und Einfalt regierten die Liebe, den Ehestand und das Privatleben dieser Bewohner Nordens, das Kind erhielt von seiner Mutter eben so starke eben so rauhe Lehren, als aus dem Munde seines Vaters. Bereitwillig ihr Blut mit ihren Gatten zugleich zu versprützen, baten sie als die größte Gnade, um Erlaubniß, ihre Männer in den Krieg, und bey den gefährlichsten Seeunternehmungen, womit sie sich unaufhörlich beschäftigten, begleiten zu dürfen. Eine der ersten Eigenschaften, die ein Ehestandsfähiges Mädgen besitzen mußte, bestand in der Kenntniß der Kräuter und der Wundarzneykunst. Es war stets eine geliebte Hand, die dem Vater, dem Mann, dem Sohn und dem Bruder zu Hülfe eilte. Gesetzt auch, daß eine zahlreiche Familie und kleine Kinder das junge Weib genugsam entschuldigten sich damit abzugeben, so konnte doch alles dieses nicht sie hindern, ihrem Ehegatten zu Schiffe zu folgen.

Dieses waren die Sitten, die Odins Nachkommen nach Großbrittanien, Gallien, die Lombardey, den Exarchat und Spanien herüberpflanzten.

Die-

Diejenigen, die mit den alten Romanen bekannt ſind, oder doch wenigſtens Auszüge aus denſelben geleſen haben, werden leicht einſehen, daß der Grundſtoff dieſer Romane und der Geiſt der alten Ritterſchaft ſich beynahe ganz auf die Gebräuche, Sitten und Charaktere der nordiſchen Europäer gründeten. Indem ſie die mittäglichen Provinzen des Euphrats durchzogen, thaten ſie das nämliche, was ſeitdem die Tatarn in Aſien unternahmen. Nachdem dieſe Skythen von einer andern Race China erobert hatten, vermiſchten ſie ſich mit den Eingebornen dieſes Reichs. Nachdem ſie diejenigen, ſo ſich ihnen widerſetzten, verjagt, oder ſie in Sklaverey geführt hatten, befreundeten ſie ſich nach und nach mit den übrigen, und die Nationalſitten der Sieger und Ueberwundenen löſten ſich ſo zu ſagen, in einander auf, wobey doch ſtets einige ſittliche Grundſätze der erſtern beybehalten wurden. Kommt nicht der Urſprung der zwölf Geſchwornen in England, die zuſammen kommen um einen ihres gleichen peinlich zu richten, von den zwölf Drottars, den alten nordiſchen Gerechtigkeitspflegern her? — Sind nicht die zwölf Pairs von Frankreich, die der Königskrönung beywohnen, ein Abbild derſelben? — Der Champion, der bey der engliſchen Königskrönung erſcheinen muß, die Stiftshauptleute, (Vidames) das zween berühmten Advokaten geöfnete Parket, gleicht nicht alles dieſes den offenen Schranken, wo die Kämpfer große Zwiſtigkeiten mit den Waffen auszumachen pflegten? — Und denn das ſogenannte Point d'honneur, dieſes Vorurtheil der Barbarey, daß bey allem dem doch eine innerliche Empfindung uns zu dulden zwingt, deſſen Beleidigung kein Edelmann, kein Soldat ungerochen laßen darf, erinnert uns nicht alles dieſes an unſern alten Urſprung; beweißt es nicht hinlänglich, daß unſre Einbildungskraft jederzeit durch dasjenige, ſo unſern Vätern theuer war, auf die lebhafteſte Weiſe gerührt wird, und daß eben die Leidenſchaften, wodurch dieſe bewegt wurden, noch immer bereit ſind in unſrer Seele Wurzel zu ſchlagen, und ſie zu durchglühen? — Wie viel Züge der Aehnlichkeit zwiſchen uns und den Unterthanen des Odins!

Odins! Unser Hang zu den Vergnügungen der Tafel, zum Fischfang, zur Jagd, zum Kriege, und zur Unabhängigkeit. Aber diese Betrachtungen könnten mich zu weit führen. Ihre Erörterung gehört für die philosophischen Moralisten! ich will mich bloß auf die Art, wie diese kriegrische Völker zu lieben und zu streiten pflegten, einschränken. Mein Zweck ist, zu beweisen, daß wir den Geist und die ersten Gesetze der Ritterschaft ihnen zu verdanken haben; auch hoffe ich durch eine ihrer ältesten Romane *) verschiedne Züge von Aehnlichkeit zu zeigen, die sich zwischen der alten nordischen Ritterschaft und den Rittern von der Tafelrunde befanden, deren Gesetze und Gebräuche man beynahe bis zum Ende des vierzehnten Jahrhunderts auf das genaueste befolgte.

Die Skythen, Hunnen, Pikten, sogar die wilden Orkadier, die Indianer und überhaupt alle Asiaten verfertigten Hymnen und Romane; die Phönizier und die Bewohner der Ufern des Nils hatten die ihrigen. Aus den Ueberbleibseln dieser ersten Mährchen entlehnten die Griechen ihre Götterlehre, ihren Olymp und ihren Acheron. Sie schufen sich aus denselben neue Fabeln, die ihren saufteren aufgeklärteren Sitten mehr entsprachen. Ihre Milesischen Fabeln enthalten eben so erhabene als angenehme Allegorien; sie gefielen den Weisen, die sich daran belustigten; und machten noch einen weit stärkeren Eindruck aufs Volk, das sie als göttlich verehrte. Die Römer, die von den Griechen unterrichtet wurden, schrieben den größten Theil dieser nützlichen Fabeln ihren ersten Gesetzgebern zu; so wie die Völker des innern Theils von Europa, aus den Trümmern der Vorzeit zuerst die Kunst lernten, die Zaubereyen, die Liebe, und das Schreckliche zu besingen und zu erheben.

Die in Europa mächtig gewordne Mauren verdankten ihren Unterricht den Asiaten, so wie die Provenzalen den Griechen.

*) Den Auszug aus diesem Roman hoffen wir im nächsten Stück zu liefern.

Griechen. Die alten Brittannier schöpften den ihrigen noch aus einer weit ältern Quelle, aus den Dänischen Gedichten, und aus den Gesängen der Skalden und des Ossians.

Die Celtische und Lateinische Sprache waren in den ersten acht Jahrhunderten die bekanntesten Sprachen in Europa, und in kurzer Zeit vermischten sich beyde mit einander. Der gemeine Haufen fieng an sich eine besondre Art von Volkssprache (jargon) zu bilden, und der aufgeklärtere Theil der Nation sahe sich gleichfalls bald gezwungen, diese Volkssprache zu lernen, endlich wurde sie nach und nach ganz angenommen und verfeinert.

Die Italiäner und Provenzalen waren die ersten, die sich aus diesen beyden Muttersprachen eine besondre Volkssprache schufen; nur mit dem Unterschied, daß die lateinische in der italiänischen, so wie die Celtische in der Provenzalischen die herrschende blieb. Aber diese letztere war schon durch die griechische Sprache, die in der Provence theils durch die Handlung mit Griechenland, theils auch durch die griechische Kolonie zu Marseille gemein geworden war, ungemein bereichert und sehr verfeinert worden *).

Die Spanier, Nachbaren von Italien und der Provence, nahmen beyde Volkssprachen an, und bildeten sich daraus eine dritte, in die sie verschiedne Celtische Wörter, die sie von den Gothen gelernt hatten, und verschiedne Artikel und

*) Der verstorbne Vater des Grafen von Tressan, ein sehr gelehrter Mann, pflegte zu versichern, daß die Winzer in den Gegenden von Marseille noch heut zu Tage einige Fragmente aus Pindars Oden über die Weinlese sängen. Er wurde dies erst gewahr, nachdem er dasjenige, so er von zwanzig verschiednen Winzern singen hörte, aufgeschrieben hatte. Keiner verstand von ihnen, was er sang; auch ist dieses überhaupt äußerst schwer, da sich diese Gesänge bloß durch mündliche Ueberlieferung von Geschlecht zu Geschlecht erhalten haben; und äußerst verstümmelt sind.

und Nomina propria, die von den Arabern herstammten, einmischten.

Die Franken oder Gallier gaben den alten Provenzalischen Dichtern als ein Zeichen des Vorzugs den Namen der Troubadours oder Trouveres. (Erfinder) Auch verdienen sie diesen Titel in der That, denn sie führten die romanische Sprache ein, und legten den Grund zur französischen Litteratur. Aber demohngeachtet haben die Spanier und Italiäner nicht weniger Recht als die Provenzalen auf den Titel der Trouveres, da sie die Mittel fanden, sich eine neue Sprache zu schaffen, in der sie versificirten und gereimte Chroniken und Mährchen schrieben.

Aus diesen drey verschiedyen Volkssprachen bildeten sich endlich die Franzosen diejenige, die bey ihrem Ursprung den Namen der romanischen erhielt. Alle vier zusammen sind aus den vier Muttersprachen, der Celtischen, Skythischen, Griechischen und Lateinischen, ja sogar aus einigen Hetrurischen Wörtern zusammen gesetzt.

Diese neue romanische Sprache blieb während verschiedenen Jahrhunderten so arm, so rauh dem Ohr, daß kein französischer Dichter, Chronikschreiber oder Erzähler vor der Regierung Philip Augusts es wagte, sich ihrer zu bedienen. Alle alten Romane der Tafelrunde wurden von den Brittanniern aus Melchins und Telezins fabelhaften Chroniken gezogen, und vom Rusticien de Pisa ins lateinische übertragen. Der Unglückliche Abailard und die vielleicht noch unglücklichere Heloise wagten nicht zu den Zeiten Ludwig des Dikken und Ludwig des Jungen sich einer Mundart zu bedienen, die noch so sehr barbarisch und so wenig harmonisch war *). Erst unter Philip

*) Sogar der heilige Bernhard bediente sich ihrer nur in seinen letzten Predigten, um sich dem gemeinen Haufen verständlich zu machen.

Philip August fieng man an die Chroniken und einige belustigende Schriften in romanischer Sprache abzufaßen; aus diesen Zeiten schrieb sich die erste Uebersetzung des Lancelots vom See, des Tristan von Leonnois, des Percevals von Gallien, und verschiedner andrer Romane her, worinn die Brittannischen Chroniken, die von der Eroberung des Sanct Graals oder heiligen Napfs handelten, nachgeahmt wurden.

Das Alter der französischen Litteratur erstreckte sich also nicht höher, als bis auf das zwölfte Jahrhundert, auch hat man bis zum Ende desselben kein in der heut zu Tage üblichen Mundart geschriebenes Werk aufzuweisen, das einige Achtung verdienen könnte. Die Provenzalen können nicht unter die Zahl der französischen Schriftsteller gerechnet werden; denn ihre beiderseitige Mundart war nicht allein sehr verschieden, sondern die Provence machte auch damals einen von Frankreich abgesonderten selbstständigen Staat aus, und die Provenzalischen Troubadours wurden für die Franzosen dasjenige, was die Griechen und Römer den Provenzalen gewesen waren.

Das Alter der ursprünglich französischen Romane, die von der romanischen Sprache, worinn sie zuerst geschrieben wurden, den Namen erhielten, reicht nicht höher, als bis ans zwölfte Jahrhundert; ja man sieht sogar, daß verschiedne in romanischer Sprache geschriebene Werke nichts als Uebersetzungen sind. Aber bald entwikkelte sich das Genie der Nation, die Nachbaren der Franzosen büßten in kurzer Zeit die Vorzüge ein, die sie bisher über sie behaupteten, und kaum verstrichen zwey Jahrhunderte, als eben diese Nachbaren sich sogar gezwungen fühlten, ihre alten Nachahmer selbst nachzuahmen.

Man kann in der Geschichte der alten französischen Romane drey Hauptepochen annehmen. Die erste von Ludwig dem Dikken bis auf den heiligen Ludwig und Philip den Schönen; die zweyte enthält bloß das Ende der Regierung

Karl V. und die unglückliche Zeiten Karl VI. die dritte fängt mit der Thronbesteigung Karl VIII. an, und endigt sich bey dem Tode Heinrich II.

Die Romane, so nach diesen drey Epochen geschrieben wurden, gehören eigentlich schon zur neuen französischen Litteratur, und liegen ausser dem Gesichtskreis dieser Untersuchungen. Seitdem Montagne und Jakob Amyot anfiengen, die französische Sprache zu vervollkommnen und sie ausdrucksvoller und eleganter machten, befließ man sich immer von Zeit zu Zeit einer gedrungnern und Fehlerfreyen Schreibart.

Die erste Epoche enthält alle Romane der Tafelrunde, die ersten Bände des Amadis von Gallien, einige spanische Romane, und die Folge einer unermeßlichen Menge provenzalischer Lieder, Tencons, Erzählungen und Fabliaux.

Ludwig VI. mit dem Zunamen der Dikke vereinigte in sich alle Tugenden eines Helden und großen Königs. Als Haupt eines erlauchten Hauses, das dereinst Frankreich so theuer werden sollte, und das die Franzosen schon damals liebten, obgleich das Andenken an Karl den Großen und seine Nachkommenschaft noch mächtig auf ihre Herzen wirkte, machte Ludwig an seinen angenehmen und glänzenden Hof es zu seiner Lieblingsbeschäftigung, die Sitten der braven Ritter, an deren Spitze er so oft seinen Feinden fürchterlich ward, zu verfeinern. Da er in der Abtey von St. Denis erzogen war, so hatte Verstand und Beurtheilungskraft ihm den großen Suger, der damals nur noch ein bloßer Mönch war, zum Freunde wählen laßen.

Beyde wußten nur zu gut, wie viel Wissenschaften und Kenntnisse dazu beytragen können, um eine Nation aus dem Joch der Barbarey zu ziehen, die damals noch unter den unaufgeklärtesten gehörte. Beyde beeiferten sich die von Karl dem Großen gestiftete Schulen und die großen Klöster von St.

Denis

Denis, Citeaux und Cluny mit den berühmtesten Professoren zu versehen. St. Denis genoß schon die Ehre den König und Suger erzogen zu haben, so wie die Universität den Abailard, und den Meister in Sentenzen Peter Lombard, der als Bischof von Paris starb. Die Abtey von Cluny hatte dem Peter de Beaufort de Canaillac, der Ehrwürdige zugenahmt, den ersten Unterricht ertheilt, und die Abtey Citeaux rühmte sich der Erziehung des Bernhards, eines Jünglings von großen Fähigkeiten, und der in der Folge ein Mann von großer Beredsamkeit, und an Macht und Ansehen nur gar zu gefährlich ward; ob er gleich sonst ein frommer Mann war, der durch sein Leben, seine Sitten, Predigten und öffentliche sowohl als Privathandlungen, den Platz verdient, den er in der Legende und in der Geschichte behauptet.

Während dem sich die griechischen, lateinischen und andre Musen bestrebten der Jugend in den Abteyen Unterricht zu ertheilen, um solche dereinst zu tapfern Rittern oder großen Gelehrten zu bilden, waren die angenehmern Musen die Beschäftigung von Ludwigs glänzenden und kriegrischen Hof.

Die alten Ritterromane der Tafelrunde wurden, wie oben gesagt, von Rusticien de Pisa im Jahr 1120 gesammelt. Nun schien es, als wenn der natürliche Verstand der Nation anfieng, seine Kräfte versuchen zu wollen, und diese Versuche, nach dem zu urtheilen, was uns von ihnen übrig geblieben ist, waren mehrentheils glücklich.

Heinrich der Erste, König von England, der Enkel Wilhelm des Eroberers, besaß damals beynahe die ganze Normandie; er residirte zu Gisors, und sein Hof gab an Pracht dem Hof Ludwigs wenig nach.

Obschon diese Könige fast beständig im Krieg mit einander verwikkelt waren, und schon damals zwischen beyden Nationen, die von der Natur nur darum auf diese Erdkugel gesetzt

zu seyn schienen, um sich einander kennen zu lernen, sich hoch zu schätzen, sich gegenseitig aufzuklären, und ohne Unterlaß sich zu bekriegen, eine eben so trotzige als kühne Nebenbuhlerschaft, wie heut zu Tage herrschte, so beeiferte sich doch Ludwig und Heinrich, beyde gleich brav, gleich aufgeklärt, und gleiche Liebhaber von Pracht, diejenigen von beyden Nationen, die sich durch ihre Talente und Wissenschaften auszeichneten, ohne Unterschied an ihren Höfen aufzunehmen, an dem sie vorzüglich verschiedne jener unter dem Namen der Troubadours oder Trouveres bekannten provenzalischen Dichter beriefen.

Diese Dichter waren die ersten, die die kriegrischen Gesänge, und die der Liebe geheiligte Lieder wieder erneuerten. Aus dem, was uns von ihren Werken übrig geblieben ist, läßt sich schliessen, daß ihnen die alten griechischen und römischen Dichter nicht unbekannt gewesen seyn müssen. Aber die ersten Geistesprodukte einer Nation tragen lange Zeit den Stempel ihrer Sitten an sich. Die Gedichte der Troubadours waren es, die den Geschmack und Nationalcharakter erhielten; sie waren hinlänglich um bey jenen nordischen Eroberern, die sich Neustrien und Großbrittannien unterwarfen, den alten Geschmack an Dichtkunst zu erneuern, der den Schülern Odins jederzeit theuer war. Eben diese Neigung fanden sie bey den Franzosen, die der Macht der Poesie gleichsam zu huldigen schienen, wenn sie in dem nämlichen Augenblick, da sie ihre Lanzen fällten, und in die feindlichen Glieder drangen, den berühmten Schlachtgesang Rolands *) anstimmten. Verschiedne dieser Troubadours

*) Es ist auffallend, das kein einziges Zutrauen verdienendes Manuskript uns den Schlachtgesang Rolands aufbehalten hat, der sich doch wenigstens eben so gut als obengedachte Bruchstükke einer pindarischen Ode, die noch heut zu Tage von den Winzern bey Marseille gesungen werden, durch mündliche Erzählung von Vater auf Sohn hätte erhalten können. Wenn ja noch einzelne Züge aus diesem berühmten Gesang übrig geblieben sind, so müßte man solche bey den Bewohnern der Pyrenäischen

bours zeichneten ſich eben ſo ſehr durch ihre hohe Geburt und durch ihren Muth, als durch ihre Dichtertalente aus. Arnold von Villeneuve, Wilhelm von Cabeſtan, Hue von Tabarie, ſogar verſchiedne regierende Herren, ehrten die Wiſſenſchaften und Künſte, indem ſie ſelbſt Schriftſteller wurden. Wenn die ſogenannten Soulas, Fabliaux, Tencons und Jeux mypartis bloß erfunden zu ſeyn ſchienen, um den Hof der Liebe, (cour d'amour) zu beſchäftigen, der damals von den Damen, in dem Schloſſe von Pierrefeu gehalten wurde, ſo war hingegen die verſifizirte Erzählung groſſer Kriege, Kämpfe und Turniere die angenehmſte Unterhaltung der

ſchen Gebürge aufſuchen. Der verſtorbne Marquis du Viviers Canſac, ein Mann von eben ſo vielem Verſtand als erhabner Geburt, deſſen vornehmſtes Landgut, das ſchon ſeit länger als 600 Jahre ſeinem Hauſe gehört, in den Pyrenäen liegt, iſt der einzige der mich (den Grafen von Treſſan) verſichert hat, daß erloſt in den Liedern ſeiner Bauern Bruchſtükke aus dem Geſang von Roland zu erkennen glaubte. Ich habe verſucht nach dem, was er mir davon geſagt hat, nachſtehende ſchwache Ueberſetzung zu liefern:

O Roland! honneur de la France!
Que par toi mon bras ſoit Vainqueur!
Dirige le fer de ma Lance
A percer le front ou le Coeur
Du fier ennemi qui s'avance!
Que ſon ſang coulant à grands flots
De ſes flancs ou de ſa Viſiére,
Bouillonne encore ſur la pouſsiére,
En baignant les pieds des Chevaux!
O Roland! etc.

„O Roland! Frankreichs Ehre! ſtärke meinen Arm mit Sieg!
„Regiere das Eiſen meiner Lanze, damit es die Stirne oder das
„Herz des ſich nähernden ſtolzen Feindes durchbore! Laß ſein
„Blut ſtrommeiſe aus ſeinen Seiten oder ſeinem Viſir flieſſend,
noch in den Sand aufſprudeln und die Hufen der Roſſe bene-
„tzen! O Roland u. ſ. w.

Ritterschaft; sie wurden dadurch zu großen Thaten, und zur Treue gegen ihre Landesherren und ihre Damen ermuntert, ja was noch mehr war, das Vergnügen und die Neugierde, die sie zur Lektür dieser neuen Werke hinriß, zog sie aus der Nachläßigkeit, die sie schon seit langer Zeit gegen die Wissenschaften gezeigt hatten, und aus der sie sich sogar eine Ehre machten, und zwang sie, sich einem Unterricht zu unterwerfen, ohne den sie diese Geschichte und Romane, die von den damals sogenannten Conteurs (Erzählern) in Verse gesetzt waren, nicht mit Nutzen hätten lesen können.

Die auf diese Weise an den Höfen Ludwig VI. und Heinrich I. so vorzüglich aufgenommnen schönen Wissenschaften machten unter ihren Nachfolgern gewaltige Progressen. Der Unterricht der Jugend, dem man in den Klöstern zu viel Fesseln angelegt hatte, wurde immer ausgebildeter und heller. Ludwig VII. berief von allen Orten die gelehrtesten Männer aus Europa an seinen Hof; er ertheilte ihnen die Aufsicht über eine Menge von Schulen und Kollegien, die er stiftete, und die Franzosen fiengen damals an, weniger unwissend zu seyn, und ihren Geist immer mehr und mehr aufzuklären.

Barbarey ist gemeinhin eine Folge der Unwissenheit. Die Nation war durch dieselbe bisher entweder in der demüthigendsten Sklaverey, unter der oft nur zu tyrannischen Herrschaft der hohen Barone gehalten, oder auch sobald nur Verzweiflung ihre alte Wildheit befeuerte, zum Aufruhr gegen sie angereitzt worden. Ludwig VII. und Suger hielten für das beste politische Mittel, nur die Aufklärung der Franzosen zu bewirken, den hohen Kronvasallen die Gränzen ihrer Macht, und die verehrungswürdige Bande, die sie mit ihren Unterthanen vereinigten, kennen zu lernen. Ludwig VI. hatte seine ganze Lebenszeit in Streitigkeiten mit ihnen zugebracht. Ludwig VII. war der erste König der Franzosen, dem es endlich gelang, zwischen den großen Herren und ihren Vasallen Kommissarien zu setzen, die unter dem Namen von Missi Dominici durch

den

den König, als gebornen Oberlehnsherrn aller großen Reichslehne, autorisirt waren, allen Mißbrauch der Gerichtsbarkeit und Gewalt, den die Lehnsherren ausüben möchten, zu richten.

So gebahren endlich die Wissenschaften und Künste die wahre Philosophie, diesen einzigen Schild des Schwachen gegen die Angriffe des Stärkern, dieses so sanfte als heilige Band der Menschlichkeit, diesen Ursprung aller Tugend, aller Einigkeit und Wohlthätigkeit. Die Liebe zur Weisheit fieng an ihr Licht über die Sitten zu verbreiten, da sich zu gleicher Zeit die Musen beschäftigten, den Verstand der Nation zu verfeinern. Oberwähnte Komissarien hatten Befehl das Volk zu ermahnen sich unterrichten zu laßen, und dieses ward auch noch überdem durch die großen Privilegien, die mit der Gelehrsamkeit verbunden waren, immer mehr dazu aufgemuntert.

Ludwig VII. zog also nützliche Unterthanen für seinen Sohn und Nachfolger Philip August. Die besten Werke, die uns aus dem 12ten und 13ten Jahrhundert übrig geblieben sind, und vielleicht auch die Erhaltung aller ältern Schriften haben wir dem Schutz zu verdanken, womit Ludwig VI., Ludwig VII. und Philip August die Wissenschaften und Künste eben so sehr wie diejenigen, die sich darauf legten, beehrten.

Den ersten Fortschritten, die die französische Litteratur unter Philip August that, danken wir den Roman de la Rose des Wilhelm de Loris, die reizende Farce der Advokat Patelin und einige andre sehr naive, und äußerst sinnreiche Romane, die aber nicht ganz und vollständig bis auf uns gekommen sind.

Die Thaten des Bertrand du Guesclin, des Olivier de Clisson und verschiedner andren berühmten Abentheurer, erneuerten zum Ende der Regierung Karl V. und während der Regierung Karl VI. den entschlafenen Geist der alten französischen Ritterschaft, der seit den letzten Kreuzzügen fast gänzlich

erloschen war. Es erschienen von neuem französische Romanziers, sie hatten aber ihren Leitfaden verloren. Es mangelte ihnen an Beyspielen; keine Schriftsteller unter ihren Zeitgenossen waren vorhanden, die sie hätten nachahmen können; sie wurden daher genöthigt zu den Romanen der ersten Epoche ihre Zuflucht zu nehmen. Die damals noch nicht erfundne Buchdrukkerkunst hatte die Exemplare dieser alten Romane noch nicht vervielfältigen können, die bloß in Handschriften existirten; und diese Handschriften waren von den Schriftstellern der zweyten Epoche geplündert und verstümmelt worden. Aus Furcht, daß diese alten Manuskripte ihr Plagiat entdekken möchten, suchten sie mit der größten Sorgfalt den Ueberrest zu vertilgen. Oft wird man in den Romanen der zweyten Epoche einen doppelten Ton und zwiefachen Gang gewahr, und das Ende derselben entspricht selten dem Anfang.

Da nun die Romanziers des 14ten Jahrhunderts nicht mehr wagen durften, die entfernten Zeiten eines Pharamunds, Artus, Merlins und der Tafelrunde zu Gegenstände ihrer Romane zu wählen, so schränkten sie sich auf die lange und glorreiche Regierung Karl des Grossen ein. Alle Romane dieser zweyten Epoche, als Ogier der Däne, Guerin von Montglave, Hüon von Bordeaux, und viele andre, haben sämmtlich Bezug auf die Regierungsgeschichte Karl des Großen. Wenig Genie, viel Feerey, Bezauberungen und falsches Wunderbare charakterisiren die Romane dieser zweyten Epoche.

Die Regierungen Karl VII. und Ludwig XI. erstickten vollends den wenigen Geschmack und Eifer, der in Frankreich für die angenehme Lektür noch übrig geblieben war; der brave und ritterliche Karl VIII. aber belebte diese Neigung von neuem. Dieser Monarch, so schwach er auch von Leibesbeschaffenheit, und so klein er auch von Statur war, bestrebte sich doch aus allen Kräften Karl dem Großen zu gleichen, und ihm nachzuahmen. So wie Karl, überzog er Italien mit Krieg,

unter-

unterjochte es, kehrte mit Lorbeeren umkränzt von der Eroberung des Königreichs Neapel zurück, und legte die Krone desselben zu den Füßen der schönsten und geistreichsten Prinzeßin seiner Zeit. Nun fieng auch die so lang vernachläßigte Dichtkunst von neuem an zu blühen; aber Karl VIII. und Anne von Bretagne verdienten wohl in allem Betracht bessere Lobredner, als sie unter ihren Zeitgenossen fanden. Diese letztern standen noch weit tiefer unter den Schriftstellern der zweyten Epoche, als diese unter den Romanziers des 13ten Jahrhunderts standen. Sie wagten es nicht nur sich der vernachläßigten Ueberbleibsel ihrer Vorfahren zu bedienen, sondern erkühnten sich sogar verschiedne ihrer Werke, die noch nicht gedruckt waren, sich selbst zuzueignen. Zu diesem Endzweck machten sie darinn verschiedne Veränderungen, überladeten das Ende derselben, und verlängerten sie, so wie im Hüon von Bordeaux, mit den langweiligsten Episoden. Alles Regelmäßige war damals noch unbekannt, und der gute Geschmack noch ungebohren.

Der Verfall dieses Zweiges der Litteratur hatte sich nicht bis auf Spanien und Italien verbreitet. Die Spanier und Portugiesen bemächtigten sich des Amadis von Gallien, und schrieben Fortsetzungen dieses alten Ritterromans. Dante und Petrarch erhielten die Ehre der italiänischen Musen; Bokaz und einige andre Italiäner ahmten den provenzalischen Dichtern nach, und in den Zeiten, da die Franzosen sogar unter Franz I. nur bloß einige wenige Uebersetzer besaßen, regierten ein Boyardo, ein Berni, ein Sannaßar, ein Tasso und ein Ariost mit Recht das Reich der angenehmen Litteratur. —

F.

II.

Auszüge aus dem ungedruckten Tagebuche eines Reisenden.

Ueber Rom.

(Zweyte Fortsetzung.)

Bey einem unbefangenen Studieren der römischen Geschichte, in Rom selbst, wird man überzeugt, daß diese so berühmte Stadt viel älter seyn müsse, als man insgemein angenommen hat. Plutarch, Dionysius von Halicarnas, und andre alte Schriftsteller waren schon der Meinung, daß Romulus nicht der Stifter, sondern nur der Wiederhersteller von Rom gewesen sey, und daß er anstatt der Stadt seinen Namen zu geben, vielmehr den seinigen von ihr bekommen habe. Die Geschichte dieses Stifters hatte wegen des wunderbaren, und aller dazu gehörigen Fabeln, für die Römer so viel schmeichelhaftes, und war mit ihren Religionsmeynungen, Gebräuchen und Gesetzen so verwebt, daß man die Untersuchung sich nicht zu machen getraute, und in spätern Zeiten wohl auch nicht machen konnte; daher auch die großen römischen Geschichtschreiber keine Zweifel dieserhalb erregen.

Wenn man sich Rom in den ersten Zeiten mit seinem kleinen Gebiet vorstellt, und die unaufhörliche Kriege bedenkt, die dieses Volk beständig mit seinen Nachbarn führte, so scheint es ganz unmöglich zu seyn, daß die Einwohner einer armen Stadt, die weder Handel, Bergwerke, noch große Ländereyen hatte, und wo jedermanns Augenmerk war die nothdürftigste Nahrung aus den Aekkern zu ziehn, und einen ewigen Krieg zu führen fähig waren, die erstaunenswürdigen Kloaken und Wasserleitungen anzulegen, wie der Geschichte zufolge schon

unter

unter den Königen geschehn seyn soll. So riesenmäßig auch die folgenden Arbeiten dieses großen Volks waren, die wir noch in ihren Trümmern anstaunen, so war doch kein Werk so ausserordentlich, als die Kloaken. Dionysius von Halicarnas nennt die Kloaken, Landstraßen und Wasserleitungen die drey Wunder Roms. Zur Zeit des Frontin hatte die Stadt neun Wasserleitungen, zu Procopius Zeiten aber vierzehn; jetzo sind deren nur drey, die das Wasser nach Rom führen. Die Kloaken hatten nach dem Strabo Gewölbe von einer solchen Höhe, daß ein beladener Heuwagen bequem durchfahren konnte. Sie waren zwar nur aus Ziegelsteinen erbaut, die durch Kalk und Porzelanerde zusammen gekittet wurden, allein dennoch war ihre Festigkeit unbeschreiblich. Schon Plinius wundert sich, daß sie nicht unter der Last der ungeheuren Gebäude zusammen fielen, die man darauf errichtet hatte. Agrippa ließ sieben Wasserleitungen hinein führen, um sie beständig zu reinigen. Die Kloaken waren bey den Römern in solcher Achtung, daß der heilige Augustinus ihnen Vorwürfe macht, sich eine eigne Schutzgöttin der Kloaken unter dem Namen Cloacina gemacht zu haben, welcher man Altäre errichtete, und Opfer brächte. Verschiedene Päbste haben diese so nützliche alte Gewölbe ausbessern laßen, und mit neuen vermehrt; es ist dieses aber nur ein Schatten von demjenigen, was sie vormals waren.

Nach dem Coliseo formiren die Bäder des Caracalla die größten Ruinen in Rom. Sie waren sehr prächtig und von ungeheurem Umfang. Es befanden sich 1,600 marmorne Stühle daselbst für die Badenden. Dennoch wurden sie von den Bädern des Kaisers Diocletian an Größe übertroffen. Die Trümmer dieser letztern dienen jetzt zu Kornmagazine. Der ehemalige kaiserliche Saal aber ist in eine Kirche verwandelt worden, die den Karthäusern gehört. Diese sehr kunstmäßige Umschaffung geschahe durch Michael Angelo, der sogar acht große Granitsäulen, die in der Mitte des Saals standen, unberührt ließ, so daß sie noch jetzt im Centro der Kirche stehen.

Keine

Keine Kirche in Rom hat schönere Gemälde. Sie ist in der Form eines griechischen Kreuzes erbaut, sieht aber mehr einem Saal als einer römisch katholischen Kirche ähnlich. Das Kloster selbst, auch ein Werk dieses großen Baumeisters, hat über 100 marmorne Säulen. Es ist auch ausserdem wegen einer Gallerie von Kupferstichen merkwürdig, die als Privatsammlung wenig ihres gleichen hat. Diese vortreffliche Sammlung kann jedermann unentgeldlich nach seinem Gefallen besehen. Ein Mönch öfnet die Thür der Gallerie, läßt die Liebhaber hereingehen, und verschließt sie sogleich wieder. Diese Bequemlichkeit ist äußerst angenehm; man ist allein, ungehindert, und kann ohne durch einen incommoden Aufseher pressirt zu seyn, nach Belieben viele Stunden bey diesem Kunstschatz verweilen, den man ganz übersehen kann, da alle Stükke niedrig hängen. Die Thüre wird nicht eher geöfnet, bis man klingelt. Die Mönche dieses Klosters, deren Ordensregeln wie bekannt strenge sind, übertrieben diese Strenge aus Andacht vor wenigen Jahren so sehr, daß viele von denselben melancholisch, und einige gar närrisch wurden. Hieraus entstanden vorsetzliche Mordthaten, sie ermordeten sich unter einander ohne Beleidigung und ohne alle Ursache. Diese Vorfälle haben veranlaßt, daß man diese Mönche wider ihren Willen gezwungen hat, ihre unsinnige Andächteley einzuschränken, und mehr gesellig zu seyn.

Der Platz de Termini, auf welchem diese Kirche steht, wird gewöhnlich von den Improvisatoren zu ihrem Tummelplatz erwählt, um ihre Künste zu zeigen. Dieses versteht sich von den herumziehenden, denn es giebt andre, die nur in Gesellschaften und ohne alle Belohnung improvisiren. Zu dieser letzten Klasse gehört die berufene Korilla. Gemeiniglich geschieht diese Stegreifreimerey singend, und wird durch eine Violine accompagnirt; ja manche dieser Virtuosen können nicht ohne dieses Instrument ihre Muse in Gang bringen. Die herumziehenden aber müssen sowohl redend als singend, mit und ohne Instrument geübt seyn, das aufgegebene Thema zu bereimen.

men. Man würde sich irren, wenn man dieses Talent als etwas besonders ansähe. Der Reichthum der italiänischen Dichtersprache, und die vielen poetischen Freyheiten, die in derselben erlaubt sind, nebst dem musikalischen Ohre der Italiäner, alles dieses vereinigt, verringert die anscheinenden Schwierigkeiten unendlich. Auch sind es mehrentheils ignorante Leute, die diese Kunst treiben, daher finden sie sich in Verlegenheit, wenn man ihnen ein Thema aufgiebt, zu dessen Behandlung Belesenheit gehört; sie führen es aber doch aus, durch Unsinn mit Reimen verbrämt. Die alte römische Geschichte ist gewöhnlich ihr Steckenpferd; mit dieser sind die Improvisatori ziemlich bekannt. Alle große Begebenheiten derselben als Hannibals Zug nach Italien, die Ermordung Cäsars u. s. w. werden improvisirt, sobald man ihnen selbst die Wahl des Sujets überläßt, und wenn alsdann die Deklamation gut ist, so wird der Ausländer, der dieses Schauspiel zum erstenmal sieht, in der That überrascht und hingerissen.

Ich habe von einem Venetianer eine Scene dieser Art gesehn, die den ausserordentlichsten Eindruck zu machen fähig war. Man stelle sich einen Platz in Rom vor, von Trümmern umgeben, die auf die sinnlichste Weise an das große Volk erinnern, das ehmals hier wohnte; und nun denke man sich zum Thema! Den Abschied des Regulus von seiner Familie und von Rom; dieses nun mit Feuer und Beredsamkeit deklamirt, und zwar an dem Orte selbst, wo diese große That vor 2000 Jahren geschah. Der Improvisatore, der unter die besten seiner Zunft gehörte, wußte diesen Vortheil vortrefflich zu nutzen. Er blickte auf die Ruinen traurig, aber doch standhaft, und nun nahm er den letzten Abschied von den Tempeln und Altären, den Göttern seines Vaterlandes, und endlich vom Kapitol; wobey er seine Augen auf den Kapitolinischen Hügel heftete. Diese ganze Scene war ein wahres Fest für Herz und Geist. Da dieser Mann ein Enthusiast der alten Römer zu seyn schien, gab ich ihm einst das Thema: ob das alte oder neue Rom größere Vorzüge besessen hätte? Er entschied für das

neue,

neue, und zwar weil es von Christen und dem Pabst bewohnt würde; dahingegen die alten Römer bey aller ihrer Pracht, Größe und edlen Thaten doch nur Heiden gewesen wären. Ich habe oft dieses Schauspiel in allen Theilen von Italien gesehn, allein durchaus gefunden, daß diese Improvisatori eben so unwissend als von eingeschränkten Verstande waren. Wie tief ist dieses Talent unter den Stegreifrednern, die man in England in den disputirenden Clubs antrifft! Hiezu gehören denkende Köpfe, durch Belesenheit gebildet, und mit Rednergaben versehn *).

Die Grabmäler der alten Römer übertrafen an Pracht selbst ihre Tempel. Von den drey ausserordentlichsten, die Rom aufzuweisen hatte, sind noch die Ruinen vorhanden. Diese waren: das Mausoleum des Augusts, des Adrianus und der Cäcilia Metella, Gemahlin des Crassus. Vom erstern sind nichts als einige schlechte Mauren übrig, die man in einem Winkel aufsuchen muß, und nicht die geringste Idee von dem ehemaligen Zustand dieses Grabmals verschaffen. Das Mausoleum der Cecilia aber, das an der Via Appia lag, hat viel größere Trümmer, die auf viele italiänische Meilen weit zu sehen sind. Es ist nicht von Ziegel erbaut, wie das Coliseum und andre große Denkmäler, sondern von großen Steinen, die den höchsten Begriff von der alten Bauart geben. Diese Ruinen führen den Namen Capo di bove, und sind einem Thurm ähnlich; auch dienten sie in mittlern Zeitalter den kleinen Tyrannen, die das römische Gebiet verwüsteten, zur Festung. Einige Antiquare geben vor, daß sich in diesem Grabmal ein künstliches Echo befinde, das einen ganzen Vers Virgils sechsmal sehr deutlich

*) Von dieser höchst angenehmen Geistesübung die seit wenig Jahren in London im Flor gekommen, giebt keine einzige Reisebeschreibung ausführliche Nachricht, so einzig und sonderbar auch diese geistige Ergötzlichkeit ist. In dem Tagebuch unsers Journalisten über England wird davon umständlich gehandelt werden.

deutlich, und noch öfterer etwas undeutlich wiederholen konnte. Man hatte es so angelegt, damit das Geschrey der Leidtragenden, die man gewöhnlich zu diesem Geschäfte dung, sich vervielfältigen möchte. Das Mausoleum des Adrians ist, wie bekannt, die Engelsburg, allein so sehr entstellt, daß man keine Spur der vormaligen Bestimmung daran gewahr wird. Von dem prächtigen Septizonium des Severus am Fuß des Palatinischen Berges waren noch vor 80 Jahren ansehnliche Ruinen übrig, die jetzo ganz verschwunden sind. Dieses war ein aus sieben Sälen bestehendes Gebäude, das eben so viel Stockwerk hatte, und Pyramidenförmig gethürmt war. Alle Etagen waren von außen bis oben zu mit Säulengängen und Statuen geziert. Auch die Trümmer im vorigen Jahrhundert waren noch sieben Stockwerk hoch, und bestanden aus lauter auf einander gesetzten Säulen. Uebrigens sind die Antiquare über die ehmalige Bestimmung dieses Gebäudes nicht einig.

Das einzige Grabmal, das aber noch bis jetzo ganz erhalten worden, ist die Pyramide des Cestus bey dem St. Pauls Thor, 110 Fuß hoch und jede Seite der Basis 86 und einen halben Fuß lang. Dieser Römer lebte kurz vor den Zeiten des Augusts, und war nie zu den höchsten Würden des Staats gelangt, und dennoch war sein Grabmal so prächtig. Ein Umstand, der den ungeheuren Luxus seines Zeitalters bestättigt. Auf dem Felde hinter der Engelsburg befand sich eine ähnliche Pyramide, die in den barbarischen Zeiten auf Befehl der Päbste abgetragen wurde. Im Jahr 1500 entdeckte man an der Via Appia ein Grab, das ausserordentlich merkwürdig war. Man fand den Körper einer jungen Frauensperson in einem unbekannten Liquor schwimmend: zu den Füßen stand eine brennende Lampe, die aber, nachdem sie an der Luft gebracht wurde, gleich erlosch. Der Leichnam war so frisch, als ob er eben erst hineingelegt worden wäre, indessen erkannte man so viel aus der Innschrift, daß er über 1500 Jahre an diesem Orte gelegen hatte. Man vermuthete, daß dieses der Körper der

Tulliola Tochter des Cicero wäre, die vor ihrem Vater starb. Sie hatte blonde Haare, die durch eine goldene Agraffe zusammen gehalten wurden. Dieser Leichnam wurde nach dem Kapitolio gebracht, und dem ganzen Volk zur Schau ausgestellt. Da aber der Pöbel anfieng zu glauben, daß es ein heiliger Leib seyn müßte, weil er unverweßlich geblieben wäre, ließ der Pabst Alexander VI. diese sonderbare Antike in die Tiber werfen.

Das ehmalige Marsfeld ist jetzo ganz bebauet, und ist der volkreichste Theil von Rom. Vielleicht war nie auf Erden ein so herrlicher Platz als dieses Marsfeld. Der Umfang desselben war ungeheuer, und mit den prächtigsten Gebäuden umgeben, die daher alle die vortheilhafteste Lage hatten. Hier war das Mausoleum des Augusts mit seinen zwey Obelisken; die Bäder des Nero; der Cirkus des Alexander Severus; das Pantheon; die Bäder des Adrians; die Bäder des Agrippa, das Theater des Pompejus, wobey ein Coloß stand, der Cirkus Flaminius; das Theater des Marcellus; die Naumachie des Augusts; die Trajanische und antoninische Säule, und viele Portiken, Springbrunnen, Tempel und Palläste. Auch sahe man Adrians Grabmal jenseit der Tiber. In der Mitte dieses Inbegriffs menschlicher Herrlichkeit stand der berühmte Sonnen Obelisk 116 Fuß hoch, den August aus Egypten nach Rom bringen ließ. Er war der größte in der Stadt, und diente der ungeheuren Sonnenuhr auf dem Marsfelde, deren Ziffern Ellenlange Platen von Bronze auf einem weiß marmornen Grunde waren, zum Sonnenzeiger. Jetzt liegt er zerbrochen auf der Erde in einem Winkel nahe bey seinem vorigen Standplatze, wo er wohl noch lange liegen bleiben dürfte. Ein ähnliches Schicksal hat eine schöne 50 Fuß hohe Säule von roth gesprenkelten Marmor, die auch aus Egypten geholt und dem Kaiser Antonin dem Frommen zu Ehren errichtet wurde. Sie lag unter der Erde, und wurde im Anfang dieses Jahrhunderts herausgezogen. Das Postument mit Basreliefs und Inschrif-

ten steht zwar auf dem Monte Citorio, allein die Säule selbst ruht in einer Bretterhütte. Sie ist noch ganz, und ihre Errichtungskosten würden nicht ausserordentlich seyn, allein die Apostolische Kammer hat den Grundsatz, alle Ausgaben, die nicht unumgänglich nothwendig sind, sorgfältig zu vermeiden.

Derjenige Theil der Stadt, der jenseit der Tiber liegt, und die alten Römer Transtiberina nannten, jetzo Transtevere, wird von Menschen bewohnt, die sich durch rauhe Sitten, und überhaupt durch einen eignen Karakter ganz besonders von allen übrigen Einwohnern Roms auszeichnen. Sie behaupten, das alte römische Blut unvermischt in ihren Familien erhalten zu haben; daher auch die Heirathen zwischen ihnen und den andern Römern noch heut zu Tage sehr selten sind. Die Einwohner dieses Quartiers sind durchaus blutarm, und dennoch trägt ein armes Mädchen kein Bedenken die Hand eines reichen Mannes aus einem andern Quartier auszuschlagen. Indessen werden sie nicht oft in diese Versuchung gesetzt, weil ihre grobe Sitten und häßliche Bildung, die den Bewohnern dieser Region besonders gemein ist, schon abschrekkend genung sind. Zu ihrem Karakter gehört auch eine seltene Unerschrokkenheit, die bey Männern und Weibern herrscht; daher auch die Messer bey den geringsten Vorfällen ergriffen werden. Die Sbirren wagen sich in dieses Quartier sehr ungerne, und wenn es Amtshalber geschehen muß, so brauchen sie alle nur mögliche Vorsicht. Die Legionen des Augusts hatten hier ihr Quartier, und überdem war dieser Theil der Stadt so wie jetzo von armen Leuten bewohnt. Nach dem Lipsius war hier das Quartier der Sänftenträger. Auch sieht man aus einer Stelle des Philo, daß hier viele Juden wohnten.

Die Peterskirche ist in diesem Theil der Stadt, und daher sehr abgelegen, daher auch alle dahin führende Straßen schlecht sind, und die Wirkung sehr verringern, die dieses prächtige Gebäude sonst verursachen würde. Man muß ganz nahe an der Kolonnade seyn, um das Ganze zu übersehn. Ohnge-

achtet aller Bewunderung, die der Anblick dieser Kirche einflößt, wird jeder unbefangene Reisende, der hier und in London gewesen, und gesunde Augen gehabt hat, gestehn, daß die Facade der Paulskirche von der Seite von Ludgate hill einen ungleich stärkern Eindruck macht, und weit majestätischer ist. Da diese nicht so vortheilhaft placirt ist, keinen Petersplatz, keine Kolonnade, keinen Obelisk noch Springbrunnen hat, und überdem die Engländer keine solche Gaskonier als die neuern Römer sind, so werden der Paulskirche die Lobsprüche sehr sparsam ertheilt, dahingegen glaubt man nie genung Worte finden zu können, die Peterskirche nach Würden zu preisen. Der große und schöne Platz dieser letztern, nebst dessen Säulengängen, Springbrunnen u. s. w. sind hier sowohl als das Inwendige derselben bloß accessorisch, und haben mit dem Gebäude des Tempels nichts gemein. Dieses Innere aber ist in der That hinreissend, und wird durch eine besondre Reinlichkeit erhöht, die in den hiesigen Kirchen sowohl als Pallästen nichts weniger als gebräuchlich ist. Eine Anzahl Leute sind hier unaufhörlich den ganzen Tag über beschäftigt zu reinigen und zu putzen, wozu man künstliche Gerüste hat. Die Tapezierer aber haben deren keine, wenn sie vor dem Peterstage die Kirche mit Tapeten von unten bis oben auszieren müssen. Dieses ist die gefährlichste Arbeit, die sich nur denken läßt. Man setzt eine Menge Leitern eine auf der andern, und klimmt so in der Luft balanzierend die ungeheuren Mauren herauf, und in dieser Schwebung geschieht auch die Anheftung der Tapeten. Diese Leute stehen im Sold der Kirche, der sehr gering ist. Oft geschehen auch Unglücksfälle, daher sie gewöhnlich vor der Arbeit beichten. Ihr Schutzpatron ist der heilige Venantus, ein Märtyrer, der von oben herabgestürzt wurde.

Die ungeheure Größe der Kirche zeigt sich am meisten an großen Festtagen. Ich habe während meinem langen Aufenthalt in Rom dieselbe bey keiner Feyerlichkeit voll gesehn, so sehr auch Menschen von allen Seiten zuströmten. Der große Altar

hat

hat genau die Höhe des Farnesischen Pallastes, und dennoch scheint er wegen des erstaunlichen Umfangs der Kirche, und wegen seiner Lage unter der Kuppel nicht besonders hoch zu seyn. Bey diesem Altar ist der Eingang zum Grabe des heiligen Peters, woselbst Tag und Nacht 100 silberne Lampen brennen, nur am Charfreytage werden sie ausgelöscht. Kein Frauenzimmer darf bey Strafe der Excommunication hier herunter steigen, ausser am Pfingstmontag, an dem es aber den Mannspersonen bey eben dieser Strafe untersagt ist. Dieses Verbot hat seinen guten Grund, denn das Klima, die Sitten der Römer, und die Gelegenheit an einem dunkeln Orte könnten sehr unheilige Handlungen veranlaßen. Die Heiligkeit des Tempels kommt hier in keine Betrachtung. Ein offenbarer Beweis davon giebt die vortreffliche Statue des della Porta am Grabmal des Pabstes Paul III. Sie stellt die Religion unter der Gestalt eines jungen und schönen Frauenzimmers vor, das in der wollüstigsten Stellung liegt, und selbst im Marmor fähig gewesen ist, Begierden einzuflößen. Verschiedene scandalöse Auftritte haben verursacht, daß man gewisse Theile dieser Statue mit einem kleinen Bleche bedeckt hat, das jedoch bey Bezahlung eines Zechins auf einige Augenblikke weggenommen wird. Ein Preis, für welchen man die Hälfte aller Bildergallerien in Rom sehen kann.

Die Grabmäler zieren diese Kirche mehr als die Altäre, und zeigen die Bildhauerkunst in ihrer ganzen Größe. Auf dem Monument der Königin Kristina von Schweden ist ihre Abschwörung der protestantischen Religion in einem sehr schönen Basrelief vorgestellt. Diese Königin und die Gräfin Mathilda, Wohlthäterin des päbstlichen Stuhls, sind ausser den Päbsten die einzigen, denen man in dieser Kirche Denkmäler errichtet hat. In den unterirdischen Gewölben, die den Boden der alten Kirche formirten, sieht man viele Begräbnisse von Päbsten, aber ohne alle Denkmäler, und größtentheils sehr armselig. Hier werden alle Nachfolger Petri beygesetzt, wenn ihre Verwandten oder Freunde die Kosten eines Monuments in

der obern Kirche scheuen. Hier ruhet auch der Leichnam des vortrefflichen Ganganelli, den man wohl kein besser Denkmal prophezeyen konnte. Daß aber auch sein Vorgänger Rezzonico hier von seinen undankbaren Erben gelassen wird, die er mit Reichthümern und Würden beladen hat, wird von ganz Rom getadelt. Unter diesen sind die beyden noch lebenden Kardinäle Rezzonico, davon einer Camerlengo oder Finanzminister ist. In diesen sogenannten heiligen Grüften siehet man viele alte Gemählde, Bildhauerwerke, und mosaische Arbeiten; auch fehlt es nicht an Reliquien aller Arten, wunderthätigen Bildern und Kapellen.

Alle vortreffliche Altargemählde in der Peterskirche werden herausgenommen, und an andere Kirchen zur Aufbewahrung gegeben. An die Stelle derselben kommen die Kopien eben dieser Gemählde in mosaischer Arbeit. Man hat kürzlich das vornehmste Gemählde in Europa nehmlich die Verklärung Christi von Raphael, auf diese Art nachgeahmt, das Original aber in eine Franciskanerkirche gestellt, die auf dem Janiculischen Hügel, dem höchsten in Rom liegt. Die Feuchtigkeit in der Peterskirche drohete diese herrlichen Kunstwerke zu verzehren, und machte daher diese Maaßregeln nothwendig. Dieser Tausch ist indessen wegen der langwierigen Arbeit ungemein kostbar, und eine weniger reiche Kirche würde es nicht haben unternehmen können. Vorerwähntes Steingemählde von Raphael kostet 6000 Scudi. Schade, daß erst seit Aufstellung desselben die Erfindung gemacht worden ist, die Steine zu zerschneiden und auf diese Weise die Gemählde zu vervielfältigen. Die Aehnlichkeit zwischen diesen mosaischen Kopien und den Urbildern ist ausserordentlich, wenn es geschickte Arbeiter unternehmen, an denen es, wie bekannt, in Rom nicht mangelt, da nirgends wie hier diese Kunst getrieben wird. Die Peterskirche unterhält beständig zwölf von diesen Künstlern, bezahlt sie aber als Mechaniker, daher auch nicht allein diese sondern überhaupt alle, die diese schöne, aber gewissermaßen brodlose

Kunst

Kunst ausüben, in der Dürftigkeit leben. Vor einigen Jahren hat einer Namens Savini aus Urbino erhabene Mosaik zu machen erfunden, allein bis jetzt ist noch kein Gemählde von irgend einiger Bedeutung in dieser Gattung von Basreliefs bearbeitet worden.

(Die Fortsetzung im nächsten Stück.)

III.

Schreiben, die philanthropinische Erziehung jüdischer Kinder betreffend, von Moses Mendelssohn.

Im Jahr 1778 bezeigte das Dessauer Philanthropin den Willen, Kinder jüdischer Nation aufzunehmen, und desfalls auch jüdische Lehrer anzusetzen. Ungeachtet es öffentlich bekannt gemacht wurde, so fanden sich doch keine Juden, die von diesem menschenfreundlichen Anerbieten Gebrauch machen wollten. Das Philanthropin bezeigte, an Herrn Mendelssohn seine Verwundrung, und von der Empfindung einer mißlungenen Absicht beseelt, war der Brief etwas anzüglich; unter andern Ausdrükken heißt es: „Der Fürst von Dessau würde es sehr ungnädig aufnehmen, daß seine Wohlthat, und edle Absicht so verkannt werden sollte!“ Hierauf antwortete Herr Mendelssohn folgendes an Herrn Campe, damaligen Lehrer dieses vortrefflichen Instituts.

Mein wertheſter Freund!

Vorausgesetzt, daß sich alles wirklich nicht anders verhalte, als sich's ihr etwas ängstlicher Eifer für die gute Sache vorstellt, daß nehmlich kein einziger meines Glaubens sich das An-

erbieten des Philanthropins wird zu Nutze machen, und daß so manche ihres Glaubens sich dieserhalb ein schadenfrohes Hohngelächter erlauben werden, dieses alles, sage ich, als ungezweifelt vorausgesetzt, was folgt daraus? Daß sie Ursache hätten den Schritt, den sie gethan, zu bereuen? Sicherlich nicht! — Wohl aber, daß vor der Hand weder Christen noch Juden eine philanthropinische Erziehung gehabt, und daß ein solches Institut dem menschlichen Geschlechte desto nothwendiger sey.

Was der Fürst, mein gnädigster Landesherr *) dazu sagen wird? — Nach den Begriffen, die ich von den Gesinnungen dieses Prinzen habe, wird er denken, die weisern Juden dürften wohl nicht zugleich die Reichsten seyn; und wird fortfahren sich derjenigen väterlich anzunehmen, die nicht reich sind, durch menschliche Begegnung vielleicht weise werden können. Daß aber dieser Herr auf das Philanthropin nun einen minder gnädigen Blick werfen könnte, läßt sich meines Erachtens gar nicht denken.

Aber bester Freund! war denn der Schritt wirklich so ausserordentlich, so kühn, den das Philanthropin zum besten meiner Brüder gethan? Liegt es nicht schon im Begriff eines philanthropinischen Instituts, daß ihm der Mensch als Mensch erziehungswürdig und willkommen seyn muß, ohne darauf zu sehen, ob er einen beschnittenen oder unbeschnittenen Vater gehabt? — Und die Stifter und Vorsteher dieses Instituts haben so äußerst viel gewagt, daß sie sich einer wesentlichen Bestimmung desselben gemäß erklärt haben? Wollen befürchten, durch ein aufrichtiges Bekenntniß philanthropinischer Grundsätze dem philanthropinischen Erziehungswesen geschadet, dasselbe zu Grunde gerichtet zu haben? — Ich muß gestehen, daß ich diese mehr als melanchtonische Kleinmuth, mit ihren und Basedowschen Grundsätzen nicht recht zusammen reimen kann.

Ich von meiner Seite finde das Anerbieten der philanthropinischen Vorsteher ihrer würdig, aber nicht ausserordentlich.

*) Mendelssohn ist aus Dessau gebürtig.

lich. Denn das jüdische Schüler und Zöglinge aufgenommen werden, dieses geschieht auf allen niederen und hohen Schulen Deutschlands; und auf die Abschaffung kleiner pedantischer Unterscheidungszeichen, die bey Promotionen und Streitübungen noch auf mancher Universität im Schwange sind, legt doch wohl niemand einen Werth. Und daß sie Unchristen auch zu Lehrern annehmen wollen, ist sicherlich nicht befremdender, als daß eine königlich preussische Akademie der Wissenschaften einen Juden zum Mitgliede erwählt habe; daß die Gesellschaft naturforschender Freunde alhier, Gelehrte vom ersten Range, geheime Finanzräthe und Juden zu Mitgliedern hat; daß Mendes d'Accosta vor einigen Jahren Sekretair der Londner Societät gewesen; und daß selbst in den dunkelsten Zeiten, nicht selten Beschnittene auf den Lehrstühlen der orientalischen Sprachen, der Medicin und der Astronomie gesessen haben. Im Anfange dieses Jahrhunderts berief der Churfürst von der Pfalz, Spinosen zum Lehramte in der Philosophie, ohne dadurch für den Verfall der Akademie besorgt zu seyn. Ich sehe also in ihrer Erklärung nicht das mindeste, das ihnen auf irgend eine Weise Schaden oder Verachtung zuziehen könnte. Welcher vernünftige Mensch wird Basedow und ihnen die lächerliche Intoleranz zutrauen, daß sie ihre Zöglinge nicht werden in der Buchhaltung von einem geschickten Buchhalter unterrichten laßen, weil er das N. T. nicht annehmen zu können glaubt! —

Aber von der andern Seite ist auch dieses so ausgemacht noch nicht, daß nicht so manche Israeliten die philanthropinische Einladung mit dem verdienten Dank annehmen, und sich zu Nutze machen werden. Als ich das Vergnügen hatte, vor ihrer Abreise mit ihnen selbst, und einige Zeit darauf mit Herrn P. Simon von dieser Materie zu sprechen, machte ich mir von diesem Projekte überhaupt keine sonderliche Hofnung; Herr Wessely, der besseres Zutrauen hatte, unterzog sich der Sache mit löblichen Eifer, und fährt noch immer fort sie zu betreiben. Ich hoffe seine Bemühungen sollen nicht so ganz fruchtlos seyn.

Der Erfolg geht etwas langsam von statten; er wird aber vielleicht desto sichrer und anhaltender seyn. Es liegt in den Gemüthern der Menschen eine gewisse Vis inertiae, die nicht immer durch heftige Stöße überwunden seyn will. Ein anhaltender Nachdruck thut zuweilen beßre Wirkung; und die Familie Wessely hat Federkraft in der Seele, ihre Unternehmungen mit Nachdruck zu treiben. Lassen sie der Sache die gehörige Zeit, und bedenken sie, daß die mindeste Uebereilung hierin mehr verderben kann, als bedächtliche Langsamkeit. Ich möchte nicht gerne, und ihnen am wenigsten, Gemeinörter vorpredigen, aber ein Wort zu seiner Zeit geredet, mag immer ein locus communis seyn.

Durchdrungen von der Vortrefflichkeit ihres Vorhabens, scheinen sie z. B. entschlossen zu seyn, die ersten die besten jüdischen Zöglinge, die sich anbieten, ohne Auswahl aufzunehmen. Ich von meiner Seite aber bitte, und beschwöre sie darum, Anfangs sorgfältig in der Wahl der Subjekte zu seyn; denn darauf wird wahrscheinlicherweise in der Folge alles ankommen, wie sich die ersten Zöglinge bilden werden, mit welchen sie die Probe machen.

Könnte ich ihnen nur drey Kinder wie der kleine Wessely *) empfehlen, so würde ich ihnen und mir Glück wünschen, und mir von dem Probestück überaus viel gutes versprechen. Aber darauf dächt ich unmaßgeblich müßten sie wenigstens sehen, daß vorerst nicht lauter reiche Menschengestalten aufgenommen werden, die, fruges consumere nati, dieser ihrer Bestimmung gar zu treu zu bleiben pflegen.

IV.

*) Dieses ist ein sehr hofnungsvoller Jüngling, Sohn des Herrn Wessely Kaufmanns, jüdischer Nation zu Berlin, der damals in seinem dreyzehnten Jahre war, und für sein Alter ausserordentliche Fähigkeiten besaß.

IV.

Geschichte des Ursprungs und der Gründung der Stadt Batavia.

Batavia die Hauptstadt der holländischen Besitzungen in Ostindien, und eine der schönsten und blühendsten Städte von Asien, hat seit einigen Jahren sowohl durch Raynals philosophische Geschichte, als auch durch die Stiftung einer Akademie der Wissenschaften viel Aufmerksamkeit erregt; es wird daher manchen unsrer Leser interessiren, von dem Ursprung dieser großen Stadt unterrichtet zu seyn, die vor 150 Jahren nur noch in einigen zerstreuten Hütten existirte. Wir haben in der neuern Geschichte, auf den ganzen Erdboden, nur zwey ähnliche Beyspiele, von einem so ausserordentlichen, schleunigen Wachsthum einer Stadt: Dieses sind Batavia und Petersburg. Nachstehende Erzählung ist größtentheils aus einem sehr seltnen Buche gezogen, das unter dem Titel: Batavias Grondvesting von dem General Stadthalter Camphnis geschrieben wurde, der 1695 zu Batavia starb, und diese Nachrichten aus dem Archiv der holländischen ostindischen Kompagnie gesammlet hatte.

Die Ostindische Gesellschaft wünschte schon seit geraumer Zeit eine Pflanzstadt auf der Insel Jawa anzulegen, um von da aus mit mehrerer Freyheit ihren Handel ausbreiten zu können. Auf der Spitze von Ontong Jawa, an der Mündung des Flusses Tangeran, glaubten sie hiezu den schicklichsten Platz gefunden zu haben. Sie schickten daher im Jahr 1618 den General Gouverneur Coen ab, der um dieses Vorhaben desto geschwinder durchzusetzen, sogleich mit dem König von Jakatra in Unterhandlungen trat, dessen eignes Interesse es heischte,

heischte, zur Ausführung dieses Vorsatzes hülfliche Hand zu bieten. Aber es sey nun, daß sich dieser Prinz, ungeachtet des holländischen Schutzes, vor seinen Nachbarn fürchtete, oder auch, daß die Idee von einer fremden in seinen Staaten angelegten Festung ihn vor seine eigne Unabhängigkeit besorgt machte, genug, er entdeckte sich insgeheim der Bantamesischen Regierung, während dem er beständig die Holländer mit schönen aber leeren Hofnungen aufzuziehen suchte.

Die Bantameser waren ausser der Furcht einen vortheilhaften Handel einzubüßen, auch schon seit einigen Jahren über die Ankunft der zahlreichen holländischen, englischen und französischen Schiffen, die sie täglich in den ostindischen Hafen einlaufen sahen, zu sehr beunruhigt worden, als daß sie nicht hätten überzeugt seyn sollen, wie sehr es ihre eigne Sicherheit forderte, sich den fernern Progressen dieser gefährlichen Fremden zu widersetzen. Ihr Vorhaben war die Holländer und Engländer gegen einander aufzuhetzen, und mit Vertilgung der erstern zu Jakatra den Anfang zu machen, weil diese ihnen die meiste Unruhe verursachten, und sie hernach desto leichter mit den übrigen fertig zu werden hofften. De Pangoran, Aria, Rana oder Rara di Manggala, dem die Würde eines mohammeddanischen Priesters, die er bekleidete, zu einem zwiefachen Christenfeind machte, regierte das Königreich Bantam während der Minderjährigkeit des Königs. Dieser eben so ränkvolle als treulose Minister, der den Tod des Generals und aller Holländer geschworen hatte, sich aber doch, im Fall der Streich fehl schlagen möchte, gerne sicher stellen wollte, ließ Herrn Coen im Vertrauen zu wissen thun, daß er irgend ein übles Vorhaben von Seiten der Engländer zu argwohnen Ursach hätte, und daß er ihm daher riethe, um die Ausführung desselben zu verhindern, sich schleunig nach Jakatra zu begeben, von wo aus es ihm weit leichter seyn würde, überall die nöthigen Verfügungen zu treffen. Coen glaubte, daß er diesem Rath folgen müßte, er reisete daher unverzüglich ab, und ließ zu Bantam bloß einige Handlungsbediente zurück.

Eben

Eben der Haß, den die Bantameser gegen die Holländer hegten, beseelte auch alle die übrigen Fürsten der Insel. Sie vereinigten sich sämmtlich um den König von Jakatra, dem sein eignes Interesse noch immer zurück hielt, zu nöthigen, ihrer Verschwörung, die auf den Untergang der Holländer abzweckte, beyzutreten, und ihnen sogar bey Ausführung dieses Vorhabens hülfliche Hand zu leisten. Pangoran Gabang, ein Bruder des zu Bantam regierenden Pangoran, eben so geschickt und boshaft wie sein Bruder, wurde erwählt, um diesen schwarzen Anschlag auszuführen. Er reisete mit seinen Weibern und Kindern von Bantam ab, unter dem Vorwand, daß er sich nicht in die zwischen seinem Bruder und den Engländern entstandne Zwistigkeiten mengen wolle. Nachdem er sich zwey ganzer Monate lang in einem westlichen Distrikt von Jakatra aufgehalten, und den äusserlichen Anschein nach sich mit weiter nichts als der Jagd beschäftigt hatte, ließ er endlich dem General Coen zu wissen thun, daß er zu Poele Poetri, einer kleinen ohnweit Jakatra gelegenen Insel, die heut zu Tage Vader Schmit genannt wird, angekommen wäre und ihn daselbst zu sprechen wünschte. Coen begab sich des andern Tages dahin, und reisete hernach nebst ihm, ein jeder in seinem eignen Schiffe, nach Jakatra zurück, woselbst Pangoran Gabang nebst seinem Gefolge das ungefähr aus 300 Personen bestand, noch ziemlich frühzeitig eintraf. Der ganze Rest des Tages wurde in Unterredungen mit dem König und den vornehmsten Personen seines Hofes zugebracht. Noch ehe Pangoran Gabang den General verlaßen hatte, sagte er zu ihm mit einer ausnehmenden freundlichen Miene, daß da er von dem Könige an den Hof von Jakatra eingeladen wäre, er sich diese Gelegenheit zu Nutz machen wollte, um die holländische Fakkorey daselbst zu besuchen. In der That fand er sich auch Abends, da es bereits ganz dunkel war, und in der nämlichen Stunde, da der General eben zum Gebete sich verfügte, an dem Thor derselben ein.

Coen, der über diesen Besuch, den man zu so ungelegener Zeit bey ihm abstatten wollte, eben so verlegen als bestürzt war, befahl sogleich, daß man das Gebet wie gewöhnlich halten sollte. Zu gleicher Zeit aber trug er auch seinem Oberfaktor Namens Carpentier auf, die Soldaten, deren sich 50 daselbst befanden, unter Gewehr treten zu laßen, und solche mit brennenden Lunten auf die Gallerie zu postiren, während dem man den Pangoran Gabang und seine Begleiter, mit einigen Höflichkeitsbezeugungen vor dem Hause aufhalten wollte. Sobald es in Ordnung gebracht war, ließ man den Pangoran nebst seinem Gefolge das aus mehr als 500 Personen bestand, und worunter sich auch der Bruder des Königs von Jakatra befand, hereintreten, die mit vieler Aufmerksamkeit alles betrachreten. Der Pangoran Gabang reiste noch dieselbe Nacht nach Bantam zurück, indem er öffentlich viel Zufriedenheit über die Höflichkeit womit ihn der General aufgenommen hatte, bezeugte, ob es ihn gleich in der Seele schmerzte, wegen der unvermutheten Wachsamkeit der Holländer, eine Unternehmung aufgeben zu müssen, die er nach den guten Maaßregeln, die er genommen hatte, unfehlbar auszuführen glaubte.

Den andern Morgen besuchte der König den General, um zu erfahren, was der gestrige Besuch für einen Eindruck auf ihn gemacht hätte. Unter andern Gesprächen versicherte er ihn auch, daß er seinen Bruder nebst einem starken Haufen seiner Leute mit Willen den vorigen Abend mitgehen laßen, um den Holländern Hülfe zu leisten, im Fall ja der Pangoran wider Vermuthen etwas übles gegen sie im Sinne gehabt hätte. Coen, der nur zu gut wußte, in wie weit er diesen Versicherungen Glauben beymessen konnte, that doch, als ob er solche für noch so aufrichtig hielte, und überhäufte den König mit den größten Danksagungen für diesen neuen Beweis seiner Zuneigung gegen die holländische Nation.

Diese Gefahr, der die Holländer nur so eben entgangen waren, erlaubte ihnen nicht länger in Jakatra ruhig zu verbleiben.

bleiben. Coen ließ unverzüglich alles baare Geld und den größten Theil der Kaufmannswaaren an den Bord von acht Schiffen bringen, die auf der Rehde lagen; ob er sich gleich noch nicht entschliessen konnte, einen Ort gänzlich zu verlaßen, der der Kompagnie schon so große Geldsummen gekostet hatte. Andernseits versicherte ihm auch der über diese Anstalten bestürzte König, daß er an allem unschuldig wäre, und daß er nie aufhören wollte, ein Freund der Holländer zu seyn, und den mit ihnen eingegangnen Verbindungen treu zu verbleiben, zu deren Befestigung er sich erbot ihnen den heiligsten Eidschwur abzulegen. Auch wendete er alle mögliche Kunstgriffe an, um den General zu überreden, eine Lustreise durch seine Staaten zu thun, wobey er sich des Vorwandes bediente, daß er ihn dadurch Gelegenheit verschaffen wollte, sich einen schicklichen Ort zu einer Pflanzstadt auszusuchen. Aber alle diese Anerbietungen fanden bey den Holländern kein Gehör, die nur gar zu merkliche Anzeigen von neuer Verrätherey hierinn zu erblikken glaubten. Ausserdem war ihnen auch nicht unbekannt, daß der Soesoehenan Materam oder Kaiser von Java, der König von Tsieriaen, und die übrigen Beherrscher der Insel ihrem Gesuch kein Gehör geben wollten. Kurz alles zeigte ihnen nur zu deutlich, daß die zu Jakatra und Bantam befindlichen Engländer mit diesen Insulanern sich zu ihrem Untergange verbnnden hatten. In diesem mißlichen Zeitpunkte beschäftigten sich die Holländer, die unfähig waren etwas mit Erfolg zu unternehmen, und nur bloß auf ihre gegenwärtige Sicherheit sehen mußten, mit der Niederreißung einer Menge kleiner Baraken von Bambusrohr, die zu dicht auf einander gebaut, ihrer Faktorey zu nahe lagen, um dadurch einen unvermutheten Brand, der durch Feueranlegen entstehen könnte, zu verhüten.

Während diesen Beschäftigungen erhielt man von Japara die traurige Zeitung, daß man die daselbst befindliche Faktorey der Holländer auf Befehl des Maaram geplündert hätte, und daß bey dieser Gelegenheit ausser den Verlust an Kaufmanns-

waaren,

waaren, deren Werth an 20,000 Piaster geschätzt wurden, auch noch drey Menschen getödtet, eben so viel verwundet, und 17 gefangen genommen wären. Dieses sowohl, als die Gewißheit von den schwarzen Anschlägen des Königs von Jakatra und der Bantameser, Coen seine Faktorey heimlich befestigen zu lassen, und zwar um so viel mehr, da die Engländer, die gerade gegen über ein steinernes Wohnhaus anzulegen beschäftigt waren, sich bald als Freunde, bald als Feinde des Königs von Jakatra anstellten, und dieses alles bloß um die Holländer hinters Licht zu führen, die aber dadurch nur desto wachsamer wurden. Enblich legte man im Ernst Hand ans Werk, und nach einer am 22sten Oktober gehaltenen Berathschlagung entschloß man sich eine Festung anzulegen, die stark genug seyn sollte jedem Anfall zu widerstehn.

Auf diese Weise ward also das Favoritprojekt der Holländer eine Pflanzstadt auf der Spitze von Ontong Java zu erbauen, wider ihren Willen vereitelt. Schon seit zwey Monaten hatten sie in einer andern Rücksicht angefangen, sich in der Insel Oerust zu verschanzen. Dieser Posten war ihnen höchstnöthig, und begünstigte ihre Unternehmung ausserordentlich, weil ihre Faktorey zu Jakatra und ihre Schiffe nicht nahe genug bey einander waren, um sich gegenseitigen Schutz leisten zu können. Gegen Mitte des Novembermonats erblickte man bereits auf der ersten Ekbastion zwölf Kanonen, zur großen Bestürzung des Königs von Jakatra, der, da er sahe, daß sich der General Coen sich beständig weigerte, bey Hofe zu erscheinen, sich selbst mit verschiednen seiner Orankajen, nach der holländischen Faktorey begab, um sich auf das höflichste nach der Ursache dieser Veränderungen, und wegen das Mißtrauens, das man in ihn setzte, zu erkundigen. Coen gab verschiedene Bewegungsgründe seines Verfahrens an, womit auch der König zufrieden zu seyn schien, und weit entfernt die Abstellung der Festungsarbeiten zu verlangen, vielmehr dem General frey stellte, alles in Rücksicht hierauf zu thun, was er für nöthig

erachten

erachten würde. Aber zu gleicher Zeit befahl er auch den Chinesern und Javanern nicht die geringste Arbeit für die Holländer anzunehmen, welches denn natürlicher Weise die Vollendung des Werks sehr in die Länge zog, da er hingegen selbst seine Stadt befestigen und mit Mauern umgeben ließ, unter dem Vorwand, daß er nächstens einen Einfall des Soesoehoenan Mataram in seine Staaten befürchtete. General Coen that bey diesem allen, als wenn er nicht das geringste Mißtrauen in dies Vorgeben setzte; er gab dem König nicht allein Beyfall, sondern schoß ihm auch noch beträchtliche Geldsummen zur Bestreitung der Kosten vor, und versicherte, daß er sich herzlich gerne der nämlichen Taxe unterwerfen wollte, die man den Chinesern zu diesem Behuf aufgelegt hatte.

Eben zu dieser Zeit erhielt man auch die Nachricht, daß die zu Jamby auf der Insel Sumatra befindlichen Holländer gleichfalls in großer Gefahr gewesen wären, ermordet und geplündert zu werden, und daß nur bloß die Furcht der Einwohner von Sumatra vor den Portugiesen sie abgehalten hätte, diesen Vorsatz auszuführen, weil sie sich dadurch der Hülfe der Holländer, die ihnen noch nöthig zu seyn schien, beraubt haben würden. Zu Makassar hatten hingegen die Holländer das nämliche Schicksal gehabt, wie ihre Landsleute zu Japara. Der General Coen entschloß sich endlich so vielfältige Beleidigungen zu rächen, und ließ deswegen den 28sten Oktober 1618 drey Schiffe unter Befehl des Kommandeurs Arendt Maartens Blok uuter Segel gehen. Dieser Befehlshaber landete an der Spitze von 500 Mann bey Japara, und verbrannte diese Stadt nebst zehn Jonken und noch verschiednen andern Indianischen Schiffen, ohne daß er einen einzigen Mann verlor, da er doch von den Feinden über 30 getödtet hatte. Umsonst bemühte sich der Statthalter von Damak die Stadt zu retten, indem er alles, was nur auf einen Vergleich abzwekken konnte, einzugehen versprach. Blok blieb standhaft dabey die Ehre seiner Nation zu rächen. Nach dieser glücklich vollführ-

ten Expedition gieng er wieder unter Segel, um seinem Auftrag zufolge, auch die Einwohner von Makassar zu züchtigen.

Die Bantameser sowohl als das Volk zu Jakatra wurden hierüber in die äusserste Angst versetzt, weil sie nur gar zu gut vorhersahen, daß auch ihre Verrätherey dereinst auf die nämliche Weise bestraft werden würde. Ein Komet mit einem sehr großen Schweife, der sich eben damals sehen ließ, vermehrte noch ihre Bestürzung. Aber die Engländer zu Bantam, die nur vor kurzen eine Verstärkung von fünf Schiffen erhalten hatten, bemühten sich auf das sorgsamste den niedergeschlagnen Javanesern neuen Muth einzuflößen. Sie rühmten ihnen die Ueberlegenheit ihrer Macht, und versicherten, daß sie nicht eher ruhen wollten, als bis sie sich durch den Tod des Generals Coen für all den Schaden, den er ihnen zugefügt hätte, gerochen haben würden. Um die Indianer nun von der Aufrichtigkeit ihrer Gesinnungen zu überzeugen, bemächtigten sich die Engländer den 15ten December eines holländischen Schiffes, der schwarze Löwe genannt, das von Patana kam, und eine Ladung von Pfeffer und vielen andern Kaufmannswaaren an Bord hatte, die auf 152,000 holländische Gulden an Werth geschätzt wurde, ohne noch 100 Lasten Reiß zu rechnen. Die Holländer hatten sich dieses Ueberfalls so wenig versehen, daß ihr Befehlshaber Heinrich Janszon kein Bedenken getragen hatte, sich auf eine Einladung, die er von den Engländern erhielte, den Abend vorher ans Land zu begeben. Janszon ward sogleich zu dem englischen Admiral geführt, der hierauf vier Schiffe noch die nämliche Nacht abschickte, die das holländische Schiff, das kein Pulver hatte, und überhaupt nicht im Vertheidigungszustand sich befand, aufforderten, unter der Bedrohung das Schiffvolk, wenn es sich zu ergeben weigerte, sämmtlich aufhängen zu laßen. Ob sich nun gleich die Holländer mit der ausdrüklichen Bedingung, die ihnen auch bewilligt wurde, ergaben, daß man ihnen sämmtlich ihren rückständigen Sold bezahlen, und ihnen hernach ohne geplündert zu werden erlauben soüte, sich, wohin sie wollten, zu begeben, so wurde ihnen

nen doch nicht Wort gehalten, sondern alle, ausser Janszon und noch eilf Personen, ins Gefängniß geworfen.

Der General Coen war eben im Begriff den Peter van den Broek einen sehr geschickten Offizier, der sich schon durch verschiedne Expeditionen Ruhm erworben, nach Surate zu senden, als die Zeitung zu Jakatra einlief, daß die Engländer den schwarzen Löwen weggenommen hätten. Van den Broek mußte seine Reise nun einstellen, weil man zu gleicher Zeit auch die zuverläßige Nachricht erhielt, daß die Engländer einige ihrer Schiffe abgeschickt hätten, um ihn unterwegens aufzufangen. Die Absicht der Engländer lag nur zu deutlich am Tage. Sie bestand darinn, durch die Wegnahme so vieler Schiffe, als sie nur habhaft werden könnten, die holländische Seemacht nach und nach zu schwächen, und hernach mit ihrer ganzen Flotte über dieselbe herzufallen. Weit entfernt dies Vorhaben zu verhelen, erklärte sogar Thomas Dael (so hieß der englische Admiral) den holländischen Deputirten, die General Coen an ihn um die Ursache der Wegnahme des schwarzen Löwen befragen zu lassen abgeschickt hatte, daß er den festen Vorsatz hegte, nicht allein auf alle holländische Schiffe, die ihm aufstoßen möchten, Jagd machen zu lassen, und sich nachher nach Jakatra zu begeben, um sich daselbst der übrigen zu bemächtigen, sondern auch, daß er nicht eher ruhen wollte, bis er den General Coen selbst, lebendig oder todt, in die Hände bekäme.

Da der Krieg nun zwischen den Engländern und Holländern so gut als öffentlich erklärt war, ersuchten letztere den König von Jakatra und die Bantameser neutral bey demselben zu verbleiben. Aber ohngeachtet man ihnen dieses auch versprach, so blieb doch alles beym alten. Van Uffelen, Oberfaktor des Komptoirs zu Bantam, zeigte an, daß der regierende Pangoran ausdrücklich verboten hätte, niemanden aus dem Hafen zu lassen, damit die holländischen Schiffe keine Nachricht erhalten möchten, daß die Engländer ihnen unterwegens auflauerten.

Auch der König von Jakatra sah von Tag zu Tage immer mehr ein, was für Folgen die Ausführung des holländischen Projekts haben könnte. Er hatte vormals von ihnen eine beträchtliche Anzahl Artillerie erhalten, die er auf verschiednen Batterien aufpflanzen ließ. Von beyden Seiten war man gleich mißtrauisch aufeinander, und arbeitete mit der äusserſten Anstrengung an den Festungswerken. Aber die Javaneser, die nicht allein an Menge die Holländer weit übertrafen, sondern auch alle nöthige Materialien im Ueberfluß besaßen, gewannen bey ihrer Arbeit in kurzer Zeit einen wichtigen Vorsprung. In einer einzigen Nacht errichteten sie bey der englischen Faktorey, dem Fort gerade gegen über, eine Batterie von Ankerseilen, Holz und Erde, um den Holländern den Fluß zu versperren. Coen ließ sogleich Kriegsrath halten, und legte demselben vor, daß, wenn man nicht unverzüglich Anstalt machen würde, die Ausführung dieses Werks zu verhindern, solches unfehlbar den Verlust der Faktorey und den Ruin der Kompagnie in Indien nach sich ziehen müßte. Man beschloß also sich standhaft zu bezeigen, mit dem Festungsbau fortzufahren, und nöthigenfalls auch wohl feindlich gegen diejenigen zu agiren, die sich ihren Entwürfen widersetzen möchten. Ein Faktor Namens Le Fevre wurde den 23sten Dezember an die englische Faktorey abgeschickt, um daselbst zu erklären, daß wenn sie nicht sogleich freywillig die Arbeit bey der neuen Batterie einstellen würden, man entschlossen wäre, solche mit Gewalt zu vernichten. Sie antworteten, daß, da solches das Werk des Königs von Jakatra und seiner Unterthanen wäre, sie kein Recht hätten über dasselbe zu disponiren, daß sie aber ihrer Seits auch fortfahren würden, an ihren Vertheidigungsanstalten zu arbeiten, und diesen Vorsatz nie aufgeben wollten. Kaum hatte Le Fevre die englische Faktorey verlaßen, als die Javaneser über ihn herfielen, und sich seiner Person bemächtigten. Der holländische General schickte hierauf drey Offiziere, einen jeden mit einem starken Haufen Soldaten ab, die die Javanesische Laufgraben, das chinesische Quartier, und die englische Faktorey

zwischen

zwischen denen die Batterie lag, anzündeten. Man feuerte zwar einige Kanonen auf sie ab, die ihnen aber keinen Schaden zufügten. Van den Broek erhielt Ordre von dem erst halb errichteten Kavalier die Stadt zu beschießen, in Hofnung, daß dadurch in den feindlichen Mauern eine Bresche gemacht werden würde. Funfzig Kanonenschüsse, die während der Nacht geschahen, thaten nur wenige Wirkung; man hörte also mit fernerm Schießen auf, um das Pulver nicht unnütz zu verschwenden. Hingegen wurden von dem Geschütz der Stadt-Einwohner funfzehn Holländer getödtet, und acht bis zehn verwundet.

Die Stadt Jakatra liegt sechs deutsche Meilen von Bantam am Ufer eines Flusses. Der König hatte sie seit kurzer Zeit mit einer guten Mauer von gebrannten Steinen umgeben laßen; auch wurden sie noch von einem sehr hohen Kavalier vertheidigt, dessen Batterien die Holländer sehr beunruhigten. Der Eingang des Flusses ward gleichfalls von einer Bastion kommandirt, und der König ließ auch noch überdem denselben mit Pfählen sperren. Was die Holländische Faktorey betraf, so bestand sie in einem neuen Gebäude Moritz genannt, welches den Fluß bestrich, und in dem alten, Namens Nassau, das gegen Süden lag. Auf der nördlichen Seite befand sich längst dem Flusse ein Wall von Erde, und eine Palissade neun Fuß hoch und sieben Fuß dik, die aber, da sie kein Parapet hatte, die Holländer dem feindlichen Feuer bloß stellte. Auf der östlichen Seite waren drey offene Winkel und der erst halb fertig gewordne Kavalier, auf dem man aber dennoch bereits zwey metallene Stükke gepflanzt hatte. Der Winkel, der von der Seite des Gebäudes Moriz auf den Fluß zuging, war zwey Fuß höher als das unterste Werk, welches die Fläche bestrich, und vollkommen geschickt um die Faktorey gegen einen Sturm zu vertheidigen, ohne daß die Soldaten in demselben dem Feuer des kleinen Gewehrs bloß gestellt waren. Er war auch mit zwey metallenen Kanonen besetzt; auch waren noch fünf andre große und kleine Stükke daselbst befindlich. Der Winkel

von Nordost, der auf das Meer zugieng, war eben so hoch als oben beschriebner Wall, und mit Palissaden bis ans Parapet versehen, auch befand sich auf demselben ein hölzernes Obdach um die Besatzung für den Regen zu sichern. Er war mit sieben Kanonen bestanzt. Auf der Nordwest Seite war noch kein Winkel angelegt, ob man gleich die Nothwendigkeit desselben nur zu deutlich einsahe. Es war bloß ein simpler Zaun von Bambusrohr vor dem Gebäude Nassau befindlich, nebst einer Brustwehr, über die man mit kleinen Gewehr auf den Feind feuern konnte.

General Coen ernannte am folgenden Tage den van den Broek zum Vicekommendanten. Man fuhr den ganzen Tag über mit dem Feuer aus den Kanonen und kleinen Gewehre fort, wobey man auch auf das emsigste an die Vollendung des Kavaliers arbeitete. Da aber die holländischen Musketier ganz bloß standen, so sahen sie sich genöthigt, ihre schönsten Tücher und Zeuge, vor sich her aufzuspannen, um sich dadurch einigermaßen zu bedekken. Der König von Jakatra war an diesem Tage mit der ganzen englischen Artillerie verstärkt worden, und die Holländer verschossen an diesem nämlichen Tage den vierten Theil ihres Pulvers; wohingegen sie aber auch dem Feinde verschieone Kanonen demontirten, die ihnen bisher manchen Schaden zugefügt hatten. Da aber des folgenden Tages ein holländischer Offizier, der sich der feindlichen Batterie bemächtigen wollte, nebst sieben von seinen Leuten getödtet wurde, so flößte dieser kleine Vortheil den Javanesern neuen Muth ein. Sie steckten den Kopf des holländischen Offiziers auf einer hohen Stange, und legten im chinesischen Quartier, nahe am Gebäude Nassau eine zweite Batterie an.

Das Gerücht von diesem Kriege verbreitete sich bald bis Bantam. Der Pangoran machte dem König von Jakatra Vorwürfe, daß er sich nicht früher den holländischen Festungsarbeiten widersetzt, und solche in ihrer Geburt erstickt hätte. Demohngeachtet aber schickte er ihm doch vierhundert Mann zu

Hülfe.

Hülfe. Auch lagen ihm die Engländer zu Bantam, nach erhaltner Nachricht von Verbrennung ihrer Faktorey zu Jakatra, sehr an, die holländische Faktorey zu Bantam gleichfalls anstekken zu lassen. Aber er verschloß nicht allein sein Ohr ihrem Ansuchen, sondern verhinderte sie auch zu drey verschiednen malen dasjenige selbst auszuführen, was er für ihnen zu thun sich weigerte. Ja er trieb seine Verstellung gar so weit, daß er dem holländischen Oberfaktor van Uffelen ins geheim die Nachricht ertheilte, daß die Engländer in Verbindung mit dem König von Jakatra entschlossen wären, sich des Forts mit Sturm zu bemächtigen, und ihm auftrug unverzüglich den General Coen davon zu benachrichtigen, damit er desto mehr auf seiner Hut seyn möchte. Ohne Zweifel schmeichelte sich der Pangoran, daß diese Nachricht zu spät kommen, oder es doch dem van Uffelen an Gelegenheit nach Jakatra zu schreiben fehlen würde, weil man keinen Schiff den Hafen zu verlassen erlaubte.

Indessen konnten doch alle diese Anstalten nicht verhindern, daß der General Coen nicht die Annäherung der englischen Flotte erfahren hätte. Coen versammlete hierauf sogleich seinen Kriegsrath, um sich in einer so kritischen Situation über die nöthigen Maaßregeln zu berathschlagen. Der größte Theil war der Meinung sich sämmtlich einzuschiffen und den Platz zu verlassen, besonders da sie doch so in kurzen erwarten müßten, daß es ihnen an Pulver fehlen würde; auch wäre nur zu sehr zu befürchten, daß die Javaneser auf den Einfall kommen könnten, den Fluß abzuleiten, und ihnen dadurch das frische Wasser abzuschneiden; ausser diesen beyden Ungemächlichkeiten aber wären sie überzeugt, daß das Fort in guten haltbaren Zustande sich befände. Der General und noch einige wenige wollten zwar hievon nichts hören, aber sie würden doch endlich haben einwilligen müssen, wenn nicht andre Hindernisse da gewesen wären. Diese bestanden vorzüglich darin, daß die Verpfählung, womit der Fluß gesperret war, nicht allein die Einschiffung äußerst erschwert haben würde, sondern daß sich auch

ihre meisten Schiffe auf der Insel Onruſt befanden. Dieſe Umſtände verurſachten alſo, daß man ſich noch da zu bleiben entſchloß. Indeſſen ſchickte man doch dieſen Schiffen den Befehl zu, ſich ſchleunigſt auf der Rehde von Jakatra einzufinden, wo ſie weniger Gefahr laufen würden, den Engländern in die Hände zu fallen. Zu gleicher Zeit aber ſuchte man, indem man einige Pfähle ausriß, den Fluß einigermaßen wieder frey zu machen.

Die ganze holländiſche Beſatzung des Forts beſtand aus zweyhundert und vierzig wehrhaften Männern. Aber dieſer Haufen, ob er gleich hinreichend war den Indianern die Spitze zu bieten, würde doch nicht lange im Stande geweſen ſeyn, einer engliſchen Flotte von eilf Schiffen zu widerſtehen, die man täglich erwartete, wenn ſie nicht von ſieben ihrer Schiffe unterſtützt worden wären, die ſo eiligſt von der Inſel Onruſt abſegelten, daß ſie auf derſelben unter andern acht Kanonen und ein Haufen Anker zurückließen. Dieſe Schiffe erſchienen den 29ſten Dezember auf der Rehde von Jakatra, und man entſchloß ſich hierauf ſogleich den andern Morgen einen Generalſturm auf die feindlichen Werke zu unternehmen, um den Fluß frey zu machen. Während dem ſich der Kriegsrath aber hierüber berathſchlagte, erſchien die engliſche Flotte, und nöthigte durch ihre Ankunft die Holländer ihren Operationsplan zu ändern.

General Coen begab ſich eiligſt an Bord um dem Feind entgegen zu gehen, den er auch den 31ſten Dezember in der Meerenge begegnete. So ſchwach er immer war, ſo würde ihn dieſes doch nicht verhindert haben die Engländer anzugreifen, wenn nicht ein widriger Wind ihn genöthigt hätte, von dieſem Vorhaben abzuſtehen. Beide Flotten mußten alſo zufrieden ſeyn, ſich wechſelweiſe einander zu beobachten. Gegen Abend ſchickte der engliſche Admiral einen Trompeter ab, um die holländiſche Flotte aufzufordern, mit angehängter Drohung, daß wenn ſie ſich nicht mit gutem ergeben wollten, er ſie ſchon mit Gewalt dazu zwingen würde. General Coen ertheilte zur Antwort, daß er hier ſey, um wegen dem ſchwarzen Löwen Rache zu nehmen, im Fall der engliſche Admiral

sich nicht entschlösse, ihm dieses Schiff nebst dessen ganzen Ladung zu vergüten. Mit dieser Antwort kehrte der Trompeter unter tausend Schimpfwörtern, die er gegen die Holländer ausließ, nach seiner Flotte zurück. Gegen Abend erblickte man in einiger Entfernung ein Schiff in Nordwest.

Den andern Morgen als den 1sten Januar 1619 erhielt der General Coen durch eine Schaluppe von Jamby die Nachricht, daß es daselbst zwischen den Holländern und Engländern zu einem kleinen Gefechte gekommen sey, daß aber das Schiff de Berger Boot, welches den 26sten von da nach Jakatra abgesegelt wäre, das Glück gehabt hätte, den Feinden zu entwischen. Niemand zweifelte, daß dieses das gestern gesehene Schiff wäre. Coen ließ sogleich die Anker lichten, um ihm zu Hülfe zu eilen. Alle englische Schiffe, die den Wind auf ihrer Seite hatten, thaten das nämliche, und näherten sich der holländischen Flotte. Das Gefechte nahm seinen Anfang, und währte beynahe vier Stunden. Die Holländer hatten sieben Todte und funfzehn Bleßirte; aber nicht diesen kleinen Verlust, sondern ein drittel von all ihrem Pulver, daß sie in so kurzer Zeit verschossen hatten, war es, was sie am meisten bedauerten. Indessen war doch der Verlust der Engländer weit beträchtlicher, und die holländische Flotte hatte wenigstens den Vortheil das Schiff de Berger Boot gerettet zu haben, obgleich dessen Schaluppe, in der sich vierzehn Mann befanden, so unglücklich war in feindliche Hände zu fallen.

Am Abend dieses Tages ankerten beyde Flotten unferne von einander bey einer kleinen Insel. Während der Nacht ließ General Coen Kriegsrath halten, aber man war so verschiedener Meinung, daß man unmöglich einen festen Entschluß fassen konnte. Den 3ten stiessen noch zur englischen Flotte drey ihrer Schiffe, die von Bantam kamen, wodurch sie denn vierzehn Segel stark wurde. Da nun hiedurch alle Möglichkeit solche mit Vortheil anzugreifen vereitelt ward, so war alles auf der holländischen Flotte einstimmig, daß man nach der Rehde von Jakatra zurückkehren müßte. Bey genauerer Ueberlegung aber fand man, daß dieses ohne Gefechte eben so wenig thunlich

wäre, und man entschloß sich also seinen Vorsatz zu ändern, und nach den molukkischen Inseln zu segeln, um daselbst mehr Verstärkung an sich zu ziehen.

General Coen ließ noch, ehe er unter Segel gieng, dem Fort seinen Entschluß zu wissen thun, das hiedurch in die größten Angst versetzt wurde. Er empfahl ihnen vorzüglich wohl auf ihrer Hut zu seyn, um allen Ueberfall vorzubeugen. Auch ermahnte er sie, sich so lange als möglich zu wehren, wären sie aber ja genöthigt den Platz zu übergeben, so sollten sie solches lieber an die Engländer als an den König von Jakatra thun. Van den Broek, an dem dieser Brief gerichtet war, fand es dienlich selbigen fürs erste noch geheim zu halten, weil dessen Bekanntmachung doch zu weiter nichts dienen würde, als seine Leute verzagt zu machen. Während der Nacht hatten sie das traurige Schauspiel, den schwarzen Löwen, dessen sich die englische Flotte vor eilf Tagen bemächtigt hatte, verbrennen zu sehen, und den folgenden Morgen erschien gar die feindliche Flotte auf der Rehde.

Die zu Wasser und zu Lande eingeschlossene Holländer verdoppelten nun ihre Arbeiten mit aller Hitze, die nur ihre gefährliche Situation ihnen einflößen konnte. Ihr Wahlspruch war Sieg oder Tod. Sobald sie damit fertig waren, pflanzten sie auf den vier Bastionen ihres Forts neue Fahnen, und fiengen an die Stadt so wüthend zu beschießen, daß die erschrocknen Javaneser sogleich Friedensboten abschickten, und in Unterhandlungen zu treten begehrten. Diese nahmen auch in der That ihren Anfang. Der König begehrte vorzüglich, daß die neu erbauten Festungswerke sämmtlich wieder demolirt, und 8000 Piaster zur Entschädigung der Kriegskosten an ihn ausgezahlt werden sollten. Die Holländer verwarfen den ersten Punkt gänzlich, und auf den zweyten antworteten sie, daß, da sie zu diesem Kriege mit Gewalt gezwungen wären, so hätten sie auch eben so viel dadurch eingebüßt, als der König von Jakatra. Bey alledem aber erwog der holländische Kriegsrath doch, daß sie nur schlecht mit Pulver versehen wären; daß

man

man fürchten müßte, daß ihnen das Wasser abgeschnitten würde, und sie folglich auſſer Stand gesetzt werden möchten, sich länger als zwey Monate halten zu können; daß sie einen groſsen Verlust an den Tüchern und Zeugen litten, die sie in ihren Werken zu ihrer Bedekkung brauchten; daß ihr vornehmster Wunsch kein andrer seyn könnte, als die Faktorey in Bantam zu sichern, den einzigen Ort, von wo aus sie den aus Europa ankommenden Schiffen Nachricht von sich ertheilen konnten; und endlich, daß sie auch nicht eher als in sechs Monaten Rechnung machen dürften, von dem General Coen, der nach den molukkischen Inseln gesegelt war, Hülfe zu erhalten. Alle diese Gründe wirkten so viel, daß die Holländer dem König 6000 Piaster anboten, mit der Bedingung, daß die alten Traktaten wieder von neuen wie zuvor beobachtet werden, und das Fort in dem Zustande, wie es war, bleiben sollte, bis der General Coen, oder doch wenigstens die ersten Schiffe von den molukkischen Inseln angekommen seyn würden. Desgleichen forderte man, daß um allen fernern Zwistigkeiten vorzubeugen, den Engländern nicht mehr erlaubt seyn sollte so nahe wie bisher beym Fort zu wohnen. Selbst den Javanesern und Chinesern sollte verboten werden, irgend ein Gebäude, das näher als zwanzig Klafter von den holländischen Festungswerken läge, aufzuführen.

Einige von den an den König mit diesen Artikeln abgeschickten Deputirten brachten solche von ihm eigenhändig unterzeichnet zurück. Van den Broek ließ hierauf sogleich überall weisse Fahnen und Wimpel wehen, und von beyden Theilen schien man äußerst vergnügt zu seyn. Die Holländer ließen noch an dem nämlichen Tage dem König von Jakatra die oben erwähnte Summe überreichen, und erhielten hingegen wieder von ihm verschiedene Geschenke. Dies geschah den 21sten Januar. Der König ließ des andern Tages den van den Broek zu einem Besuch bey ihm einladen. Der holländische Kommendant versprach zu kommen, und begab sich auch in der That in Begleitung von fünf Soldaten und eines seiner Bedienten

dienten dahin; ein Gefolge, das er mehr um seinen Rang zu behaupten, als seiner Sicherheit wegen mit sich genommen hatte. Auch führte er noch verschiedne Geschenke bey sich. Aber kaum war er am Hofe angelangt, als er sich sogleich von einem Haufen Javaneser umringt sahe, die ihn gefangen nahmen. Dieser verrätherische Streich, so unangenehm er auch immer für ihn seyn mochte, gereichte dem ohngeachtet zum Vortheil der Kompagnie; denn ohne demselben wären die Holländer beständig sicher geblieben, und würden nach den genommenen Maaßregeln der Engländer und Javaneser sich unmöglich bis zur Ankunft des Generals haben halten können. Die Engländer hatten bereits insgeheim sechszehn Kanonen in ihrer neuen Faktorey aufgepflanzt, und die Besatzung des Forts würde eben so wenig einen Ueberfall haben vorhersehen als abwehren können.

Die Gefangnen wurden auf die unwürdigste Weise behandelt, und nachdem man ihnen die Kleider vom Leibe gerissen, in den Koth geworfen, wo sie denn sobald einer von ihnen den Kopf aufhob, mit Füßen wieder nieder gestoßen wurden. In diesem Zustande wurden sie vor den König von Jakatra und den englischen General geschleppt, die sogleich befahlen ihnen Hände und Füße zu binden. Van den Broek mußte an seine Landsleute schreiben, daß es die höchste Zeit wäre sich zu ergeben, weil sie doch ausserdem mit Gewalt dazu gezwungen werden, und in diesem Fall kein Quartier erhalten würden. Dieses Schreiben wurde ins Fort geschickt. Aber die Holländer, so bestürzt sie auch hierüber waren, antworteten doch, daß sie sich unmöglich entschliessen könnten sogleich und ohne es vorher überlegt zu haben, den Befehlen ihres gefangnen Kommendanten zu gehorchen. Den andern Morgen wurde van den Broek abermals genöthigt ein zweytes Schreiben abzusenden, worinn er das erste bestätigte, und zugleich im Namen des Königs der Besatzung ein englisches Schiff vorschlug, um sich auf demselben wegzubegeben. Die Holländer, die während der Nacht wieder Muth gefaßt hatten, erklärten aber, daß sie entschlossen

schlossen wären sich bis aufs äusserste zu vertheidigen. Indessen schickten sie doch zwey Tage nachher Deputirte an den König von Jakatra, und liessen ihm 2000 Piaster anbieten, um dafür ihren Kommendanten loß zu laßen. Aber anstatt dieses Anerbieten anzunehmen, ließ der König vielmehr seinen Gefangnen in Ketten legen, und schickte ihn unter der Wache von zwey Engländer, an denjenigen Ort des Stadtwalles, der den Kavalier des Forts gerade gegen über lag, mit dem Befehl das Fort nochmals zur Uebergabe zu ermahnen, und die Drohung hinzuzufügen, daß wiedrigenfalls die ganze Besatzung auf keinen Pardon rechnen dürfte. Unruhe und verbißne Wuth wechselten in dem Herzen des unglücklichen van den Broek mit einander ab, aber alles dieses verhinderte ihn doch nicht seine ganze Aufmerksamkeit auf den Zustand des Stadtwalles zu wenden. Er bemerkte, daß, wenn die Holländer nicht mit Brescheschießen aufgehört hätten, die Mauer nicht lange ihren Kugeln würde Widerstand haben leisten können.

Endlich kam er an den bestimmten Ort an, wo er seinen Leuten mit dem Strick um den Hals gezeigt wurde. Aber anstatt von Uebergabe zu reden, ermunterte er sie vielmehr sich aufs muthigste zu vertheidigen. In der ersten Aufwallung des Zorns über diesen edlen Betrug schleppten ihn seine Begleiter unter tausend Beleidigungen nach dem Pallast zurück, und schossen noch an demselben Tage Pfeile ins Fort, woran Zettel befestiget waren, in denen sie der Besatzung die vortheilhaftesten Bedingungen anboten, woferne sie sich sogleich ergeben wollten, widrigenfalls aber betheuerten, daß sie an allem Blut, welches künftig würde vergossen werden, unschuldig seyn würden. Des andern Tages erhielten die Holländer einen Brief von dem englischen General Dael, worinnen er ihnen vorschlug, um alles fernere Blutvergießen zu vermeiden das Fort seinen Händen zu übergeben. Er versprach zugleich der Besatzung sowohl, als allen übrigen Einwohnern des Forts, von welcher Nation sie auch seyn möchten, das Leben zu schenken und sie gegen die Gewaltthätigkeiten der Javaneser zu schützen. Denjenigen,

die

die sich entschließen würden in englische Dienste zu treten, versprach er nicht allein den nämlichen Sold, den ihnen die Kompagnie bisher ertheilt hatte, sondern auch noch den Gehalt von zwey Monaten als ein Handgeld reichen zu laßen. Schlüßlich hatte er noch hinzugefügt, daß alle diese Vorschläge vom Könige gebilligt wären, und daß sie, wenn sie solche annehmen wollten, Deputirte an ihn abschikken könnten, zu deren Sicherheit er Geißeln zu geben sich anheischig machte.

Dieser Brief that ungleich mehr Wirkung als alle bisherigen Drohungen. Die Holländer konnten nunmehr keinen Augenblick länger zweifeln, daß die Engländer sich mit dem König von Jakatra zur Zerstörung des Forts verbunden hätten. Die mit Fahnen bepflanzte Batterien ihrer Feinde waren fertig, auf den ersten Wink Tod und Verderben über sie auszugiessen. Sie hingegen hatten nur noch auf einen Tag Pulver übrig, und allem Vermuthen nach würde der General Coen nicht früher als in zwey Monaten zurückkommen können. Auch war die Garnison theils krank, theils aber doch von den vielen Beschwerlichkeiten äusserst abgemattet, wozu denn noch der Umstand kam, daß man unmöglich die neuen Werke so schnell mit Erde versehen konnte, um dem Kanonenfeuer zu widerstehen. Alles dieses schien nun den holländischen Offiziren so wichtig zu seyn, daß sie sich entschlossen den Engländern den Platz zu übergeben. Dieser Entschluß ward hierauf den 30sten Januar von zwanzig Personen unterzeichnet, und von allen übrigen Einwohnern des Forts gebilligt.

Wer würde bey diesem Umstand nicht geglaubt haben, daß der Triumph der Engländer ganz gewiß wäre, und daß bey Anbruch des künftigen Tages, die Holländer auf immer aus Jakatra verjagt seyn würden? — Der englische General Dael schickte den andern Morgen einen seiner Offiziere ins Fort, wo man endlich auf nachstehende Kapitulationspunkte übereinkam: 1) Sollten das Fort, alle Einwohner desselben, die weder Soldaten noch Matrosen waren, und sämmtlicher

Kriegs-

Kriegsvorrath in die Hände der Engländer übergeben werden. 2) Alle Kaufmannswaaren, Geld und Edelgesteine sollte dem König von Jakatra zufallen. 3) Sollten die Engländer, für eine Summe von 2000 Piaster in Silber, die sie von dem im Fort vorräthigen baaren Gelde nehmen sollten, den holländischen Offizieren und der Besatzung ein tüchtiges Schiff überlaßen, auf dem sich vier Kanonen, funfzig Musketen, fünf und zwanzig Piken, sechs Fässer mit Pulver, ein guter Vorrath von Segel, Anker, Tauen und Lebensmittel auf sechs Monat befänden; auf diesem Schiffe versprachen die Holländer nach der Küste von Koromandel zu segeln, und nirgend unterwegens zu landen. 4) Sollte allen Christen, die sich im Fort befänden, frey stehen, sich mit einer Summe von 6200 Piaster und all ihrem Geräthe wegzubegeben; alle andre aber, die es nicht wären, ausser die Javaneser, sollten verpflichtet seyn, die Engländer für ihre Oberherren zu erkennen. 5) Alle Gefangnen sollten ausgewechselt werden, aber eben so wenig als diejenigen die noch unter Gewehr ständen, während einer Zeit von neun Monaten gegen die Engländer dienen können. Dahingegen versprachen die Engländer ihrer seits. 6) Den Holländern sogleich zwey Schiffe anzuweisen, um sie auf denselben gegen alle Beleidigungen, die man ihnen zufügen möchte, vertheidigen zu können, um sie auf denselben gegen alle Beleidigungen, die man ihnen zufügen möchte, vertheidigen zu können, und sich auf denselben aufzuhalten, während dem man das zu ihrem Transport bestimmte Schiff zur Reise fertig machte. Auch machten sich die Engländer anheischig den Holländern einen Geleitsbrief zu ertheilen, der so lange gültig seyn sollte, bis sie sich mit ihrem General würden vereiniget haben. Diese Kapitulation wurde den 1sten Februar 1619 von Widiak Rama, König von Jakatra, Thomas Dael, General der Engländer, und den vornehmsten Offizieren von beiden Theilen unterzeichnet, und noch den nämlichen Abend das sämmtliche Silberzeug des General Coen, dem General Dael eingehändigt: Indessen konnte doch van den Broek noch nicht

die

die Erlaubniß erhalten, ins Fort zurück zu kehren, so eifrig er auch darum anhielt. Schon machten sich die Engländer fertig am folgenden Morgen es in Besitz zu nehmen, als das Glück plötzlich die Holländern wieder anlächelte, die Hofnungen ihrer Feinde vereitelte, und mit einemmale die Scene auf eine bewunderungswürdige Weise veränderte.

Der Regent von Bantam über die Beute aufgebracht, die dem König von Jakatra in die Hände fallen sollte, und von den vortheilhaften Anerbietungen gerührt, so ihm die Holländer thaten, um ihn auf ihre Seite zu ziehen, hatte kaum die Gefangennehmung des van den Broek erfahren, als er sogleich den Temangon *) von Bantam an der Spitze von 2000 Mann nach Jakatra abschickte, mit dem Befehl sich dem Ruin des holländischen Forts aus allen Kräften zu widersetzen. Dieses Korps langte den 2ten Februar zu Jakatra an, und wurde von dem König und den Engländern als eine neue Verstärkung anfänglich angesehn. Der Temangon überreichte dem König einen Brief, und hielt um eine geheime Audienz an. Aber kaum befand er sich mit dem Könige allein, als er diese Zeit wahrnahm, um ihm sein Schwerd auf die Brust zu setzen, während dem seine Soldaten alle Zugänge des Pallastes besetzten, und sich in kurzer Zeit gänzlich der Stadt bemächtigten. Der in Furcht gesetzte König unterwarf sich allem, was man von ihm forderte *). Van den Broek wurde seiner Fesseln entledigt und nach Bantam geführt. Die Engländer zogen sich in ihre Faktorey zurück, und das Fort war nun bloß nur von den bantamesischen Truppen eingeschlossen, die den Holländern

*) Der Titel des obersten Feldherrn der Bantameser.

**) Dies war nur ein Vorspiel von dem traurigem Schicksal dieses Prinzen; er ward endlich gar mit seinen Weibern und seinem ältesten Sohne aus seinem Reiche verjagt. Zwar entfloh er anfänglich ins innere der Insel; aber Noth und Mangel trieben ihn bald wieder zurück. Endlich sahe er sich gar genöthigt, sich durch den Fischfang zu ernähren, und auf eine höchst kümmerliche Weise sein Leben zu fristen.

ländern alle Arten von Erfrischungen zukommen ließen, aber zugleich auf die Einstellung der holländischen Festungsarbeiten drangen.

Die durch eine so unvermuthete Veränderung aller Umstände zur Ausführung ihres Vorsatzes unfähig gemachte Engländer liessen noch den nämlichen Tag der Besatzung des Forts sagen, daß sie sich ausser Stand befänden ihre Versprechungen in Ansehung der Kapitulation zu erfüllen. Sie versicherten zugleich, daß sie nie den Javanesern beystehen würden, sondern vielmehr entschlossen wären, die Holländer mit ihrer ganzen Macht zu vertheidigen, denen sie zugleich den Wink gaben, wohl auf ihrer Hut zu seyn, und ja den Bantamesern nicht zu trauen, die es mit beyden Nationen nicht aufrichtig meinten. Endlich baten sie auch noch, die Schaluppen, so sie zur Einschiffung der Besatzung ans Fort geschickt hatten, wieder nach ihren Schiffen zurück zu senden. Die Holländer antworteten ihnen mit wenig Worten, daß sie immer bereit wären, die Konventionspunkte bey schicklicher Gelegenheit zu erfüllen; daß indessen die Engländer mit ihren Schaluppen und Schiffen nach Gutbefinden verfahren möchten; und daß, was die vorgeschlagene Hülfsleistung anbelangte, solche, wenn sie dies Versprechen erfüllten, jederzeit eine löbliche und des christlichen Namens würdige Handlung seyn würde. Den 4ten Februar schrieben die Engländer abermals und baten, daß man ihren Schiffen erlauben möchte, den Fluß ungehindert zu passiren, welches man ihnen auch willig zustand.

In einem andern Schreiben zeigten die Engländer an, daß sie während der Nacht vom 6ten Februar ihre Artillerie einzuschiffen gedächten, worauf ihnen die Holländer versprachen genau auf alles Acht zu haben, und sie sogar nöthigenfalls, woferne die Javaneser Miene machen sollten, sich ihren Rückzug zu widersetzen, aus allen Kräften zu unterstützen. Ja man bot ihnen sogar eine Freystatt im Fort selbst an; so sehr waren die Holländer von der Richtigkeit des Grundsatzes überzeugt,

daß man seinem Feinde eine güldne Brükke bauen müsse. Auf diese Weise also führten die Engländer ihr Vorhaben glücklich aus, ohne im geringsten von den Javanesern daran gehindert zu werden. Aber es war schon einmal das Schicksal der Holländer, nur darum einem Abgrund zu entgehen, um gleich darauf wieder in einen andern zu fallen.

(Der Beschluß im nächsten Stück.)

V.

Historisch-Litterarische Nachrichten von dem Leben und Schriften Wilhelm Postels.

Wilhelm Postel, einer der gelehrtesten und sonderbarsten Männer des sechszehnten Jahrhunderts, wurde in einem kleinen Dorf in der Normandie von armen Eltern geboren; er bettelte sich nach Paris, wo er viel Mühe hatte in dem Kollegio der heiligen Barbara als Aufwärter angenommen zu werden. Da man bey ihm viel Fähigkeit und eine brennende Wißbegierde entdeckte, so erhielt er die Erlaubniß den Vorlesungen beyzuwohnen. In kurzer Zeit hatte er das lateinische vollkommen inne, machte große Progressen im griechischen, und lernte ganz von selbst die Anfangsgründe der ebräischen Sprache. Ein vornehmer Portugiese wollte ihn mit sich nach seinem Vaterlande nehmen, wo er ihm eine Professorstelle zu verschaffen hoffte. In dieser Absicht lernte Postel mit Leichtigkeit das italiänische und spanische; allein nachher glaubte er, daß es besser sey im Studieren fortzufahren, als lehren zu wollen, ehe man selbst vollkommen unterrichtet wäre; er unternahm daher die Erziehung einiger Kinder, wobey er die nöthige Musse zu seinen Studien behielt.

Er

Er begleitete bald nachher den Herrn de la Foret Gesandten Franz I. nach Konstantinopel. Postel blieb in diesem Lande länger als der Gesandte, weil er wegen eines gewissen Auftrags zurück bleiben mußte, der, obgleich er ihm nicht glückte, ihm doch Gelegenheit gab, neue Kenntnisse zu erlangen. Er lernte die arabische, chaldäische und syrische Sprache, und brachte kostbare Manuskripte nach Frankreich zurück. Bey seiner Reise durch Wien gab er dem Kaiser Ferdinand das neue Testament in syrischer Sprache, das hernach in Deutschland gedruckt wurde. Der König Franz I. und die Königin von Navarra, die die Gelehrten liebte, empfingen ihn bey seiner Ankunft zu Paris überaus gnädig. Im Jahr 1538 gab er ein Alphabet von zwölf gelehrten Sprachen heraus, wovon die meisten orientalische waren, die er verstand, und erhielt eine der vornehmsten Professorstellen bey dem königlichen Kollegio, (College royal) das damals gestiftet wurde. Er hatte starke Besoldungen, auch eine Pension von der Königin von Navarra, und überdem verschafte ihm der Kanzler Poyet die Dechantstelle bey der Kathedralkirche zu Angers. Allein Postel erfuhr, daß die Gelehrten allemal verlieren, wenn sie sich in Hofintriguen mischen. Poyet hatte das Unglück der Königin Margaretha zu mißfallen: der Professor ergriff die Parthie des Kanzlers, und wollte ihn rechtfertigen, wurde aber dadurch in sein Unglück mit verwikkelt, und gezwungen, das Königreich zu verlassen. Im Jahr 1544 war er in Rom, und zwar zu eben der Zeit, da sich der heilige Ignatius auch daselbst befand, und an seinem großen Plan arbeitete, die berühmte Gesellschaft Jesu zu stiften. Beide Männer lernten sich kennen, und wurden von einander eingenommen. Postel ward Jesuite und erhielt bald darauf die Priesterwürde. Der heilige Ignaz wurde aber einige Zeit nachher gewahr, daß unser Gelehrter bey allem Verstande und Gelehrsamkeit, große Aeusserungen von Narrheit zeigte. Natürlich waren dergleichen Dinge einem neuen Orden nicht zuträglich, der, um seinen großen Endzweck zu erreichen, ein kluges und sehr vorsichtiges

Betragen von allen seinen Gliedern erheischte; daher ward Postel von der Gesellschaft entlassen. Indessen machte er es so wie alle diejenigen, die von jeher diese Gesellschaft verlassen haben, und behielt lebenslang Hochachtung und Liebe für dieselbe bey. Man findet die Beweise davon selbst noch in seinen letzten Werken, die am wenigsten ausschweifend sind.

Er begab sich nach Venedig, wo er sich in großem Mangel befand, da er alle seine Einkünfte in Frankreich verlohren, und sonst nichts eignes hatte. Er würde in der Dürftigkeit umgekommen seyn, ohne eine 50jährige Jungfer, die sehr reich und sehr barmherzig war; sie beeiferte sich allen Armen nach äussersten Vermögen beyzuspringen, und versorgte, nach Postels Bericht, ganz allein 800 Kranke zur Pestzeit. Diese mitleidige Person, die er die Mutter Johanna von Venedig nennt, leistete ihm alle Hülfe, wofür er so erkenntlich wurde, daß er sie zur Heiligen, zur Prophetin, ja fast zur Göttin machen wollte; er kündigte sie als eine Person an, die bestimmt wäre das menschliche Geschlecht zu retten. Damals wurde es also ausser Zweifel gesetzt, daß der gelehrte Postel närrisch geworden sey, denn das Buch über diesen Gegenstand, das in der lateinischen, französischen und italiänischen Sprache geschrieben wurde, ist eins der sonderbarsten Produkte, die je erschienen sind. Dieses Werk machte Aufsehn in Venedig, und Postel kam in die Inquisition; da aber dieses sonst furchtbare Gericht in dieser Stadt sehr gemäßigt verfährt, so wurde er nach der Untersuchung nicht für einen Ketzer, sondern für einen Narren gehalten, und dem zufolge eingesperrt, allein mit so vieler Nachsicht, daß er entfliehen konnte; welches er denn auch that. Einige Zeitlang schwärmte er in der Welt herum, endlich kam er nach Paris, gestand seine Irrthümer, versprach sie abzuschwören, erhielt Franz I. Gnade wieder, und trat in seine Professorstelle beym königlichen Kollegio von neuem ein. Nun gab er verschiedne Werke heraus, die voll Verstand und Gelehrsamkeit waren und Frankreich Ehre machen, allein man bemerkt

merkt doch zu viel sonderbares darinn, um nicht zu vermuthen, daß der Verfasser von seiner Krankheit noch nicht wohl geheilt gewesen sey. Endlich aber ward er so ausschweifend in seinen Schriften, daß man ihn im Kloster St. Martin des Camps einzusperren gezwungen war. Dieses geschah 1565. Er bewohnte daselbst eine Mönchszelle, und lebte wie die andern Mönche, aber abgesondert über 18 Jahre lang bis an seinen Tod, der 1583 erfolgte.

Seine Narrheit war weder gefährlich, denn er war beständig der beste Mann von der Welt, noch anstekkend, weil seine Ideen nicht von der Art waren, ihm Schüler zu verschaffen; allen französischen und fremden Gelehrten war es erlaubt ihn zu besuchen. Der Präsident de Thou, der ihn wohl gekannt hatte, erzählt, daß Postel beständig in seiner Zelle im Armstuhl saß, und einen großen weissen Bart hatte, der bis an den Gürtel reichte. Sein Umgang war äusserst unterrichtend, seine Gelehrsamkeit ungeheuer und sein Gedächtniß erstaunenswürdig; er hatte so viel gelesen, war so viel gereiset, und verstand so viel Sprachen, daß ihm nichts fremde war. Er antwortete allezeit sehr vernünftig, nur mußte man gewisse Punkte unberührt lassen, die eigentlich seine Narrheit ausmachten. Nach dem de Thou wurde er fast 100 Jahr alt. Die Königin Margaretha pflegte oft zu sagen, daß er ein Wunder der Welt wäre; ein Lobspruch, der dadurch bestätigt wurde, daß er versicherte von Paris nach China ohne Dollmetscher zu reisen. Man hielte ihn ausserdem für einen großen Meßkünstler; ja er war auch ein Arzt, und bey dieser Fakultät als Baccalaureus aufgenommen worden. In diesem für ihn so glänzenden Zeitpunkt that er Vorlesungen im College des Lombards, woselbst bald alle Säle zu klein waren, die Menge seiner Zuhörer zu fassen, und er daher gezwungen wurde sein Katheder im Hofe des Kollegiums zu errichten, der auch nicht hinreichte; denn seine Schüler standen bis auf die Straße. Von ungefähr 50 Werken, die er verfertigte, sind 18 in französischer, eins in italiänischer und die übrigen in lateinischer Sprache geschrieben.

schrieben. Unter den französischen sind nur 7 oder 8, die Thorheiten enthalten, sie sind aber hinreichend die andern ausschweifenden Bücher zu beurtheilen, die man äusserst selten in Bibliotheken findet, und mit Gold aufgewogen werden. Z. B. Le nove del altro mondo, (Neuigkeiten aus der andern Welt) das nur 39 Seiten enthält, ist kürzlich in der Büchersammlung des Herrn von Bonze für fünf und zwanzig Louisd'or verkauft worden, und zwar unter dem französischen Titel: Die wunderbaren Siege der Weiber, oder Geschichte der Mutter Johanna. Die andern Schriften dieser Art sind eben so theuer, nur bloß die vernünftigen Werke dieses Gelehrten sind wohlfeil. Ich will hier die vornehmsten seiner Thorheiten anführen.

Er sagt von seiner Mutter Johanna, daß sie einen erhabenen Geist in einem verworfenen Körper habe; daß sie zwar 50 Jahr alt sey, aber kaum 15 Jahr alt zu seyn schien, weil ihre einzige Beschäftigung wäre, die Ausübung guter Werke und tiefsinnigen Betrachtungen nachzuhängen, die sie beständig so frisch und jugendlich erhalten hätten; daß Christus bloß die Männer und die höhere Seele losgekauft habe, allein eine Frau wäre auserwählt, die Weiber und die niedre Seele loszukaufen. Man hat anfangs nicht wohl verstanden, was Postel mit diesen zwey Theilen der Seele sagen wollte, nachher aber erkannte man, daß er zwey Arten von Seelen unterschied, im lateinischen Animus und Anima genannt, die eine für das männliche, die andre für das weibliche Geschlecht; wobey er zu verstehen giebt, daß der Animus weit über die Anima erhaben sey.

Verschiedne Schriftsteller sind der Meinung, daß die Mutter Johanna den Postel verführt hatte, allein es ist nicht wahrscheinlich, sondern vielmehr zu glauben, daß ihre fanatische Frömmigkeit auch ihn ansteckte, da er schon eine so große Anlage zur Narrheit hatte; ausserdem behauptet er die Keuschheit dieses Mädchens in zu starken Ausdrükken, um zu

glauben,

glauben, daß etwas fleischliches in ihren Verbindungen gewesen sey. Er berichtet, daß sie weder lesen noch schreiben konnte, noch irgend eine andre Sprache als die italiänische verstand, daß sie ihn aber wenn er ebräisch, griechisch oder lateinisch schrieb, zurecht wieß, seine Sprachfehler verbesserte, und ihn durch die Wirkung ihrer übernatürlichen vom heiligen Geist empfangenen Gaben erleuchtete. Er behauptet, daß, ob sie gleich ein Weib sey, sie dennoch zum Hohenpriester bestimmt wäre, der mit allgewaltiger Macht ganz Europa, und selbst die Türken seiner Lehre unterwerfen würde. Indessen sagt er an einem andern Ort, daß er ihr Beichtvater gewesen sey, und ihr oft die Kommunion gereicht habe; endlich nennt er sie auch die neue Eva, und die Frau Jesu Christi. Man weiß übrigens nicht, was aus dieser Heldin des Postels geworden ist.

Seine andren Irrthümer sind vorzüglich in folgenden Schriften enthalten: Von der Anführung des heiligen Geistes; Von der Eintracht über die ganze Erde, oder Mittel alle Menschen zu Christen zu machen; Der Schlüssel zu den verborgensten Dingen; Die Grundursachen der ganzen Natur; Von der Geburt des letzten Mittlers; und endlich einem von ihm übersetzten Buche des Rabbinen Abraham Jezirah.

Postel giebt in diesen Schriften vor, durch die blosse Vernunft und durch die Philosophie, die Wahrheit aller christlichen Lehrsätze zu beweisen, und alle Nationen der Erde zum Christenthum zu führen, wenn er mit jeder in ihrer eignen Sprache reden würde; denn er behauptete sie alle zu verstehn. Er versichert, daß alle großen Weltbegebenheiten am Firmament mit ebräischen Karakteren geschrieben wären, die er lesen könnte. Diese Thorheit war bey ihm durch die zu häufige Lektüre der rabbinischen Werke entstanden; diesen zufolge glaubte er auch, daß die Dauer der Welt nicht länger als 6,000 Jahre seyn, vor ihrem Ende eine vollkommene Wiederherstellung aller Dinge in den bestmöglichsten Zustand geschehn, und alle Gesinnungen und Religionen vereinigt werden würden.

Wie es aber bey allen Träumereyen zu gehen pflegt, so waren auch diese nicht übereinstimmend, denn Postel veränderte oft seine Meynungen über verschiedne Artikel. Anfangs war er ein eifriger Katholik, und ein erklärter Feind der Protestanten; mit diesen Gesinnungen wurde er auch Jesuit, da er aber hernach das Projekt machte, alle Religionen zu vereinigen, so sahe er wohl ein, daß eine jede etwas nachgeben müßte, daher er sich den auch bemühete den jüdischen, und selbst den muhamedanischen Glaubenslehren vortheilhafte Auslegungen zu geben, die denn natürlich sehr gezwungen herauskamen, und seine zerrüttete Vernunft in ihrer ganzen Schwäche zeigten. Indessen findet man in seinem Buche von der Eintracht über die ganze Erde, mitten unter seinen Schwärmereyen sehr gute Gedanken und Beweise zum Vortheil der christlichen Religion, die hernach von großen theologischen Schriftstellern benutzt worden sind.

In seinem Werke, von der Ankunft des letzten Mittlers, scheint er den nachher so berühmt gewordenen Grundsatz des Spinoza anzunehmen, daß nehmlich in der Welt eine allgemeine Weltseele vorhanden sey, von welcher jede unsrer Seelen nur ein Theil und Ausfluß wäre. In der vorerwähnten Uebersetzung des Rabbinen Abraham Jezirah nennt er sich: Postel der Auferstandene, oder der Wiedergeborne; indessen muß man diesen Ausdruck nicht buchstäblich nehmen, noch eine physische Auferstehung darunter verstehn, denn er wollte damit nur sagen, daß er von einem neuen Lichte erleuchtet worden, und ein neues Leben erlangt habe.

In dem französischen Werke, von den Ursachen der Monarchie, und in seinem Traktat über das Salische Gesetz wendet Postel ebenfalls seine Träumereyen an und versichert, daß vor dem Ende der Welt die Könige von Frankreich Herren der ganzen Erde seyn, und sich alle Völker mit Vergnügen unter ihrer Herrschaft vereinigen werden; daß sie auch auserdem ein Recht zur Universalmonarchie hätten, weil sie in ge-

rader

rader Linie vom Haphet abstammten, und daß dieser, ob er gleich nur der jüngste Sohn des Noah war, dennoch zu seinem Antheil Europa, als denjenigen Welttheil erhielt, der bestimmt sey über die andern zu herrschen. Diese wunderliche Idee wurde anfangs auf eine höchst närrische Art von Postel vorgetragen, aber in seinen letzten Lebensjahren hat er sie in andern Werken etwas vernünftiger behandelt, und bloß beweisen wollen, daß die französische Monarchie nach göttlichen Rechten vorhanden sey, wobey er Mittel vorschlägt die Protestanten mit den Katholiken auszusöhnen, und den Frieden im Königreich zu gründen.

Postel und Seißel hatten das Verdienst zuerst über das so berufene Salische Gesetz geschrieben zu haben, das durch den ersten König von Frankreich Pharamond gemacht seyn soll, und gegenwärtig durch die Verjährung ein Fundamentalgesetz des Königreichs geworden ist, so unvollkommene Begriffe man auch davon hat, ja so zweifelhaft selbst die Existenz desselben ist.

Man hat Postel, so wie vielen andern, das berüchtigte Buch: Von den drey Betrügern zugeschrieben, allein ein solches Werk war ganz seiner Denkungsart zuwider, das vielleicht nach dem Urtheil sehr gelehrter Männer nie existirt hat.

T.

IV.

Die scherzhaften Gelübde. Eine Erzählung aus den Zeiten Karls des Großen.

Nachstehende Erzählung macht einen Theil der Histoire du trés preux et vaillant Guèrin de Montglave aus. Wir geben sie hier nach dem Auszug, den der Graf von Treſſan von diesem alten Ritterroman geliefert hat. Auch Menage führt diesen Roman in seinen Schriften an, und erzählt die Geschichte der scherzhaften Gelübde (des Gabs) aber mit ungleich mehr Freyheit, als es hier geschehen ist.

Karl der Große hatte schon vor langer Zeit das Gelübde abgelegt eine Wallfarth ins gelobte Land zu thun, und die heiligen Oerter daselbst zu besuchen; nur die langwierigen und blutigen Kriege, worin dieser Monarch unaufhörlich verwikkelt war, hatten ihn davon abgehalten. Endlich gelang es ihm seinen weitläuftigen Staaten den Frieden zu erkämpfen, und seine zahlreichen Feinde auf eine geraume Zeit auſſer Stand zu setzen, etwas gegen ihn zu unternehmen. Er suchte diesen Zeitpunkt zu nutzen, und reiste in der That nebst seinen zwölf Pairs nach Palästina ab, wo er an den heiligen Oertern mit mehr Demuth seine Andachtsübungen verrichtete, als es vielleicht der geringste Pilgrim aus seinen Staaten gethan haben würde.

Auf seiner Rükkehr nach Europa stattete er einen Besuch bey dem König Hugon von Mesopotamien ab, einem Prinzen von großem Verstande, dessen Tugenden wohl verdient hätten, durch die Gnade erleuchtet zu werden. Jerusalem stand unter seiner Herrschaft, er erlaubte den Christen freyen Zutritt zu dieſer heiligen Stadt, und Karl der Große hatte seit dem ersten

Augen-

Augenblick, da er seine Staaten betrat, die aufmerksamsten Beweise seines Edelmuths und seiner Großmuth genoßen. Karl näherte sich nun allmählig dem Ort, wo König Hugon residirte; er kam in einen Flekken an, wo die zahlreichen Stutereyen und unermeßlichen Heerden den Gedanken an die Zeiten der alten Patriarchen in sein Gedächtniß zurückriefen. Der Vorsteher dieser ungeheuren Meyerey, die der alten Hirten Könige vollkommen würdig war, empfieng ihn unter einem prächtigen Gezelt, und ließ ihn in Silbergeschirren bedienen. Karl frug seinen Wirth, ob er bald hoffen könnte, den König Hugon anzutreffen? „Sire, antwortete dies Oberhaupt der Hirten, wir „befinden uns jetzt in der Zeit, wo sich mein Herr mit dem „Feldbau beschäftigt. Er hat den Grundsatz, daß der wahre „Reichthum eines Staats in der Bevölkerung und in der Be„bauung seines Bodens bestehe. Er beschäftigt sich also in die„ser Jahreszeit mit Besäung des Akkers, mit dem Umgraben „und Düngen des Brachfeldes, und mit der Verheirathung „und Ausstattung der mannbaren Jugend aus seinen zahlrei„chen Dörfern. Die leichten Abgaben, die sie an ihn bezahlen, „sind hinlänglich um ihn reich und mächtig zu machen. Diese „werden nie anders als von dem jährlichen Betrag der Landes„produkte und ohne alle Kosten gehoben: auch bestehen sie in der „That in nichts anders als in dem Ueberfluß, worin er diese „glücklichen Familien, deren Anzahl sich von Jahr zu Jahr ver„mehret, zu erhalten sucht.“

Karl konnte in dem innersten seines Herzens einer so weisen Staatsverwaltung unmöglich seinen Beyfall versagen, dahingegen die jungen Ritter von seiner Hofstaat sich nicht entbrechen konnten, ein wenig über die Einfalt und den nach ihrer Denkungsart niedrigen Gebrauch, den dieser neue Nachahmer Abrahams von seiner Zeit und seiner Gewalt machte, zu spötteln.

Kurz darauf erblickten Karl und sein Gefolge unermeßliche Felder, deren Schooß tausend Pflugscharen durchwühlten.

Eine

Eine derselben, die mit goldnem Blech beschlagen, und von Ochsen weisser wie der Schnee gezogen wurde, ließ ihnen den König Hugon erkennen, der schon seit dem Aufgang der Sonne diesen prächtigen Pflug führte. Kaum ward der Sarrazenische Monarch Karls Annäherung gewahr, als er die Endigung seines Tagewerks einem seiner Söhne überließ. „Alles muß „den Pflichten der Gastfreyheit weichen; sagte er zu Karl'n „kommt Herr, um in meinem Pallast auszuruhn; könnte ich „euch doch den Aufenthalt in demselben so angenehm machen, „als ich es wünsche!“

Karl wurde bey der Ankunft in Hugons Residenz nicht wenig befremdet, da er nichts als Weiber, Kinder, Greise in derselben gewahr wurde. „Ich sorge dafür, sagte Hugon zu „ihm, daß keiner meiner Unterthanen, der der menschlichen „Gesellschaft Dienste zu leisten vermag, ihr unnütz seyn möge; „weder ich noch meine Söhne glauben uns von diesen Pflichten „befreyt, und der Gebrauch, den wir von unsern Kräften und „unsrer Zeit machen, scheint uns die erste von allen seyn zu „müssen. Diesen Abend wird dieser Ort schon mehr bewohnt „seyn, und jede Familie wird diejenigen, so sich während des „Tages mit dem Feldbau beschäftigen, wie ihre Wohlthäter em„pfangen.“

Alles bey Hugon athmete Pracht mit der edelsten Einfalt verbunden. Nach einem großen Gastmal, bey dem die kostbarsten Weine aus dem Archipelagus verschwendet wurden, ließ Hugon am Ende der Mahlzeit seine Gemahlin und Kinder herbeyrufen, um seine Gäste zu bewillkommen, und zu bedienen. Die junge und reizende Jakobine, seine Tochter, erschien mit einer Rauchpfanne in den Händen, und erfüllte die Luft des Speisesaals mit den auserlesensten Wohlgerüchen. „O „wie schön ist sie, sagte Olivier ganz leise zu seinem Freund „Roland, wie würdig würde sie seyn Karls Pallast zu „schmükken!“

Die

Die Stunde der Ruhe kam endlich herbey, und Hugon führte nun Karln und seine Pairs in einen großen gewölbten Saal, der nur von einem einzigen Pfeiler unterstützt wurde, wo die prächtigsten Betten in symetrischer Ordnung bereit standen, um Karln und seine zwölf Pairs zu empfangen.

Hugons vortreffliche Weine hatten ihren Sinnen viel Frölichkeit eingeflößt. Kaum waren sie allein, so fiengen sie unter einander an zu schwazzen, und über Sitten, die ihnen durchgängig als neu vorkamen, zu spötteln. Endlich kamen sie auf den Einfall, um sich über ihren Wirth recht lustig zu machen, scherzhafte Wetten anzustellen. (á gaber) Dieser Ausdruck hieß in den damaligen Zeiten so viel, als sich die allerlächerlichsten und unwahrscheinlichsten Dinge zu erdenken. Diese Art von Scherze hatte sich von den Ufern der Garonne, bis in das innerste von Frankreich ausgebreitet; auch scheint es, daß sie sogar noch heute zu Tage in ihrem eigentlichen Vaterlande nicht gänzlich erloschen ist.

Karl und seine Pairs hatten nicht den geringsten Argwohn, daß sie behorcht werden könnten: indessen geschahe dieses doch in der That; der große Pfeiler, der das Gewölbe unterstützte, war hohl, und Hugon hatte, es sey nun aus Mißtrauen oder Neugierde, einen griechischen Dollmetscher, der alle europäischen Sprachen verstand, sich in demselben versteken laßen.

Karl, der an den scherzhaften Unterhaltungen seiner Pairs Theil nahm, war der erste der da sagte: „Beim heiligen Dionys! obgleich der syrische Stahl, das beste von der „Welt ist, so mag doch immer König Hugon, mir einen seiner „Leute mit einem dreyfachen Panzer gewafnet darstellen, und „ich behaupte, daß ich ihn demohngeachtet mit der stumpfen „Seite meines guten Schwerdts Joyeuse auf einen Streich „mitten von einander hauen will.“ — „Und ich, sagte Ro„land, wenn ich aus allen meinen Kräften in mein Horn

„stossen

„stossen will, so bin ich versichert, alle Gebäude der Stadt zu erschüttern und umzustürzen.“ —

Olivier, dessen Herz und Einbildungskraft noch immer der Gedanke an die reizende Jakobine durchglühte, stand lebhaft von seinem Sitz auf „Bey meiner Treue, meine Gefährten, sagte er, ich wäre wohl entschlossen etwas zu unternehmen, das keiner von euch mit Ehren ausführen würde. „O Jakobine! schönste Jakobine! wenn ich so glücklich wäre „dich in meinen Armen zu halten, so sollten, ob wir gleich gegenwärtig die längsten Nächte im Jahr haben, und die Sonne „die schon vor fünf Uhr des Abends untergeht, nicht eher als „um sieben Uhr des Morgens sich wieder zeigt, so sollten, sag' „ich, dir demohngeachtet diese Stunden auf das angenehmste „dahinfließen, und dir weder schlecht angewendet, noch zu lang „scheinen“.

Der in dem Pfeiler versteckte griechische Kundschafter ward über diese neue Wette weniger erschrokken, als über die beiden erstern, da er aber genau darauf merkte, so fand er sie noch weit kühner: „Bey der heiligen Sophie, sagte er, dieser von Jerusalem zurükkommende Paladin muß ein starkes „Zutrauen auf die Hülfe der Gnade besitzen. Ich für mein „Theil würde weit weniger bestürzt seyn, wenn er versprochen „hätte einen Berg zu versetzen“.

Ogier, der Däne, nahm nun das Wort: „Bey der „Seele meines verstorbenen Großvaters Daolin, sagte er, so „bald wir morgen früh aufgestanden seyn werden, will „ich mein Wehrgehäng an dem ungeheuren Pfeiler, der diesen „Saal unterstützt befestigen, und mit einem einzigen Zuge ihn „zermalmen, so daß das Gewölbe einstürzen soll. Ja was „noch mehr ist, ihr dürft nur euer Bette verlassen, so bin ich „bereit euch jetzt gleich diese Lust zu machen. —

Der Kundschafter gerieth hierüber in die entsetzlichste Angst; schon dachte er darauf, sich in Sicherheit zu setzen, als

als er die Pairs ein lautes Gelächter ausstossen und zu den Dänen sagen hörte, daß dies eben so gut morgen geschehen könne. Der Herzog Naymes vermaß sich hierauf, ganz bewafnet, ohngeachtet seines Alters, einen Sprung von neunzig Schuh in der Höhe zu thun. Aymery sagte, daß er durch einen einzigen Nasenstüber dem König Hugon den Hals brechen wollte; Turpin, daß er es unternähme, allen Wein aus seinen Keller, während dem er seine Messe hielte, auszutrinken; Richard, Herzog von der Normandie, daß er das Wasser in dem Fluß dergestalt hemmen wollte, daß es die die höchsten Glokkenthürme überschwemmen sollte. Mit einem Worte, alle diese dreyzehn scherzhafte Wetten bestanden in nichts anders als die unglaublichsten Dinge möglich zu machen; da nun ausser demjenigen, wozu sich der junge Olivier und der Herzog Naymes von Bayern anheischig gemacht hatten, alles übrige auf großen Schaden, den man dem König Hugon und seinen Unterthanen zufügen wollte, abzweckte, so verließ der Kundschafter, sobald nur Karl und seine Pairs eingeschlafen, mit Furcht erfüllter Seele den Pfeiler, und eilte zitternd zu dem König Hugon, um ihn von allem, was er gehört hatte, Bericht abzustatten.

Dasjenige, so man in Frankreich für nichts weiter als einen schlechten Spaß würde gehalten haben, wurde in Mesopotamien sehr ernsthaft aufgenommen. Hugon, voll Wuth über die Kühnheit der französischen Paladine, und über ihre Undankbarkeit gegen die gute Aufnahme, die er ihnen bewiesen hatte, trieb die Sache bis aufs äusserste, und schwur, daß die Paladine ihn nicht ungestraft an seinen Hofe verspottet haben sollten. Er befahl, daß sich alle Einwohner der Stadt heimlich waffnen sollten; hierauf gieng er aus dem Pallast, ließ ihn umringen, und vertheilte seine Leute in verschiedne Haufen, die auf das Zeichen, so er ihnen geben würde, unverzüglich über Karl und seine Pairs herfallen sollten.

Ein Page des Hugon hörte glücklicherweise diesen grausamen Anschlag; er war ein Franzose, und aus Laon gebürtig,

tig, eine Zwistigkeit mit seiner Familie hatte ihn gezwungen, sein Vaterland zu verlassen. Die Liebe für seinen König ist jedem Franzosen eigen; es giebt keinen, und wenn ihn gleich Verfolgung oder Unglücksfälle genöthigt haben sollten, aus seinem Vaterlande zu gehen, der es nicht bedauerte, und bereit wäre, sein Blut für den Dienst seines alten Landesherrn zu versprützen. Dieser Page eilte durch einen Umweg Karln von dem Zorn und dem Vorhaben des König Hugons Nachricht zu geben, der nun nicht lange säumen würde, ihn angreifen zu lassen. „Ich wünsche, daß der alte Narr die Pest kriegen mög„te, sagte Olivier, seht, so machen es die Fremden größten„theils; sie sind fast immer schlechte Gesellschafter und verstehen „keinen Spaß. — Bist du ein Narr, sagte Roland, daß „du diejenigen fremde nennst, die doch in ihrer Heymath sind? „Bey dem lebendigen Gott! mir fällt es nicht im geringsten „auf, daß sie uns, wenn sie unsere gestrige Wetten angehört „haben, für sehr unadeliche und für höchst sonderbare Leute hal„ten. — „Nun wohl, erwiderte Olivier, alles, was sie „ehrlicherweise von uns verlangen können, wäre, daß wir un„ser Wort halten müßten; und ich versichere euch, daß ich mei„nes Theils weit lieber dasjenige, so ich versprochen, ausfüh„ren, als mich hier herumbalgen will;“ — „Bey meiner „Treu, mein lieber Olivier, sagte Roland, du hast nicht we„nig auf dich; ich bin überzeugt, daß du ein sehr guter Schlä„ger bist, und glaube, daß es dir weit leichter seyn wird vierzehn „von unsern Feinden niederzustrekken, als einer Uhr zu gleichen, „die alle Stunden einer so langen Nacht richtig anzeigt.“ —

Während diesem kleinen Wortstreit zwischen dem sehr weisen Roland und dem vortrefflichen, obgleich in der That etwas zu sehr von sich eingenommenen Olivier, bewafneten sich Karl und seine Helden von Kopf bis zu Füßen, und als die Truppen des Hugon zum Vorschein kamen, so richteten sie eine so grausame Niedermetzelung unter sie an, daß der gute König Hugon, voll Verzweiflung, da er so viele tüchtige und ehrliche

Akkers-

Akkersleute umkommen sah, schleunig zum Rückzug blasen ließ, und mit Karln sich zu unterreden begehrte. „König der „Franzosen, sagte er zu ihm, warum kommst du um mich an „meinem Hofe durch so ehrenrührige Wetten zu beschimpfen? „das heißt die Rechte der Gastfreyheit beleidigen. — „König von Morgenland, antwortete Karl, hast du nicht „durch dein beleidigendes Mißtrauen, daß dir den Gedanken „einflößte deine Gäste behorchen zu lassen, dieses Gastfreyheits„recht zuerst verletzt? — Halten denn die Christen die Lügen „für Spielwerke? sagte Hugon, das Gesetz dem ich gehorche, „bestraft sie mit dem Tode; und wenn ich dir auch sogar Gnade „widerfahren lassen, und dich mit deinen Gefährten frey lassen „wollte, würdet ihr demohngeachtet nicht beständig mit dem „Schimpf gebrandmarkt seyn, Gefahr gelaufen zu haben, für „das schändlichste aller Verbrechen bestraft zu werden? — Hugons Vorwurf war nur zu Herzangreifend, auch fühlte Karl die ganze Stärke desselben; da aber dieser Fürst sich in seinem Herzen unschuldig wußte, so hoffte er es auch in den Augen Gottes genugsam zu seyn, um von ihm übernatürliche Wohlthaten zu erlangen, die Hugons Herz rühren, und ihn zum wahren Glauben führen könnten. Voll von Zuversicht auf eine höhere Macht, wagte er es also laut zu versichern, daß er und seine Gefährten, weit entfernt Unwahrheiten gesagt zu haben, vielmehr bereit wären, alles nach dem Wortverstande zu erfüllen. „Komm in einer Stunde wieder König Hugon, sagte „er, und weil du doch unsre Gelübde weist, so wähle dir, wel„ches du willst; du wirst es gewahr werden, daß wir unser „Wort halten können“. Hugon war es zufrieden, und ließ Karln mit seinen Paladinen auf eine Stunde allein, befahl aber seinen Leuten nicht im geringsten sich zurückzuziehn, sondern ließ vielmehr alle Ausgänge des Pallasts verrammeln.

Karl fieng schon an sein unkluges Versprechen zu bereuen, innerlich gestand er sich selbst, daß er und seine Pairs Unrecht gehabt hätten, sich mitten in den Morgenländern

eine Art von Schäkkerey zu erlauben, die man kaum an den Ufern der Seine geduldet haben würde. Der Erzbischof Turpin munterte ihn auf, zum Zutrauen auf den Beystand des Allerhöchsten, und Karl fiel auf seine Knie, schlug an seine Brust, und sein Gebet wurde erhört. Ein Abgesandter des himmlischen Hofes durchflog den unermeßlichen Lustraum, und flößte ihm neuen Muth ein. „Karl, sagte er zu ihm, versu„che nicht mehr den lebendigen Gott; er gewährt dir deine „Bitte, um die alten Wunder zu erneuern, die er ehmals für „die Hebräer that, und will jetzt mitten unter den Ungläubigen seine Herrlichkeit und Macht offenbaren. Hugon wird „den Schutz erkennen, den er seinen Kindern wiederfahren „läßt, und für diesesmal werdet ihr dasjenige, so ihr verspro„chen habt, erfüllen. —

Karl demüthigte sich im Staube; er zweifelte nicht im geringsten an dies himmlische Versprechen, und nun erwartete er standhaft Hugons Rückkehr.

Dieser Fürst, voll Begierde Karln zu beschämen, kam nach Verlauf der bestimmten Stunde wieder, und da ihm der weisse Bart und das schwache Ansehen des Herzog Naymes besonders in die Augen fielen, so redete er ihn sogleich folgendergestalt an: „Guter Mann, sagte er, du hast dich gerühmt „ganz gewafnet neunzig Schuh hoch zu springen; mir wär es „nun sehr lieb, daß du der erste seyn möchtest, dessen Thorheit „ich bestrafen könnte“. Naymes säumte keinen Augenblick, er stellte sich unten an einer Mauer von besagter Höhe, die sich sogleich von einander that, so daß Naymes mit kleinen Schritten hinauf steigen konnte, während dem ein Gespenst, so ihm vollkommen ähnlich war, in den nämlichen Augenblick vor den Augen der Ungläubigen, mit einem einzigen Sprung sich auf diese erstaunliche Höhe hinauf schwang. Hugon konnte sich nicht entbrechen diese That zu bewundern, und heimlich zu sich selbst zu sagen: „Dieser Greis ist ohne Zweifel ein Liebling des

„Aller-

„Allerhöchsten“. — Turpin hob voll Dank seine Hände gen Himmel. Hugon bemerkte das frische, lebhafte Gesicht und den dreyfachen Domherrn Bauch, womit ihn seine zwanzigjährige Erzbischofswürde geschmückt hatte. „Wohlan, gestehe mir, „Derwisch von Rheims, sagte er zu ihm, bist du noch immer gesonnen allen Wein aus meinem Keller auf einen Zug „auszutrinken? — „Und du, König Hugon, erwiderte „Turpin, glaubst du denn, daß etwas der Macht Gottes unmöglich sey? — Laß jenes unermeßliche Faß herbey bringen, das Ueberbleibsel des Heidenthums und der Triumphe des „Bacchus, die Zierde des grossen Marktplatzes (Hypodrome) „dieser Stadt; laß es mit Wein anfüllen, und ich will mich „seiner statt einer Meßkanne bedienen, indem ich mein heiliges Amt, dem du Ehrfurcht schuldig bist, verrichte. — Fünfhundert Männer, die tausend Kameele herbeyführten, konnten nur mit genauer Noth dies ungeheure Faß in Bewegung setzen, und Hugons Kellermeister betheuerte, daß aller vorräthige Wein kaum zwey Drittheile davon anfüllen würde. Vergebens bemühten sie sich Hugons Befehle zu vollziehen, und Turpin, von den brennendsten Eifer beseelt diese Ungläubigen zu bekehren, trank in einem Zug die sechs ersten Tonnen aus, die die Kellermeister herbeyschaften. Die Weinstöcke waren dies Jahr erfroren, und der gute Hugon sahe zum voraus, daß der Erzbischof von Rheims sein Versprechen erfüllen würde. Er nahm also die Miene an, als wenn er mit diesem Versuch vollkommen zufrieden wäre; aber Turpin, der nun einmahl im Weingeschmack gekommen war, beklagte sich laut über Betrügerey, und schwur, daß man nicht ungestraft in einen Erzbischof Mißtrauen setzen könnte, als ob er nicht im Stande wäre, die besten Weine in der Christenheit zu trinken. „Beym Mahom! Herr Erzbischof, sagte Hugon, ich will „euch lieber das Faß ledig als voll geben, und ihr könnt es „alsdenn nach eurer Bequemlichkeit in eurem Lande anfüllen „lassen; nehmt es also hin, und hiemit erlasse ich euch die

„Erfüllung eures Versprechens“. Turpin nahm den Vorschlag an, und ließ dieß ungeheure Faß auf die Schiffe Karls des Großen schaffen, der es zum ewigen Denkmal dieses Wunders nach Heidelberg bringen ließ, wo es die Gläubigen noch heut zu Tage sehen können, und wo man es seitdem mit eben so viel Sorgfalt unterhalten hat, als die Griechen in einer Zeit von mehr als 1000 Jahren auf das Schiff der Argonauten verwandten.

Hugon hatte eine genaue Liste von allem, wozu sich die Paladine anheischig gemacht hatten, er war aber beynahe abgeschrekt, da er die beiden ersten auf eine so leichte Art sich ihres Versprechens entledigen sahe. Nachdem er dies Verzeichniß noch einmal genau durchgegangen war, so fand er dasjenige, so noch rückständig war, zu gefährlich, um auf dessen Erfüllung zu dringen. Nach nochmaligen genauen Durchlaufen der Liste aber, glaubte er demohngeachtet den rechten Flek getroffen zu haben, um seine Gegner zu Schanden zu machen. „Bey den „hundert Tausend Millionen der Houris des Paradieses, „rief er aus, endlich habe ich etwas gefunden, um euch eures „Unrechts zu überweisen; wer unter euch ist der Thor, der sich „rühmte in einer Nacht, die er bey meiner Tochter Jakobine zuzubringen wünschte, den Mahomed, Omar, und Kaleb „zu übertreffen“. — Olivier, den vielleicht die Liebe allein vermocht haben würde, sich bey dieser Aufforderung zu erkennen zu geben, war durch die Verheissungen des Engels noch mehr gemuthigt, und sagte also, daß er es wäre. Hugon in der Hofnung Karln und seine Paladine zu beschimpfen, säumte nun nicht länger, und indem er den Olivier, mit der einen, und Jakobinen, mit der andern Hand anfaßte, so rief er aus: „O Mahomed! seit funfzig Jahren war ich ein treuer „Anhänger deiner Lehre; aber die Gnadenbezeugungen, die du „mir widerfahren liessest, waren immer nur unbedeutend und „von wenig Dauer. Wenn der Gott der Christen diesen Pa-

„ladin

„ladin triumphiren läßt, so entsag ich deinem Dienst und nehme „eine Lehre an, die durch so übernatürliche Wunderwerke ge„heiligt wird". — Während diesen Worten ward er gewahr, daß die Sonne bereits aufgehört hatte, die Spitze eines Berges zu vergulden, von dem des Abends die letzten Stralen derselben zurück fielen; er schloß also Olivier, und seine Tochter in einem prächtigen Gezelt ein.

Olivier war, so wie alle französische Paladine es seyn sollten, von Natur galant. Er warf sich sogleich zu Jakobinens Füßen: „Mein Leben steht in euren Händen, rief er „aus, ich bin bereit es lieber zu verlieren, als euch zu mißfal„len. Ach schönste Jakobine! woferne ihr es mir erhaltet, „so soll es euch auf immer geweiht seyn. Hugon glaubte euch „nichts als ein blosses Schlachtopfer zu überliefern, und der „Himmel sendet euch in mir den zärtlichsten und treusten Ge„mahl, der euch seine Hand und sein Herz anbietet". —

Die morgenländische Prinzeßin, von Kindheit an zu einem blinden Gehorsam gewöhnt, den man ihr zum Gesetz gemacht hatte, konnte sich nicht entbrechen bey der Ehrerbietigkeit und der Zärtlichkeit, die ihr Olivier in diesem Augenblick bezeigte, auf das lebhafteste gerührt zu werden. Sie antwortete nichts; ein Nein würde sie in den Augen ihres Vaters strafbar gemacht haben, und ein Ja schien ihr zu voreilig zu seyn. Jakobine hatte noch nie einen so verführerischen Gegenstand erblickt, als den jungen reizvollen Olivier. In der ausserordentlichen Verlegenheit ihrer gegenwärtigen Lage glaubte sie am besten zu thun, wenn sie ihm weder antwortete, noch sich vertheidigte. Wie angenehm verstrich die erste Stunde dieser Nacht! wie sehnlich ward die zweyte erwartet, und wie sehr beklagte sich Olivier über die lange Verzögerung der dritten! — Beyde sahen sich mit schmachtenden Blikken einander an, als der Iman vom Thurm herab die vierte ankündigte. Jako-

bine hörte ihren Olivier mit einem Vergnügen zu, das ihr bis dahin noch ganz unbekannt gewesen war. „Nein, Nein, „sagte sie zu ihm, ich werde mich nie von euch trennen! wie „weise, wie göttlich ist dieses Gesetz, das den Menschen die „Beständigkeit befiehlt! O ihr glücklichen Weiber der Franzo„sen! ihr habt also nie Ursache euch für Nebenbuhlerinnen zu „fürchten? — Olivier versicherte ihr, daß sie nie darüber klagen sollte, und hütete sich sehr ihr zu sagen, daß auch am Ufer der Seine die liebenswürdigsten Weiber manchmal dieser Kränkung sich ausgesetzt sehen müßten. Der Iman unterbrach diese Unterhaltung durch seinen durchdringenden Ruf, der die fünfte Stunde verkündigte. Jakobine auf das zärtlichste beschäftigt, ihren Verstand durch das Zuhören der Reden des Oliviers immer mehr und mehr aufzuklären, wagte es nun schon von selbst ihm Fragen vorzulegen, deren Beantwortung schon immer schwerer zu werden anfieng, als eben der Iman die sechste Stunde abrief. Olivier von dem brennendsten Eifer beseelt, fuhr indessen immer fort mit dem nämlichen Feuer zu sprechen; aber er hatte höchst nöthig alle Gegenwart seines Geistes zusammen zu nehmen, um mit eben der Wärme seine Unterweisungen während der siebenten Stunde, die ihm in Vergleich mit den erstern, ziemlich geschwind zu verstreichen schien, fortzusetzen. Da ihm indessen der gute Fortgang, den sein Unterricht zu haben schien, wieder neuen Muth einflößte, und Jakobine allem, was er ihr noch zu sagen hatte, gleichsam zuvor kam, so bestätigten die achte und neunte Stunde dieser eben so reizenden als angenehmen Nacht die Prinzeßin völlig in den süßen Gedanken, daß Olivier der beredteste und aufgeklärteste aller Männer sey, und daß sie überschwenglich glücklich wäre, da dieser liebenswürdige Paladin sich durch die heiligsten Gelübde mit ihr verbunden habe. Noch hatte der Iman nicht den frommen Muselmännern die zehnte Stunde angekündigt, als Olivier gewahr ward, daß die schöne Jakobine in sich zu gehen, und über alles, was er ihr gesagt hatte, nachzudenken anfieng

anfieng. Er fieng also seiner Seits gleichsam an über dasjenige nachzusinnen, was er seiner reizenden Proselitin noch etwan zu erklären haben möchte. Nichts ist natürlicher, als daß einer neunstündigen ununterbrochenen Unterredung ein sanfter Schlaf folgen mußte, in dem sie auch beyde während den folgenden drey Stunden zubrachten. Aber die Gelehrigkeit, die die sanfte Jakobine bey dem Unterricht des Ritters gezeigt hatte, verdiente vollkommen, daß der Engel, der Karln und seinen Paladinen neuen Muth eingeflößt hatte, Sorge für sie trug. Dieser Engel, der unsichtbar in dem Zelte zugegen war, hatte oft den Paladin aufgemuntert und seine Inbrunst verdoppelt. Er war es, der die neuen Ehegatten bewachte, und ihm hatte Jakobine den lebhaftesten und reizendsten Traum zu verdanken, dessen Täuschung zur Wirklichkeit für sie ward. Jakobine von den Unterweisungen des Oliviers, obgleich sie immer die nämlichen waren, ganz bezaubert, fand solche immer neuer, stärker und überführender, so daß sie eben ihre Arme um Oliviers Hals schlang, da der Ruf der dreyzehnten Stunde sie aus ihrem Schlummer weckte. „Ich ergebe mich, rief sie „aus, mein theurer Olivier! Ja ich schwöre diesem grausa„men Gesetz, das für mein Geschlecht so beleidigend ist, feyer„lich ab, und verabscheue es! Verschließt es nicht meines glei„chen das Paradies der wahren Gläubigen, und habe ich nicht „bereits die Seeligkeiten des Deinigen empfunden? — Ja „mein Herz und meine Seele sind dein auf ewig; fahre fort „mich in einem Glauben zu befestigen, der durch deine Lehren „schon bey mir Wurzel geschlagen hat". — Der auf eine so „angenehme Weise aus dem Schlummer geweckte Olivier fühlte sich von neuem Eifer beseelt. Nie wurde mehr gesprochen, nie zwey rückständige Stunden besser angewendet als diese. „Glau„bet liebste Jakobine, sagte er zu ihr, — indem ein star„kes Geräusche ihnen anzeigte, daß man sie trennen wollte — „glaubet fest an alles, was euch der Gemahl gesagt hat, den „der Himmel ohne Zweifel für euch bestimmt hat, weil er

„durch seine Macht ihn euch zuführte.“ — „O rief Jako„bine aus, du sollst dich nie über meinen Unglauben beschwe„ren dürfen; ich will keinen andern sehen, nie an einen andern „denken als an dich! — Wie bezaubernd ist es, ein ewiges „Glück, demjenigen, den man liebt, zu verdanken, und mit „ihm ohne Unterlaß Lehren wiederholen zu können, die soviel „überzeugendes in sich enthalten“. —

In diesem nämlichen Augenblick ward das Gezelt geöfnet, und Hugons Ankunft unterbrach das Gespräch dieser zärtlichen Gatten. Karl, der Erzbischof Turpin, und der Mufti folgten ihm; dieser letztere verlangte von Jakobinen, daß sie zuvor einen schrecklichen Eid ablegen sollte, ehe sie die Fragen ihres Vaters beantwortete.

„Nein, rief sie aus, ich erkenne dich nicht mehr; ich „schwöre den Irrthümern ab, die mir bisher die erhabnen und „trostvollen Wahrheiten verborgen haben, von deren Wirklich„keit mich Olivier überführt hat. In euren Händen, gnädi„ger Herr, sagte sie zu Turpin, schwöre ich bey dem lebendi„gen Gott, daß die Gnade, die von des Oliviers Busen erfüllt „wird, auch in den meinigen übergegangen ist, und daß ich, „während einer jeden Stunde dieser Nacht, jederzeit erneuerte „Beweise davon von ihm empfangen habe. — „O mein Va„ter! sagte sie zu dem König Hugon, meine Unwissenheit er„laubt mir noch nicht zu entscheiden, ob der Gott der Christen „seine neue Magd nicht mit einem Wunder hat beehren wollen; „alles, was ich euch sage, ist die reine Wahrheit, und euch „kommt zu den Ausspruch zu thun.

In diesem Augenblick erfüllte die göttliche Gnade das Herz des guten Königs Hugon: „Ja es ist ein Wunder, rief „er aus, erwarte nie etwas ähnliches von dem bloßen Men„schen meine Tochter! — O Karl! O Turpin! ich ergebe „mich;

„mich; ich erlasse euch die Erfüllung alles übrigen, und bitte „euch auf das inbrünstigste, das Werk der Erleuchtung „in mir zu vollenden, und mich in die Zahl der Kinder des „Gottes, dem ihr dient, aufzunehmen. Der Mufti, es „sey nun aus Politik, oder daß er auch vielleicht in der That „gerührt war, that die nämliche Bitte. Turpin sahe mit Freudenthränen in den Augen Olivier an, dessen Augen von Liebe und Glorie funkelten. „Nie mußt du, mein Freund, „sagte er zu ihm, die Erkenntlichkeit vergessen, die du dem „allerhöchsten Wesen schuldig bist, da er di zum Werkzeuge „der Bekehrung der Ungläubigen gemacht hat, aber die Mittel, „deren du dich dazu bedient hast, kannst du immer vergessen, „denn man muß die göttliche Gnade nie mißbrauchen".

Hugon und der Mufti eilten sogleich um dem ganzen Volke dieses glänzende Wunder bekannt zu machen, und die Mesopotamier, die von Natur sanftmüthige, ehrliche Leute waren, und ihren Familien auf das zärtlichste anhiengen, baten den Erzbischof Turpin auf das flehentlichste, ihnen das heilsame Wasser der Taufe zu gewähren, auch verdienten sie in der That an der Gnade Theil zu nehmen, womit der Himmel den Olivier so überschwenglich begabt hatte.

Zur Stund beschwur Hugon mit Karln den genauesten Bund zu halten, und beyde kehrten nach Jerusalem zurück, wo Karl von seinen Händen die kostbarsten Reliquien erhielt, und beyde Könige mit einander verabredeten, daß Hugon mit Jakobinen nach Paris kommen sollte, um ihre Hochzeit mit Olivier daselbst zu vollziehen. Karl reiste nun nebst seinen zwölf Pairs nach Frankreich zurück, und der älteste Sohn des Königs Hugon begleitete ihn auf dieser Reise.

Man kann nicht genau bestimmen, welches die glückliche Stunde jener langen Nacht war, in der Jakobinens Sohn,

der neun Monate nachher von ihr gebohren wurde, sein Dasein erhielt: dieser Sohn wurde Gallian genannt, und fühlte innerlich seinen beynahe himmlischen Ursprung. Von seiner ersten Kindheit an beschäftigte er sich mit dem Dienst des Allerhöchsten, mit der Verherrlichung des christlichen Glaubens, und mit der Hülfe seines Nächsten. Schon frühzeitig ward er ein Muster der Christen, so wie ihn nachher seine Tapferkeit und große Thaten zur Blume der Ritterschaft machten. —

F.

VII.

Kriegserklärung durch einen Waffenherold.

Der Gebrauch, den Krieg durch einen Waffenherold erklären zu lassen, war noch zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts Sitte. Johann Marot hat uns in seiner Voyage de Venise, eine Art von episch-heroisch-allegorischem Gedichte, eine genaue Beschreibung von der Art und Weise, wie man diese Ceremonie ausübte, und wie man darauf zu antworten pflegte, hinterlassen, die wir unsern Lesern hier mittheilen wollen.

Nachdem Ludwig der Zwölfte in Italien angekommen war, schickte er seinen obersten Waffenherold, in seiner Heroldskleidung und mit seinen Patenten versehen, nach Venedig,

nedig, wo er auch glücklich anlangte, nachdem er noch unterwegens die Stadt Cremona aufgefordert hatte, sich seinem Herrn, dem König von Frankreich zu ergeben, welches dieser Ort ihm zwar diesmal abschlug, aber es bald darauf zu thun genöthiget ward. Bey seiner Ankunft in Venedig ward er in den Pallast von St. Markus geführt, woselbst er an den Doge und den versammleten Senat folgende Rede hielte.

„Der allerchristlichste König, mein unüberwindlicher „und unumschränkter Herr, schickt mich zu euch, erlauchter „Doge, und an euch ehrwürdige Patrizier, die ihr den „Staat von Venedig vorstellt, um euch zu sagen und vorzu„halten die großen Beleidigungen, das vielfältige Unrecht, „und die falschen Streiche, womit ihr zu verschiedenenmalen „und auf mancherley Weise, der Freundschaft und dem Bünd„niß, welche ihr mit Sr. königlichen Majestät ehmals geschlos„sen und beschworen, zuwider gehandelt habt; als da sind, „Beystand, Schutz und Hülfe, die ihr seinen Feinden sowohl „zu Wasser als zu Lande verliehen. Desgleichen habt ihr ihn „aus allen Kräften verfolgt und zu schaden gesucht, indem ihr „geglaubt habt, daß er sich in Italien einen großen Anhang „machen wollte. Auch soll ich euch eure Langsamkeit und Herrsch„gierde vorrükken, die ihr gegen ihn blikken lassen, indem ihr, „wie bereits oben gesagt, euren beschwornen Versprechungen „zuwider gehandelt habt, so wie solches deutlich aus eurem letz„ten Verfahren erhellet; ohne einmal des Stillstandes zu er„wehnen, den ihr mit dem allerdurchlauchtigsten Kaiser des rö„mischen Reichs dermaligen Feinde des allerchristlichsten Königs „meines Herrn geschlossen habt. Aus allem diesen hat nun

„mein

„mein König und Herr leicht einsehen können, daß ihr Wil-
„lens seyd, ihm einen neuen Krieg über den Hals zu ziehen,
„und ihn dadurch Schaden zuzufügen, indem ihr eure gewöhn-
„liche Ränke anwendet, um dasjenige auszuführen, was ihr,
„weil ihr euch für ihn fürchtet, nicht öffentlich zu thun, euch
„getrauet. Besonders da ihr gesehen, daß er den Ermahnun-
„gen, Ansuchen und Zureden des Pabstes, unsers heiligen Va-
„ters gehorsamet, der mit besagtem allerdurchlauchtigsten Kai-
„ser und dem allerchristlichsten König, meinem allerhöchsten
„Herrn, brüderliche Freundschaft, Allianz und einen ewigen
„Bund gemacht und geschlossen hat, dem nicht allein der König
„von Spanien, sondern auch noch viele andre christliche Für-
„sten beygetreten, und in dessen Traktaten mit inbegriffen sind.
„Diese Traktaten sind von allen beschworen, und derjenige in den
„Bann gethan worden, der solchen zuwider handeln würde; so daß
„jeder dieses Bündniß für heilig ansieht, weil es zum Nutzen
„und zur Ausbreitung der christlichen Lehre und Glaubens ge-
„schlossen ist. Daher läßt auch besagter allerchristlichster Kö-
„nig, mein unüberwindlicher Herr, euch gegenwärtig durch
„mich erklären, daß er aller und jeder Freundschaft und Bünd-
„niß mit euch entsage, und solches aufgebe, indem er sich für
„euren Todfeind erklärt, weil ihr bundbrüchige an den Frieden
„geworden, und unrechtmäßige Besitzer der Güter seyd, die
„doch unsrer heiligen Mutter der Kirche gehören, deren wah-
„rer, rechtmäßiger und ältester Sohn er ist, dem es vornehm-
„lich zukommt darauf Obacht zu haben, als einem genauen
„Nachahmer und Befolger der löblichen Thaten und Handlun-
„gen seiner alten Vorfahren der allerchristlichsten Könige von
„Frankreich, und dem es daher auch obliegt, euch zu zwin-

„gen,

„gen, das geraubte Gut wieder herzugeben. Mein König läßt „euch demnach hiemit Krieg auf Leben und Tod ankündigen, so„wohl zu Wasser als zu Lande, mit Feuer und Schwerd, al„ler Orten, wo Widerstand geschehen wird, und zwar so lan„ge, bis ihr dasjenige, so ihr geraubt, wieder erstattet, so„wohl an ihn, als auch an den heiligen apostolischen Stuhl, „an den allerdurchlauchtigsten römischen Kaiser, an den Kö„nig von Spanien und allen übrigen Theilnehmern oberwähn„ten Bundes. Besagter allerchristlichster König, mein un„umschränkter Herr, nimmt nebst seinem gutem Rechte, Gott „zu seinem Beystand, indem er feyerlich gegen euch erklärt, „daß wenn Schaden oder Ungemach dadurch über die Christen„heit kommen möchte, solches lediglich eurem Fehler und eurer „Schuld zugeschrieben werden müßte.“

Die Antwort, die der Doge dem französischen Waffen„herold ertheilte, lautete folgendergestalt.

„Wir haben dasjenige, so ihr uns von Seiten eures Kö„nigs vorgetragen habt, vernommen, wodurch ihr uns be„schuldigt, als ob wir Bundbrüchig an unsrer Treue und Ver„sprechen geworden wären. Herold! Nie haben wir dasje„nige, so wir versprochen, selbst gegen den König von Frank„reich nicht, gebrochen, oder im geringsten zuwider gehandelt. „Ueberdem hätten wir nie geglaubt, daß ein so großer Prinz, „als euer allerchristlichster König ist, einem solchen Pabst, als „dieser ist, und (wie jedermann weiß) einem Priester (den wir „nicht nennen wollen) Gehör geben und Glauben beymessen „kann. Wir sind hierüber höchst verwundert, so wie auch, da

„wir

„wir vernehmen müssen, daß ihres Nutzens wegen, besagter „allerchristlichster König, sich als einen Feind eines so mächti„gen Staats, wie der unsrige ist, zeigen wolle. Wir erklä„ren euch demnach, daß wir mit Gotteshülfe hoffen, Se. Kö„nigliche Majestät, euer Herr werde von allen dem, was ihr „uns vorgetragen habt, wissen und erkennen, in wieferne sol„ches wahr sey, und den, der daran Schuld seyn mögte, be„strafen. Desgleichen hoffen wir auch durch Gottes Hülfe „mit Sr. allerchristlichsten Majestät wieder ausgesöhnt zu wer„den. Widrigenfalls aber sind wir entschlossen uns zu vertheigen, und bitten euch Herold, hievon eurem Herrn und König „Bericht abzustatten, und nun reiset fort und begebt euch von „dannen“. —

Man wird die Antwort der Venetianer ohne Zweifel sehr bescheiden finden, sie wollten aber den König gerne schonen, und waren vornehmlich nur gegen den Pabst Julius II. aufgebracht, der den Kaiser Maximilian und König Ludwig XII. bewogen hatte, sich mit ihm gegen sie zu verbinden. Man kann über diese merkwürdige Epoche in der Geschichte Ludwig XII. die Histoire de la Ligue de Cambray, par l'Abbè du Bos, ein wohlgeschriebnes und interessantes Werk, weiter nachlesen.

V.

Digitized by Google

Litteratur und Völkerkunde.

XI.

May 1783.

I.

Auszüge aus dem ungedruckten Tagebuche eines Reisenden über Rom.

(Fortsetzung.)

So sehr auch die Jesuiten die Aufmerksamkeit der Welt erregt haben, und so viel auch über diesen so interessanten Gegenstand geschrieben worden ist; so wenig sind doch ihre Staatsintriguen, und ihre vormalige innere politische und oeconomische Verfassung bekannt, obgleich alles, was diese berühmte Societät betrift, das Gepräge des Ausserordentlichen hat. Hier in Rom hatten sie bis zu ihrer Aufhebung alles aufs höchste getrieben. Ihr Kollegium, eins der grösten Gebäude in der Welt, war mit so viel Menschen angefüllt, daß man eine Stadt damit hätte bevölkern können. Tausende von Armen erhielten allda täglich ihre Nahrung, die sie an den Thoren des Pallasts abholten. Ihre politischen Almosen aber erstrekten sich noch weiter. Armen Familien, die über den Pöbel erhaben waren, und deren Unterstützung den Jesuiten zweckmässig schien, wurde der Unterhalt täglich in Körben gebracht, und zwar in zubereiteten Speisen. Diese Armen waren in zwey Klassen getheilt, davon die eine drey Gerichte, die andere aber vier, nebst einem Desert, erhielt. Die erstere belief sich zur Zeit der Aufhebung auf vierhundert, die zweyte auf achtzig Körbe. Man nahm hiebey vornehmlich

Rükſicht auf Aerzte, Rechtsgelehrte, und überhaupt auf ſolche Perſonen, deren Stand die Bekanntſchaft mit vielen Leuten vorausſetzte. Hierdurch wurde ihr Anſehn ſo ſehr in Rom befeſtigt, daß man bey der Aufhebung einen allgemeinen Aufſtand befürchtete. Die Truppen waren alle unterm Gewehr, und ſämmtliche Sbirren in die verſchiedenen Quartiere vertheilt. Dieſe Maaßregeln verhinderten alle Ausſchweifungen, und hielten die zahlloſen Anhänger der Jeſuiten im Zaum.

Es war dieſem Orden beſonders ſchmerzhaft, daß er durch einen Pabſt abgeſchaft wurde, der ihnen, zwar nicht die dreyfache Krone, doch aber die Kardinalswürde zu verdanken hatte. Seit mehr als hundert Jahren hatte kein Italiäner den Purpur anders als mit ihrer Beiſtimmung erhalten. Denn obgleich die Jeſuiten die beſondere Staats-Maxime hatten, keinen aus ihrem Orden Kardinal werden zu laſſen, ſo geſchahe doch keine Promotion dieſer Art ohne ihre Mitwürkung. Diejenigen, die von ihnen zu dieſer Würde empfohlen wurden, waren ſicher ſie zu erlangen; bey den andern war es hinreichend, wenn ſich die Societät nicht widerſetzte. Ganganelli war ein armſeeliger Mönch, da er durch die Empfehlung der Jeſuiten Kardinal wurde. Kaum aber war er es geworden, da ſie aus einer unbegreiflichen Nachläßigkeit, und wider ihre ſonſt gewohnte Politik, ihn ganz hintenan ſetzten. Ganganelli, ohne alles Vermögen, nnd ohne Schutz, muſte ſich mit zwey tauſend Scudi, als der für die armen Kardinäle ausgeſetzten Penſion, begnügen, und damit den nöthigen Aufwand beſtreiten, der durchaus zu dieſer Würde gehört. Verſchiedene Kardinäle erhielten von den Jeſuiten geheime Penſionen von ſechs, acht, auch zwölftauſend Scudi. Nach ihren Aſpekten indeſſen war es nicht im geringſten wahrſcheinlich, daß der unbekannte und verlaſſene Ganganelli je Pabſt werden würde. Sie fanden ſich aber in ihrem Kalkul betrogen, und der Orden erreichte die von allen Freunden der Aufklärung ſo ſehnlich gewünſchte Endſchaft.

Das Betragen des Jesuiten Generals Ricci, als Gefangener in der Engelsburg, und die Betheurungen seiner Unschuld in seiner letzten Todesstunde, haben viel Aufmerksamkeit erregt; die Anhänger des Ordens glaubten große Beweise für dieselben daraus zu ziehen, und selbst Unbefangene wurden zweifelhaft. Hier ist die Auflösung dieses Problems: Es war nicht der General, sondern seine Assistenten, deren es vier gab, die in seinem Namen den Orden despotisch in allen Welttheilen regierten. Diese Patres, die aus den vier vornehmsten katholischen Nationen in Europa erwählt wurden (unter diesen war auch ein Deutscher) waren es allein, die diese erstaunliche Maschine in Bewegung erhielten. Hiezu wurden mit kluger Vorsicht die grösten Köpfe einer Societät ausgesucht, die größtentheils aus geschickten Männern bestand. Bey dem General hingegen war vorzügliche Fähigkeit eben nicht erforderlich, sondern nur solche Eigenschaften, die den Zeitumständen am angemessensten waren. Man glaubte in Ricci den Mann zu finden, der als Oberhaupt dieser großen Societät, bey der damaligen Lage der Sachen, am füglichsten figuriren könnte. Er war nur von beschränktem Verstande, allein er gehörte zu einer vornehmen Florentinischen Familie, hatte große Verbindungen, und war als ein Mann von ungeheuchelter Frömmigkeit und Gottesfurcht durchgehends bekannt. Nichts konnte indessen das widrige Schicksal des Ordens abwenden, der sich schon zu lange für ein aufgeklärtes Zeitalter aufrecht erhalten hatte. Alle Intriguen und Kabalen waren fruchtloß, bis auf die elende berüchtigte Farce, die Gasner in Elwangen spielen mußte. *)

*) So bekannt auch die Possen dieses Gauklers sind, nebst den Mitteln, die sich derselbe bey seinen Wunderkuren bediente, so ist es doch seine Veranlassung dazu weit weniger, obgleich dieses der wichtigste Theil der Gasnerschen Wundergeschichte ist. Eine Erläuterung, die alles ausser Zweifel setzt, giebt der zwischen dem Exjesuiten Pater Hell aus Wien und dem Doktor Mesmer 1775. gedruckte Briefwechsel. Anmerk. des Journal.

Ganganelli hatte sich durch die Aufhebung des Ordens zu viel Feinde gemacht, als daß er eine lange Regierung hoffen durfte. Zudem kamen noch viele andre Neuerungen, die den Andächtlern äußerst mißfielen. Man konnte es ihm auch nicht vergeben, daß er während seinem kurzen Pontifikat acht tausend Mönche von ihren Klostergelübden loßgesprochen hatte. Alles dieses verkündigte seinen baldigen Todt. So sehr man auch das Gerücht seiner Vergiftung ausserhalb Rom hat zweifelhaft machen wollen, so ist es doch eine unleugbare Wahrheit. Die Aeusserung des Giftes war nach dem Tode so heftig, daß sich die Glieder vom Leichnam während dem Leichenbegängniß absonderten. Wie bekannt, werden die Leichen in Italien unbedeckt zur Kirche gebracht. Da die Prozession über die Engelsbrücke gieng, lößte sich ein Bein von dem Leichnam ab, hieng zum Sarge hinaus, und wäre auf die Erde gefallen, wenn nicht jemand dasselbe hineingestoßen hätte. Dieses ist kein obskures Faktum, sondern ein Vorfall, der vor den Augen eines ganzen Volks geschah; der Körper war vorher geöfnet und alle Zweifel längst entschieden. Herr B., päbstlicher Leibchirurgus, legte bey dieser Operation mit Hand an, und hat gegen mich selbst die unglückliche Entdeckung bestätigt, wenn anders eine so notorische Sache noch einer Bestätigung bedurfte. Dennoch hat sich der Leibarzt Salicetti erdreistet, eine Krankheitsgeschichte dieses vortreflichen Pabsts herauszugeben, worin alles für natürlich erklärt, und Ursachen und Würkungen unverschämt erdichtet sind. Man nennt hier öffentlich die Mörder, von welchen besonders einer noch unter die ersten Personen des Staats gehört. Er spielt jetzo die Rolle eines Andächtlers.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß man hiezu das so berüchtigte Aqua Tofana genommen habe. Dieses ausserordentliche Gift ist glücklicherweise in Deutschland noch unbekannt. Nichts ist gefährlicher als dieses unselige Mittel, gegen welches keine Vorsicht sichern, noch irgend ein Gegengift angebracht werden kann. Die Zubereitung desselben geschieht in Neapel, und ist ein sehr wenigen bekanntes Arkanum. Es wird aus Opium

und

und Spanischenfliegen gemacht. Das sonderbare dabey ist, daß es so klar wie das reinste Wasser aussieht, und keinen Geschmack hat, daher man nicht dagegen auf seiner Hut seyn kann. Es greift die edelsten Theile im Körper an, verursacht keine Zuckungen noch besondere Schmerzen, sondern einen schmachtenden dahin sinkenden Zustand, der aller Kunst Trotz bietet, und einen sichern Tod zur Folge hat. Eine vornehme römische Dame, die jung und schön ist und viele Anbeter hat, machte im vorigen Jahre ein ähnliches Experiment, ihren alten Gemahl loß zu werden. Die Dosis war etwas stark eingerichtet, daher auch die Absonderung der Glieder nach dem Tode schleunig und heftig geschahe. Man wandte alle nur mögliche Mittel an, den Körper in einer menschlichen Form zu erhalten, um wenigstens die Ceremonie des Leichen-Begängnisses auszudauren. Das Gesicht war mit einer wächsernen Larve bedekt, und in diesem Zustande war der Leichnam den Augen des Volks blosgestellt. — — —

So wie sich die Jesuiterkirchen in ganz Europa auszeichneten, so war es auch hier. Die den Orden vormals zugehörige Jesuskirche ist eine der schönsten und prächtigsten in Italien. Die Thüren sind von einem sehr raren Holz, das aus Amerika zu diesem Endzwek hergeschaft wurde. Hier ist die Kapelle des heiligen Ignatius. Da dieselbe das Sanctum Sanctorum der Societät war, so wurde darin ein Altar errichtet, der ohnstreitig der prächtigste in der ganzen Welt ist. Die Haupttheile desselben sind vier Säulen, jede vier und zwanzig Fuß hoch. Sie sind von vergoldetem Bronze, und zwar aus einem Stück, gereift und mit Lapis Lazuli bedeckt. Man versichert, daß in allen Weltgegenden vierzig Jahre lang gesammlet worden, um diesen kostbaren Stein in so grosser Menge zusammen zu bringen. Die Stufen des Altars sind von Porphir, und in einer Nische steht eine eilf Fuß hohe Statue des Heiligen von gegossenem Silber.

In der Kirche des heiligen Ignaz, die von der vorigen verschieden ist, befindet sich am Hochaltar ein Gemählde von

dem Jesuiten Andreas Pozzi. Es stellt vor, wie Christus dem heiligen Ignaz erscheint. Hiezu gehört eine artige Anekdote. Da der Kaiser Joseph die Kirche besah, und ihm dies Gemählde von einem Jesuiten gezeigt wurde, (damals existirte der Orden noch) so sahe er seinen Führer starr an, und sagte: Aber Herr Pater, sollte denn Christus wirklich dem heiligen Ignaz erschienen seyn? Der Gesellschafter Jesu wurde beschämt und schwieg; der großmüthige Monarch war befriedigt, und wollte seine Verwirrung nicht weiter treiben. Die St. Andreaskirche war ehmals die Noviciatkirche der Jesuiten. Hier zeigt man das Denkmal des Stanislaus Kotzka, eines Pohlen, das sehr sonderbar ist. In dem nämlichen Zimmer, in welchem er starb, liegt seine Bildsäule auf einem Bette, wobey der Bildhauer Namens le Gros den besondern Einfall gehabt hat, die Jesuiterkleidung nach der Farbe nachzuahmen. Kopf und Hände sind von weissem, das übrige aber von schwarzem Marmor. Alle Künstler von Geschmak erklären sich wider diese Methode, die auch ohne Nachahmer geblieben ist. Dieser Kotzka starb zwey und zwanzig Jahr alt, und wurde kanonisirt Ich habe nicht erfahren, wodurch er bereits in einem so geringen Alter sich in den Geruch der Heiligkeit habe setzen können. — —

Die ausserordentliche Armuth die in Rom herscht, hat eine Menge Hospitäler nothwendig gemacht, die grösstentheils reichlich fondirt sind, da ihre Stiftungen durch christliche Mildthätigkeit in vorigen Zeiten bereits gemacht wurde. Unter diesen zeichnet sich besonders ein ungeheures Pilger-Hospital aus, das nirgends seines gleichen hat. Hier werden alle catholische Pilger drey Tage lang unterhalten; man wäscht ihnen die Füße den ersten Abend in Gegenwart eines Wundarztes, der sie verbinden muß, wenn sie sich auf ihrer Wanderschaft Schaden gethan haben. Im Jubeljahre kommen bisweilen an einem Tage 10,000 an. Die Tische sind mit Blumen bestreut, und mit allem nöthigen im Ueberfluß versehn; die Reinlichkeit ist dabey so groß, daß jeder Pilger eine reine weiße Serviette bey

den

den Mahlzeiten erhält, woselbst sie von angesehenen Leuten, ja oft von Personen vom ersten Range, bedient werden. Die Tafeln sowohl als die Wohnungen der Weiber sind von der Männer ihren abgesondert. Oft haben diese weiblichen Pilger sehr weltliche Absichten bei diesen Wanderungen; ich habe deren im Jahr 1775. gesehn; die so artig gekleidet und geputzt waren, als wenn sie zum Ball gehen wollten. Ist ihre Bildung dabey angenehm, so erreichen sie gewiß ihren Zwek. Gewöhnlich machen sie sehr kleine Tagereisen, und betteln allenthalben aus Demuth, daher sie denn auch deswegen nicht gering geschätzt werden. Ich habe unter andern nahe bey Viterbo im Kirchenstaat eine solche Donna auf der Landstraße angetroffen, die hinter einem Strauch ihre Toilette machte, um mit Anstand in der Stadt zu erscheinen. Einige Stunden nachher sahe ich sie zierlich gekleidet die Kaffeehäuser besuchen, und Almosen betteln; sie erhielt reichlich, allein beym Ausgang aus den Häusern wurde alles wieder an die häufig herumstehenden Armen vertheilt. Indessen hatte sie Aufsehen erregt, und durch ihre Figur gefallen; dieses war hinreichend, ihr die gewünschten Rendezvous zu verschaffen.

Damit es in diesem Hospital bey der leiblichen Pflege auch nicht an der geistlichen fehle, sind zwölf Priester bestellt, um mit den Pilgern Morgens und Abends zu beten, sie in ihren Pflichten zu unterweisen, und die Sakramente auszutheilen. Auch sprechen sie jedesmahl das Tischgebet. Die Gastfreyheit dieser Stiftung erstreckt sich sogar über die Reconvalescenten aller andern Hospitäler der Stadt, die hier drey Tage lang sehr wohl bewirthet werden. In dem dazu gehörigen Oratorio predigt man den Juden alle Sonnabend. Dieses unglükliche Volk ist gezwungen ihre Kinder dahin zu schicken, deren verzerte Gesichter bey diesen Kontrovers-Predigten ein sonderbares Schauspiel abgeben. Man kann sich den Widerwillen leicht vorstellen, womit sie dieselben anhören, und wie sehr sie gegen alle Beweise bewafnet sind, die hier eben nicht mit großer Beredsamkeit vorgetragen werden. Die jährliche Be-

soldung dieses Judenpredigers ist funfzig römische Skudi, die wohl nicht schlechter angewandt werden können.

Ueberhaupt leben die Juden in Rom, deren Anzahl sich auf 10 000 beläuft, in einer wahren Sklaverey; so elend und unreinlich auch die deutschen Judenstädte sind, so werden sie doch weit von der hiesigen, il Guetto genannt, übertroffen. Sie liegt an der Tiber, und ist einem wahren Kloak ähnlich, worin menschenartige Geschöpfe herum kriechen; sie hat Thore die alle Abend verschlossen werden, nach welcher Zeit niemand bis zum nächsten Morgen aus diesem Kerker kommen kann. Die Juden tragen hier, wie in vielen andern Städten Italiens, zum Abzeichen einen Lappen auf dem Hute, jedoch können sie sich von dieser verhaßten Auszeichnung für eine gewisse Summe loßkaufen, welches denn auch die Reichern nicht unterlassen. Da der christliche Handel hier unbedeutend ist, so kann man sich die geringe Wichtigkeit des jüdischen, der so vielen Einschränkungen unterworfen ist, leicht vorstellen; daher giebt es auch hier sehr wenig wohlhabende, und nicht einen einzigen reichen Juden. Einige Fürsten bedienen sich derselben, um mit ihren Reichthümern zu wuchern. Besonders wendet der Fürst Borgheſe dieses Mittel an, seine Schätze zu vermehren. Sein jüdischer Agent treibt einen grossen Wechselhandel in den vornehmsten Handelsstädten von Europa; er giebt den Namen dazu her, und der Fürst die Gelder.

Dieser Fürst Borgheſe, der in Rom der reichste ist, hat jährlich 150,000 römische Scudi *) Einkünfte, und führt einen prächtigen Hofstaat. Ich bediene mich des Worts Hofstaat, das im übrigen Europa nur bey regierenden Fürsten gebraucht wird, sowohl weil es hier das gewöhnliche ist, als auch weil dieser Ausdruk durch den äussern Glanz gerechtfertigt wird. Die ungeheuren prachtvollen Palläste; die überaus kostbaren Gemählde und Antiken-Sammlungen; die Anzahl der Bedienten, worunter auch ausdrüklich besoldete Hofkavallers sind, die nichts

*) Ein römischer Scudi ist etwas weniger als ein halber Dukaten.

nichts thun, als die honneurs machen, nebst den Privilegien der römischen Fürsten, die sich bis auf gewisse Bezirke rund um die Palläste erstrecken, alles dieses vereinigt zeigt den Stand der hiesigen Großen in einem sehr vortheilhaften Lichte. Der Fürst Borgheſe hält gewöhnlich hundert Pferde in der Stadt, und hatte 1780. drey und achtzig Stück Karossen und andere Fuhrwerke. Die Bilder-Gallerie in seinem Pallast ist königlich, und enthält über 1,700 Gemählde, und seine Antiken-Sammlung übertrift alle in Europa, selbst die Florentinische; nur das Klementinische Museum allein ausgenommen. Der Pallast selbst ist bewundrungswürdig. Man zählt in demselben zwey und siebenzig Thüren von Nußbaumholz, mit Einfassungen von Alabaster, und im Hofe stehen hundert Granitsäulen. Die Zimmer sind sehr prächtig meublirt, und Lapis Lazuli und Porphir darin verschwendet. Auch siehet man hier ein Grab von Porphir; ein Stück von so ausserordentlicher Größe, daß man es für das einzige seiner Art hält. Indessen ist es merkwürdig, daß weder bey dieser grossen Anzahl von Schildereyen, oder in einer andern Bilder-Gallerie, noch überhaupt in ganz Rom ein Gemählde vom Correggio zu finden ist. Bey meinem Aufenthalt in dieser Stadt kam ein Fremder mit einer Madonna dieses großen Mahlers nach Rom, und both sie für zweytausend Zechinen feil. Man bewunderte das Werk, allein niemand wollte es kaufen. Selbst der Ehrgeiz, der Besitzer eines in Rom einzigen Werks zu seyn, war ohne Würkung. Borgheſe antwortete, daß er genung Gemählde habe, und sie nicht vermehren wollte.

Es ist für die Künste zu bedauren, daß dieser Fürst so geschmackloß wie irgend einer von den großen in Rom ist, welches in der That viel sagen will; denn seine großen Reichthümer und sein Hang zur Pracht könnten außerordentliche Dinge bewürken. Man arbeitet jetzo sehr eifrig, dem Pallast in seiner Villa, die ganz nahe bey der Stadt liegt, eine andre Gestalt zu geben. Die seltensten Marmorarten werden hier in einem nie gesehenen Ueberfluß angebracht, allein mit modernen Zier-

rathen und Vergoldungen à la Françoise gepaart, woraus ein groteskes Ganze entstehen wird. Hiebey werden ungeheure Summen verschwendet. In diesem Pallast, dessen Aussenseite ganz mit antiken Bas reliefs bedeckt ist, befindet sich die herrliche Antiken-Sammlung, wovon sich so viel Stücke auszeichnen. Hier ist der Borghesische Fechter; der in den Gärten des Sullustius gefundene Hermaphrodit (einen andern, diesem sehr ähnlich, siehet man im Borghesischen Pallast in der Stadt) die Bildsäule Silens, der sterbende Seneka, oder vielmehr ein Sklave im Bade, Amor und Psyche von Bernini und andere ausserordentliche Werke der Kunst. Das vortrefliche Bas relief des sich in den Abgrund stürzenden Kurtius ziert jetzo den grossen Saal dieses Pallasts, nachdem es lange Zeit an der Aussenseite befestigt, und der Witterung blos gestellt gewesen war. Der Umfang dieser Villa ist sehr groß, und mit einer Mauer versehn, die den Pallast nebst andern davon abhangenden Gebäuden, Obst- Blumen- und Küchengärten, Lustwälder, Teiche u. s. w. umschliesset. Alles dieses zusammen genommen, heiß in Italien eine Villa. Die in Deutschland so sehr eingerissene Wuth, alle fremden Nationen eigenthümliche Benennungen zu verdeutschen, gleich viel, ob das deutsche Wort den Begrif halb, ganz, oder gar nicht ausdrückt, hat auch dieses Wort Villa betroffen, das man bald ein Landhaus, bald einen Weinberg oder auch ein Vorwerk nennt, ja einige seyn wollende Kunstrichter haben sich erkühnet, den grossen Lessing, der wohl wuste was eine Villa war, zu tadeln, daß er sich in der Emilia Galotti dieser Benennung bedient hat. — —

Diese Villa Borghese ist den ganzen Tag offen, und jedermann kann frey darin herumgehn. Die Schönheit des Orts, die Lage so nahe bey der Stadt, alles ladet dazu ein, und dennoch wird diese Freyheit gar nicht genutzt, ja selbst die fürstlichen Eigenthümer kommen selten dahin; sie begnügen sich, so wie der ganze römische Adel, vor dem Thor del Populo alle Abend spatzieren zu fahren. Dieses gehört zum hiesigen Ton, und

und ist vielleicht das abgeschmackteste Vergnügen auf Erden; denn der Weg geht beständig bis zum Ponte Mole, allwo man wieder umkehrt, zwischen zwey hohen Mauren, die alle Aussicht hemmen; wobey die Kutschfenster sorgfältig aufgezogen werden, um nicht für Staub zu ersticken. Hier gilt wohl recht die Regel de gustibus ꝛc. ꝛc. Indessen sorgt der Stolz für die Erhaltung der Villas. Seit einigen Jahren hat der Fürst Borgheſe in der seinigen im Oktober Monat dem römischen Pöbel Belustigungen gegeben, die in allerhand Arten von Schaukeln und Ringelrennen bestanden, wobey für die Zuschauer, die sich in Menge einfanden, ein Amphitheater errichtet war. Der Gedanke war politisch und vielleicht nothwendig, um das Murren des Volks etwas zu stillen, das ihn wegen seiner unterdrückenden Monopolien recht von Herzen haßt. Zur Geschichte dieser Villa gehört auch, daß sie noch im sechszehnten Jahrhundert das Eigenthum einer adlichen Familie war, die ein scheusliches Schauspiel darstellte. Die Tochter, ein ledi-ges Mädchen von blühenden Jahren und großer Schönheit, ermordete ihren Vater mit eignen Händen, und zwar nicht im Zorn, sondern mit Ueberlegung. Sie wurde hingerichtet, die Güter eingezogen, und von dem damals regierenden Pabst, aus dem Hause Borgheſe, seiner Familie geschenkt. Die Seltenheit des Falls, und die ausserordentliche Schönheit der Verbrecherin, veranlaßten verschiedene geschickte Mahler damaliger Zeit, sie abzubilden, daher man auch noch viele Portraits von dieser Person in Rom findet, die aber nichts als sanfte Züge darstellen, und einem Lavater viel Mühe machen würden, die Schwärze der Seele daraus zu entziffern.

Die Villa Albani hat zwar nicht so kostbare Kunstwerke als die Borgheſische, allein in allen übrigen übertrift sie nicht allein diese, sondern alle in ganz Italien. Die vortrefliche Anlage und die überaus geschmakvolle Vertheilung der Bildsäulen, Büsten, Ruinen, Grotten und Fontainen, nebst den im griechischen Stil mit königlicher Pracht aufgeführten Gebäuden, machen diese Villa zu einem wahren Feensitz. Nichts

fehlt

fehlt hier als eine bessere Anlage des Gartens, der, so wie in ganz Italien, sehr vernachlässigt wird. Die Gartenkunst liegt noch in diesem Lande in der Wiege; auch haben die Italiäner überhaupt keinen Geschmack daran, so sehr auch das warme Klima zu Gartenbelustigungen einladet. Man nehme die Statuen und Springbrunnen aus, so findet man von Turin bis Neapel auch nicht einen einzigen Garten den man als ein Werk der Kunst anführen könnte. Hätte die Villa Albani diesen Vorzug, so würde es ein vollkommenes, nie genung zu bewunderndes Ganze seyn.

Der Kardinal Alexander Albani, Protektor von Deutschland, legte diese Villa vor ungefähr 40 Jahren an. Die Verschönerung derselben wurde bey ihm Leidenschaft. Seine Reichthümer, sein ausserordentlicher Einfluß in Staatsgeschäfte, und sein vortreflicher Geschmack, alles wurde angewandt, diesen seinen Lieblingswunsch zu befriedigen. Unser großer Winkelmann, dessen Beschützer und Freund er war, wurde hiebey sein Rathgeber und Gehülfe; und so entstand diese herrliche Villa. Sie ist gleichsam mit Kunstwerken bedeckt, und dennoch stehet jedes Ding so sehr an seiner Stelle, daß hierin nichts zu wünschen übrig bleibt. Sogar eine Anzahl zerbrochener Antiken hat man genützt, die Ruinen eines Tempels täuschend vorzustellen. Man erzählt von diesem Kardinal, der vor einigen Wochen (1780.) hier in einem sehr hohen Alter gestorben ist, daß er in seinen letzten Lebensjahren, wo ihm das Gesicht ganz vergangen war, die Antiken von neuern steinernen Kunstwerken blos durchs Gefühl unterschied. Dieser würdige Prälat hatte schon 1721 den Purpur erhalten, und war daher volle sechzig Jahre Kardinal. In diesem langen Zeitraum war er ein solcher Adept in Konklavenkünsten geworden, daß er die letzten Päbste im eigentlichsten Verstande selbst gewählt hat. Auch wurde er von allen gefürchtet. Wenn ihm deutsche Künstler bey ihrer Ankunft zu Rom als dem sogenannten deutschen Protektor aufwarteten, so sagte er ihnen gewöhnlich, daß, wenn ihnen etwas vorfiele, sie sich an den Agenten ihres Hofes wen-

ben sollten, wäre dieser aber nicht im Stande, die Sache auszuführen, so würde er jederzeit dazu bereit seyn.

Der Kaiser wurde von der Schönheit dieser Villa so hingerissen, daß er sie bey seinem Aufenthalt in Rom nicht allein oft besuchte, sondern auch darin schlief. Dieses veranlaßte einen sonderbaren Vorfall, der aus einer lächerlichen italiänischen Sitte entstand. Die Höflichkeit erheischt in diesem Lande, daß, wenn man irgend eine Sache in Gegenwart des Eigenthümers sehr lobt, dieselbe sofort dem Lobenden zum Geschenk angeboten werde. Es ist mir dieses selbst oft wiederfahren. Vielleicht war diese närrische Höflichkeitsregel, die wenigstens nicht aus Paris gekommen ist, dem Kaiser unbekannt, da er dem Kardinal wegen seiner Villa so große Komplimente machte; denn Albani sahe sich dadurch gezwungen, diesen ihm so theuren Gegenstand unserm Joseph anzubieten. Der Monarch, einen Augenblick verlegen, nahm das Geschenk an, gab es aber sogleich wieder zurük, mit dem Beyfügen, daß es zu kostbar sey, um es auf irgend eine Art erwiedern zu können. Es war auch Albani, der, als der Kaiser im Konklave, dem Gebrauch gemäß, seinen Degen ablegen wollte, ihn daran verhinderte, mit den Worten: Es ist Ew. Majestät Degen, der die Kirche beschützt. Joseph versetzte: Es ist aber wieder die Gesetze des Orts; allein der Kardinal erwiederte; Ein römischer Kaiser ist keinen Gesetzen unterworfen. — —

Der Farnesische Pallast wird für den schönsten in Rom gehalten, und ist ein Werk des Michael Angelo, der ihn 1545. nach dem Model des Theaters des Marcellus erbauete. Die Steine dazu wurden aus dem damals noch unzertrümmerten Coliseo genommen. In diesem Pallast befindet sich die berühmte Gallerie, wo die Brüder Carrache alle Kunst ihres Pinsels erschöpft haben. Im Hofe desselben siehet man den so gepriesenen Farnesischen Herkules, ein Werk des Athenienſers Glyceon, eine vortrefliche Flora, und das Grab der Cecilia Metella, worin ihre Asche in dem großen Mausoleo

an der Via Appia aufbewahrt wurde. Hier befindet sich auch die ungeheure Gruppe, die unter dem Namen der Farneſiſchen Stier bekannt iſt. Dieſe Gruppe, ohnſtreitig die gröſte marmorne in der Welt, beſteht aus einem Stier, fünf Menſchen und einem Hund. Sie wurde in den Bädern des Caracalla gefunden, der ſie aus Rhodis hatte nach Rom bringen laſſen. Man hat eine bretterne Hütte über dieſelbe errichtet, wo die Figuren gar nicht mit Vortheil betrachtet werden können.

Dieſer ſchöne Pallaſt gehört jetzo dem Könige von Neapolis, dem er durch die farneſiſche Erbſchaft mit allen Seltenheiten zugefallen iſt. Wie ſehr iſt es zu bedauren, daß dieſe in unſern Tagen geſchehene Beſitznehmung nicht in die Regierungs-Epoke Joſephs gefallen iſt, da das kaiſerliche Haus Miterbe dieſer für die Künſte überaus wichtigen Verlaſſenſchaft war! Wir würden ſodann in Deutſchland eine Kunſtſammlung haben, die auſſer Italien nicht zu finden iſt. Es iſt unbegreiflich, mit welcher Gleichgültigkeit man dieſe Kunſtwerke angeſehen hat, und zwar zu einer Zeit, wo alles von Künſten wiederhallet. Ein Federzug wäre hinreichend geweſen, dieſe Schätze nach Deutſchland zu bringen; allein man war ſo groſsmüthig ſie dem Hofe von Neapel zu überlaſſen, wo leider für Kunſtwerke am allerwenigſten geſorgt wird. Dasjenige, was ſich noch im Farneſiſchen Pallaſt befindet, und nur weggebracht werden kann, wird während dem nächſten Konklave nach Neapel geſchaft werden. Dieſes iſt kein Geheimniß, denn der Ort iſt ſchon beſtimmt, wo der farneſiſche Herkules hingeſtellt werden ſoll. Gewöhnlich wartet man eine ſolche Vacanz ab, um der päbſtlichen Vorſtellungen überhoben zu ſeyn, die bey ſo einem Verluſt nicht geſpart werden. Der jetzige Groſsherzog von Toſkana bediente ſich auch einer ſolchen Gelegenheit, um die koſtbare Gruppe der Niobe nach Florenz bringen zu laſſen, da ſie lange Zeit eine Zierde von Rom und vom Pallaſt Medicis geweſen war. Die Farneſiſche Villa liegt auch in der Stadt, und nimmt den gröſten Theil des Palatiniſchen Berges ein; man ſiehet hier groſse Cypreſſen-

Alleen,

Alleen, auch viele Gewölbe und Arkaden von dem alten kaiserlichen Pallast. Da aber der König von Neapolis Besitzer davon ist, so geräth alles in Verfall, und bald wird diese Villa, die der berühmte Vignole erbaut hat, mit den alten römischen Ruinen nur einen gemeinschaftlichen Schuthaufen darstellen.

Ganz anders verhält es sich mit der Villa Medicis, die vom Großherzog von Toskana sorgfältig unterhalten wird, und für jedermann offen steht. Der dazu gehörige Garten ist der einzige besuchte Spatziergang in Rom, und dennoch wird er sehr wenig genutzt, man sieht hier nie römische Damen, die es für eine Schande halten, ihre Füße zum spatzieren zu brauchen. Die angesehenen Bürgerfamilien folgen diesem Beyspiel, und überlassen diesen Garten dem Pöbel und den Fremden. Hier waren die prächtigen Gärten des Lucullus. Die Lage desselben ist sehr reitzend, man übersieht hier ganz Rom, und obgleich die Natur in diesem Garten, wie in Italien, gewöhnlich vernachläßigt wird, so ist doch in Ansehung der Kunst nichts unterlassen worden. Eine große Anzahl antiker Bildsäulen, ein egyptischer Obelisk, Springbrunnen u. s. w. zieren diesen Lustort. Auch sind hier zwey ungeheure Badewannen von Granit, die man in den Bädern des Titus gefunden hat. Die größte Zierde dieses Gartens aber war die Gruppe der Niobe, die der Großherzog hat nach Florenz bringen lassen, wo sie einen grossen Saal embelliren wird, anstatt daß sie in der Villa ganz der Witterung blos gestellt war. Die Mediceische Venus war auch hier, wurde aber schon im Anfang des vorigen Jahrhunderts nach Florenz gebracht. Man gelangt zu dieser Villa vermittelst der prächtigen Treppe al monte di Trinitu, die aus hundert fünf und siebenzig Marmorstufen besteht, einen ausserordentlichen Umfang hat, und große Wirkung thut.

Die größte von allen Villas in und bey Rom ist die Villa Pamphili, die jetzt dem Hause Doria gehört. Sie liegt eine viertel deutsche Meile von der Stadt, und hat drey italiänische Meilen im Umfange. Sie ist reich an Statuen

und

und Gemählden, hat aber nichts auszeichnendes als ihre Größe. Ihre Lage ist auch vortreflich, allein sie wird von ihrem Besitzer dem Fürsten Doria höchst selten besucht. Dieser Fürst im Jünglingsalter und seine junge Gemahlin leben beständig in Rom, und finden ihr einziges Vergnügen an der Andächtlerey; sie wohnen gleichsam in den Kirchen und Hospitälern, wo sie gottselige Werke ausüben. Ein Beyspiel, das, in Ansehung ihres Alters und Standes, vielleicht einzig ist.

Kein Pallast in Europa kommt dem Vatikanischen an Größe gleich, ob er aber, wie man behauptet, 12,000 Zimmer, große und kleine, enthalte, daran zweifle ich sehr. Das Innere zeigt wenig Pracht; dieses aber wird hinreichend durch die Raphaelschen Zimmer und Gallerien, die Sixtinische Kapelle, die Bibliothek und das Klementinische Museum ersetzt. Wenn man hiezu die daranstoßende Peterskirche nimmt, so muß man gestehn, daß dieses der interessanteste Fleck für die Künste auf der ganzen Erde sey. Die Raphaelschen Zimmer sind leer, ohne alle Möbeln, aber beständig mit Bewundrer angefüllt. Die Sixtinische und Paulinische Kapelle sind beyde im Vatikan, und würden anderswo geräumige Kirchen vorstellen. In der ersten ist das berühmte Gemählde des jüngsten Gerichts von Michael Angelo. In dieser wird auch in der Charwoche das so bekannte und unnachahmliche Miserere gesungen, das wohl verdiente, durch einen deutschen musikalischen Kunstrichter umständlich beschrieben zu werden. Es ist merkwürdig, daß man diese sonderbare Musik nirgends, selbst in Rom nicht, hat nachahmen können, ja daß man noch nicht einmal weiß, woher die Sixtinische Kapelle dieses Verdienst so ausschließend erhalten hat. Man schreibt es der Bauart zu, allein diese hat nichts äusserlich auszeichnendes. Diese Kapelle ist daher ein wahrer Pendant zum Theater von Parma, das auch bis jetzt allen Baumeistern ein Räthsel geblieben ist. Die Entzifferung von beiden ist unsern Nachkommen vorbehalten, wenn sie mit den Gesetzen des Schalls bekannter, als wir, seyn werden.

Die

Die vatikanische Bibliothek ist in Betracht der Anzahl von Büchern nicht so beträchtlich, als man sich vorstellet. Sie besteht aus ungefähr 70,000 Bänden, die alle in niedrige Schränke verschlossen sind. Es ist aber gewiß, daß der innere Werth der Bücher, und die Seltenheit vieler Manuskripte diesen Mangel reichlich ersetzen. Diejenigen Römer, die diese Büchersammlung wohl kennen, gestehen, daß der wichtigste Theil derselben in den Büchern besteht, die aus Heidelberg hieher gekommen sind. Indessen werden diese litterarischen Schätze wenig genutzt. Die Bibliothek ist nur einige Stunden des Tages offen, und der Vatikan von dem Theil der Stadt, wo alle ordentliche Leute wohnen, so sehr entfernt, daß dadurch der gelehrte Eifer nicht wenig gehemmt wird. Um verbotene Bücher zu lesen, muß man schriftliche Erlaubniß haben, und diese wird durch eine Bitschrift bewürkt, worin vorgegeben wird, daß man sich geschickt machen wolle, sie zu widerlegen. Einer meiner Bekannten, ein Weltgeistlicher, erhielt auch diese Erlaubniß alle verbotenen Schriften zu lesen, wovon aber ausdrücklich drey Bücher ausgenommen waren: Montesquieu's Geist der Gesetze, die bürgerliche Geschichte des Königreichs Neapolis von Giannone, und Voltair's Mädgen von Orleans. Der kürzlich gestorbene Kardinal Alexander Albani war Bibliothekar dieser berühmten Büchersammlung; jetzt hat diese Stelle der Kardinal Zelada, ein die Wissenschaften eifrig liebender Mann, der selbst eine zahlreiche Bibliothek, und was in Rom höchst selten ist, auch eine Naturaliensammlung besitzt. Er hat sich durch eine großmüthige Handlung ausgezeichnet, die ihm als einem Italiäner Ehre macht. Es erschien während dem letzten Konklave ein Drama unter dem Titel: il Conclave, worin alle Kardinäle namentlich eine Rolle hatten. Ein so freyes Pasquil, wie dieses, war vielleicht nie in Rom erschienen; es wurde mehr verschlungen als gelesen, da es mit vielem Witz, und wie man behauptet, mit genauer Kenntniß der handelnden Personen abgefaßt war. Nicht allein die Karaktere, sondern auch die jedem eigenthümliche Art

sich auszudrücken, kurz, alles war sorgfältig beobachtet. Der Verfasser wurde bekannt, eingezogen, und ohngeachtet der ihn beschützenden Kardinäle, die edle Rollen in diesem Drama gespielt hatten, sollte er zum Tode verurtheilt werden, allein der Kardinal Zelada, dessen Rolle die abscheulichste gewesen war, schlug sich ins Mittel und rettete ihn. — —

Das Klementinische Museum, diese nie genung zu preisende Antiken-Sammlung, die alle andere existirende weit hinter sich läßt, dankt ihre Stiftung dem vortreflichen Ganganelli. Der jetzige Pabst folgt hierin seinen Fußstapfen, und sammlet mit großem Eifer. Da dieser bekannt ist, so strömen ihm gleichsam Geschenke von Antiken aus allen Städten und Klöstern seines Gebiets zu. Diese Vermehrung geschieht in einem solchen Grade, daß man sie bald nicht wird schicklich placiren können. Die Nothwendigkeit solche Kunstwerke gehörig aufzustellen, veranlaßte den Entwurf eines Antikentempels, den alle Kenner bewunderten. Unglücklicherweise aber kam er von einem Ausländer, der wenig Protektion hatte; er wurde also verworfen, und der schlechte Plan eines Italiäners dafür angenommen, nach welchem alles geschmackloß gebaut ist. Hier ist der Apollo, der Laokoon, die Bildsäule des Antinous und der Torso. Dieses lezte ist ein bloßer Rumpf einer Statue, und nicht viel besser als ein Blok; indessen wird er von den Kunstkennern wegen der genauen Nachahmung der Natur ausnehmend bewundert. Man erzählt, daß Winkelmann ihn ganze Stunden lang betrachtet habe, da er sich in seiner Begeisterung ein Ideal von dem fehlenden Kopf, Armen und Beinen schuf. So sehr auch der Laokoon angestaunt wird, so erklären sich doch die meisten Stimmen für den Apollo, der in der That ein Werk der Götter zu seyn scheint. Viele versichern, daß diese Bildsäule den Tempel zu Delphos geziert habe. Der größte Kunstkenner, den ich auf meinen langen Reisen gesehn, der alle Künste mit einem tiefen Blick und dem feinsten Geschmack durchforscht hatte, behauptete, daß von den existirenden Werken aller Künste, die Dichtkunst selbst mit eingeschlossen,

geschlossen, der Apollo das vollkommenste sey. Indessen beweisen einige, obgleich sehr unbedeutende Fehler, daß man selbst dieses so herrliche Kunstwerk nicht ganz vollkommen nennen können. Seit wenig Wochen ist dieses Museum auch mit den neun Musen bereichert worden. Diese Bildsäulen sind aus Tiroli hergebracht, sie haben Lebensgrösse, und einige davon sind ganz vortreflich. Um diese Sammlung in ihrem Glanze zu bewundern, muß man sie bey Fackeln besehn. Die Würkung dieses Scheins ist ausserordentlich, und man wird durch das Abstechende von Licht und Schatten Schönheiten gewahr, die das schärfste Künstlerauge bey Tage vergebens suchen würde. — —

Ein auffallender Beweis, wie sehr die Künste in Rom ausarten, ist der neue Bau der Sakristey nach dem elendesten Plan, den je ein Baumeister im achtzehnten Jahrhundert zu einem grossen Gebäude entworfen hat. Dieser Steinklumpen ist eine wahre Satyre auf die Baukunst, und da er an die Peterskirche gleichsam stößt, so wird der ausserordentliche Kontrast desto auffallender. Alles ist darin im kleinsten geschmacklosesten Styl; Zu diesem kommt noch das Verdienst, daß ein Theil der grossen Kirche dadurch maskirt wird. Dieses unwürdige Gebäude kostet schon 400,000 Scudi, und obgleich jedermann, selbst der Pabst, damit sehr unzufrieden ist, so wird doch alles nach dem alten Entwurf ausgeführt. Dieses ist das Resultat der Protektions-Systeme, die, wenn gleich im bürgerlichen Leben, doch bey den Künsten nicht statt finden sollten, sobald es darauf ankömmt, Denkmähler zu errichten. Der vornehmste Endzweck dieses Gebäudes ist, ein Absteige-Quartier für die Domherrn von St. Peter zu bereiten, die mit der übrigen feinen Welt in einer grossen Entfernung von dieser Kirche wohnen, und an gewissen Festen zwey mahl des Tages sich daselbst einfinden müssen. — —

Der Pallast Monte Cavallo ist eigentlich jetzt die Residenz der Päbste, obgleich Pius VI. mit dem vatikanischen

wechselt. Der Zugang zu diesem Pallast hat viel Grosses. Hier stehen auch die berühmten Kolossalischen Gruppen von Bronze, die dem Phidias und Praxiteles zugeschrieben werden, und den Antiquaren aller Zeiten so viel Disputirstof gegeben haben. Konstantin der Grosse ließ sie aus Egypten holen, um seine Bäder damit zu zieren. Der Pallast von St. Markus gehörte auch den Päbsten, die ihn aber der Republik Venedig überließen, daher denn beständig der venetianische Gesandte darin wohnt. Der Pabst Paul II., ein Venetianer, ließ ihn 1474 erbauen. In ganz Rom ist kein so gothisches Gebäude als dieser Pallast, dessen Grösse aber ausserordentlich ist.

Hier wurde den 17ten April dieses Jahres (1780) eine Fete gegeben, die vielleicht nie ihres gleichen in Europa gehabt hat. Die Veranlassung zu derselben war eine Intrigue, die als Beytrag zur Geschichte der Hofränke verdient angemerkt zu werden. Bey Gelegenheit der Anwesenheit des Erzherzogs Ferdinand mit seiner Gemahlin in Rom, berathschlagten sich die hiesigen Großbothschafter der auswärtigen Mächte um die Maaßregeln, diesen hohen Gästen Vergnügen zu verschaffen, Es sind jetzt nur vier Ambassadeurs hier, der Französische, der Spanische, der Venetianische und der Maltheſische. Das Resultat der Berathschlagungen war, daß die beyden ersten eine grosse Mahlzeit geben, da die kurze Zeit des Aufenthalts keine andere Anstalten verstatteten, die andern aber die Rückkunst des Erzherzogs aus Neapel erwarten wollten, weil alsdenn sein Aufenthalt in Rom einige Monate dauren würde. Der Maltheſische Bothschafter aber, ein Franzose, fand für gut, insgeheim auch ein Diner zu veranstalten, und dadurch dem Venetianischen den Rang abzulaufen. Die Einladung wurde angenommen, und der folgende Tag darauf zur Abreise bestimmt. Jedermann, der Höfe und die Würkungen der Rangsucht kennt, wird sich den Zorn und die Wuth des Venetianers leicht vorstellen können. Die Durchlauchtigste Republik Venedig, die ihre Unterthanen gerne zur ersten Macht auf Erden machen möchte, so hintenan zu setzen, war freylich ein

grosser

grosser Frevel. Der erste Schritt, den der beleidigte Minister that, war, es durch Bitten dahin zu bringen, daß die Abreise einige Tage verschoben würde, damit er auch mit seiner Mahlzeit aufwarten könnte. Es geschah, man speißte bey ihm, und reiste ab. In wieferne der durch diesen Vorfall sehr erzürnte Senat von Venedig sich am Maltheser-Orden rächen wird, muß die Zeit lehren. Genung der Bothschafter erhielt Befehl, bey der zweyten Anwesenheit der Durchlauchtigsten Gäste in Rom, keine Kosten zu sparen, um der Republik Ehre zu machen. Es wurde daher im Pallast St. Markus eine Masquerade gegeben, wozu alle Einwohner der Stadt Rom durch angeschlagene Zettel eingeladen wurden. Niemand wurde abgewiesen, als solcher Pöbel, deren Anzug nicht zulaßbar war. Um sechs Uhr wurden die Thüren geöfnet, und eine Welt von Larven ergoß sich in den Pallast. Dieses währete bis um zehn Uhr, da denn niemand mehr eingelassen wurde, so daß viele Standespersonen, ja selbst Leute vom ersten Range, die da glaubten zeitig genung zu kommen, abgewiesen wurden. Dieser Befehl war äußerst nöthig, da die ungeheure Menge der Anwesenden bereits alle Säle, Zimmer, Gallerien und Gänge anfüllten, und zwar so, daß man sich kaum regen konnte, und es Stunden lang unmöglich war, aus einem Zimmer ins andre, ja oft von der Stelle zu kommen. Die Anzahl der Masquen war über 12,000. Die Hitze war erstickend, und die häufig vorhandenen Erfrischungen nur mit Lebensgefahr zu erhalten. Die Schenktische waren vom römischen Pöbel besetzt, der diese Gelegenheit zu schmausen im vollen Maaße nutzen wollte, und daher diesen vortheilhaften Posten behauptete. So war ein Fest beschaffen, das, anstatt Vergnügen zu gewähren, die größten Unbequemlichkeiten erzeute, und sich bloß durch das Ausserordentliche und Neue auszeichnete. — —

Ausser den vorerwähnten haben die Palläste Barberini, Colonna und Jiustiniani einen vorzüglichen Rang. Der erste ist nach dem Vatikan der größte in Rom, und soll 4000 Zimmer enthalten. Er ist auf dem Platz erbaut, wo ehemals

der berühmte Cirkus der Flora stand. So beträchtlich auch die Menge und Kostbarkeit der Kunstwerke in demselben ist, so fehlen doch viele ausserordentliche Stücke, die diesen Pallast zierten. Keine fürstliche Familie in Rom hat so viel vortrefliche Schildereyen und Antiken veräußert, als die Barberini. Das mehreste davon befindet sich in England. Ein zu grosser Aufwand hatte dieses Haus sehr zurück gesetzt. Bis zum Ueberfluß mit Kunst-Kostbarkeiten versehen, fehlte es dieser Familie an dem noch nöthigern Golde, daher ein grosser Theil der Kunstwerke gegen Guineen vertauscht wurde. Der Reiz des englischen Goldes drohete Rom mit mehrern Ausleerungen dieser Art, und beunruhigte die Regierung. Es erschien deshalb ein Verbot, wodurch die Verkaufung aller alten Kunstwerke ohne ausdrückliche Erlaubniß untersagt wurde. Seitdem ist die Verfügung getroffen, daß, wenn ein Eigenthümer etwas von dieser Art veräußern will, die Regierung dasselbe an sich kauft, und sodann dem klementinischen Museo einverleibt. In diesem Pallast Barberini ist auch eine zahlreiche und kostbare Bibliothek, die für jedermann zum Gebrauch offen steht. Der Pallast Colonna wird vom Konnetable von Neapolis bewohnt, und enthält den prächtigsten Saal in Italien. Diese Familie ist nicht allein die älteste in Rom und Neapel, sondern überhaupt eine der ältesten in Europa, daher sich auch königliche Häuser nicht schämen, sich mit demselben zu verbinden. Der jetzige Konnetable ist ein sehr junger Mann, und steht im Begrif, sich mit einer Sardinischen Prinzeßin zu vermählen. Seine Einkünfte sind 90,000 Scudi. Ihm fällt das Geschäfte zu, alle Jahr am Peterstage dem Pabst im Namen des Königs von Neapolis einen weißen Zelter und einen Beutel mit Geld als Lehnspflicht zu überreichen. Dieses geschiehet mit Pomp und vielen Ceremonien. Der Zelter ist beständig der nehmliche, so lange er brauchbar ist; denn dieses Thier, das die Ehre hat, selbst in die Peterskirche geführt zu werden, wird mit Mühe zu seiner Rolle abgerichtet, denn es muß so gut, wie die Menschen, vor dem Pabst die Knie beugen.

Im

Im Pallast Jiustiniani, der auf den Ruinen der Bäder des Nero und Alexander Severus erbaut ist, siehet man die größte Privatsammlung von Antiken, die vielleicht in der Welt ist. Man zählt über 1900 derselben, die größtentheils unter den Trümmern der vorbesagten Bäder gefunden worden. Die Anzahl der Gemählde beläuft sich auf 700. Fast alle Thüren in den Zimmern dieses Pallasts sind mit Verd antique eingefaßt. Im Pallast Spada steht eine marmorne Bildsäule des Pompejus, bey welcher Cäsar ermordet ward, so wie man in der Antiken-Sammlung auf dem Kapitol eine Löwin von Marmor sieht, die zur Zeit dieser grossen Begebenheit vom Blitz berührt wurde. — —

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

II.

Zur Naturgeschichte des Menschen.

Das Studium des Menschen ist der Gegenstand der Physik. Während der Zeit, daß der Metaphysiker und der Moralist die Eigenschaften der Seele, die Kräfte des Verstandes und den Gebrauch untersuchen, den der moralische Mensch von seiner Vernunft machen soll oder kann, beschäftigt sich der Naturforscher bloß mit dem physischen Menschen. Die Kenntniß desselben wird durch drey Wissenschaften erlangt, davon die eine die Anthropologie genennt wird. Diese ist an und für sich sehr simpel, und beruht bloß auf täglichen Bemerkungen, die leicht zu machen sind. Sie lehrt uns die Verschiedenheiten der Menschengattung kennen, und die Veränderungen, die der menschliche Körper sowohl in dem Laufe seines Alters erfährt, als unter den verschiedenen Himmelsstrichen leidet, worin er lebt. Indessen sucht die Anthropologie nicht zu entdecken, was im Innern unsers Körpers verborgen ist, auch nicht die Mittel zu ergründen, die von der Natur zu seiner

Bildung, Wachsthum und Erhaltung angewandt werden; sie begnügt sich die Würkungen zu kennen, ohne die Ursachen derselben errathen zu wollen, noch die Geheimnisse der thierischen Oekonomie zu entschleyern. Diese Geheimnisse sind der Gegengenstand von zwey andern mehr ausgedehnten Wissenschaften, nehmlich der Anatomie und Physiologie. Durch die erste gelangen wir zu einer vollkommenen Kenntniß aller sichtbaren Theile der menschlichen Körpers, vermittelst der Zergliederung. Allein die Physiologie, deren Namen soviel als Reden über die Natur bedeutet, geht viel weiter; sie sucht die Geheimnisse des thierischen Körperbaues zu ergründen, und die verborgensten Triebfedern unserer Organisation kennen zu lernen, mit einem Worte, zu erfahren, auf welche Art alle die Phenomene geschehen, die der bloße Anthropologist sich begnügt zu beobachten und zu bewundern, und von welchen der Zergliederer nur in so weit die Ursachen kennt, als er die organisirten Theile, die den bewunderungswürdigen Bau des menschlichen Körpers formiren, mit den Händen berühren, und mit den Augen betrachten kann.

Obgleich die Alten die Namen dieser drey Wissenschaften wohl gekannt haben, weil sie von ihnen herkommen, so haben sie dieselben doch beständig in ihren Werken vermischt. Die Naturforscher und Aerzte des ganzen mitlern Zeitalters und der neuern Zeit haben den nehmlichen Fehler begangen, und es ist noch nicht gar zu lange, daß dieser so nöthige Unterschied festgesetzt worden ist. Ausser dieser Vermischung der Ideen, und dem Mangel an Ordnung und Methode, findet man bey den ersten Naturforschern viel grobe Irthümer, die das Resultat falscher oder zu leichtsinniger Beobachtungen sind. Die mehresten neuern bis zum siebenzehnten Jahrhundert haben die Meynungen der Alten entweder blindlings angenommen, und sind folglich in die nehmlichen Irthümer gefallen, oder wenn sie auch neue Entdeckungen gemacht haben, so hat man sie doch lange nicht so weit ausgedehnt, wie in den beyden letzten Jahrhunderten.

Plato,

Plato, Aristoteles und Plinius sind als bloße Anthropologisten anzusehn. Obgleich Plato einer der größten Weltweisen des Alterthums war, und eine äußerst lebhafte Einbildungskraft besaß, so war er doch nur ein mittelmäßiger Naturforscher, und weder Zergliederer noch Arzt. Er schuf sich ein sinnreiches System über die Bildung von Fleisch und Knochen, das aber gar nicht mit dem regelmäßigen Gange der Natur übereinstimmte. Er nimmt an, daß die Knochen anfangen sich durch das Mark zu formiren; daß diese Substanz erst mit einer dünnen Haut bedeckt wird, die sich hernach verdickt und verhärtet, bis endlich ein Knochen daraus entsteht. Die Seele hat seiner Meynung nach ihren Sitz im Gehirn. Er glaubte, daß die edelsten und sanftesten Leidenschaften aus dem Herzen entsprängen. Diese irrige und lächerliche Meynungen sind längst außer der Mode: indessen sind uns davon noch die allgemeinen Ausdrücke übrig geblieben, die in allen Sprachen gebraucht werden. Dieser Mensch hat ein edles Herz, ein andrer hat ein gutes, zärtliches und empfindsames Herz; dieser hat einen vortreflichen, jener einen leichten und schlechten Kopf. Diese Redensarten erinnern uns beständig der Vorurtheile, die unter dem Schutz der platonischen Philosophie in der Welt verbreitet waren.

Aristoteles, anfangs Schüler, nachher Rival des göttlichen Plato, war nicht ein besserer Physiker als sein Lehrer, weil fast alles in der Physik der Erfahrung und den Beobachtungen unterworfen ist. Wir haben von ihm noch einen Traktat über den Gebrauch der Theile des menschlichen Körpers. Aristoteles gesteht, daß er diese Materie nur höchst unvollkommen, und bloß durch die Analogie mit den Körpern der Thiere behandeln könnte, da er nur Thiere hätte zergliedern können; denn er würde geglaubt haben ein grosses Verbrechen zu begehn, wenn er ein gleiches mit den menschlichen Kadavern hätte thun sollen. Daher glaubte Aristoteles auch, daß die Nerven sowohl als die Pulsadern aus dem Herzen entsprängen, und daß die andern Adern ihre Quelle in der Galle hätten; imgleichen

daß das Gehirn eine so kalte als weiche Substanz sey, die eine sehr geringe Rolle in der Haupteinrichtung des Körpers spiele. Indessen hatte er vom Herzen eine eben so hohe Meynung als Plato, und hielte es für die Urquelle aller unsrer Bewegungen und Empfindungen.

Plinius kann noch weniger unter die Anatomiker gezählt werden; er ist ein blosser Geschichtschreiber des Menschen, in dessen Werken man zwar sonderbare Anekdoten und Bemerkungen, allein wenig gründliche Untersuchungen antrift. Hier sind einige dieser Bemerkungen, die aber aus Mangel der nöthigen Genauigkeit mit Prüfung gelesen werden müssen.

Plinius spricht mit Bewundrung und Erstaunen von den Negern, deren man zu seiner Zeit noch sehr wenige in Rom gesehen hatte; er sagt, daß diejenigen, die noch keine gesehn, Mühe haben zu begreifen, daß es Menschen von dieser Farbe geben könne, indessen sucht er nicht zu ergründen, was wohl die Ursache davon seyn kann. Er wundert sich auch über die Verschiedenheit der Physionomien und Neigungen, bekümmert sich aber gar nicht um die Ursache derselben; er scheint gegen die Scyten aufgebracht, die Menschenfresser sind, und ihren Göttern Menschenopfer bringen, indessen gesteht er, daß alle Völker, ehe sie policirt werden, diesen barbarischen Gebrauch befolgen; er spricht von gewissen Völkerschaften monstruöser Menschen, von denen einige nur ein Auge, andre nur ein Bein haben, auf welchem sie mit so viel Geschicklichkeit fortrutschen, daß sie geschwinder laufen als irgend ein zwey oder vierfüßiges Thier, noch andre haben die Füsse hinter den Beinen gekehrt. Das sonderbarste dieser Wunder aber ist die Nachricht von einem existirenden Volke, das keinen Mund hat, sondern seine Nahrung durch die Nase erhält, und zwar durch blosses Riechen der Blumen, Früchte und Kräuter. Plinius sowohl als andere ältere Schriftsteller glaubten fest an die Pygmeen und ihre Gefechte mit den Kranichen, gegen die sie viel Mühe hatten sich zu vertheidigen. Nach ihm waren die Wohnungen

dieser

dieser Lilliputaner aus derselben Materie zubereitet wie die Vogelnester, nehmlich aus Erde, kleinen Zweigen, Federn und mit Koth vermischten Eyerschalen; die Wohnplätze dieser Geschöpfe waren hohle Bäume, und große Baumzweige; ihre Lebensdauer erstreckte sich nicht über zehn Jahre; die Fruchtbarkeit ihrer Weiber fieng im vierten Jahre an und hörte mit dem achten auf. Wenn die Pygmeen nur so kurze Zeit lebten, so gab es hingegen nach dem Plinius in Afrika, mitten im Berge Atlas, Volker, die gemeinhin 130 bis 150 Jahr alt wurden, und weder Krankheiten noch andere körperliche Beschwerden kannten, weil sie sich vom Vipernfleisch nährten, das von vielen noch heut zu Tage für das gesundeste aller Nahrungsmittel gehalten wird. In Indien aber befand sich ein Volk, das ein noch länger Leben hatte; gewöhnlich war es von 200 Jahren, wobey dieses sonderbare statt fand, daß ihre Haare und Bart in der Jugend weiß waren, im Alter hingegen allmählig schwarz wurden.

Nach den Pygmeen giebt Plinius von den Riesen Nachricht; wobey er aber bemerkt, daß diejenigen die zu seiner Zeit in Rom dafür angesehen wurden, sehr kleine Menschen in Vergleich mit den vormaligen waren, weil das römische Volk unter der Regierung Augusts Haufen weise zulief um 2 Riesen zu sehen, deren Länge 10 Fuß betrug, und daß ein gleiches unter dem Kaiser Klaudius geschah für einen der 9½ Fuß lang war, da doch das Squelet des Orion, das durch ein Erdbeben in der Insel Creta zu Cäsars Zeiten entdeckt wurde, nach unserm Maaß ungefähr 70 Fuß rheinländisch betragen hatte. Uebrigens glaubt Plinius, daß es natürlicher sey, sich mit einem Zwerg als mit einem Riesen zu unterhalten. Die römischen Damen seiner Zeit waren von dem nehmlichen Geschmack, und hielten viel auf Zwerge. Julia, Tochter des Kaiser Augusts, hatte in ihrem Dienst zwey Sklaven von dieser Größe, und zwar von beyden Geschlechtern. Der Zwerg hieß Colopas und die Zwergin Andromeda. Julia verursachte daß sie in einander verliebt wurden, konnte aber nicht

dahin

dahin gelangen, ihre Race vermehrt zu sehn. Zu eben dieser Zeit waren zwey römische Ritter in Rom, die in Ansehung der Kleinheit mit den Sklaven der Kaiserstochter um den Rang stritten. Der eine führte den sehr unschicklichen Namen Maximus, und der andre Markus Tullius. Keiner von beiden war 4 Fuß hoch. Man weiß nicht viel von ihrem Leben, allein bey ihrem Tode waren ihre Leichenbegängnisse merkwürdig, weil man, anstatt sie zu verbrennen, und die Asche in Urnen aufzubewahren, ihre Körper einbalsamirte und mit allerhand Specereyen in Vasen beysetzte, die nicht grösser als die gewöhnlichen Urnen waren.

Plinius glaubte, daß weder die zu kleinen noch die zu grossen Menschen lange Zeit lebten, so wenig wie diejenigen, die für ihr Alter eine ungewöhnliche Grösse erlangen. Zum Beyspiel führt er ein Kind an, das zu Rom lebte, und in einem Alter von 3 Jahren 6 Fuß groß war, eine sehr starke Stimme und alle Kennzeichen der Mannbarkeit an sich hatte, allein im vierten Jahre starb. Bey dieser Gelegenheit behauptet Plinius, daß, wenn der Mensch drey Jahr alt ist, er bereits die Hälfte von seiner Länge erreicht hat, zu welcher er gelangen soll. Unter vielen Proben, daß Plinius ein schlechter Anatomiker war, gehört auch seine Behauptung, daß es Menschen gäbe, deren Knochen voll und ohne Mark wären; er sagt daß diese niemals schwitzen, noch je Durst haben; daß sie zu der Gattung Menschen gehörten, die man apathische nennt, weil sie von nichts gerührt werden, und nie ihre Gesichtszüge verändern, in welcher Lage sie sich auch befänden, er sagt, daß Sokrates und Diogenes in diesem Falle wären, wo nicht von Natur, wenigstens durch Philosophie. Eine andere Seltenheit, die er in der Leibesbeschaffenheit gewisser Personen bemerkt, ist diejenige, sich nie weder die Nase zu schneuzen, noch auszuspeyen. Ein römischer Dichter, Namens Drusius, hatte diesen Vortheil, sowohl als Antonia, Gemahlin des Drusus.

Plinius führt eine Menge Beyspiele von Leuten an, deren Sinn einen bewundrungswürdigen Grad der Vollkommenheit

menheit hatten; andere, deren körperliche Stärke erstaunlich war; auch führt er eine große Anzahl von Menschen an, die sehr lange gelebt haben; unter andern eine römische Schauspielerin, die vor dem Kaiser August dieselbe Rolle spielte, mit welcher sie 80 Jahr vorher debütirt hatte; wobey aber zu bemerken ist, daß die Schauspieler damals beständig in Masken spielten. Als der Kaiser Claudius den Römern die Sekularspiele gab, ließ man dabey einen Tänzer Namens Somnulus auftreten, der über 100 Jahr alt war. Bey der Zählung des Bolognesischen Volks unter eben diesem Kaiser fand man einen Mann 150 Jahr alt. Diese Zählung geschahe zu Rom alle 5 Jahre, wobey Plinius den sonderbaren Fall anführt, daß einstens in diesem Zeitraum kein einziger Senator starb, obgleich deren damals an 200 waren.

Wenn man fortfährt die Bemerkungen des Plinius über den Menschen durchzugehen, so wird man allenthalben gewahr, daß er sich zwar als einen neugierigen Anthropologisten, aber beständig als einen unwissenden Anatomiker, und oft auch als einen schlechten Arzt zeigt. Er glaubte, daß es ehmals weit gemeiner gewesen sey Drillinge zu gebähren, als zu seiner Zeit, wobey er zum Beyspiel die drey Horazier und die drey Curiazier anführt, die im nehmlichen Jahre, und fast zu gleicher Zeit in Rom und in Alba gebohren wurden, und lange genug lebten, um gegen einander für den Ruhm ihres Vaterlandes zu kämpfen. Wenn übrigens solche Geburten in Italien zu Plinius Zeiten selten geschahen, so waren sie doch gemein in Egypten, wo die Weiber bisweilen 6 auch 7 lebende Kinder zur Welt brachten. Plinius glaubte an die Hermaphroditen, und an die abgeschmacktesten Fabeln, die man über diesen Gegenstand verbreitet hatte. Er dachte wie Aristoteles, daß, ob die Weiber gleich gemeiniglich nach Verlauf von 9 Monaten niederkommen, sie doch auch bis zum 12ten warten können. Zum Beyspiel, daß die nehmliche Frau bald früher bald später gebähren könne, führt er die Mutter der Kaiserin Cesonia, Gemahlin des Caligula, an. Diese römi-

sche

sche Dame war zu zwey verschiedenen mahlen am Ende ihres siebenden Monats ins Kindbette gekommen, hernach gebahr sie wieder im 11ten, und denn die Cesonia im 8ten Monat, worauf eine andere Tochter im 9ten den Beschluß machte. Er war der Meinung, daß, wenn die schwangern Weiber zu sehr gesalzene Speisen äßen, ihre Kinder ohne Nägel gebohren würden.

Die Römer gaben denjenigen einen besondern Namen, die mit den Füßen zuerst zur Welt kamen; daher entstand der Zuname Agrippa, der durch grosse Männer berühmt wurde: Diejenigen die Zähne mit zur Welt brachten, erhielten den Beinamen Dentatus.

Man sieht bisweilen Personen, die sich einander vollkommen ähnlich sahen, ohne Blutsverwandten zu seyn. Metellus, Lentulus und der große Pompejus hatten das Schicksal, daß zwey Komödianten ihnen ausserordentlich ähnlich waren, die während der Zeit, daß diese grossen Männer Eroberungen machten, das römische Volk durch Possenspiele unterhielten. Plinius erzählt, daß ein Sklavenhändler dem Markus Antonius zwey junge Leute von sehr schöner Bildung verkaufte, die sich vollkommen gleich sahen. Um seiner Waare einen höhern Werth zu geben, kündigte er sie als Zwillinge an; allein der Betrug wurde bald erkannt; denn da sie aus verschiedenen von einander sehr entfernten Ländern waren, so hatte auch jeder eine andere Sprache, und sie verstanden sich nicht. Anfangs war Antonius darüber aufgebracht, das Sonderbare des Falls aber söhnte ihn mit dem Betrug aus.

Plinius hat Recht, wenn er sagt, daß es Krankheiten giebt, denen man nie im Alter ausgesetzt ist, oder die wenigstens alsdenn nicht gefährlich sind, aber er betrügt sich, wenn er die Pest unter diese Krankheiten zählt. Er führt Beyspiele von sehr ausserordentlichen Fiebern an. Antipater von Sidon, Lehrer des Cato von Utika, brachte eine fieberhafte Disposition zur Welt, weil seine Mutter das Fieber hatte, da sie mit

ihm

ihm schwanger gieng. Das Fieber verlohr sich zwar, kam aber alle Jahr bey seiner Geburts-Epoke wieder.

Wenn Plato, Aristoteles und Plinius nur als bloße Anthropologisten anzusehn sind, so kann man zwey spätern Schriftstellern, die zur Zeit der gröbsten Barbarey lebten, keinen andern Titel geben. Dieses waren Albert, mit dem Beinamen der Große, und Bartholomeus von Glainville. Beide haben über den Menschen geschrieben. Albert insonderheit hat sich sehr über die Generation ausgebreitet. Er bemüht sich zu erklären, wie und warum die Planeten und Stellungen der Gestirne auf die Karaktere, Temperament und Neigungen der Menschen Einfluß haben, woraus er folgert, daß sie auch die menschlichen Schicksale bestimmen. Die Astrologie war damals in grossem Flor, und niemand zweifelte an den guten und bösen Einfluß der Sterne. Auch hielt Albert viel auf die Physionomik, und lehrt in seinem Werke die Regeln und Grundsätze dieser chimärischen Kunst, die noch vor wenig Jahren so viel deutsche Köpfe schwindeln machte. Es ist wahrscheinlich, daß wir diesem Albert den Widerwillen zu verdanken haben, den man jetzo gegen rothe Haare hat, und das pöbelhafte Vorurtheil wider die Gemüthsart und den Karakter der Rothhaarigen. Diese Haarfarbe war, wie bekannt, bey den Alten in größerer Achtung wie alle andere, demohngeachtet erklärt Albert ausdrücklich, daß alle Rothhaarigen Verläumder, boshaft, und grausam wären, dahingegen weiße oder braune Haare einen guten Menschen zu erkennen geben. Auch die Schielenden wurden von ihm sehr verschrien, die er Neider, Lügner, Zänker und Verräther nennt. Grosse Augen waren, seiner Meynung nach, Zeichen der Dummheit, u. s. w. Oft nimmt auch dieser Schriftsteller die Wirkung für die Ursache an, daß die Röthe im Gesicht eine Neigung zum Trunk, und der dicke Bauch eine Neigung zur Völlerey anzeige.

So waren die Bemerkungen über den Menschen dieses ehmals so berühmten Mannes. Glainville, der nach ihm kam

und

und auch viel Aufsehn machte, wiederholte bloß was Aristoteles, Plinius und Albert über diese Materie gesagt hatten, und fiel folglich in die nämlichen Irthümer, die diese Anthropologisten verbreitet hatten.

Der erste aller Anatomiker und Physiologen aber ist Hippokrates, der 460 Jahr vor Christi Geburt lebte. Durch die Kühnheit seines Genies machte er den Entwurf, dem Menschen den innern Bau und die Organisation aller Theile seines Körpers kenntbar zu machen, und gewissermaßen die Geheimnisse der Natur zu entschleyern; aber ohngeachtet dieser große Mann der erste war, der so wichtige Entdeckungen machte, so kam er doch nicht weit damit, in Vergleich unsrer heutigen Progressen in der Zergliederungskunst. Die Werke dieses Fürsten der Aerzte sind in allen Europäischen Sprachen übersetzt, und man findet noch jetzo seine Vorschriften in der Heilungskunst und seine anotomische Ideen vortreflich. Er war der erste, der ein Skelet darstellte, das die Bewundrung von ganz Griechenland erregte, daher es auch Hippokrates einem Tempel des Apollo weihete, wo es noch viele Jahrhunderte nach seinem Tode gezeigt wurde.

Erasistrates, auch ein Grieche, folgte ungefähr 100 Jahre hernach der Spur des Hippokrates. Man beschuldigt ihn, daß er sogar lebendige Menschen geöfnet habe, die ihm ein Tyran überließ, nachdem sie zum Tode verurtheilt waren, und man sagt, daß er durch dieses grausame Mittel große Entdeckungen gemacht habe. Verschiedene neuere Philosophen, unter andern Maupertuis, haben ähnliche Versuche mit Missethätern vorgeschlagen, um dadurch die Verbindungen der Seele mit dem Körper kennen zu lernen, die aber noch unbefolgt geblieben sind. Nach dem Erasistrat erschien Herophiles, ein karthaginensischer Arzt, der einen so großen Ruf erlangte, daß Galenus, der seine nicht mehr vorhandene Schriften kennte, ihn das größte Orakel in der Anatomie nennt. Asklepiades, ein griechischer Arzt, war auch ein berühmter Physiolog; er wohnte in Rom, wo er die seit

Jahr-

Jahrhunderten verachtete und ganz vernachläßigte Arzneykunst wieder in Ansehn brachte.

Celsus, den man den lateinischen Hippokrates nennte, lebte in Rom zur Zeit des Tibers, und schrieb schätzbare Werke, die noch vorhanden sind. Auch besitzen wir noch die Schriften des berühmten Galenus, der im zweyten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung lebte, und noch jetzo das Orakel der Aerzte ist. Es ist gewiß, daß dieser grosse Mann die physischen Kenntnisse, die uns Hippokrates hinterlassen, sehr erweitert hat. Er gelangte dahin, einigermaßen den Mechanismus unsrer Sinne und des Athemholens zu ergründen. Es ist aber falsch, daß er den Umlauf des Bluts gekannt habe; denn in diesem Fall würde er sich nicht begnügt haben, es bloß mit einigen dunkeln Worten anzuzeigen, die keiner von seinen Kommentatoren in siebenzehn Jahrhunderten verstanden hat. Man schrieb auch die Ehre dieser Entdeckung dem Nemesius, Bischof von Nemesis in Phönicien zu, der im vierten Jahrhundert lebte, in griechischer Sprache schrieb, und vortrefliche Bemerkungen über die Galle machte, allein den Kreislauf des Bluts eben so wenig wie alle alten Physiker kannte.

Im achten, neunten, zehnten und eilften Jahrhundert, ein Zeitraum, wo die tiefste Unwissenheit in Europa herschte, waren die Araber allein im Besitz der physischen Kenntnisse; sie machten verschiedene Entdeckungen in der Heilkunde, erfanden viele Arzneymittel, und waren auch die eigentlichen Erfinder der Chymie, die sie auf die Arzneywissenschaften anwandten; allein in der Anatomie und Physiologie machten sie keine Progressen, denn in Ansehung der Zergliederung waren die Muhamedaner so skrupulös als die Heiden und vormaligen Christen, obgleich ohne dieselbe die Physiologie nur im Finstern wandelt. T.

III.

Rigda und Regner Lodbrog, eine Nordische Geschichte.

Hier ist der in der Abhandlung über die Romane vom Grafen von Tressan versprochene altnordische Roman. Regner Lodbrog war ein Abkömmling von Skiold, dem Sohn des Odins, und ein Sohn Sigurd Rings und der Rigda, der Hauptheldin dieser Geschichte. Beyde lebten zu den Zeiten Karl Martels und Pepins.

Der furchtbare Sigurd, König von Schweden und Dännemark, hatte Norwegen mit Krieg überzogen, und dieser währte bereits zwey ganzer Jahre, ohne daß es ihm möglich geworden war, die tapfern Bewohner dieses Landes zu unterjochen. Eifersüchtig auf ihre Freyheit, vertheidigten sich die Norweger von Berg zu Berg; eine jede Felsenkluft wurde ihm streitig gemacht, und ward der Schauplatz irgend eines blutigen Gefechtes. Endlich aber gelang es doch Sigurd bis in den entlegensten Theil dieses wilden Landes vorzudringen. Ein einziger, wegen seiner steilen Höhe und der tiefen Abgründe, die ihn umringten, beynahe unersteiglicher Berg war der letzte Zufluchtsort des braven Rigdings, des Oberhaupts der Norweger, geworden. Dieser Fürst, den in seinen jungen Jahren seine Leibesstärke und sein Muth zu einen der fürchterlichsten Krieger gemacht hatten, war jetzt von der Last des Alters niedergedrückt und seiner Todesstunde nahe. Die einzige Sache, wovor er sich fürchtete, war, in die Hände seiner Feinde zu fallen; aber sein Sohn, der von seinen Händen die Streitaxt, den Dolch, und den weißen Schild erhalten hatte, schwur, daß er, so lange er noch einen Tropfen Bluts in seinen Adern übrig behielte, die

Freyheit

Freyheit seines Vaters vertheidigen würde. Er schickte daher dem Sigurd eine Ausforderung zu einem Zweykampfe zu „Du „kannst," sagt er in derselben, „diesen Felsen nicht anders als „nach tausend Mühseligkeiten erklimmen; willst du aber mit „mir kämpfen, so will ich allein herabsteigen, und das Glück „der Waffen mag alsdann entscheiden, ob du Herr dieser Fel„senburg werden, oder deinem Heer Befehle ertheilen sollst, „sich zurückzuziehen." Nie war ein nordischer Fürst bey einer solchen Gelegenheit unschlüßig. Sigurd nahm den Kampf an, und der junge Norweger eilte zu seinem Vater: „Du „wirst in Freyheit sterben:" sagte er zu ihm, „laß dich auf „jenen hervorragenden Felsen tragen, von da du unserm Kampf „zusehen kannst. Liege ich unter, nun so mag der tiefe Ab„grund, über den sich dieser Felsen erhebt, dein Zufluchtsort wider „die Sklaverey seyn." Der Greiß, von diesen Worten gerührt, umarmte seinen Sohn und gab ihm sein Schwerd: „Du scheinst mir „würdig es zu tragen," sagte er, „hilf mir, und ich will „dir folgen." — „O mein Bruder!" rief die Schwester „des jungen Norwegers ihm zu, „hältst du mich denn für un„würdig um mit dir zu sterben?" — Bey diesen Worten ergrif sie ihren Bogen und einen Wurfspieß; sie half ihrem Bruder, ihren Vater auf den Felsenzipfel hinaufführen, von dessen Mitte ein verborgener Fußsteig in die Ebene hinabgieng. Der junge Rigding stieg nun ungesäumt denselben hinunter bis auf einen geräumigen Hügel, zu dem man leicht zukommen konnte. Hier rief er den Sigurd, der sich auch sogleich einstellte.

Der Kampf begann von beyden Theilen mit gleicher Wuth, und obgleich die Waffen beyder Kämpfer in kurzer Zeit von ihrem Blut geröthet wurden, so blieb doch das Schicksal desselben während einer ganzen Stunde unentschieden. Endlich erhielt Sigurd einigen Vortheil über seinen Gegner, dessen Helm von einander gehauen, und sein Haupt dadurch zur Hälfte entblößt wurde. Sigurd, von der Jugend und Schönheit seines Feindes gerührt, und von Natur großmüthig, wich zwey Schritte zurück und senkte die Spitze seines Schwerds. „Nä-

„here dich nur und hau zu!“ rief Rigding, „glaubst du, daß „ich die Augen niederschlage, indem ich den Todesstreich em„pfange?“ — Mit diesen Worten und mit aufgehabnem Schwerd „drang er nochmals in Sigurd ein, der aber den Hieb abpa„rirte und ihm zurief: „Halt ein; ich biete dir nicht dein Leben „an, du scheinst mir zu edelmüthig um ein solches Anerbieten „anzunehmen; aber meine Freundschaft ist es, die ich dir an„biete. — Auf welche Bedingung? frug Rigding — Kannst du wohl zweifeln,“ antwortete Sigurd, „daß ich an „eine andre denken sollte, als dich in Freyheit zu lassen, und mir „in dir einen Waffenbruder, den ich schon längst gesucht und „in dir gefunden habe, zu erwerben?“ In eben diesem Augenblick erschien Rigdings junge Schwester auf der Anhöhe; mit gespanntem Bogen war sie bereit, einen tödtenden Pfeil auf Sigurts Brust abzudrücken. Da sie aber gewahr ward, daß die beyden Kämpfer sich umarmten, so hielt sie inne. Sigurd, der in ihr ein himmlisches Wesen zu erblicken glaubte, stieß für Erstaunen und Bewunderung einen lauten Schrey aus, und eilte auf sie zu, um sein Schwerd ihr zu Füssen zu legen. Indessen hatte sich der alte Rigding dem Rande des Felsens genähert, um sich von demselben hinabzustürzen, sobald er von dem Tode seines Sohnes vergewissert wäre; er hob seine Hände gen Himmel, und erwartete was diese Begebenheit für ein Ende nehmen würde. Die schöne Rigda erröthete indem sie die Huldigung empfing, die Sigurd ihren Reizen erwieß: „Weil du „der Bruder meines Bruders wirst,“ sagte sie zu ihm, „so „komme auch mit ihm, um das Alter eines Helden zu trösten, „dem wir das Leben zu verdanken haben.“ Mit diesen Worten gieng sie voraus, und alle drey stiegen die verborgene Treppe hinan, die sie zu dem alten Rigding führte, der sie mit ofnen Armen empfing. „Willst du mich wohl an Sohnesstatt auf„nehmen? frug Sigurd: Ja! antwortete der Alte, du scheinst „es würdig zu seyn; du hast nicht gewollt, daß meine Stirne „für Schimpf erröthete; dein Edelmuth vielmehr verursachte, „daß mein Herz für Freude hüpfte. — Was willst du? —

„Sprich!

„Sprich! — was kann ich für dich thun? — Mich noch „durch ein neues Band fester an dich knüpfen,„ erwiederte „Sigurd. „Deine Tochter ließ mich zum erstenmahl fühlen, „daß es noch eine weit süssere Glückseligkeit giebt, als Kriegs„ruhm gewähren kann. — Gieb mir ihre Hand, und erlaube, „daß ich dagegen meine Schwester mit deinem Sohn vereinigen „darf.„ — Der alte Rigding blieb nun nicht länger unschlüßig. „Ich gebe sie dir,„ sagte er, „die Götter haben „dir bis an die äußersten Grenzen Norwegens einen Weg ge„bahnt, den ich für ganz unzugänglich hielt. — Ich denke „ihrer Stimme zu gehorchen, indem ich dein Anerbieten an„nehme. Aber — was soll ich dir zur Morgengabe geben? — „Nichts als den Ring, den ich an deinem Finger sehe,„ ant„wortete Sigurd, „ihn trug beständig eine sieggewohnte Hand. „Diese Morgengabe ist kostbar und ehrenvoll genug, um sie mei„ner Nachkommenschaft dadurch werth zu machen, daß ich sie „durch eine Feyerlichkeit heilige.“ — Bey diesen Worten erklärte er, daß er das Wort Ring mit seinem Namen vereinigen wollte, und dieses ist die Ursache, warum dieser Fürst in der nordlichen Geschichte durchgehends den Namen Sigurd Ring führt. Sigurd war von Person sehr liebenswürdig, und der Ruhm seiner Thaten glänzend genug, um den Stolz eines nordischen Mädgens zu befriedigen. Rigda widersetzte sich also nicht dem Willen ihres Vaters, und Sigurd, der ihre Hand empfing, ward dadurch der glücklichste aller Gatten.

Kaum aber hatte er angefangen sein Glück zu genießen, als er die verdrießliche Nachricht erhielt, daß einige sehr beschädigte dänische Schiffe gezwungen gewesen waren, wegen Sturm auf den norwegischen Küsten ihre Zuflucht zu nehmen. Sie waren nur mit genauer Noth aus einem blutigen Treffen entronnen. Eine weit grössere Anzahl brittischer Schiffe hatte ihre Flotte angegriffen, verschiedene dänische Schiffe geplündert, und ihre Besatzung an ihren Gliedern verstümmelt und als Sklaven weggeführt. Sigurd, der über eine solche grausame Behandlung seiner Unterthanen eben so sehr in Wuth gesetzt wurde, als

sie ihm nahe gieng, schwur Rache dafür zu nehmen, und Rigda, weit entfernt ihm diesen Entschluß auszureden, war vielmehr die erste, die seinen Zorn gegen die Britten anreizte und sich selbst anbot, ihm auf dieser Expedition zu folgen, die seine Ehre durchaus von ihm heischte. Sigurd aber konnte sich unmöglich entschließen, eine so geliebte Gemahlin den Gefahren der See und des Krieges bloß zu stellen, ausserdem hegte er auch die süßte Hofnung bald Vater zu werden; er nöthigte sie daher bey dem alten Rigding zurück zu bleiben, und übertrug ihrem Bruder während seiner Abwesenheit die Regierung seiner weitläuftigen Staaten.

Sigurd brachte bald eine furchtbare Flotte zusammen, mit der er unter Seegel gieng, eine brittische Flotte aufs Haupt schlug, in die Themse einlief, bis nach Northumberland vordrang, und in kurzer Zeit sich dieses Land unterwarf. Hierauf verheerte er ganz Großbrittanien mit Feuer und Schwerd, und flog von Sieg zu Sieg. Bloß die Gallier, eben so wilde und furchtbare Völker als die Bewohner Nordens, hemmten den Lauf seiner Siege. Eben damals erhielt er die Nachricht, daß Rigda ihm einen Sohn geboren hatte. Die innere Stimme seines Herzens sprach für die Rückkehr zu dieser angebeteten Gemahlin, aber Sigurd dachte zu groß, um seine Eroberungen unvollendet zu lassen. Zwey ganzer Jahre währte dieser Krieg gegen die Gallier, die von den Hiberniern und Orkadiern unabläßig neue Verstärkungen erhielten. Endlich verlor der brave Sigurd bey dem Angrif eines engen Passes in den Gebürgen durch einen Pfeilschuß sein Leben. Ehe er den Geist aufgab, schrieb er an seine Rigda, der er das Pfand ihrer beyderseitigen Liebe empfahl, und ihr zugleich seinen Ring übersandte. „Gieb ihn meinem Sohn,„ sagte er, „sobald er „sich seiner durch eine glänzende That würdig gemacht haben „wird. — Lebe wohl geliebte Rigda! Hella *) ist nur für „den Feigen gräßlich; wenn ich die Trennung von dir nicht be-

bedauerte.

*) Hella heißt in der celtischen Sprache der Tod.

„dauerte, so würde ich seiner Annäherung lächelnd entgegen „sehn.“ —

Der Todt des Sigurd Rings benahm seinem Herr fast allen Muth. Alle Versuche seiner Feldherrn waren fruchtloß; bey einem jeden Angrif, den die Dänen auf die Bergpässe thaten, wurden sie von den Galliern zurückgeschlagen, und endlich gar genöthigt sich nach Northumberland zurückzuziehen. Ein Schif mit schwarzen Segeln brachte Sigurds entseelten Körper nach Norwegen, und erfüllte dadurch das ganze Land mit Bestürzung und Jammer. Der alte Rigding hauchte auf dem blutigen Körper seines Schwiegersohns für Schmerz seine Seele aus. Rigda hingegen näherte sich mit ihrem Sohne auf den Armen, ohne eine Thräne zu vergießen, dem Körper ihres entseelten Gemahls. Sie küßte seine Stirne und seine Hand, von der sie den goldnen Ring herab zog. „Sigurd!“ rief sie aus, „es ist mir hart genug, daß ich nicht mit dir sterben „kann; aber ich muß dir gehorchen und dir einen Rächer er„ziehn.“ —

Die Leichenbegängnisse der beyden Fürsten wurden nach den alten nordischen Gebräuchen gefeyert. Zwey Särge von Granit schlossen ihre Körper in völliger Rüstung ein, und ihre Unterthanen errichteten auf ihren Gräbern Todtenhügel*) von Rasen und Felsen-Quadersteinen. Sigurds Wittwe und Prinz Rigding ließen nun unverzüglich den jungen Regner

*) Bekanntermaßen war es ein allgemeiner Gebrauch in den nordischen Ländern, Todtenhügel auf den Gräbern der Fürsten und Krieger zu errichten. Schweden, Dännemark, Deutschland, ja sogar einige Provinzen von Frankreich, sind noch heut zu Tage voll von diesen Grabmählern. „Ich habe — sagte der Graf von Tressan — „die Trümmer eines dieser Grä„ber gesehen, das man zu Saint Quentin eröfnete; man fand „in demselben die Gebeine und Gerippe eines Menschen und ei„nes Pferdes, desgleichen die Ueberbleibsel einer Streitart, ein „kurzes und breites Schwerd, einen Schild und einen grossen „goldnen Ring.“

Lodbrog als König von Norwegen ausrufen, und erstere begab sich sogleich mit ihrem Sohne und einem sehr kleinen Gefolge von Bedienten in ein einsames Schloß, um ihn in demselben zu erziehen, bis die Zeit da seyn würde, da sie ihn gleichfalls den Schweden und Dänen als ihren rechtmäßigen König vorstellen wollte. Während dieser Zeit übernahm Rigding die Regierung dieser beyden Königreiche. Aber eben damals stand diesen Ländern eine grosse Veränderung bevor.

Kaum hatten die Skandinavier den traurigen Verlust vernommen, den sie durch Sigurds Todt erlitten hatten, so versammlete sich alles unordentlich durch einander, was nur die Waffen zu tragen im Stande war. Die Schweden und Dänen vereinigten alle ihre Schiffe, die sie nur aufbringen konnten, und schifften sich auf denselben ein, in weit grösserer Anzahl als ehemals die Cimbern, die durch Marius aufgerieben wurden. Diese unzählbare Flotte hatte kaum das baltische Meer verlassen, als ein Nordwind, der bey nahe zwey ganzer Monate mit der äußersten Heftigkeit wehte, sie nicht allein verhinderte sich in England aus zuschiffen, sondern auch sogar nur auf den gallischen Küsten einzulaufen. Eben dieser Wind trieb sie bis zu den iberischen Küsten. Die Gothen, deren Lebensmittel schon auf die Neige giengen, landeten hier, eroberten in kurzer Zeit dieses schöne Land, und gründeten auf diese Weise das gothische Reich in Spanien. Die Jütländer und Fühnen hingegen wurden bis an die Meerenge verschlagen, die Europa von Afrika trennt, und endlich gar von dem Sturm genöthigt selbige zu durchschiffen. Bey diesen Umständen gaben sie alle Hofnung auf England zu unterjochen, so wie den Gedanken, ihr Vaterland jemals wieder zu sehen. Sie landeten in Ligurien, breiteten sich in Italien aus, und stifteten daselbst das Reich der Longobarden, mit dem ihre siegenden Waffen in kurzer Zeit das Exarchat von Ravenna vereinigten.

Zwey Abkömmlinge von Odins Söhnen, Baldeg und Segdeg, wovon der eine das westliche Sachsen regierte,

das

das man seitdem unter dem Namen Westphalen kennt, und der andere Beherscher des östlichen Sachsens war, das noch heut zu Tage so genannt wird, erfuhren die grosse Völkerwanderung der Schweden und Dänen, und entschlossen sich, diese beyde von Vertheidigern entblößte Reiche zu überfallen. Vergebens wagte Rigding, sich ihren vereinigten Kräften zu widersetzen. Die Anzahl seiner Norweger war zu geringe; sie wurden sämmtlich niedergehauen, und Rigding, mit Wunden durchbohrt und sterbend, überhäufte umsonst die beyden Fürsten mit Vorwürfen, daß sie so ungerecht wären, dem jungen Regner Lodbrog sein Erbtheil zu rauben. Die Nachricht von Rigdings Tode und dem Einfall der Sachsen war ein neuer Streich für die unglückliche Rigda. Die Norweger, durch den langwierigen Krieg gegen Sigurd Ring erschöpft, und ohne Anführer, wurden leicht durch ein abgeschicktes sächsisches Heer unterjocht, dessen Feldherr durchaus auf die Auslieferung des jungen Regner und seiner Mutter drang.

Die heldenmüthige Rigda würde ohnezweifel den Unglücksfällen, die sie bedrohten, durch einen schleunigen Todt zuvorgekommen seyn, wenn ihr Sohn sie nicht daran gehindert hätte. Sie betrachtete ihn als ein heiliges Unterpfand, das Sigurd ihrer Sorgfalt empfohlen hatte, und da die Hofnung nie eine muthige Seele verläßt, so rafte sie schleunig einige norwegische Familien zusammen, auf deren Treue sie sich verlassen konnte. „Ihr seht hier euren rechtmäßigen König,„ sagte sie, indem sie ihnen ihren Sohn zeigte, — „schwört, daß ihr für „ihn sterben und ihn unterstützen wollt, sobald er mit Ruhm „diesen Namen wird führen können.“ — Zu gleicher Zeit fügte sie seinem Namen Lodbrog den Titel Regner bey, den der Erbe der drey Königreiche tragen sollte, und ließ auf zwanzig Barken ihre vornehmsten Kostbarkeiten, Lebensmittel, Zelte und Geräthschaften zum Ackerbau laden. Sie schifte sich nun mit ihrer kleinen Kolonie ein, und gieng mit derselben nach Island unter Seegel.

Diese öfters von einem dicken Nebel umgebene Insel ist nach Großbrittannien das größte Eyland des mitternächtlichen Oceans. Vier verschiedne Ketten von Gebürgen durchschneiden das Land, und bilden vier Provinzen, die durch jähe Felsenabhänge und tiefe Abgründe von einander abgesondert werden. Die Mitte der Insel wird beynahe ganz allein durch einen Feuerspeyenden Berg angefüllt, den Hesiodus dem Aetna würde vorgezogen haben, um das Gefängnis des Enceladus in demselben anzulegen, wenn dieser Urheber der griechischen Mythologie ihn nur gekannt hätte. Da man an der Küste dieses Theils der Insel am leichtesten landen konnte, sie auch überdem am wenigsten bewohnt war, so schifte sich die kleine norwegische Kolonie auf derselben aus. Ein abgesondertes Volk, das nicht zahlreich ist, und nichts zu verlieren hat, fürchtet selten seines gleichen, und dieses Land hatte damals keine andre Einwohner als einige norwegische Familien, die zur Zeit des Wallfischfanges durch Sturm dahin verschlagen worden. Die Isländer pflegten denenjenigen, die sich bey ihnen niederlaßen wollten, jederzeit mit vieler Gastfreyheit zu begegnen; sie zeigten ihnen das Erdreich an so zum Ackerbau geschickt war, und lehrten sie, sich Winterwohnungen in den Felsen auszugraben, in denen sie bey den häufigen und schrecklichen Ausbrüchen des Hekla sicher seyn konnten.

In einer von diesen Grotten bemühten sich nun die Unglücksgefährten der Rigda eine geraumige Höhle auszugraben, worin diese Prinzeßin, ihr Sohn, und einige treue Bediente wohnen könnten. Hier war es denn auch, wo durch die Liebkosungen ihres Sohnes, ihre Leiden zuweilen versüßt wurden. Schon damals ließ der junge Lodbrog den standhaftesten Karakter von sich blicken; nie sahe man ihn eine Thräne vergießen, und kaum hatte er das sechste Jahr erreicht, als aus seinen Augen und Handlungen nichts als Unerschrockenheit hervorleuchtete. Oft glaubte Rigda in seinen schönen Zügen ihren Gemahl wieder aufleben zu sehen; sie bemühete sich unaufhörlich, seinen Körper an Beschwerlichkeiten zu gewöhnen, ließ ihn an aller Art

von

von Arbeit seine jugendliche Kräfte üben, und wenn der Erfolg ihren Erwartungen entsprach, so ließ sie ihn, als eine Belohnung, dafür den väterlichen Ring küssen.

In dieser Einsiedley reifte der junge Lodbrog endlich zum Jünglingsalter heran, und zeichnete sich vor andern Kindern, die mit ihm in gleichen Jahren waren, an Stärke, Muth und Verstand sehr aus. Eines Tages kam er von der Jagd zurück, und legte die blutige Haut eines weißen Bärs zu den Füßen seiner Mutter. Sein Blut floß aus verschiedenen Wunden, ohne daß es das Ansehen hatte, als ob er es gewahr ward. „O meine Mutter! — sagte er — du wirst mir heute den „Ring zu küßen geben; du wirst mich in deine Arme schließen. „Aber glaube nicht daß ich stolz darauf bin dieses Ungeheuer er„legt zu haben; giebt es wohl eins, das für deinen Sohn un„überwindlich wäre? — Ha! dieser Sieg ist mir schon zur „Hälfte belohnt, da ich dem kraftlosen Alter und der Schön„heit das Leben gerettet habe „ — Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, als ein betagter Isländer am Eingange der Höhle erschien; er stützte sich auf den Arm eines jungen Mädchens, die ein wenig jünger als Lodbrog zu seyn schien, und deren blendende Weiße, schwarze Haare und reizende Züge ihr vollkommen das Ansehn einer Göttin gaben. Die Kleider sowohl des Vaters als der Tochter waren zerrissen, und in ihren Händen trugen sie die Trümmer ihrer zerbrochnen Wurfspieße. „Gute Fremde!„ sagte der Greiß. „Dein braver Sohn hat „unser Leben gerettet, und wir kommen daher zu dir, um un„sern Dank abzustatten. Die Spur von seinem Blute hat uns „den Weg gezeigt; er ist verwundet, und wir haben zu seiner „Hülfe herbeyeilen wollen.„ — In dem nämlichen Augenblick wurde Lodbrog in den Armen seiner Mutter ganz bleich. Auch die Wangen des jungen Mädchens überzog Todtenbläße; und indem sie auf ihren Befreyer zueilte, verschob sich ihr Halstuch und ließ eine Brust sehen, die an Weiße den Schnee übertraf. Die Wunde, die ihm eine der scharfen Klauen des weißen Bärs gemacht hatte, war tief genug, sie bestrebte sich also sogleich,

ihm

ihm solche mit Moos, das sie aus ihrer Jagdtasche hervor zog, zuzustopfen, und das Blut aufzuhalten. Eine andre Wunde, die aber weniger tief war, schien mit geronnenem Blute angefüllt zu seyn; das junge Mädchen säumte keinen Augenblick, sondern sog mit ihren Rosenlippen dieses ungesunde Blut aus dem Busen ihres Befreyers. Welch ein rührendes Schauspiel für die zärtlichste der Mütter! — Wer aber vermag auszudrücken, was der junge Lodbrog in diesem Augenblick empfand? Der reizende Mund der Isländerin hauchte das lebhafteste Feuer in seinen Busen. Die Glut die in ihren Augen funkelte, und ihre Rosenwangen färbte, setzte seine ganze Seele in Aufruhr; hingerissen von Entzücken und ausser sich selbst, heftete er seine glühende Lippen auf die schönen Haare derjenigen, deren Haupt er an seinen Busen drückte. „Schöne Fremde, — „sagte der Greis zu Rigda, — betrachte diese Kinder. Odin „und die heiligen Jungfrauen bedecken sie in diesem Augen„blick mit ihren Flügeln, sie vereinigen ihr Schicksal. — Wir „würden unsre Götter beleidigen, wenn wir uns ihrem Willen „entgegen setzen wollten. Laß uns daher vielmehr bemüht seyn, „unsre Kinder des Schicksals würdig zu machen, das die Göt„ter ihnen vorbereiten.„ —

Der Geist der Religion, die Odin und Frigga sterbend ihren Nachfolgern einprägten, war nun einmal so beschaffen, daß Sigurd Rings Wittwe dem Greis nicht im geringsten widersprach, und ihm als einem begeisterten Menschen zuhörte. In eben diesem Augenblick riß sich die junge Isländerin, obgleich mit Mühe, aus Lodbrogs Armen, sie schlug ihre schönen Augen auf, und ihre und des Prinzen Blicke, der unaufhörlich seine Augen auf sie geheftet hatte, begegneten einander. Dies war der erste Augenblick einer ewigen Liebe. Empfindungen, die Beyden bisher unbekannt gewesen waren, schienen sie gleichsam in ganz neue Wesen zu verwandeln. Eine sehr ausdrucksvolle Stille herschte eine Zeitlang, bis sie endlich von Beyden zugleich unterbrochen wurde. Sie faßten sich bey den Händen: „ich „danke dir mein Leben und weihe es dir auf ewig!„ riefen beide zugleich.

zugleich. Der Greiß und Rigda hoben ihre Hände gen Himmel, und wagten es nicht die Liebenden zu unterbrechen. Endlich kamen alle vier wieder zu sich. „Rechtschafner Greiß,“ sagte Rigda, „entdecke mir wer du bist, und Schauder und „Mitleid ergreife dich, indem du vernimmst, daß du hier die „Wittwe und den Sohn des großen Sigurd Rings vor dir „stehen siehst“ — „O mächtiger Odin!“ rief der Greiß aus, „so muß ich denn in euch Beyden die Schwiegertochter und den „Enkel des grausamsten und unnatürlichsten aller Väter erblik„ken! — Bebe also vielmehr selbst, indem ich dir sage, daß ich „Hydeltand bin, der Sohn des Haralds und Bruder des „Sigurd Rings, über dessen Verlust ihr trauert. — O Kö„nigin, die ich nicht Schwester nennen mag! — Harald, „eben so wild als unbeständig in seiner Liebe, verehrte nie die „Gesetze der Natur, und kannte eben so wenig die angenehm„sten ihrer Empfindungen!“ —

„Der Grausame! Er führte noch den Namen Hydel„kand und befand sich in der Blüte der Jugend, als er an der „Spitze von hundert norwegischen Kriegern auf dieser Insel „landete. Tod und Verderben bezeichnete überall seinen Pfad, „und da unsre brave Isländer nicht Zeit genug hatten, um „sich versammlen zu können, so zerstörte er einen Wohnplatz „nach dem andern. Nur ein einziger wagte es ihm zu wider„stehen; Einer der berühmtesten Skalden dieser Insel hatte „seine Familie und die Anverwandten eines der tapfersten is„ländischen Krieger bey sich, den er mit seiner Tochter zu ver„binden eben im Begrif war. Die Wohnung des Skalden „war mit weißen Bärhäuten ausgeschlagen, und die Thüre der„selben mit Köpfen von Wallfischen und andern Meerungeheu„ren ausgeziert, die er als Siegeszeichen von den Händen sei„nes künftigen Eidams erhalten hatte. Schon stimmte der „Skalde den Lobgesang des Kriegsgottes und der Göttin der „Ehe an, schon hatte seine Tochter, die an Reizen der Gon„dula, der schönsten der Valkyrien, *) glich, die eine Hand „ihres

*) Valkyrien hießen die Nymphen, die Odin in seinem Walhalla den Auserwählten verheißen hatte.

„ihres Geliebten angefaßt, der mit der andern eine scharfschnei-
„dende Axt empor hielt, als mit einmal Schlacht- und Todes-
„geschrey von aussen ertönte. Hydeltand und sein Gefolge,
„mit dem Schwerd und Wurfspieß in ihren Fäusten, stürtzten
„hinein, und einer seiner Lieblinge eilte vor ihm her, um die
„Ehre zu genießen, die ersten Streiche austheilen zu können.
„Der junge Bräutigam, ohne die Hand seiner Braut fahren zu
„lassen, strekte durch einen einzigen Axtstreich diesen Verwege-
„nen zu seinen Füßen. Hydeltand, wüthend über den Ver-
„lust seines Freundes, rächte ihn auf der Stelle; er durchstieß
„das Herz des Isländers, der die Hand seiner Braut noch
„einmal drückte, sie ansah, lächelte, und tod zu ihren Füßen
„nieder sank. Aller Widerstand der übrigen isländischen Krie-
„ger, die die schrecklichsten Hiebe austheilten, war vergebens;
„sie wurden sämmtlich niedergehauen. Hella durchstrich jeden
„Winkel dieses Wohnplatzes, dessen Boden in kurzer Zeit von
„seinen Schlachtopfern bedeckt war. Umsonst hatte sich die
„Tochter des alten Skalden mit der Axt ihres erschlagnen Ge-
„liebten bewafnet, und versuchte ihren Vater zu vertheidigen.
„Hydeltand, der leicht von ihr getroffen wurde, versetzte ihrem
„Vater eine tiefe Wunde, warf sie nieder, entwafnete sie,
„und mehr von den Fackeln der Furien, als vom Feuer der
„Liebe entzündet, ward er gewahr, daß er das schönste der nor-
„dischen Mädchen in seinen Armen hielte ...

„O Laster! O mehr als thierische Wildheit, der künftige
„Jahrhunderte kaum werden Glauben beymessen können! O
„grausamer Harald Hydeltand! du, dessen Gedächtniß mir
„theuer seyn sollte, warum kann, warum darf ich mich deiner
„nicht anders als mit Abscheu erinnern? — Ja, unglückliche
„Königin, dies ist der gräßliche Augenblick dem ich mein Le-
„ben zu verdanken habe ... Mit Blut bespritzt, und sogar
„selbst über seine eigne gräßliche Missethat erschrocken, verließ
„Hydeltand verwirrt und mit wilden Blicken die Wohnung mei-
„nes unglücklichen Großvaters und eilte seinem Schiffe zu, um
„sich schleunig auf demselben einzuschiffen, während dem seine

„grau-

„grausame Norweger, mit Raub beladen, seinen Sieg besun„gen, und den Namen Hydeltand bis an den Himmel erho„ben. Meine unglückliche Mutter lag indessen ohnmächtig da, „und kam auch nicht eher wieder zu sich, als bis die Barbaren „schon ferne von unsern Ufern waren. In den ersten Augen„blicken ihres Bewustseyns wollte sie ihren Leiden durch den „Tod ein Ende machen, aber indem sie bereit war diesen Ent„schluß auszuführen, erblickte sie ihren in Blut schwimmenden „Vater, der seine Arme gegen sie ausstreckte, und mit sterben„der Stimme um Hülfe flehte. Eine so theure, so heilige „Pflicht machte, daß sie auf eine Zeitlang ihrer Wuth und ih„rem Schmerz Einhalt that. Sie kroch zu ihrem Vater, zer„riß ihre hochzeitliche Binde, suchte das Blut damit zu stillen, „und beeiferte sich, ihn wieder ins Leben zurück zu rufen. Hella „schwebte noch einige Augenblicke über Islands blutige Gefilde, „und verließ sie hierauf, um dem grausamen Hydeltand zu fol„gen, und mit ihm Tod und Verderben über andre Länder „auszubreiten.

„Der Skalde hatte beynahe all sein Blut verlohren, und „schwebte fast ganzer drey Monate zwischen Leben und Tod. „Seine Tochter konnte aus kindlicher Liebe sich nicht entschließen „ihm ihre Hülfe zu entziehen, aber ihre Verzweiflung vermehrte „sich, da sie die traurigen Folgen von Hydeltands Frevel ge„wahr ward. — So soll ich denn, rief sie aus, einem Kinde „das Leben geben, das sein Daseyn dem gräßlichsten der Ver„brechen zu verdanken hat? — Diese Worte, die ihr innrer „Schmerz in einer Nacht ihr auspreßte, wurden von ihrem un„glücklichen Vater gehört. Grausen ergrif ihn, da er sie ver„nahm, aber Odins Religion, von der er einer der würdigsten „Ausleger war, befahl ihm, seiner Tochter mit Nachdruck die „Unmenschlichkeit vorzustellen, die sie begehen würde, wenn sie „ein unglückliches Kind wegen eines Verbrechens bestrafte, „woran sie doch nicht den geringsten Theil genommen hatte. — „Dieses Kind, sagte er, ob es gleich ein Ungeheuer zeugte, hat „es darum weniger Ansprüche auf das Leben und auf deine

„Zärt-

„Zärtlichkeit? ... Möge doch Hydeltand, von Wallhalla und „Odins Gastmal verbannt, immerhin dereinst in die tiefste „Abgründe des Nordpols gestürzt werden, nur laß mir den „Trost, dieses Kind an dem Busen meiner unbefleckten Toch„ter ruhen zu sehen; schone dich, um es mit deiner Milch zu „tränken, und mir die Augen zuzudrücken.„ —

Der alte Isländer fuhr fort, Rigda von seiner Geburt Nachricht zu ertheilen; kurz nachher war der alte Skalde gestorben, dessen Lebensquellen durch das Blut, so er verlohren hatte, gänzlich erschöpft waren; „Meine Mutter,„ fuhr der Greis fort, „würde ihm ohne Zweifel, indem sie ihm die Augen „zudrückte, gefolgt seyn, wenn meine Liebkosungen sie nicht „für mein Schicksal erweicht hätten. Sie erzog mich als ein „von seinen Eltern verlassenes Kind, verbarg mir sorgfältig „meine Geburt, und führte mich, sobald ich zwölf Jahr alt war, „in die Versammlung der Skalden; sie bat diese Weisen, meine „Seele in den großen Wahrheiten, die Odin gelehrt hatte, „einzuweihen, und meinen Verstand durch Unterricht in der „Dichtkunst, worin dieser Gott des Nordens und seine Ge„mahlin so viele Vorzüge besessen hatten, zu verherrlichen. Ich „faßte ohne Mühe den hohen Begrif, den sie mir von einem „alles erschaffenden und alles regierenden Gott einflößten, und „die ersten Verse, die ich zu verfertigen wagte, waren Lobgesänge „der Liebe und der Erkenntlichkeit, die ich diesem Wesen aller „Wesen weihte. Indessen kostete es mir Mühe mich den Leh„ren der Skalden gänzlich zu unterwerfen; ein unwiderstehli„cher Trieb riß mich fort, als ich die Thaten des Skiolds, „Odins Sohn, Frotho des Friedfertigen, und Havars „des Starken besingen hörte. Diese brennende Ruhmsucht „ward noch dringender, da ich von norwegischen Fischern, die „durch Sturm auf unsre Küsten verschlagen waren, vernahm, „daß das ganze Norden sich zum Kriege rüstete, und der „große Harald Hydeltand alle Krieger aus seinen weitläufti„gen Staaten zusammen berief, um ihm nach Großbrittan„nien zu folgen, dessen gänzliche Eroberung er sich vorgenom-

men

„men hatte. Mein bey ihrer Erzählung klopfendes Herz er„laubte mir keinen Augenblick länger in Zweifel zu stehn. Ich „entfloh aus dem Hause der Skalden und lief zu meiner Mut„ter, die ich auf dem Grabe ihres Vaters weinend antraf.„ „Gieb mir Waffen, meine angebetete Mutter, rief ich aus, „indem ich mich in ihre Arme stürzte, — was willst du da„mit machen? fragte sie zitternd, — streiten, antwortete ich, „Odins Stimme folgen, die im Innersten meines Herzens „mir zuruft, daß ich gebohren sey, um unter den Fahnen mei„nes Königs mir Ruhm zu erwerben — Ha! sprich, wen er„kennst du denn wohl für deinen König? du, der auf dieser In„sel geboren ist, die noch nie sich unter das Joch eines Ober„herrn beugte! — Geliebte Mutter, sagte ich, ich halte den„jenigen für meinen Herrn, den alle Helden Nordens dafür „erkennen; den großen Harald, dessen siegreiche Waffen Frank„reich überwanden, und der bereits einen Theil von Groß„brittannien sich unterworfen hat. Wenn du mir nicht glau„ben willst, so laß es dir von den eben angekommenen norwe„gischen Fischern erzählen — Führe sie zu mir, sagte sie, aus „ihrem Bericht will ich sehen, ob ich dir eine Bitte gewähren „kann, die mir das Herz durchbort. — Ich eilte, den Schiffer „einer dieser Barken aufzusuchen, der für seinen Stand ein „ziemlich verständiger Mann war, und führte ihn zu meiner „Mutter. —

„Wer ist denn dieser Eroberer, frug sie, dessen Waffen „sich in so vielen fremden Ländern furchtbar gemacht haben? „Ist er es auch würdig, im Frieden so viele tugendhafte Völker „zu beherrschen, als er es vielleicht durch seinen Muth verdient, „sie zur Schlacht und zum Siege zu führen? ... Ich weiß es „nicht, antwortete der Schiffer, aber alles zittert unter seiner „Herrschaft. Als ein Enkel des Ivar Vidfame, von seiner „Mutter Seite, unterwarf er sich innerhalb zwölf Jahren alle „die weitläuftigen Staaten unsers letzten Königs. Seine Ver„mählung mit der Erbprinzeßin von Bothnien machte ihn „zum unumschränkten Herrn des großen Meerbusens. Aber

„ohngeachtet er der Besitzer der schönsten Prinzeßin der Erde war, „ohngeachtet sie ihm in dem ersten Jahre ihrer Ehe einen Sohn „gebahr, so erlaubte ihm doch seine unstätige, kriegerische, ja „sogar wilde Gemüthsart nicht, ruhig in seinen Staaten sein „Leben zuzubringen. Schon seit zwölf Jahren fliegt er von ei„nem Siege zum andern, den er bald zu Lande, bald zur See „erkämpft; und alle europäische Meere erschallen von dem „Ruhm Harald Hydeltands. — Indem der Schiffer den „Namen Hydeltand aussprach, der auch der meinige war, „stieß meine Mutter einen lauten Schrey von Abscheu und Be„stürzung aus. Zitternd an allen ihren Gliedern that sie „noch verschiedene Fragen an den Schiffer, dessen Antworten „gänzlich alle ihre Zweifel auflößten, und sie vollkommen in „ihrer schrecklichen Vermuthung bestärkten. Meine unglück„liche Mutter warf sich, nachdem der Schiffer uns verlassen „hatte, mit dem Gesicht auf die Erde nieder. Bestürzt und „ausser mich selbst gesetzt über ihren kläglichen Zustand fasse „ich sie in meine Arme, und hebe ihr auf den Busen niederge„senktes Haupt in die Höhe. — O meine Mutter, rufe ich „aus, was hab ich zu befürchten? Hat denn der Name Hy„deltand, den du mir doch selbst gegeben hast, so viel Schreck„liches für dich? — Ach Unglücklicher, schrie sie, warum sind „doch dieser unselige Name, und derjenige, von dem du ihn „bekommen hast, nicht auf ewig aus dem Gedächtniß der Men„schen verbannt! — vernimm denn, unglücklicher Sohn, ver„nimm alle Schrecknisse, die deine Geburt und deine Wiege „umringten! Zittre für den Gedanken den du hegtest, einem Un„geheuer zu dienen, dessen barbarische Faust meinem Vater das „Leben entriß, dessen Verbrechen und abscheuliche Lüste meine „Tage vergiftet haben, und das dich, indem es dich zeugte, schon „mit einer Schande brandmarkte, über die sich zu erheben „auch die erhabenste Seele Mühe haben würde. — Bey die„sen Worten funkelten ihre Augen für Wuth; bald drückte sie „mich in ihre Arme, bald stieß sie mich zurück, und auf diese „Weise, mit einer von Thränen unterbrochenen Stimme, er„zählte

„zählte sie mir die gräßliche Geschichte unsrer Unfälle. — Ich „kenne dich zu sehr, sagte ich, sobald ich nur meine Sprache „wieder in meiner Gewalt hatte, ja ich kenne dich zu sehr, em„pfindsame tugendhafte Mutter, als daß ich nicht einsehen soll„te, daß ich nur bloß deiner Liebe zu mir mein Leben zu ver„danken habe; aber noch weit mehr weiß ich, was ich dem dei„nigen schuldig bin. Nein! ich würde längst nicht mehr ath„men, wenn du mich nicht geliebt hättest. Entscheide also „mein Schicksal. O meine Mutter, o meine einzige Freun„din! Ich bin bereit dir die schrecklichsten Opfer darzubringen. „Nein, ich bin dem Augenblicke der Wuth, die den strafbaren „Hydeltand beseelte, nichts schuldig! Ach! giebt es wohl in „der Welt einen Sohn, der in seinem Vater nicht den Trieb „segnen sollte, der alles in der Natur, bis auf die Schlange, zur „Gefährtin seines Lebens lockt? O ihr Götter! so muß ich „denn mein Daseyn nur dem Verbrechen, dem Tode und der „Wuth zu verdanken haben? Befiehl, o erzürnte Mutter! be„fiehl, ich bin bereit mich mitten in Haralds Heer zu stürzen, „und einen Dolch in eine Brust zu stoßen, die ich nicht mehr „für die väterliche erkennen kann, und in die auch nie ein vä„terliches Herz für deinen unglücklichen Sohn schlug. —

„Meine Mutter, bewegt und gerührt, da sie in mir „Empfindungen wahrnahm, die den ihrigen so ähnlich waren, „drückte mich in ihre Arme. — Halt ein, mein Sohn, sagte „sie; nein, du hast keinen Vater, und der Busen, dessen Milch „dich nährte, ist der einzige, der sich für dich öfnet. Aber „überlaß die Rache den himmlischen Mächten; nur sie mögen „Haralds Verbrechen bestrafen. Wir wollen nur für einan„der leben, und uns einander statt der ganzen übrigen Welt „dienen. —

„Ich gehorchte meiner Mutter, und, indem ich mich zu „ihren Füßen warf, schwur ich ihr die zärtlichste Liebe und den „aufrichtigsten Gehorsam. Die norwegischen Barken reisten „mit einem sehr günstigen Winde wieder ab; ich blieb nun in

„der Wohnung meiner Mutter, und bestrebte mich mit der „zärtlichsten Sorgfalt sie glücklich zu machen. In kurzem ward „sie gewahr, daß noch ein Band mehr vonnöthen seyn würde, „um die Lebhaftigkeit meiner Seele und meines Alters zu fesseln. „Oefters hatten schon in dem Tempel der Frigga die Reize ei„nes jungen Mädgens ihre Bewunderung erregt, auf deren „Stirne eben so viel Unschuld als Rechtschaffenheit glänzten, „und die von den alten Beherrschern unserer Inseln abstammte. „An einem Tage, da sich unsre jungen Insulanerinnen im Wett„rennen übten, ward sie mir von meiner Mutter gezeigt, „die als eine der vornehmsten Personen weiblichen Geschlechts „erwählt worden war, der Siegerin den Preis auszutheilen. „Sie genoß das Vergnügen diejenige zu krönen, mit der sie „sich schon durch eine sanfte Sympathie verbunden fühlte, und „das Vergnügen vermehrte sich noch, da sie gewahr ward, daß „ich das Opfer meines Herzens mit dieser Krone verband. Sie „hielt für mich um Zermiden an, so hieß diese junge Insula„nerin, sie ward mir zugestanden, und nun genoß ich, zwischen „einer angebeteten Mutter und Gattin getheilt, lange Zeit das „reinste Glück, und eine Ruhe, die nur rechtschaffene, auf„richtige und empfindsame Seelen genießen können. Eine ein„zige Tochter war das Pfand unsrer Zärtlichkeit; es ist diejes„nige, deren Leben dein Sohn rettete. In den Armen mei„ner Lieben vergaß ich nun die ganze übrige Welt, und beschäf„tigte mich bloß mit einem Glücke, das von nichts gestört wurde. „Ich erwachte jeden Morgen mit dem Bewußtseyn, daß meine „Blicke sich auf die theuersten Gegenstände meiner Liebe heften „würden, und stets begegneten wir uns gegenseitig mit immer „gleicher Sorgfalt, die aus dem Innersten unsrer Herzen ent„sprang. Große Götter! diese Glückseligkeit, die wir für so „dauerhaft hielten, ward leider nur zu bald durch das schreck„lichste Unglück vernichtet! —

„Schon längst schienen die Feuerausbrüche des Hekla ge„dämpft, oder doch wenigstens auf immer nur auf einen gewis„sen Punkt eingeschränkt zu seyn. Das Wesen, das so oft

„von

„von einem falschen Schrecken beseelt wird, überläßt sich auch „zuweilen dem kühnsten Zutrauen. Die Fruchtbarkeit der „Fluren, die rund um den Fuß des Hekla lagen, hatte nach „und nach die Bewohner der Insel gereizt, sich diesem fürchter„lichen Berge zu nähern. Von allen Seiten boten warme und „heilsame Quellen angenehme Bäder dar, und ihre fette „fruchtbare Dünste, die sich auf die Oberfläche dieser Felder „verbreiteten, vermehrten und beförderten alle Arten von Wachs„thum. Meine Mutter, meine Gattin und ich ließen uns „gleichfalls durch den bezaubernden Anblick dieser lächelnden und „immer blumigten Gefilde anlocken. Wir erbauten auf diesem „gefährlichen Boden eine neue Wohnung, und kaum waren „zwey Jahre verstrichen, als wir deutlich gewahr wurden, wie „sehr unser Feldbau und unsre Heerden zunahmen, und sich „vermehrten. In einer Nacht, ach der scheußlichsten aller Nächte, „hatten sich nur eben unsere Augen dem wohlthätigen Schlum„mer geschlossen, als die tiefsten Schlünde des Hekla vom „gräßlichsten Gebrülle ertönten; die unter unsern Füssen zit„ternde Erde ließ uns kaum Zeit unsre Wohnung zu verlassen, „die wir einen Augenblick hernach umstürzen sahen. Feuer„ströme, schwarzrothe verbrante Felsensteine und Bäche voll sie„denden Wassers entstürzten der Mündung des Hekla, und „verbreiteten überall Todt und Verderben.

„Rette dich, mein Sohn! rief meine Mutter, o rette „unser Kind! schrie meine Gemahlin: — In dem nehmli„chen Augenblick ward ich gewahr, daß sie auf eine erhabene „Erdzunge zuliefen, auf der sie für den Feuerströmen gesichert „waren. Ich war indessen bloß mit meiner Tochter beschäftigt, „die nur eben angefangen hatte gehen zu lernen, ich nahm sie „in meine Arme, und eilte, mit einer so geliebten Last beladen, „meiner Mutter und meiner Gattin nach. O ihr Götter! wie „soll ich dir diesen Augenblick des Schreckens schildern, bey des„sen Andenken noch jetzt alles Blut in meinen Adern erstarrt?... „Schon war ich nahe dabey, diejenigen einzuholen, die mir so „theuer waren, als mit einemmahl die Erde unter meinen

„Füssen mit weit mehr Heftigkeit, als zuvor, zu zittern an„fieng. Eine entsetzliche Wolke von glühender Asche, ein dicker „Nebel von Wasser so durch die Flammen verdünnt war, ver„dunkelten die Luft, und bedeckten das auf allen Seiten von ein„ander berstende Erdreich. Ich sahe nichts weiter als eine gräß„liche Feuersäule, die sich aus einem Abgrunde erhob, der eben „das Land, worauf sich meine Mutter und meine Gattin be„fanden, verschlungen hatte. Als ein Raub der schrecklichsten „Verzweiflung wollte ich mich bereits ihnen nachstürzen, als „ich fühlte, daß meine Tochter sich fest an mich schmiegte. Nun „dachte ich an nichts weiter als ihr Leben zu erhalten; um dem „Tode zu entfliehn, der jeden meiner Schritte bedrohte, und „sich rund um mich her überall zeigte, sprang ich über Gräben „und Abgründe. Außer mich selbst und voll Verzweiflung er„reichte ich endlich den Damm, den die Natur den Verwüstun„gen des Hekla entgegen gesetzt zu haben scheint, und indem „ich meine letzten Kräfte anstrengte, lief ich bis zu meiner alten „Wohnung, wo ich meine Tochter ließ und forteilte, um denje„nigen zu Hülfe zu kommen, von denen ich noch nicht wußte, „daß ich sie auf ewig verlohren hatte. Muthig stieg ich den „Damm wieder hinab, aber dieser Muth verlohr sich bald, da „ich eine See von siedendem Wasser und glühender Lava erblickte, „die schnell aus Heklas Schlünden herausfuhr, die ganze Ebene „bedeckte und wüthend auf den Damm zuströmte, der ihren „Verheerungen Einhalt that, und den sie nicht zu zertrümmern „vermögend war. Mein grausames Schicksal stellte sich nun „meiner Seele in seinem gräßlichsten Lichte dar. Aller Hof„nung beraubt, von Müdigkeit erschöpft, und voll Verzweif„lung, verließen mich meine Kräfte; ich fiel ohne Bewußtseyn „zur Erde. Ohne Zweifel würde ich in dieser abscheulichen Lage „meinen Geist aufgegeben haben, wenn nicht einige Nachbarn „meiner alten Wohnung, vom Geschrey meiner Tochter gelockt, „mir zur Hülfe herbey geeilt wären. Ohne sprechen zu können „zeigte sie ihnen den Weg den ich genommen hatte, indem ich „mich von ihr entfernte. Endlich gelang es diesen guten Insu-

lanern

„lanern, mich ins Leben zurückzurufen und in meine Woh-
„nung zu tragen, wo der erste Gegenstand, den ich, nachdem
„ich wieder zu mir gekommen war, zu unterscheiden vermochte,
„meine Tochter war, die ihre Arme mir entgegen streckte. —
„Unglückliches Kind, rief ich aus, so bleibt mir denn außer
„dir nichts mehr übrig! O ihr Götter! so mußt du es denn
„seyn, der ich mein Leben größtentheils zu verdanken habe, ein
„Leben, das auch dir dafür künftig alleine geweiht seyn soll! —

„Meine mitleidigen Landsleute verließen mich keinen Au-
„genblick, lange Zeit hatten sie stets ein wachsames Auge auf
„mich, und jedesmal, wenn ich meine Augen auf den flammen-
„den Gipfel des Hekla warf, und Schmerz und Verzweiflung
„mich mit neuer Wuth beseelten, legten sie meine Tochter
„in meine Arme, wodurch sie mich denn bald wieder beruhigten.

„Da ich mich nun als ein in der Natur ganz abgesonder-
„tes Wesen ansahe, so verschloß ich in dem Innersten meines
„Herzens das schreckliche Geheimniß meiner Geburt. Ich er-
„zog meine Tochter mit aller Sorgfalt, aber so, als wenn sie
„nie aus meiner wilden Wohnung herauskommen sollte. Wie
„oft preßte sie mir Thränen aus, wenn ich in ihr alle Züge ih-
„rer angebeteten Mutter wieder aufleben sahe! Sie lernte sehr
„bald mit dem Bogen und Wurfspieß umgehen; da sie im Lau-
„fen eben so schnell war wie ihre Mutter, so konnten weder die
„schwarzen Füchse noch die Gemsen ihren Streichen entfliehn.
„Ihre natürliche Kühnheit ließ mich oft für ihr Leben zittern.
„Nicht selten erblickte ich sie auf herabhangenden Felsen beynahe
„in der Luft schwebend, um junge Vögelnester aufzusuchen, die
„sie mir bringen wollte. Da in der verwichenen Nacht ein
„heftiger Wind eine Menge Eis von den Ufern bis an unsre
„Wohnung trieb, so fielen zwey weiße halb verhungerte Bären,
„die sich auf diesen Eisschollen befanden, auf unsre Heerden.
„Meine Tochter eilte sogleich herbey sie zu vertheidigen; ich
„folgte ihr auf dem Fuß nach und rief laut, daß Bären da wä-
„ren. Unsre Insulaner sind gewohnt, wenn sie dieses rufen

„hören, sogleich ihre Waffen zu ergreiffen und sich einander zu „Hülfe zu eilen. Eins von diesen beyden Ungeheuern, durch „den Wurfspieß meiner Tochter und den meinigen durchbort, „stürzte zur Erde, und zerbrach, indem es sich im Sande her„umwälzte, unsre Waffen. Wir sahen uns also, ohne uns „wehren zu können, der Wuth des zweyten Bärs ausgesetzt, „den das schreckliche Geheul seines sterbenden Gefährten herbey „zog. In dem nehmlichen Augenblicke, Wittwe des Sigurd „Rings, erschien dein tapfrer Sohn, wir sahen ihn dieses „wüthende uns zu verschlingen bereite Thier erwarten, es be„kämpfen und erlegen. Ohngeachtet er es mitten von einander „hieb, so blieben doch dem Ungeheuer noch einige Kräfte übrig; „noch einmal stürzte es sich auf deinen Sohn, beyde fielen rin„gend zur Erde. Aber bald darauf stieß dein Sohn sein Schwerd „in die Seite des Bärs und tödtete ihn dadurch vollends. „Dies ist also das Abentheuer, das mich zu dir führte; dies „sind die Unfälle, durch die, wie es scheint, das Schicksal „uns hat prüfen wollen, um uns auf ewig mit einander zu „vereinigen.“

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

IV.

Sonderbarer Bücherprozeß in Frankreich.

Einige Pächter in Frankreich thaten im Jahr 1587. den Vorschlag, eine Auflage auf die Bücher zu machen, wobey sowohl bey der Einfuhr als bey der Ausführung aus dem Königreiche ein Zoll bezahlt werden sollte. Die Universität zu Paris wurde darüber unruhig, und beschwerte sich. Der Parlaments-Advokat Marion, der hernach Staatsrath wurde, einer der größten Rechtsgelehrten damaliger Zeit, übernahm es, die Ehre der Wissenschaften zu retten. Die Sache wurde vor dem königlichen Konseil geführt, und zum Vortheil der Bücher

und

und der Gelehrsamkeit entschieden. Hier sind die vornehmsten Gründe, deren sich Marion bediente, einen so interessanten Prozeß zu gewinnen. Wir wollen seine eigene Worte anführen, jedoch alles Weitschweifende nebst den zahlreichen Citationen übergehen.

Er fängt mit einer Lobrede auf die Schreibkunst an, die er mit Recht die schönste aller menschlichen Erfindungen nennt. „Dieses sagt er, wird heut zu Tage wegen des häufigen Ge„brauchs wenig beobachtet; aber der natürliche Instinkt der „wilden Völker in der neuen Welt hat es sehr deutlich bewiesen, „da sie unsre anderen Künste als Dinge betrachtet und bewundert „haben, die von klügern Menschen, als sie, herkämen; was aber „die Kunst zu schreiben betrift, so sahen sie diese als über die „Menschheit erhaben an, verehrten sie wie etwas Himmlisches, „und hielten diejenigen fast für vom Himmel herabgestiegene „Götter, die den Buchstaben gleichsam einen Geist einflößten, „und sich, obgleich von einander entfernt, dennoch einander „verständen. In der That ist die Kunst zu schreiben die Quelle „aller Kenntnisse und Wissenschaften, ohne sie würden wir die „unvollkommensten Begriffe von den gemeinsten Dingen haben, „und uns bloß mit mündlichen ungewissen Traditionen, wie die „wilden und alle barbarische Völker, behelfen müssen.“ Hiebey ist zu bemerken, daß unser Redner in seiner Liste höchst barbarischer Nationen auch die Tartarn und Russen nennt. —

„Es giebt zwar Menschen, die viel, und andre, die we„nig Verstand haben, sie würden aber alle ohne die Schreibkunst „und die Buchstaben unwissend und einfältig seyn, da dieses „das einzige Mittel ist, der Nachkommenschaft Bemerkungen, „Versuche und Fakta zu überliefern.“ Bey dieser Gelegenheit hält der Advokat eine Lobrede auf den grossen Kopernikus, der ungefähr 50 Jahre vorher sein neues Planetensystem erfunden hatte. Dieses System war damals in Frankreich wenig bekannt, da aber Heinrich III. König von Pohlen gewesen war, so hatte er in diesem Lande viel vom Kopernikus reden hören,

daher denn dieser gelehrte Kunstgrif in einer Rede, die vor dem Monarchen gehalten wurde, nicht übel ausgesonnen war.

Marion hielt nachher eine Lobrede auf die Fürsten, die die Wissenschaften beschützt haben, wobey er sagte, daß die Tyrannen jederzeit den Grundsatz gehabt hätten, sie aus ihren Staaten zu verbannen, und die Aufklärung ihrer Unterthanen zu verhindern; hingegen die grossen Könige hätten ganz anders gehandelt; daß Krösus die Einwohner von Samos von allem Tribut befreyet hätte, weil diese Insel das Vaterland des vortreflichen Fabeldichters Esop war; daß Xerxes, König von Persien, dem Hippokrates so viel Geld anboth, als er nur verlangen würde; daß ein andrer König von Persien den Einwohnern von Chio viel Gnadenbezeugungen bewilligte, in der Meynung, daß diese Insel das Vaterland des Homer sey, ob sie es gleich nicht war; daß die Römer Griechenland nicht verheereten, sondern es vielmehr mit vieler Schonung behandelten, weil es das Vaterland der Künste und Wissenschaften war; ferner, daß vor mehr als 800 Jahren die Universität zu Paris einen so hohen Grad des Ruhms erlangt hätte; daß man sie die Universität aller Universitäten zu nennen pflegte; daß sie allein alle andre verdunkelt hätte, ꝛc. ꝛc.

„Der König Ludwig XII., in einer Verordnung, die „würdig wäre mit goldenen Buchstaben am Firmament des „Himmels geschrieben zu werden, wenn die Feder der Menschen „so weit reichen könnte, rühmt die Erfindung der Buchdrucker„kunst, wie eine mehr göttliche als menschliche Sache; um so „vielmehr, sagt er, da durch dieses Mittel sich der Glaube aus„gebreitet hat, die Kirche mit mehr Würde bedient, und die „Gerechtigkeit besser verwaltet worden ist; daher entstand bey „ihm die Freude, daß eine so vortrefliche Kunst zu seiner Zeit „erfunden worden sey. Nachdem dieser König überhaupt alle „Privilegien der Universität bestätigt hatte, fügt er, den alten „Gesetzen zu folge, hinzu, daß alle Bücher, sowohl im Innern „des Königreichs, als beym Ein- und Ausgang aus demselben,

„es

„es sey zu Wasser oder zu Lande, von allen Auflagen und Zoll „frey seyn sollten. Dieses haben seine königlichen Nachfolger „sich um die Wette beeifert zu bestätigen, um an der Ehre Theil „zu nehmen, die aus dieser Quelle von Lob und Ruhm ent„springt. Hier höre ich einen Trupp von Leuten murren, die „alles bloß nach dem Nutzen abmessen, so schändlich auch der„selbe, ohngeachtet seines Anstrichs, seyn mag; um indessen „durch einen falschen Titel den simpeln Namen einer schlechten „Sache zu mäßigen, so machen sie aus dem Tribut eine Ehre, „und nennen die Auflagen die Nerven des Staats, und dro„hen mit dem Verfall des Landes, sobald die Rede ist, sie zu „mäßigen. Schlechte Aerzte, die sich bey den entstehenden „Symptomen einer vermeynten Vollblütigkeit betrügen! Sol„ten sie nicht vielmehr wahrnehmen, daß das hitzige Fieber der „bürgerlichen Kriege, die Pest, die Hungersnoth, und die „grossen Blutströme schon die Adern und Eingeweide des Staats „vertrocknet, und die Nerven der Unterthanen zu sehr ausge„spannt haben? Aber die Finanzbedienten finden immer, daß „die Unterthanen des Königs zu viel, und sie selbst nicht ge„nung haben. Sie mögten gerne das französische Volk in vi„uen entkräfteten mitleidenswürdigen Zustand setzen, und sich „mit seinem Blute mästen. Dem König Midas ähnlich, der „alles was er berührte in Gold verwandelte, mögten sie gerne „aus allem Gold machen, selbst aus demjenigen, was mehr „werth ist als Gold, aber in dies Metall nicht verwandelt wer„den kann; dieses sind die Wissenschaften.“ —

Weiterhin vergleicht Marion die Finanzbedienten mit den Cyklopen, und denjenigen, dessen Amt es ist ihnen zu befehlen, der ihre Räubereyen billigt, und ihren Raub theilt, mit dem Polyphem. Aber der kluge Ulysses besiegte durch seinen Verstand den Riesen und tödtete ihm. Imgleichen erlegte Apollo, der Gott der Künste, die Schlange Python; daher denn auch die Gelehrten die Finanzbeamten bekämpfen, und als Ungeheuer, die bloß auf Raub ausgiengen, vernichten sollten.

Nach

Nach dem Marion waren in dieser Sache zwo Arten von klugen und verdienstvollen Leuten interessirt: Die lebenden Schriftsteller, die gute Bücher geschrieben haben, die sie frey eingestehn, und selbst im Königreiche zum Unterricht des Volks verbreiten dürfen, und denn die todten Autores, sowohl alte, als neuere. Die ersten können selbst ihre eigene Sache und ihre Werke vertheidigen; aber die Universität sieht sich als Vormünder der andern an, und hält es für Pflicht sie zu vertheidigen. Ihre Personen und Kenntnisse wären für die Gesellschaft verlohren, allein ihre Lehren und ihr Verstand wären noch in ihren Büchern vorhanden; die Universität unterrichtete damit die Jugend, und wäre verpflichtet, einen freyen und leichten Umlauf denjenigen Kenntnissen und Grundsätzen zu verschaffen, die sie als vortreflich anerkannt hatte.

Am Ende seiner Rede berührte Marion nochmals die Verordnung Ludwig XII., welchem Könige er eine grosse Lobrede hält. Er sagte, er hätte die Güte des Trajans, die Sanftmuth des Titus, die Weißheit des Antonius, nebst allen Tugenden des Klevis, Karls des Grossen und des heiligen Ludwigs gehabt. Er beschließt endlich, nachdem er seinen Beweis wiederholt hatte, daß in keinem Fall der Buchhandel durch Auflagen eingeschränkt werden muß; daß man gute Bücher unter die nothwendigsten Bedürfnisse zählen, und dem Volk alle nur mögliche Erleichterungen verschaffen müsse, sich damit zu versehen; daß man aber die gefährlichen Bücher strenge verbieten, und diejenigen für strafbar erklären müsse, die im Königreiche Werke gegen die Religion, den Staat oder den Fürsten ausstreuen.

Diese Rede, die voll Gelehrsamkeit strotzte, wovon hier nur etwas angeführt ist, war ganz nach dem Geschmack der damaligen Zeit, und gefiel sowohl dem Könige als seinem Konseil außerordentlich, so daß die Universität dadurch ihren Prozeß gewann, und Marion Generaladvokat wurde.

L.

V.

Beschluß der Geschichte vom Ursprung und Gründung der Stadt Batavia.

Noch wußte man zu Bantam von der am ersten Februar zu Jakatra unterzeichneten Kapitulation nicht das geringste, als der König oder vielmehr der regierende Pangoran die daselbst sich aufhaltenden Holländer, unter dem Vorwand, sie desto besser zu schützen, als Gefangene bewachen ließ, und sie zwang, den 3ten Februar an ihre Landsleute nach Jakatra zu schreiben. Im Anfange dieses Briefes lobten sie ganz ausserordentlich das Betragen der Bantamesischen Regierung, die nichts so eyfrig als das Wohl der Holländer wünschte, und ihnen den Rath ertheilt hätte, vor den Betrügereyen und verrätherischen Kunstgriffen des Königs von Jakatra und der Engländer auf ihrer Hut zu seyn. Sie setzten noch hinzu, daß sie mit Betrübniß und Erstaunen gehört hätten, daß ihre werthen Landsleute Willens gewesen wären, das Fort an den König von Jakatra mit Kapitulation zu übergeben, da sie doch unmöglich vergessen haben könnten, wie treulos dieser Prinz jederzeit an ihnen gehandelt habe. Auch meldeten sie ihnen, daß der König von Bantam den van den Broek auf sein eigen Ansuchen habe zu sich kommen lassen, um sich mit ihm über die Angelegenheiten der Holländer, die er in seinen Schutz nehmen wollte, zu unterreden; auch hätten sie bereits einige Unterhandlungen mit diesem Prinzen gehabt. Schließlich aber bäten sie noch, ja wohl zu überlegen, welchen von beyden Königen sich zu unterwerfen besser seyn möchte. Man antwortete hierauf bloß, daß die dringendste Noth die Besetzung des Forts zu oben erwehnter Kapitulation gezwungen hätte, daß aber, da die Sachen jetzt eine ganz andre Gestalt zu gewinnen schienen, sie auch entschlossen wären, nichts zu thun, was nicht ihre Pflicht von ihnen heischte.

Kurz nach diesem Briefe langten einige holländische Faktoren von Bantam selbst zu Jakatra an. Sie hatten einen Brief vom Kommandanten van den Broek bey sich, worin er den Oberhäuptern der Besatzung des Forts anzeigte, daß er selbst den Pangoran von Bantam gebeten hätte, ihn aus seiner Gefangenschaft zu befreyen und zu sich kommen zu lassen, um mit ihm wegen der holländischen Angelegenheiten zu Jakatra sich besser besprechen zu können. Seit seiner Ankunft zu Bantam hätte der Pangoran durchaus darauf bestanden, daß ihm das Fort übergeben würde, wofür er die Holländer aufs beste zu behandeln verspräche. Er hatte zwar dagegen eingewendet, daß man bereits mit den Engländern kapitulirt habe, die dagegen versprochen hätten, ein mit allem Nöthigen versehenes Schiff, zur Abführung der Garnison, zu liefern; aber der Pangoran habe hierauf zur Antwort gegeben, daß, wenn er gleich kein Schiff hätte, er doch 4 bis 5 Jonken abschicken wollte, um die Holländer, die er in seinen Schutz nähme, nach Bantam zu bringen; wobey er sich nur blos ausbedinge, daß die Lebensmittel und Kaufmannswaaren von seinen eignen Leuten herüber gebracht werden sollten. Aus dem ganzen Briefe aber leuchtete so viel Unruhe und Verwirrung hervor, daß man nur gar zu leicht abnehmen konnte, daß van den Broek ihn zu schreiben gezwungen seyn müßte. Die Ueberbringer setzten noch mündlich hinzu, daß, da das Original der Kapitulation vom 1ten Februar sich in des Pangoran von Bantam Händen befände, dieser fest darauf bestände, daß das Fort sowohl, wie das ganze Königreich Jakatra, dessen er sich bereits bemächtigt hatte, seinem jungen König von Rechtswegen zukäme.

Ohne darauf zu achten, ob die Ansprüche des Bantamesischen Hofes gegründet wären oder nicht, berathschlagte man sich nur bloß, ob man das Fort behaupten oder übergeben müsse, und ob in diesem letzten Fall, solches an Bantam, oder an die Engländer, zu überlassen, das rathsamste sey. Am folgenden Morgen, den 7ten Februar, faßte man endlich den Entschluß, es den Engländern zu überliefern, wobey man nur

blos

bloß suchen wollte, es auf vortheilhaftere Bedingungen zu thun, als die vorigen gewesen waren. Aber die Engländer hätten zu viel Ursachen, als daß sie dieses Anerbieten hätten annehmen können. Endlich erschienen die angekündigten Jonken auf der Rhede, und die Holländer setzten den folgenden Tag einige Punkte auf, und versprachen, wenn solche bewilligt würden, das Fort an den König von Bantam zu ergeben. Die von Bantam gekommene Holländer wurden mit dieser Kapitulation abgeschickt, erhielten aber zugleich den Befehl, solche dem König, oder Regenten von Bantam, nicht eher vorzuzeigen, bis dieser ihnen eine Erklärung von dem englischen General verschaft haben würde, worin letzterer verspräche, dem Transport der Holländer und ihrer Güter keine Hindernisse in den Weg zu legen, weil sie ohne diese Versicherung sich unmöglich in eine neue Konvention einlassen könnten. Sie erhielten zugleich einen Brief an den König, worin man auf diese letzte Hauptbedingung durchaus bestand.

Die Kapitulationspunkte waren folgenden Inhalts: 1) Das Fort sollte dem König von Bantam überliefert werden, um damit nach seinem Gutbefinden schalten zu können; mit der Bedingung, daß er die nöthige Transportfahrzeuge für ihre Personen und Güter herbey schaffte, und sie gegen die Engländer sowohl als alle Andere, die ihnen Schaden zufügen könnten, in Schutz nähme. 2) Daß man ihnen freye Erlaubniß ertheilen sollte, bis zu ihrer Abreise, so oft es ihre Angelegenheiten erforderten, von der Rhede nach dem Fort zu fahren. 3) Der ganzen Besatzung, von welchem Volke auch einzelne Personen dabey seyn möchten, sollte frey stehen, mit ihrem Gewehr und Gepäcke, fliegender Fahne und brennender Lunte aus dem Fort auszumarschiren; auch denen Javanesern untersagt werden, auf keinerley Weise solche zu visitiren oder zu beunruhigen. 4) Alles Geld und Kaufmannswaaren, so der Kompagnie gehörten, nimmt die Besatzung mit sich, wovon nachher der vierte Theil, so wie die Hälfte der Artillerie und Kriegsmunition, dem Könige ausgeliefert werden sollte,

alle

alle vorräthige Mundprovision hingegen der Garnison verbliebe. 5) Sollte 5 oder 6 von ihren Leuten frey stehen, zu Jakatra zurück zu bleiben, um daselbst Arak und andre Nothwendigkeiten für ihre Schiffe zu kaufen. 6) Dem Komptoir zu Bantam sollte erlaubt seyn mit den Chinesern und andern Nationen freye Handlung zu treiben. 7) Alle Gefangene sollten bey ihrer Ankunft zu Bantam loß gelassen werden. 8) Sollte ihnen erlaubt werden, ihre Jonken mit kleiner Artillerie und Steinstücken zu armiren, um sich im nöthigen Fall vertheidigen zu können. 9) Kein Javaneser sollte sich am Bord der Jonken, oder in ihre Faktorey, begeben dürfen, ohne ihre vorherige Erlaubniß dazu erhalten zu haben; auch wollten sie alleine auf den Jonken Wache halten. Desgleichen verlangten sie, 10) daß der König auf den Moshhaf (Alkoran) schwören sollte, alle obige Punkte auf das genaueste zu beobachten.

Alles dieses machten sie auch dem Komptoir zu Bantam und dem Herrn van den Broek bekannt. In dem Briefe an diesen letztern konnte sich der Kapitain Jan van Gorkum nicht entbrechen, ihm zu bezeugen, wie wenig er den Versprechungen des Königs von Bantam Glauben beymesse, und wie sehr er über das Betragen der dortigen Holländer betroffen wäre, weil sowohl aus ihren Briefen, als auch aus der Absendung der Jonker nur zu deutlich erhellte, daß sie bereits mit dem Könige, wider Wissen der Besatzung des Forts, und ohne von derselben Vollmacht erhalten zu haben, in Unterhandlungen getreten wären.

Dieser Vorwurf schmerzte die zu Bantam befindlichen Holländer nicht wenig. Sie suchten sich damit zu rechtfertigen, daß ihr Zustand, als Gefangene, ihnen nie erlaubt hätte, eine solche Konvention zu schließen; auch würden sie den König nie haben überreden können, daß sie es mit Recht thun könnten. Was die ihnen mitgetheilte Kapitulationspunkte beträfe, so billigten sie nicht, daß man auf einen so hohen Schwur bey einem Könige dränge, dessen Freundschaft man zu erhalten suchte;

um so vielweniger, da er versprochen hätte, den Traktat mit seinem Siegel und Unterschrift zu bekräftigen. Auch fänden sie den 6ten Artikel nicht für schicklich, weil solcher theils Mißtrauen erwecken, theils auch den Engländern Gelegenheit geben könnte, sie bey den Bantamesern anzuschwärzen und verdächtig zu machen. Was den Hauptpunkt beträfe, daß nemlich der König bey dem englischen General einen Freypaß auswirken sollte, so fänden sie diesen Schritt für die Würde dieses Prinzen zu erniedrigend, als daß man je hoffen könnte, daß er ihn thun würde; und dieses um so viel weniger, da er mit den Engländern, dem Anschein nach, nicht in gutem Vernehmen stände, welche ihrer Seits Miene machten, Bantam zu verlassen und sich andern Orts hin zu begeben. Was aber das schlimmste von allem war; so erklärten die Holländer zu Bantam rund heraus, daß es unmöglich seyn würde, den König so lange zu vertrösten, bis sie Antwort auf diese Briefe erhalten könnten, weil er durchaus darauf bestände, daß dieses die letzte gütliche Anfrage seyn sollte. Schließlich betheuerten sie noch, daß ihnen nichts so sehr als die Erhaltung des Forts am Herzen läge, sie wären aber demohngeachtet nur zu sehr überzeugt, daß sich die Besatzung unmöglich bis zur Ankunft des General Coen würde halten können; folglich würde es in allem Betracht besser seyn, den Ort freywillig zu übergeben, als sich mit Gewalt dazu zwingen zu lassen. Mit einem Worte, alle diese sonderbaren Gründe, womit van den Broek und die Uebrigen, in drey von ihren Briefen, die Sache des Königs von Bantam unterstützten, hätten beynahe die Garnison auf den Gedanken gebracht, als wenn die Beschuldigungen des Kapitain van Gorkum nicht ungegründet gewesen wären, und bloß nur der rechtschaffene Karakter des van den Broek, der zu bekannt war, konnte ihn für diese Beschimpfung schützen.

Während dem man noch mit Rathschlagen über die Beantwortung dieser Briefe beschäftigt war, langten der Direktor Janszon und der Untersaktor van Uffelen im Fort mit einem

Briefe von der bantamesischen Regierung an. Er war vom 23sten Februar datirt und nachstehenden Inhalts: Der König von Bantam wäre vollkommen mit dem ihm angebotenen Antheil zufrieden, und willigte daher in alle übrige Artikel; sie würden aber selbst einsehen, daß seine Würde als König ihm nicht erlaubte, sich so tief herab zu lassen, um eine Salvegarde von den Engländern zu erbetteln. Wären die Holländer nun würklich gesinnt, als Freunde mit ihm zu handeln, so wäre es jetzt Zeit, Beweise davon an den Tag zu legen. Er, seiner Seits, ließe ihnen die freye Wahl, entweder mit ihren Waffen das Fort zu verlassen, oder daselbst zurück zu bleiben, ihre Festungswerke zu demoliren, und ihr schweres Geschütz an ihn auszuliefern. Woferne sie sich aber dennoch weigern sollten, einen von diesen beyden Punkten einzugehen, so würde er hieraus nur zu deutlich abnehmen, daß sie ihn zu verrathen und sich selbst zu hintergehen gedächten. Sie sollten, fuhr er fort, indessen nur erwegen, daß er aus Liebe zu ihnen sich nicht gescheut hätte, die geheiligten Bande des Bluts, die ihn an den König von Jakatra fesselten, zu verletzen, und die Feindschaft der Engländer sich über den Hals zu ziehen. Endlich, schloß er, würde er aus ihrer Weigerung ersehen, daß sie entschlossen wären, auf den Handel mit Bantam Verzicht zu thun, in welchem Fall er schon wissen würde, was für Maaßregeln er zu ergreifen hätte.

Dieser Brief des Königs, der von den vorigen Briefen so verschieden war, setzte die Holländer in die äußerste Verwirrung. Diejenigen, die noch auf die Erhaltung des Forts bestanden, machten den kleinsten Theil im Rath aus; sie wurden aber vom gemeinen Haufen unterstützt, der sich zusammen rottete, und auf seine eigne Art sich über ihre gemeinschaftlichen Angelegenheiten berathschlagte. Man fand also für gut, anstatt einen gehörigen Entschluß über diese Briefe zu fassen, den Ueberbringern derselben bloß aufzutragen, unter dem Schein, als wenn sie es von sich selbst thäten, nach Bantam zu schreiben: daß das gemeine Volk im Fort nichts von Uebergabe hören wollte, wenn man ihnen nicht zuvor sicheres Geleit von

den

den Engländern verschafte. Indessen verspräche die Besatzung doch, mit diesen letztern in keine Unterhandlung zu treten, woran der König von Bantam nicht Theil nehmen sollte; ja man wollte sogar diesem letztern den Schwur ablegen, ihm das Fort zu überliefern, sobald nur der General Coen, oder auch sonst einige holländische Schiffe angelangt seyn würden, und ihm alsdenn alle seine Mühe hinlänglich vergüten. Die Verfasser dieses Briefes setzten noch hinzu, daß sie nur bloß im Fort zurück geblieben wären, um sich mit ihren Landsleuten wegen ihrer Antwort an den König zu besprechen; daß sie aber sobald als möglich abreisen würden. Dieser Brief gieng den 27sten Februar ab; eine Begebenheit, die sich in diesen Tagen zutrug, machte, daß die Holländer mit weniger Kummer der Antwort entgegen sehen konnten.

Die Engländer waren bereits, ungeduldig, daß sie ihre Zeit auf der Rhede von Jakatra verschwenden müßten, unter Segel gegangen, als zwey mit Pfeffer beladene Jagdschiffe der Kompagnie den 3ten und 4ten März anlangten. Die Besatzung beschäftigte sich nun auf das dringendste, ihre kostbaren Güter an den Bord dieser Schiffe zu bringen. Man ließ sogleich eins davon nach Amboina unter Segel gehen, und gab demselben Briefe an den General Coen mit, worin man ihm von allem, was vorgegangen war, Bericht abstattete. Sie baten ihn noch in diesem Briefe aufs flehendlichste, ihnen zur Hülfe zu eilen, welches um so eher geschehen könnte, da die Engländer dieses Jahr keine Schiffe nach den orientalischen Gegenden abschicken würden.

Während dem man der Erfüllung dieses Wunsches entgegen sah, vernahm man, daß der letzte Brief den Pangoran von Bantam so aufgebracht hatte, daß er sich entschlossen, ihr Schicksal den Engländern zu überlassen, deren er sich zur Zerstörung des Forts bedienen wollte. Ein Brief vom Kiay Warga, Subandar von Bantam, bestätigte diese Drohungen.

Er schlug der Besatzung, nachdem er ihr ihr Unrecht gezeigt hatte, nochmals vor, sich zu ergeben; wobey er ihnen für allen Schaden einstehen wollte, und schloß mit der Drohung, daß man sie sonst den Engländern auf Gnad und Ungnade überlassen wollte; zu gleicher Zeit aber erinnerte er sie nochmals an alle Wohlthaten, die sein König bisher gegen sie ausgeübt hätte, und ermahnte sie, ja den besten Theil zu wählen.

Dieser Brief that eine ganz andere Würkung, als man sich vielleicht davon versprochen hatte. Die Furcht, die man ihnen mit den Engländern einjagen wollte, bestärkte die Holländer nur um so mehr in dem Entschluß, das Fort zu behaupten. Sie thaten diesen Vorsatz dem Subandar kund, und baten ihn, sie bey seinem Könige bestens zu entschuldigen, daß sie bey so gestallten Sachen sich unmöglich entschließen könnten, das Fort zu verlassen, und ihren Feinden, den Engländern, muthwillig in die Hände zu laufen, da diese, nur bloß aus Hochachtung für den König von Bantam, keine Feindseligkeiten zu Lande gegen sie ausübten, wovon sie doch zur See nichts zurück halten würde. Dieser Brief wurde von einigen Geschenken an den König und den Subandar begleitet, und zwey Tage nachher noch ein anderer Brief dahin abgeschickt, worin vorzüglich die Bitte wiederholt wurde, in dem Fort bis zur Rückkunft des General Coen bleiben zu dürfen.

Die Festungsarbeiten wurden, nachdem Furcht oder Hofnung die Besatzung beseelte, mehr oder weniger fortgesetzt. Seitdem die englische Flotte abgesegelt war, und sie Gelegenheit gehabt hatten, dem General Coen von ihrem Zustande Nachricht zu ertheilen, hatten sie wieder frischen Muth gefaßt; wozu denn die Ankunft beyder oben erwehnter Schiffe nicht wenig beytrug. Das eine von diesen Schiffen hatten sie, wie bereits gedacht, an den General Coen mit Briefen abgeschickt; das andre war zu keinem Dienst mehr tüchtig, aber das Pulver, so sie darauf fanden, kam ihnen bey ihrem geringen Vorrath sehr

zustatten. Indessen erschienen wider Vermuthen acht englische Schiffe, die von der Ankunft der beyden holländischen Schiffe Nachricht erhalten hatten, den 7ten März auf der Rhede. Dies nöthigte die Holländer, erwehntes unbrauchbares Schiff mit seiner ganzen übrigen Ladung, die in 245,000 Pfund Pfeffer bestand, in Brand zu stecken, worauf die Engländer, ohne ferner was zu unternehmen, sogleich wieder unter Segel giengen.

Den 11ten März erhielten sie abermals zwey Briefe; den einen vom van den Broek, und den andern vom Subandar Kiay Warga. Letzterer schlug ihnen vor, den vierten Theil von allen vorräthigen Gütern, und die Hälfte der Artillerie dem Könige anzubieten; die sämmtlichen holländischen Beamten sollten das Fort verlassen, und sich nach Bantam begeben; wobey nur bloß der Kapitain von den Soldaten mit dem Ueberrest der Besatzung bis zur Ankunft der Schiffe daselbst zurück bleiben sollte. Wollten sie aber dieses ja nicht eingehen, so möchten sie nur dem jungen Könige die Hälfte ihrer Artillerie zum Geschenk machen, wogegen sie sämmtlich ruhig bis zur Ankunft ihrer Schiffe im Fort zurück bleiben könnten, nachher aber nach Bantam sich zu verfügen gehalten wären, wo sie denn allen ihnen versprochenen Schutz und Freyheiten genießen sollten. Van den Broek rieth ihnen in seinem Briefe, diese Vorschläge ja anzunehmen, widrigenfalls sie sich unfehlbar den ganzen Zorn der bantamesischen Regierung zuziehen würden.

Auf des Subandars Brief antwortete man gar nicht, van den Broek aber bat man, nachstehendes dem Könige von Bantam vorzutragen. Man verlangte nemlich: daß der König von Bantam sie gegen alle Beleidigungen in Schutz nehmen, ihnen freye Handlung zugestehen, und das Fort, worin sie bis zur Ankunft ihrer Schiffe bleiben wollten, in dem gegenwärtigen Zustande lassen sollte; wogegen sie es, sobald besagte Schiffe angelangt seyn würden, unverzüglich zu verlassen versprachen. Ueberdem machten sie sich anheischig, dem König

den vierten Theil aller vorhandenen Waaren, oder ihren Werth an baarem Gelde, und bey ihrer Abreise ihre schwere Artillerie nebst den Steinstücken zu überliefern. Die Beobachtung dieser Artikel sollte, im Fall sie angenommen würden, durch einen feyerlichen Eid des Königs und des Stadthalters von Bantam besiegelt werden.

Den nemlichen Tag ankerte die Fregatte Ceylan, die den englischen Schiffen glücklich entgangen war, zu Jakatra, und gieng gleich darauf wieder nach Amboina unter Segel. Sie war durch Sturm von einigen andern holländischen, unter Befehl des Le Fevre stehenden Schiffen, die in der Straße Sunda kreutzten, durch Sturm getrennt worden. Auch erhielt man an diesem Tage Briefe von Bantam, worin andere eingeschlossen waren, die Le Fevre an die holländische Faktorey daselbst geschrieben hatte. Er begehrte Nachrichten von der englischen Flotte, und schien entschlossen, nach Jakatra zu kommen, woferne ihm nur nicht mehr als drey oder vier englische Schiffe im Wege ständen. Da man aber im Fort einmal entschlossen war, die Ankunft des General Coen abzuwarten; so drang man eben nicht in den Le Fevre, diesen Vorsatz auszuführen, weil dadurch dem Könige von Bantam doch nur die Gelegenheit dargeboten wurde, auf die schleunigere Räumung des Forts zu bestehen. Noch am nemlichen Tage wurde einmüthig beschlossen, dem Fort den Namen Batavia beyzulegen; auch erhielt ein jedes der vier Bastione seinen besondern Namen, und diese Begebenheit wurde am folgenden Tage, den 12ten März, mit vielen öffentlichen Freudenbezeugungen gefeyert.

Die Javaneser betrugen sich bey allem dem ziemlich ruhig, und hörten mit allen Feindseligkeiten gegen die Holländer auf. Diese letztern schickten täglich auf den Markt, um Lebensmittel einzukaufen, wogegen jene wieder ungestört auf dem Fluß hin und her fuhren.

Den 18ten schrieben die Holländer wieder an ihre Landsleute zu Bantam, und datirten ihren Brief zum erstenmal, vom Schloß Batavia; sie baten sie darin, sie sobald als möglich zu benachrichtigen, ob die bantamesische Regierung ihre letzten Vorschläge annehme oder nicht. Den 19ten langte ein Portugiese, Namens Antonio Visioze, im Fort an; er gab vor, daß ihn der König von Tsieribon abgeschickt hätte, um den Holländern die Nachricht zu ertheilen, daß der Soesoehoenan Mataram entschlossen wäre, mit ihnen in Traktate zu treten, und daß dieser Monarch, in eigner Person, mit 1000 Schiffen, nächstens vor Jakatra erscheinen würde, um sie gegen alle ihre Feinde zu schützen.

Diese Nachricht verursachte sehr verschiedene Meynungen. Einige glaubten, daß sie buchstäblich richtig sey; Andre hingegen, daß der Mataram nur bloß deswegen kommen würde, um die Verbrennung der ihm zugehörigen Stadt Japara zu rächen. Die Klügsten aber hielten es für einen bloßen Kunstgrif der bantamesischen Regierung, und der Erfolg zeigte auch nur zu deutlich, daß sie sich nicht betrogen hatten. Drey Tage nachher reiste der Portugiese nach Bantam, wo er eigne Geschäfte zu haben vorgab, mit dem Versprechen, bald wieder zurück zu kommen, um einige Waaren, die der König von Tsieribon begehrte, abzuholen.

Den 23sten langte endlich ein bantamesischer Abgesandte, Namens Abdul Rahman, mit Aufträgen von der dortigen Regierung an. Zugleich erhielt man auch Briefe von den gefangenen Holländern zu Bantam, worin sie die Besatzung benachrichtigten, daß der junge König von Bantam nichts von den letzten Vorschlägen hören wollte, und auch bereits seinen Truppen Befehle ertheilt hätte, das Fort förmlich zu belagern; zwar widersetzte sich noch der regierende Pangoran der Ausführung dieses Entschlusses, es wäre aber doch immer zu fürchten, daß er endlich dazu gezwungen werden würde. Van den Broek und Houbraken, fuhren sie fort, hätten ihre Köpfe dem Kö-

nig zum Unterpfand dargeboten, daß ihm die Holländer, gleich nach der Ankunft des General Coen, das Fort überliefern würden. Sie baten also, der Besatzung dieses Versprechen schriftlich abzulegen, es mit einem Eidschwur zu besiegeln, und ihnen ohne Zeitverlust sechs Kanonen und vier tausend Piaster zu übersenden, um solches dem Könige als einen Beweis ihrer Aufrichtigkeit überliefern zu können. Endlich baten sie auch noch, die fernere Arbeit an den Festungswerken einzustellen, und den Javanesern freundschaftlicher als bisher zu begegnen, um dadurch aller Ursache zum Klagen oder Mißtrauen vorzubeugen.

Dieses Ansuchen wurde noch durch verschiedne wichtige Gründe unterstützt. Wenn man den Wünschen des Königs nachgab, so war es sehr wahrscheinlich, daß die Engländer genöthigt werden würden, Bantam zu verlassen, dahingegen die Holländer allein im Besitz des Handels mit diesen Ländern bleiben würden. Auch war es bekannt, daß die Engländer nicht allein beträchtliche Geschenke für die Erlaubniß angeboten hatten, eine Faktorey zu Jakatra anlegen zu dürfen, sondern auch den Le Fevre, der in der Meerenge kreutzte, gezwungen hatten, nach Amboina zurück zu gehen. Ein dritter Brief von den Gefangenen zu Bantam meldete, daß man endlich den König überredet habe, bis zur Zurückkunft des General Coen zu warten. Indessen konnte doch alles dieses nicht die Holländer vermögen, ihr Mißtrauen fahren zu lassen. Abdul Rahman wurde als ein Spion angesehen, und nach Verlauf von einigen Tagen leer zurück geschickt.

Man gab ihm bloß nur einen Brief an die Gefangenen zu Bantam mit. Man betheuerte in demselbem, daß man bey den bereits geäußerten Gesinnungen durchaus bleiben wollte, und entschuldigte sich, daß es unmöglich wäre, für jetzt die verlangten Geschenke zu übersenden, da alles baare Geld sich an dem Bord des nach Amboina geschickten Schiffes befände, die Kanonen aber zu ihrer eignen Vertheidigung unumgänglich nöthig wären.

Durch

Durch besondre Briefe that man ihnen kund, wie wenig Vertrauen man auf die Versprechungen der bantamesischen Regierung setzte, und daß man Hofnung habe, sich mit dem Soehoehoenan Mataram zu verbinden. Antonio Visioze war bereits wieder zurück gekommen, und reiste den 2ten April mit einigen Geschenken an den König Tsieribon ab.

Den 3ten April langte ein neuer Pangoran Temangon, nebst dem zum Stadthalter bestimmten Subandar, zu Jakatra an. Dies gab zu mancherley Gerüchten unter den Javanesern Anlaß, worauf aber die Holländer um so vielweniger achteten, da sie noch an dem nemlichen Tage einen Brief von Bantam erhielten, worin keines dieser Gerüchte bestätigt wurde. Die Gefangenen fuhren in demselben in ihrem alten Ton mit Ermahnungen, die Festungsarbeiten einzustellen u. s. w., fort. Auch wunderten sie sich sehr über den Entschluß der Besatzung, mit dem Soesoehoenan Mataram in Bündniß zu treten, das sie dem Interesse der Kompagnie für nichtsweniger als zuträglich hielten, dahingegen die Freundschaft des Königs von Bantam in allem Betracht weit vorzüglicher wäre.

Durch abermalige Briefe von Bantam erfuhren sie, daß der König den Gefangenen erklärt habe, daß, da die Holländer mit dem Mataram sich verbinden, und nicht aufhören wollten, an ihren Festungswerken zu arbeiten, er sich durchaus genöthigt sähe, Gegenvertheidigungsanstalten zu treffen; er habe sich also entschlossen, nicht allein die Stadt Jakatra befestigen, sondern auch noch ein besonderes Bastion, dem holländischen Fort gerade gegen über, aufführen zu lassen, und die Besorgung dieser Arbeiten dem Subandar Kiay Lakmoy und dem neuen Temangon zu übergeben. Uebrigens habe er versichert, daß dieses bloß geschähe, um Jakatra gegen den Soesoehoenan Mataram zu schützen; daher denn die Holländer nicht im geringsten nöthig hätten, darüber beunruhigt zu werden. Auch der Kiay Lakmoy, fuhren sie fort, hätte bey seiner Abreise obiges wiederholt, und nur bloß denn die Holländer

der bedroht, wenn sie sich seinen Anstalten widersetzen sollten. Sie baten zugleich, den Direktor Janszon und den van Uffeln sobald als möglich nach Bantam zurück zu schicken, weil dadurch das Vertrauen des Königs vermehrt werden würde. Schließlich bezeigten sie auch noch, so wie in ihrem vorigen Briefe, viel Widerwillen gegen das Bündniß mit dem Soesoehoenan Mataram.

Kiay Lakmoy hatte einen Holländer von Bantam, David Dirkszoon, bey sich, der ihm statt eines Sekretärs dienen, und mit den Gefangenen zu Bantam eine Rolle spielen sollte. Bey seiner Ankunft schickte er sogleich einen Brief ins Fort, worin er sich über das Mißtrauen der Holländer beschwerte, und ihnen erklärte, daß der Eifer, womit sie fortfuhren an ihren Festungswerken zu arbeiten, ihn nöthigte, gleiche Veranstaltungen zu treffen, und dieses um so mehr, da er bereits Nachricht erhalten hätte, daß ein unter Befehl des Königs von Tsieribon stehendes Heer des Soesoehoenan Mataram von 40 bis 50,000 Mann sich der Stadt Jakatra näherte. Dirkszoon fügte diesem Briefe noch hinzu, daß ihn der Kiay Lakmoy gefragt hätte, was er wohl von seinem vorhabenden Festungsbau dächte, und ob die Holländer, ehe sie diese Brille litten, nicht lieber ihre Festungsarbeiten, bis zur Ankunft des General Coen, einstellen würden? Da nun der Kiay Lakmoy durchaus darauf bestand, ihm diese Frage zu beantworten, so hätte er ihm gesagt, daß, seiner Meynung nach, die Holländer eher alle Arbeiten einstellen, als leiden würden, daß man, ihrem Fort gegen über, eine neue Festung anlegen sollte.

Des andern Morgens erhielten die Holländer die Nachricht, daß vor einigen Tagen ein Heer von 50,000 Bantamesern und Javanesern, unter Anführung zweyer Engländer, das Fort während der Nacht hätten überrumpeln wollen, und daß sie bloß nur durch ein falsches Gerücht, als ob die Holländer um ihren Anschlag wüßten, davon abgehalten worden wären. Man schrieb diese Zeitung sogleich an die gefangenen Holländer

länder zu Bantam, und beschwerte sich sehr über diese Verrätherey. Wegen der zu befürchtenden Invasion des Soesoehoenan Mataram erklärte sich die Besatzung, daß sie in diesem Fall gesonnen wäre, mit dem König von Bantam gemeinschaftliche Sache zu machen, und daher auch gerne sähe, wenn die Stadt von der Landseite befestigt würde: von der Seeseite aber könnte man nicht dazu einwilligen, weil sich die Holländer schon allein getraueten, diese Seite gegen jeden Feind zu vertheidigen.

Indessen war der Pangoran Temangon mit seinen Arbeiten unter Begünstigung der Nacht so weit vorgerückt, daß die Holländer unmöglich länger ruhig dabey bleiben konnten. Die Javaneser brauchten nur noch die Batterie auf der Abendseite des Flusses mit Kanonen zu besetzen, um den Hafen völlig dominiren zu können. Die meiste Bestürzung aber verursachte den Holländern eine mit Pallissaden besetzte Courtine von Erde, wodurch die beyden Hauptwerke der Javaneser vereinigt wurden.

Nun fieng man allmählich an einzusehen, daß das ganze Gerücht von der Annäherung des Soesoehoenan Mataram und seines Heeres dem Könige von Bantam nur bloß zum Vorwand gedient hatte, um seine wahren Absichten, die er auf das Fort hatte, desto besser zu verstecken. Nachdem man lange über die Maaßregeln, die man bey diesen Umständen ergreifen müßte, zu Rathe gegangen war, entschloß man sich einmüthig, die neuen javanesischen Werke ohne Zeitverlust zu zerstören.

Dreyßig Mousquetiers wurden kommandirt, um eine grössere Anzahl Unbewafneter zu bedecken, die Befehle hatten, die Werke der Javaneser zu vernichten, und alles in Brand zu stecken. Die weiße Fahne auf den Wällen des Forts wurde mit einer rothen verwechselt. Da die Holländer zu der ersten Batterie an der Nordwest-Seite des Flusses kamen, wurden sie von den Javanesern gefragt, was sie hier zu schaffen hätten?

ten? „Wir kommen, um diese neuen Werke zu zerstören und zu „verbrennen!“ antworteten die Holländer. — „Schon gut!“ erwiederten die Javaneser, und zogen sich sogleich zurück. Die zweyte Batterie that eben so wenig Widerstand; die dritte hingegen wurde so muthig vertheidigt, daß die Holländer anfangs zum Weichen genöthigt wurden. Sie kehrten aber bald wieder mit so vieler Wuth zurück, daß diese Batterie mit Sturm erobert, die Javaneser verjagt, und alles zerstört und verbrannt wurde. Die Javaneser büßten bey diesem Vorfall 4 Todte ein, die Holländer hingegen hatten 20 leicht Bleßirte.

Kaum war diese Expedition geendigt, so ward von neuem die weiße Fahne aufgesteckt, und zugleich ein Brief an den Pangoran Temangon abgefertigt, worin man sich wegen des Vorgefallenen entschuldigte, und zugleich über den Tod der vorerwehnten 4 Javaneser sein Beyleid bezeigte. Man setzte hinzu, daß man gezwungen gewesen wäre, dasjenige mit Gewalt zu erlangen, was man ihnen im Guten beständig verweigert hätte. Auch baten sie ihn, zu ihrer Entschuldigung dem Könige von Bantam zu melden, daß sie die Batterie bloß darum zerstört hätten, damit das Heer des Soesoehoenan Mataram sowohl, als gewisse andre Leute, von deren heimlichen verrätherischen Gesinnungen sie hinlänglich unterrichtet wären, sich ihrer nicht zur Unterjochung von Jakatra bedienen möchten; wobey sie denn ihren Vorschlag nochmals wiederholten, diese Stadt von der Seeseite gegen jeden Feind zu vertheidigen. u. s. w.

Der Pangoran Temangon nahm diesen Brief besser auf, als man vermuthen konnte; er schien über das Vorgefallene mehr bestürzt als aufgebracht zu seyn, und ließ der Besatzung sagen, daß, woferne sie sich nur künftighin ruhig verhalten wollten, er diesmal den König seinen Herrn schon überreden würde, daß dieser ganze Vorfall bloß aus einem Mißverständniß entstanden sey. Den folgenden Tag steckten die Javaneser gleichfalls eine weiße Fahne aus. Der Pangoran

Teman-

Temangon zeigte sich weit billiger, und der Kiay Lakmoy, dem die Holländer verschiedene Geschenke gemacht hatten, bezahlte solche mit seinem guten Rath, wie man sie am besten wegen des Vorgefallenen bey dem Könige von Bantam rechtfertigen könne.

Schon längst hatten die Holländer Nachrichten von ihren gefangnen Landsleuten erwartet; endlich erhielten sie den 25ten April einen Brief von ihnen, der mit den bittersten Klagen über ihr Betragen, wodurch sie den König von Bantam zum unversöhnlichsten Zorn gereitzt hatten, und mit Drohungen und Vorwürfen angefüllt war. Die sich im Fort befindlichen Holländer waren diese Vorwürfe sich natürlicherweise vermuthen, und suchten in ihren Antworten sich bestmöglichst zu rechtfertigen.

Endlich schrieben die Gefangnen, daß sie durch Geschenke sich verschiedne Freunde gemacht hätten, durch deren Vorspruch beym Könige sie auch jetzt wirklich besser behandelt wurden. Die Javaneser hatten abermals unfern des Forts an einer neuen Batterie zu arbeiten angefangen, da aber dieselbe den Holländern eben keinen beträchtlichen Schaden zufügen konnte, so war man ganz ruhig dabey geblieben.

Den 9ten May erhielten sie einen Brief vom Kiay Warga, Subandar von Bantam. Nachdem er die wichtigen Dienste, die er den Holländern bey dem Könige geleistet, sehr angerühmt hatte, bat er um eine gewisse Anzahl Musketen, die man gegen die Schiffe des Soesoehoenan Mataram vonnöthen hatte; wobey er denn nochmals versuchte, sie zu überreden, daß sich dieser Fürst jetzt in der That unterwegens befände. Das Sonderbarste dabey war, daß der Inhalt dieses Briefes durch einen andern, den man von den Gefangenen zu Bantam erhielt, bestätigt wurde, die immer fortfuhren, dem Könige von Bantam das Wort zu reden.

An dem nemlichen Tage kamen auf der Fregatte Ceylan zwey Konsuls von Indien, Peter von Carpentier und Andreas Soury, zu Jakatra an. Der General-Coen hatte sie

voraus-

vorausgeschickt, mit der Versicherung, daß er selbst in Zeit von drey Monaten nachfolgen wolle. Man ertheilte hievon den Gefangenen zu Bantam sogleich Nachricht, und war kühn genug, dem Könige von Bantam allerley Drohungen sagen zu lassen.

Kaum waren diese Neuigkeiten zu Bantam bekannt geworden, als alles darüber in die größte Bestürzung gerieth; die Gefangnen wurden enger als jemals eingeschlossen, ihre Briefe, so sie erhielten, auf das sorgfältigste untersucht, und Tag und Nacht mit Rathschlägen zugebracht. Die Engländer hatten ihre Flotte, die aus 14 Schiffen bestand, getheilt, und weit entfernt, dem General Coen bey seiner Ankunft eine Schlacht liefern zu wollen, schienen ihre Anstalten vielmehr auf die gänzliche Verlassung dieser Gegenden abzuzwecken.

Indessen suchte man den Gefangnen zu Bantam durch Briefe, soviel als möglich, Muth einzusprechen, auch schrieb man an den König einen mit sehr ernstlichen, aber doch höflichen, Vorstellungen angefüllten Brief.

Der gewünschte Augenblick, der aller ihrer Noth ein Ende machen sollte, war in der That näher, als man es glaubte. Den 27ten May lief das Jagdschif, das kleine Holland genannt, mit den freudigsten Zeitungen in den Hafen ein. General Coen hatte diese Jagd von Japara abgeschickt, und ihr einen Brief an die Konsuls Carpentier und Soury mitgegeben, worinn er ihnen befahl, unverzüglich an die bantamesische Regierung zu schreiben, und derselben anzudeuten, neutral zu verbleiben, und sich nicht im geringsten in die Angelegenheiten von Jakatra zu mischen. Dieser Befehl mußte denen im Fort natürlicher Weise sonderbar genug vorkommen, weil es höchst unwahrscheinlich war, daß der General nicht von der Usurpation des Königreichs Jakatra durch die Bantameser, die über 3,000 Mann ihrer besten Truppen daselbst hielten, unterrichtet seyn sollte. Indessen vermuthete man, daß der General Coen hinlängliche Ursachen zu seinem Betragen haben müsse; man vollzog also den Befehl des Generals nach dem Wortverstande,

und

und trug zugleich den Gefangnen zu Bantam auf, solchen dem Könige deutlich zu erklären, damit er nicht etwan dereinst Unwissenheit vorschützen könnte.

Den 28ten May erschien endlich General Coen selbst mit seiner Flotte, die aus siebzehn Segeln bestand, und ließ dieselbe unter dem Fort vor Anker gehen. Eilfhundert Mann wurden sogleich ausgeschift, über den Fluß gesetzt, und ihnen Befehl gegeben, die Stadt zu stürmen. Die Stadt Jakatra, die nicht weiter als einen Büchsenschuß von dem Fort entfernt lag, ward demnach auf das lebhafteste angegriffen. Es befanden sich 8,000 bewehrte Javaneser in der Stadt, wovon die Hälfte Bantameser waren; nach einigen wenigen Augenblicken, die sie Widerstand zu leisten wagten, nahmen sie sämmtlich die Flucht, und ließen sechs Tonnen Pulver und 40 Kanonen von verschiedenem Kaliber zurück. Eine große Menge von ihnen wurde niedergehauen, ob man gleich die eigentliche Anzahl der Getödteten nicht angeben kann, weil sie ihre Todten mit sich schlepten. Alles was von Einwohnern noch in der Stadt übrig geblieben war, nur Weiber und Kinder ausgenommen, mußte über die Klinge springen. Die Mauren wurden niedergerissen, die Stadt verbrannt, und alles bis auf den Namen ausgerottet. Bey dieser ganzen Aktion verloren die Holländer nur einen einzigen Mann, der getödtet wurde, und hatten auch nur einige wenige Verwundete.

Nach diesem Siege nahm General Coen alle nöthige Maßregeln, um günstige Folgen aus demselben zu ziehen. Er theilte dem Könige von Bantam Nachricht von allem Vorgefallenen mit, und drang, mit untermischten Drohungen, auf die Loßlassung seiner gefangenen Landsleute zu Bantam. Da aber der König hiezu keine Anstalten vorkehrte, so erschien er selbst den 7ten Junius mit seiner Flotte auf der dortigen Rhede, und nöthigte den König, ihm die Gefangnen auszuliefern. Nun kehrte er wieder nach Batavia zurück, wo van den Broek mit vielen Freudenbezeugungen empfangen wurde. Kurz nachher schickte der General den van den Broek abermals mit einigen

nigen Schiffen nach Bantam, um alles, was den Holländern daselbst gehörte, abzuholen. Eine Menge Chineser begaben sich auch nach Batavia, wo sie die Anzahl der Einwohner merklich vermehrten. Man fuhr nun eifrig fort, an den Festungswerken dieser neuen Pflanzstadt zu arbeiten, die mit den Kräften der Holländer immer mehr anwuchs, bis sie endlich nach und nach zu demjenigen Grad von Größe und Macht gelangte, den sie heut zu Tage erreicht hat.

R.

VI.

Zur Geschichte der Pariser Bluthochzeit, aus Handschriften.

Es war im Jahr 1563, während dem bürgerlichen Kriege in Frankreich, daß der Herzog von Guise den wichtigen Entschluß faßte, die Stadt Orleans zu belagern, und bey dieser Belagerung geschah es, daß er vom Poltrot ermordet wurde. Dieser Poltrot war ein Edelmann aus Angoumois, und hatte einen Theil seiner Jugend in Spanien zugebracht, von welchem Lande er zwar den Ton und die Manieren, aber nicht die Religion angenommen hatte. Er war ein eifriger Protestant, und folgte bey seiner Zurückkunft nach Frankreich der Parthey des Prinzen von Soubise, der damals einer der Häupter der Protestanten war. Indessen versichert man, daß dieser Herr keinen Antheil an dem schändlichen Plan hatte, den Poltrot entwarf und ausführte. Nach den Klagpunkten seines Prozesses wurde er zu diesem Mord durch Andre angereitzt. Dem sey nun wie ihm wolle, genug, er beobachtete die größte Vorsicht, um seinen Streich nicht zu verfehlen, und durch den Tod des Herzogs von Guise, Oberhaupts der Katholiken, dieser Parthey den empfindlichsten Stoß beyzubringen. Er ließ sich

dem

dem Herzog als eine Militairperson vorstellen, der mit der protestantischen Parthey mißvergnügt sey, seine Irrthümer bereue, und bereit wäre, sie abzuschwören und katholisch zu werden. Der Herzog empfieng ihn mit offenen Armen, behielt ihn bey sich, gab ihm freye Tafel, und da er wußte, daß er Muth und Kriegserfahrung besaß, ließ er sich allenthalben von ihm begleiten. Poltrot wurde bald gewahr, daß er sehr leicht die Gelegenheit finden würde, seinen Streich zu vollführen.

Der Herzog verließ alle Abend sein Hauptquartier, um die Laufgräben zu visitiren, wobey er die Gewohnheit hatte, bey Saint-Mesmim über die Loire in einem kleinen Boote zu setzen, das nur 3 bis 4 Personen einnehmen konnte; daher denn sein ganzes Gefolge zurück geschickt wurde, sobald man die Passage erreichte. Es war den 18ten Februar 1563, als der Mörder, anstatt sich mit den Andern zurückzuziehen, dem Herzog folgte, und in dem Augenblick, da derselbe ins Boot treten wollte, und mit dem Herrn von Restaing sprach, seine Pistole auf ihn abfeuerte, deren Kugel von der Schulter herab in den Leib gieng, und den Herzog tödtlich verwundete. Man brachte ihn nach dem Dorfe Olivet, wo er verbunden wurde; allein sein Wundarzt fand die Wunde unheilbar, und sagte, daß ihm nichts mehr übrig wäre, als an seinen Tod zu denken. Er starb auch wirklich fünf Tage nachher in einer Gemüthsverfassung, die sowohl die Größe seines Muths, als seine edle Denkungsart bewieß.

Poltrot, der nach begangenem Verbrechen unruhig wurde, versuchte zu entfliehn, aber, anstatt sich von Orleans zu entfernen, irrte er in der Verwirrung rund um die Stadt herum, bis er zwey Tage nachher festgenommen wurde. Man führte ihn nach dem Lager von Saint-Hilaire, wo sich die Königin, der Connetable von Bourbon nebst verschiednen Prinzen und Großen befanden. Er wurde sogleich durch einen anwesenden

Requeten-Meister verhört. Man giebt vor, daß er bey diesem ersten Verhör den Admiral de Coligni und den Minister Theodor de Beze als Mitschuldige angab, und daß sie es wären, die ihn verführt hätten, unter der Versicherung, daß dieser Mord ein großer Vortheil für die Protestanten seyn, und ihm viel Ehre machen würde; ja es wäre ein wahrhaft verdienstliches Werk, und der That Judits im alten Testament ähnlich, weil er die Ehre hätte, durch den Tod des feindlichen Heerführers sein Vaterland und seine Religion zu retten. Den folgenden Tag nach diesem Verhör wurde Poltrot eiligst nach Paris geschickt, daselbst eingekerkert, und dem Parlament aufgetragen, ihm seinen Prozeß zu machen; welches denn auch in großer Eil geschahe. Die Aussagen des Poltrots bey den Verhören waren sehr verschieden; bald klagte er den Admiral, seinen Bruder, und andre vornehme Protestanten an, bald aber rechtfertigte er sie wieder von aller Schuld an seinem Verbrechen; endlich wurde er zu dem Martertode verdammt, der in Frankreich für die Königsmörder bestimmt ist; er wurde mit glühenden Zangen gezwickt, und von vier Pferden zerrissen, seine Glieder an vier Thoren der Stadt aufgehängt, sein Körper verbrannt, und seine Asche in die Luft gestreut. Vor seiner Hinrichtung wurde er nach französischem Gebrauch nochmals auf die Tortur gebracht, und selbst im Augenblick seines Todes vom neuen befragt. Man versichert, daß er in dieser grausamen Lage abermals den Admiral de Coligni und seinen Bruder als Mitschuldige genannt habe. Die Hinrichtung geschah den 18ten März 1563, einen Monat nach vollbrachter That.

Der Admiral und der Minister Theodor de Beze unterließen nichts, um diese schwarze Beschuldigung zu vernichten. Die Königin Mutter theilte selbst ersterm die Aussage des Poltrot mit, damit er sich rechtfertigen könnte. Er beantwortete auch jeden Artikel. Poltrot hatte gesagt, daß er dem Admiral durch die Prinzen de Conde, de Soubise, und d'Aube-

terre

ferre als ein unternehmender Mann empfohlen worden sey. Der Admiral räumte ein, daß er ihm in dieser Eigenschaft durch den Marquis de Feuquieres vorgestellt worden wäre, daß er aber keinen andern Gebrauch von ihm habe machen wollen, als, weil er ihn für einen erfahrnen Offizier hielte, hätte er ihm Befehl gegeben, sich in Orleans zu werfen, um diesen Ort vertheidigen zu helfen. Auf die vorgebliche Anklage des Poltrot, daß der Admiral ihm besonders aufgetragen hätte, den Herzog von Guise zu ermorden, antwortete er mit Verachtung, daß er eine solche Schandthat zu begehen unfähig wäre. Poltrot gab indessen das Detail von verschiedenen Unterredungen zwischen dem Admiral, zween protestantischen Predigern und ihm, in welchen man, wie er sagte, alle nur mögliche Mittel angewandt hätte, ihn zu überreden. Der Admiral leugnete dieses nicht allein, sondern bewieß auch, daß er den Herzog von Guise hätte benachrichtigen lassen, sich für seine Leute in Acht zu nehmen, unter welchen sich einer befände, der ihn umbringen wollte. Das Parlament war aber mit dieser Rechtfertigung so wenig als die Familie des ermordeten Herzogs zufrieden, die sich insgesammt mit der Wittwe an ihrer Spitze dem Könige zu Füßen warf, und um Gerechtigkeit gegen die Chatillons *) flehte, als die wahren Urheber des begangenen Mordes. Man würde ihnen auch diese Bitte vielleicht zugestanden haben, wenn nicht die Lage der öffentlichen Angelegenheiten bald nachher den Hof zu einem nachtheiligen Frieden mit den Protestanten gezwungen hätte. Die Guisen waren daher genöthigt, ihre Rache

*) Chatillon war der Familien-Name des Admirals von Coligni, daher unter dieser Benennung er und sein Bruder verstanden werden. Wir wollen bey dieser Gelegenheit bemerken, daß, aller obenangeführten Umstände ohnerachtet, der Admiral dennoch gewiß unschuldig an dem Meuchelmorde gewesen sey, da die besten Geschichtschreiber seinen Karakter als höchst verehrungswürdig schildern, und das grausame Betragen seiner fanatischen Feinde, die nicht den Namen, Menschen, verdienen, ihn hinreichend rechtfertiget.

aufzuschieben, allein sie verlohren sie nicht aus den Augen; denn fünf Jahr nachher, 1568. gaben sie davon die stärksten Beweise, und da ihre Rache noch nicht gesättigt war, so veranlaßten sie endlich auch 1572. die schandvolle Pariser Bluthochzeit.

Der Krieg zwischen dem König, der Königin Mutter und den Hugenotten in Frankreich wurde 1568. durch den Frieden von Lonjumeau nur auf kurze Zeit unterbrochen, und bald nachher mit grösserer Wuth als jemals erneuret. Vorzüglich war es gegen den Admiral von Coligni und seinen Bruder, den Kardinal von Chatillon, daß der Zorn der Königin Katharina von Medicis gerichtet war. Der Admiral war damals das wahre Oberhaupt der protestantischen Parthey, denn der junge Prinz von Navarra, nachher Heinrich IV., der es hätte seyn können, war zu der Zeit nur 15 Jahr alt, und der Prinz von Conde, sein Onkel, setzte sein ganzes Vertrauen auf Coligni. So lange der große Konnetable von Montmorency lebte, hatte die Königin den Admiral, der sein Schwestersohn war, mit Schonung behandelt; aber dieser große Mann war im verflossenen Jahre in der Schlacht bey Dreux geblieben.

Ob sich gleich Coligni wegen des Mordes des Herzogs von Guise gerechtfertigt hatte, so war dennoch bey der Königin und der Lotharingischen Familie der Verdacht nicht erloschen. Auch hatte man den Admiral benachrichtigt, daß dieser sogenannte kleine Friede bloß gemacht worden sey, um ihn und den Prinzen von Conde einzuschläfern. Es war der Marschall von Tarannes, der ihm diese Nachricht gab, zufolge welcher der Krieg wieder angefangen wurde. Die Königin, wüthend, daß ihr Geheimniß verrathen worden war, beobachtete keine weitere Nachsicht mehr gegen Coligni. Da der berühmte Kanzler de l'Hopital sich nicht zu allem bequemen wollte, was der Zorn ihr eingab, so mußte er die Siegel abliefern. Hopital gieng auf seine Güther, woselbst er noch fünf Jahr lebte, und

ein Zeuge aller Greuel war, die sein Vaterland verwüsteten. Morvilliers, Bischof von Orleans, der sein Nachfolger war, ließ durch das Parlament sogleich dem Admiral, als Anführer aller Rebellen in Frankreich, den Prozeß machen; worauf denn den 13ten September 1568. die berüchtigte Sentenz erfolgte, die alsbald in acht Sprachen gedruckt wurde; nemlich: französisch, lateinisch, italiänisch, spanisch, deutsch, flämisch, englisch und schottisch. Der Inhalt war, „daß der Admiral „des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig erklärt wur„de, ferner, daß er ein Störer der öffentlichen Ruhe, ein Ver„letzer des Friedens, ein Feind der allgemeinen Sicherheit u. „der vornehmste Urheber und Anführer der Rebellion und Ver„schwörung gegen den König und den Staat sey. Zur Strafe „wird besagter Coligni aller Ehren, Güter und Würden be„raubt, und verdammt, auf dem Platz de Greve an einem „Galgen gehangen und erdrosselt zu werden, daß hernach aber „sein todter Körper nach dem Galgen zu Montfaucon ge„bracht werden soll.„ Bis diese Hinrichtung in natura geschehen würde, befahl das Parlament, daß sie mit seinem Bildniß vorgenommen werden sollte; daß das Wapen des Admirals von dem Henker durch die Straßen geschleift, und hernach zerbrochen; alle seine Kinder für unedel und unehrlich erklärt, und unfähig seyn sollten, jemals in Frankreich irgend eine Stelle zu bekleiden oder Vermögen zu besitzen; wobey allen königlichen Unterthanen verbothen wurde, den Admiral aufzunehmen, zu verbergen, oder sonst mitleidigen Beystand zu leisten, ja ihm weder Wasser noch Feuer zukommen zu lassen. Das Parlament gieng noch weiter, und ließ zu Paris durch Trompetenschall kund thun, daß derjenige, der den Admiral todt oder lebendig liefern würde, 50,000 Thaler zur Belohnung erhalten, und dieses Geld sogleich baar bekommen sollte, von welcher Nation, Religion oder Stande er auch immer seyn möchte; ja, wenn er auch ein Bedienter oder Mitschuldiger des Admirals wäre, oder auch andre Verbrechen begangen hätte, so sollte er diese Summe nebst seiner völligen Be-

gnadigung erhalten. Kurz darauf geschahe auch diese Hinrichtung im Bildniß.

Man war in Frankreich an solche schreckliche Urtheilssprüche schon gewöhnt, die die despotische Gewalt und der Fanatismus ausbrüteten; daher denn dieser auch den Admiral und die Seinigen nicht sehr beunruhigte. Sie waren zu wohl bewafnet, und zu gut unterstützt, um sich durch die boshafte Politik der Königin niederschlagen zu lassen, allein vier Jahre nachher wurden sie doch die Opfer derselben.

Im Jahr 1569 geschah die Schlacht bey Jarnac, wo der Prinz von Conde blieb, und der Herzog von Anjou, nachher Heinrich III, das Feld behauptete. Der Admiral verhinderte die Zerstreuung der Truppen, zog sie zusammen, und wurde nunmehr als das einzige Oberhaupt der protestantischen Parthey angesehen. In demselben Jahr gewann der Herzog von Anjou auch die Schlacht bey Montcontour, allein er wußte nicht seinen Sieg zu nutzen; der Admiral brachte wieder sowohl die Truppen, als die jungen Prinzen von Navarra und Conde, unter deren Namen er die Armee kommandirte, in Sicherheit, und wurde dadurch den Protestanten noch theurer. Es waren nun schon drey Schlachten von den Katholiken gewonnen, und dennoch waren die Hugenotten noch unerschüttert, daher die Königin Katharina einen andern Plan entwarf, und ihre höllische Politik zu Hülfe nahm. Unglücklicherweise hatte sie sich derselben zu oft bedient, als daß man nicht mißtrauisch hätte seyn sollen; aber es ist leider das Loos der Menschen, allemal in dieselben Schlingen zu fallen, wenn man sie gleichwohl kennt, und bereits entgangen ist. Sie verlangte den Frieden, versprach allen ihren Feinden Toleranz, Gewissensfreyheit, Amnestie, Ehrenstellen und Gnadenbezeugungen; dadurch gelang es ihr, sie zu beruhigen und zu verführen. Alle diese Versprechungen wurden im Parlament registrirt. Sie schloß grosse Vermählungen, die einen Vorwand zu grossen Festins gaben, wodurch alle protestantische Prinzen und Grossen

nach

nach Hofe gelockt wurden, und also in die ihnen gelegte Schlingen fielen.

Der König von Frankreich, Karl IX., vermählte sich mit der Prinzeßin Elisabeth von Oesterreich, Tochter des Kaisers Maximilian II. Imgleichen war man in Unterhandlung, den jungen Prinzen von Navarra mit der Prinzessin Margaretha, Schwester Karl IX., zu vermählen. In dieser Hofnung kam die Königin von Navarra nach Paris, woselbst sie aber bald nachher starb. Dieser Tod verursachte keinen grossen Aufschub in Ansehung der Vermählung ihres Sohnes, die durch die scheußlichsten Greuel gefeyert wurde, die unter dem Namen der pariser Blutnacht bekannt sind. Der Admiral war auch nach Hofe gekommen, wo man nichts unterlassen hatte, ihn glauben zu machen, daß man das Vergangene vergessen hätte. Man that, als ob man seinem Rathe folgen wollte, der auf einen Krieg mit Spanien abzweckte; als er aber eines Abends zurükkam, und eben in sein Haus einzutreten im Begrif stand, ward auf ihn geschossen, wodurch er gefährlich verwundet wurde. Der Mörder hieß Maurevert. Der König und die Königin befahlen dem Schein nach, ihn zu verfolgen, man erleichterte ihm aber die Mittel zu entkommen. Die treulose Katharina stellte sich, als ob sie den Admiral beklagte, um desto gewisser seinen Untergang zu beschleunigen. Bald darauf fiel er auch als ein Ofper des rasenden Fanatismus in der ewig denkwürdigen Bartholomeus Nacht; ein Mord, der mit den abscheuligsten Umständen begleitet war, wie Jedermann weiß. Sein blutiger Körper wurde zum Fenster heraus geworfen, und der Wuth des Pöbels überlassen, der denn nicht säumte, der Sentenz von 1568 zufolge, den Leichnam nach dem Galgen zu Montfaucon zu schleppen, und über demselben das berüchtigte Parlaments-Urtheil anzuschlagen. Der König Karl IX. begab sich den 29sten August 1572, vier Tage nach dieser saubern Expedition, ins Parlament, wo er das Blutbad dadurch zu rechtfertigen suchte, daß er diejenigen, die dabey umgekommen

nien waren, besonders den Admiral von Coligni, als Verschworne und Friedensstörer anklagte; worauf denn das Urtheil in Gegenwart des Königs erfolgte. Niemand unterstand sich, dem Monarchen zu widersprechen; Jedermann schwieg. Alle Beweise, die der König nur anführte, wurden ohne weitere Umstände als höchst gültig angenommen, und diejenigen für schuldig erklärt, die schon hingerichtet waren; auch wurde das grausame Urtheil gegen den Admiral, und alles was ihm angehörte, erneuert, wozu man noch fügte, daß seine Portraits allenthalben zerrissen, sein vornehmster Wohnsitz zu Chatillon zerstört, und dem Erdboden gleich gemacht; alle Bäume seines Parks niedergehauen, und auf den Trümmern eine Schandsäule mit einer Inschrift errichtet werden sollte, worauf die Verbrechen des Admirals angezeigt wären. In diesem selbigen Parlamentsschluß ward auch verordnet, daß alle Jahr eine feyerliche Prozession und ein Te Deum zum Andenken der Bartholomeus-Nacht gehalten werden sollte; eine Feyerlichkeit, die aber zur Ehre der Menschheit unterblieben ist.

Litteratur und Völkerkunde.

XII.

Juni 1783.

I.

Beyträge zur Geschichte der Taktik bey den Griechen und Römern.

Unsere unmilitairischen Leser werden vielleicht beym Anblick obigen Titels gegenwärtigen Aufsatz für unschicklich in diesem periodischen Werke halten, da derselbe nur eine besondre Klasse von Lesern zu interessiren scheint; allein wir bitten, ihr Urtheil aufzuschieben. Es verhält sich ganz anders mit der Geschichte einer Wissenschaft, als mit der Wissenschaft selbst; wenn die Kenntniß der letztern nur für gewisse Personen gehört, so ist doch die erstere ein Gegenstand für jeden denkenden Kopf. Die Geschichte, selbst trockener Wissenschaften, hat ihr Angenehmes, daher auch unsere Beyträge zur Mathematik und Chymie bey in diesen Fächern uneingeweiheten Lesern Beyfall gefunden haben. Die Taktik, wenn sie nicht bloß militairisch behandelt wird, gränzt so nahe an die Geschichte, und an andere Wissenschaften, ja sie klärt so sehr Sitten, Gebräuche, Künste, Denkungsart und Geist der vorigen Zeiten auf, daß sie unmöglich dem wißbegierigen Forscher gleichgültig seyn kann. Dieses mag zur Apologie dienen, wenn künftig in diesem Werke noch andre taktische Aufsätze erscheinen sollten.

Die ältesten Nachrichten, die wir von der Kriegskunst haben, betreffen die Belagerung von Troja; denn ob wir gleich wissen, daß Bachus und Sesostris, König von Egypten, grosse Eroberungen gemacht haben, so wissen wir doch nicht, wie sie dazu gelangt sind. Die vorgeblichen egyptischen Schriftsteller, als Manethon und Andre, sind höchst unzuverläßig, und dasjenige, was uns Herodot und Diodorus von Sicilien davon sagen, ist sehr wenig unterrichtend. Der letztere sagt sogar frey heraus, daß er nichts gewisses von dem vor dem trojanischen Kriege Geschehenen weiß. Was aber diesen betrift, so ist es so gut als bewiesen, daß die Geschichtbücher, die man dem Dictis von Creta und dem Dares von Phrygien zuschreibt, falsch sind. Es bleibt uns also kein andres Licht über den trojanischen Krieg übrig, als die Iliade des Homers. Dieser grosse Dichter lebte 250, oder nach Andern 300 Jahre nach der Zerstörung von Troja, und da die Taktik seit dieser Epoke nicht verändert worden war, so konnte er leicht die Beschaffenheit der Kriegsheere bestimmen.

Wir können daher aus den Erzählungen Homers schliessen, daß bey jener berühmten Belagerung schon eine Taktik vorhanden gewesen sey. Man findet in der Iliade, daß Mnestheus, Anführer der Athenienser, das seltne Talent besaß, alle Arten von Soldaten gehörig zu stellen, um sowohl zu Fuß als zu Pferde zu fechten. Dieses verdient eine Erläuterung. Man zweifelt mit Grund, daß bey der Belagerung von Troja Reuterey, wie die unsrige, gewesen ist, sondern nur durch Pferde gezogene Kriegswagen, von welchen jeder zwey Führer hatte. Diese Wagen werden oft in der Iliade erwehnt, allein nie die eigentliche Reuterey. Indessen hatten die Perser einige Jahrhunderte nachher doch Kavallerie, ungeachtet dieser Kriegswagen, die sie beybehielten, obgleich sie die Griechen schon abgeschaft hatten. Es ist gewiß, daß man zur Zeit der Belagerung von Troja zweyerley Arten von Infanterie hatte, nemlich die schwer und leicht bewafnete. Die ersten hatten zu Vertheidigungswaffen den Helm, den Harnisch und

den

den Schild, und zum Angrif Piken, Streitkolben, Aexte, Wurfspieße und Schwerdter. Die leicht Bewafneten bedienten sich der Bogen, Pfeile, Schleuder und leichter Wurfspieße; übrigens folgten sie, sowohl in ihrer Rüstung, als Kleidung, den ihren Provinzen eignen Gebräuchen. Es waren die Kreter, von denen die Griechen den Gebrauch der Bogen gelernt hatten; auch wurde eben diesem Volk die Erfindung der Schwerdter zugeschrieben. Den Schild und Helm aber hatten sie, nach dem Herodot, von den Egyptiern erhalten. Im Anfang waren diese Waffen nur von Thierfellen, bis Kadmus metallene Waffen in Griechenland einführte. Diese waren damals größtentheils von Kupfer, das die Alten besonders zu härten verstanden, da sie, aus Unwissenheit das Eisen zu bearbeiten, in jener entfernten Zeit dieses nützliche Metall zu sehr wenig Dingen brauchten.

Das Corps der schwer Bewafneten wurde damals die Phalanx genannt; sie bestund aus vielen Gliedern, die so sehr aneinander gedrängt waren, daß sie einen undurchdringlichen Körper formirten. Homer vergleicht die Phalanx in dieser Stellung mit einem festen Gebäude, das den Winden, dem Regen und den Stürmen widersteht. Diese Phalanx war zur Vertheidigung vortreflich, außerdem flößte sie den Feinden Schrecken ein, wenn sie vorrückte, ohne sich zu trennen, während der Zeit die leichten Truppen durch beständiges Necken die feindlichen Heere in Unordnung zu bringen suchten. Indessen war diese Phalanx noch sehr von der macedonischen unterschieden, worin die Stellungskunst auf bestimmte Grundsätze gebracht war, und die aus sechszehn Gliedern bestand.

Ueberhaupt war damals die Kriegskunst noch in ihrer Kindheit, daher man auch keine Erläuterungen beym Homer in Ansehung ihrer Schlachtordnungen antrift. Man lieset von keinen künstlichen Bewegungen während dem Treffen. Keine Stellung, oder irgend eine Anordnung, woraus die Fähigkeit des Feldherrn hervorleuchtete. Die Anführer lassen

im Handgemenge die Hände eben so viel arbeiten, als die Soldaten. Ihre Verdienste bestehn weniger darin, einen Haufen anzuführen, als eine grosse Anzahl Feinde zu tödten. Daher stellen auch die Schlachten in der Iliade nichts anders vor, als Gefechte von Mann gegen Mann. Drey oder vier Personen von einer und der andern Seite setzen eine ganze Armee in Schrecken, und werfen sie über den Haufen, so wie man in den Ritterromanen des mitlern Zeitalters liest. Der weise Nestor, der, nach dem Homer, den Griechen allezeit die besten Kriegsanschläge giebt, bringt sie dahin, ihr Lager mit Mauren und Graben zu befestigen, und Vorposten auszustellen, um von den Bewegungen der Trojaner Nachricht einzuziehn. Man sieht, daß die Belagerungen damals nichts als sehr unvollkommene Blokaden waren, auch kannte man noch nicht die Kriegsmaschinen, und wußte von keinem Stürmen. Es sind noch andre Stellen im Homer, die Ursache geben zu glauben, daß die Taktik der Griechen, ihre Castrametation zur Zeit der Belagerung von Troja eben so wie einige Jahrhunderte nachher beschaffen waren; wir finden auch beym Homer diese Kriegsgebräuche besser entwickelt, wie in den ihm folgenden Schriftstellern, als z. B. Herodot, der doch 500 Jahr nach ihm lebte, und, ohngeachtet der Menge seiner historischen Fabeln, der Vater der Geschichte genannt wird. Er beschrieb die Kriege der Griechen und Perser, von der Regierung des Cyrus an, bis zum Xerxes; da er aber kein Soldat war, so findet man in seinem Werke wenig Unterrichtendes über den Krieg.

Thucydides, der Athenienser, schrieb ungefähr 60 Jahr nach dem Herodot die Geschichte des peloponesischen Kriegs, in welchem er gedient, dessen Ende er aber nicht gesehen hatte. Diese sehr geschätzte Geschichte wurde durch Theopompus und Xenophon fortgesetzt; man lernt daraus, vielmehr als aus dem Herodot, alles was das Kriegswesen betrift. Allein die andern Werke des Xenophons sind es vorzüglich, woraus Militairpersonen sich in der Taktik der Griechen unterrichten können,

nen, die damals ihre größte Höhe erreicht hatte. Man muß seine Cyropedie lesen, ein Buch, das die Geschichte der Erziehung und Regierung des großen Cyrus enthält, und, als Roman oder wahre Geschichte betrachtet, höchst merkwürdig ist. Die Lehren, die Cyrus darin erhält, und auch hernach ausübt, sind vortreflich. Dadurch, daß Xenophon uns die Kriege und Eroberungen seines Helden erzählt, unterrichtet er uns von der Taktik der Perser, die er in einem andern Werke noch besser entwickelt, worin er seine eignen Feldzüge beschreibt. Es war ungefähr 150 Jahre nach dem Tode des großen Cyrus, daß Xenophon anfangs mit den Persern vereinigt fochte, um durch Hülfe von 10,000 Griechen den jüngern Cyrus auf den persischen Thron zu setzen, nachher aber gezwungen wurde, mit eben diesen Griechen jenen berühmten fechtenden Rückzug zu machen, der in der ganzen Geschichte ohne Beyspiel ist. Xenophon war zu gleicher Zeit der Heerführer und Geschichtschreiber desselben, woraus ein Werk entstand, das man nicht ohne Bewunderung lesen kann. In neuern Zeiten ist man so sinnreich gewesen, jeden etwas beschwerlichen Rückmarsch einer Armee mit Xenophons Rückzug zu vergleichen. Insbesondre sind die Franzosen mit diesen Parallelen nicht sparsam umgegangen. Vorzüglich aber hat man dem Marschall von Belleisle die Ehre gethan, ihn wegen seines Rückzuges aus Böhmen im Jahr 1743 neben Xenophon zu stellen, so außerordentlich auch der Unterschied beyder Rückmärsche in allen Gesichtspunkten ist, und so sehr der französische Feldherr auch mit dem griechischen kontrastirt, wie jedem Sachkundigen bekannt ist. Weit eher könnte man verschiedene Rückzüge Friederichs und Ferdinands, die mit viel größern Schwierigkeiten als Belleisle zu kämpfen hatten, mit Xenophons Rückzug vergleichen, wenn Parallelle wegen der überaus großen Verschiedenheit im Detail und den Nebenumständen nicht unschicklich wären, besonders da sie hier eine vor zwey und zwanzig Jahrhunderten geschehene Begebenheit betreffen. Die neuere Kriegsgeschichte der Deutschen ist so fruchtbar an außerordentlichen Vorfällen, daß

sie keines fremden Glanzes bedarf. Eine Wahrheit, die alle Nationen einräumen.

Wir lernen aus der Cyropedie, daß Cyrus die Unbequemlichkeit der Streitwagen erkannte, die zur Zeit der Belagerung von Troja im Gebrauch waren, daher er ganz die Form veränderte und andre machen ließ, wovon das Vordertheil sehr erhaben, und diejenigen, die sie führten, bedeckt waren. Außerdem hatten diese Führer Harnische; auf dem Kopf trugen sie Helme, und in den Händen Wurfspieße. An jedem Rade waren zwey Sicheln befestigt. Diese Wagen wurden mit Ungestüm auf die entgegengestellten Feinde getrieben, wodurch oft große Unordnung verursacht wurde. Man bemühte sich besonders, mit verhängtem Zügel in die Flanke einzubrechen, ehe die Soldaten Zeit hatten, sich in Vertheidigungsstand zu setzen.

Es ist kein Zweifel, daß Cyrus eine zahlreiche und wohlgeübte Reuterey hatte; die andern Nationen, mit denen er kriegte, hatten dergleichen sowohl als er, allein er erfand etwas Neues, um die feindliche Kavallerie zu überwinden, und dieses war, eine gewisse Anzahl Kamele von bewafneten Führern besteigen zu lassen, womit er seine erste Linie formirte, und sie der Reuterey des Feindes entgegen stellte. Diese den Assyrern unbekannte Thiere schienen ihnen Ungeheuer zu seyn. Ihre Figur sowohl als ihr Geruch waren den Pferden zuwider, wodurch erstlich die assyrische Kavallerie und hernach auch die Infanterie in die größte Unordnung geriethen, und dem Cyrus Gelegenheit gaben, die Phalanx und Sichelwagen ungehindert anrücken zu lassen, die denn bald die Niederlage vollkommen machten.

Die Abtheilung der Truppen in schwer- und leicht Bewafnete, die, wie oben erwehnt, schon bey der Belagerung von Troja bekannt war, fand auch bey den Persern unter der Regierung des Cyrus statt, ja man bemerkt in der Cyropedie, daß blos die gebornen Perser das Recht hatten, mit der Pike, Schwerdt, Schild und Küraß zu fechten. Cyrus untersagte ihnen dabey den Gebrauch aller Wurfgewehre, als: leichte Wurfspieße,

spieße, Bogen, Pfeile und Schleuder, die er für weniger edle Waffen hielt, weil sie den Muth nicht so sehr auf die Probe stellen. Es war auch unter den Persern, daß er die Officiere seines Heers und den Kern seiner Soldaten aussuchte. Diese letztern waren in den vordersten und hintersten Linien bey der Armee gestellt, und von ihnen hieng vorzüglich die Regelmäßigkeit der Bewegungen der Truppen ab. Die vornehmsten Officiere der Perser waren die Chyliarchen und Myriarchen. Die erstern kommandirten jeder einen Haufen von 1000, und die letztern von 10,000 Mann, die daher denn eigentlich die Feldherrn des Cyrus waren, und niemand als den Monarchen oder den obersten Befehlshaber über sich hatten. Es ist oben gesagt, daß bey der Belagerung von Troja man noch nicht die Kriegsmaschinen kannte, um Mauren nieder zu werfen, Graben auszufüllen, und dadurch die Städte zu erobern; allein wir sehen in der Cyropedie, daß Cyrus davon Gebrauch machte; er nahm verschiedene Städte mit Sturm ein, unter andern Sardis und Babylon. Er bediente sich sogar der Kriegsmaschinen bey den Gefechten, und ließ hölzerne Thürme, mit Soldaten besetzt, gegen die Feinde in der Schlacht von Thymbre rollen, wodurch er einen grossen Sieg erhielt, der ihm die Eroberung von Lydien versicherte.

Vornemlich aber war Cyrus Augenmerk auf Verbesserung der Kavallerie gerichtet; bis dahin hatte man nie eine so wohlgeübte und glänzende, wie die seinige, gesehn. Xenophon sagt, daß der Kopf und die Brust der Pferde mit Blechen von polirtem Erz bedeckt waren; die Reuter hatte Helme von eben diesem Metall, und mit weißen Federn geziert; ihre Brust- und Beinharnische, Schilder und Schwerdter waren glänzend, und überdem hatten sie noch kleine purpurfarbene Mäntel, die die Pracht des Ganzen erhöhten.

Außer der Cyropedie und der Geschichte des Rückzugs der zehntausend Griechen hat Xenophon noch zwey kleine Abhandlungen geschrieben; die eine über die Kavallerie, die

andre über die militairische Verfassung und Kriegskunst der Lacedemonier, die in Ansehung der griechischen Taktik sehr unterrichtend sind. Jener berühmte Rückzug aber giebt vorzüglich zu vielen Bemerkungen Anlaß, wovon wir einige anzeigen wollen.

Diese unter dem grossen Cyrus so glänzende persische Reuterey war unter dem jüngern Cyrus sowohl an Güte als Anzahl außerordentlich heruntergekommen. Dies war ein grosses Glück für die 10,000 Griechen, welche, wenn sie durch eine gute und zahlreiche Kavallerie verfolgt worden wären, unmöglich ihren Rückzug hätten machen konnen. Je schlechter die persische Reuterey aber war, desto besser war die griechische Infanterie, die es im Manövriren zu einem hohen Grad der Vollkommenheit gebracht hatte. Die schwer und leicht Bewafneten wusten sich wechselsweise einander zu unterstützen, ohne sich im geringsten zu hindern. Die Phalanx, als der Hauptheil des griechischen Heers, nahm bey dieser kühnen Unternehmung verschiedene Formen an, die dem Terrain und den Umständen angemessen waren. Bald stellte sie sich in Linien, bald in Kolonnen; die erstern mehr oder weniger ausgedehnt, die letztern mehr oder weniger tief; bisweilen war die Linie ununterbrochen, oft auch durch grosse oder kleine Zwischenräume abgeschnitten. Im ersten Fall postirten sich die leichten Truppen auf beyden Flügeln, bisweilen auch im Rücken, und suchten dem Feind in die Flanken zu kommen. Wenn die Stellung der Linie nicht tief war, so schossen die leichten Truppen über die Köpfe der schwer Bewafneten Pfeile ab, oder schleuderten Steine, während der Zeit die letztern dem heranrückenden Feinde ihre Spieße vorhielten. Hatte die Linie Intervallen, so dienten sie sowohl den leichten Truppen, als der Kavallerie und den Sichelwagen, zum Durchgang. War aber die Phalanx in einer einzigen Linie, so war ihre Stellung allemal ein Viereck, dessen Mittelpunkt entweder voll oder leer war. Im erstern Fall wurden die Reuterey und die leicht Bewafneten auf die Flügel gestellt, Beym leeren Centro aber bestanden die äußersten Reihen der

Kolonne

Kolonne aus schwer Bewafneten; hinter ihnen waren die Bogenschützen, hernach die Schleuderer, auf welche endlich die Reuterey folgte. Im innersten Mittelpunkt befanden sich die Streitwagen und Bagage. Xenophon und seine Griechen waren während ihrem langen und beschwerlichen Marsch oft gezwungen, alle diese verschiedenen Stellungen anzunehmen, die theils in den grossen Schlachten zwischen den Griechen und Persern, theils auch in den, wo die Griechen gegeneinander fochten, noch besser entwickelt wurden.

Die Kriegskunst der Griechen erschien in ihrem größten Glanz, da Xerxes mit einer ungeheuren Armee Griechenland überschwemmte. Damals erkannte man, daß zahllose Heere oft mehr Verwirrung verursachen, als Nutzen schaffen, und daß die Tapferkeit und Disciplin der Truppen, von klugen Feldherrn angeführt, den Vortheilen, die die Anzahl gewährt, weit vorzuziehen sey. Besonders zeigte sich dies, da Leonidas mit seinen Lacedemoniern die glorreiche Vertheidigung des Passes von Thermopilae über sich nahm. Man kann aus der Beschreibung der Belagerung von Platea urtheilen, wie weit die Griechen damals die Kunst, Oerter anzugreifen und zu vertheidigen, gebracht hatten.

Bald nach dem Tode des Xenophons verbesserte Philip, König von Macedonien, alle Theile der griechischen Kriegskunst. Er erleichterte die Bewegung der Phalanx, die eine undurchdringliche Masse von Soldaten war. Mit grossen Schilden bedeckt, formirten sie eine Art von Mauer, die mit langen Spießen gleichsam verpalissadirt war, und die weder die Pfeile, noch die geschleuderten Steine, durchzudringen vermochten. Die bewegliche Festung fiel bisweilen ganz auf den Feind; manchmal trennte sie sich auch, und theilte sich in Haufen, die geübt waren, sich geschwind wieder zu vereinigen. Mit solchen Truppen war es nicht zu verwundern, daß Philip so viel Eroberungen machte, die sein Sohn Alexander hernach so außerordentlich ausdehnte. Verschiedene Schriftsteller haben geglaubt, daß

die ganze macedonische Armee nur eine einzige Phalanx formirte, oder um besser zu sagen, daß die ganze Kraft dieses Heers sich in einem Körper vereinigt befand. Allein sie haben sich geirret; denn in den Armeen dieser Könige von Macedonien befanden sich drey auch vier grosse Phalanxe. Stand die Armee in der Linie, so war eine im Centro, zwey auf den Flügeln, und die vierte machte das Reservekorps aus, das gewöhnlich aus vortreflichen Truppen bestand, und in den Schlachten, da, wo es am nöthigsten war, Hülfe zuschicken muste. Die Phalanx nahm, wie oben gesagt, allerhand Formen an. Bisweilen rückte das Centrum vor, und formirte einen hervorragenden Winkel; manchmal rückte eben dieses Centrum zurück, woraus ein gebogener Winkel entstand. Alle diese Manövers hatten griechische Namen, und wurden von dem Feldherrn nach Beschaffenheit der Umstände angeordnet

Man behauptet, daß uns noch einige Fragmente von dem Werke eines Schriftstellers übrig geblieben sind, der unter der Regierung Philips lebte. Er hieß Aeneas, und hatte den Beynamen, der Taktiker, weil er, wie man sagt, auf Befehl dieses Königs den jungen Macedoniern öffentlichen Unterricht in der Kriegskunst gab. Eine ähnliche Schule war auch zu Athen und Sparta, um geschickte Feldherrn in diesen berühmten Republiken zu bilden.

Wir haben keinen Geschichtschreiber, der ein Zeitgenosse der Eroberungen Alexanders, noch der Kriege seiner Nachfolger bis zur Endschaft des Königreichs Macedonien gewesen wäre; wir müssen uns daher in Ansehung der Kriegsnachrichten dieser Epoke auf Schriftsteller verlassen, die erst nach Christi Geburt gelebt haben, und ihre Berichte aus Quellen schöpften, die verlohren gegangen sind. Man glaubt, daß Arrianus, der Geschichtschreiber von Alexanders Kriegen, seine Erzählung aus den Tagebüchern des Aristobulus und Ptolomeus Lagus, beyde Feldherrn dieses Eroberers, gezogen habe, von welchen der letzte nach dem Tode dieses Monarchen König von Egypten

und

und Stifter einer Dynastie wurde, die lange Zeit über dieses Reich geherrscht hat. Ja man findet auch in der That, daß Arianus umständlicher und genauer in seinen militairischen Nachrichten ist, als Quintus Curtius. Er ist auch außerdem Verfasser eines Buchs über die Taktik, das aber größtentheils aus dem Aelianus gezogen ist.

Dieser Aelianus war ein Grieche, er lebte aber in Rom unter dem Kaiser Adrian, dem er auch sein Werk, über die Kriegsverfassung der Griechen, zueignete. In seiner Vorrede hält er diesem Monarchen eine große Lobrede, der den Krieg sehr liebte, und eine gute Kriegsdisciplin bey seinen Armeen unterhielt. Uebrigens war dieses Werk größtentheils eine Abschrift des oben erwehnten Taktikers Aeneas, und dient sehr, die Progressen der alten Griechen in der Kriegskunst zu bestimmen, daraus man auch folgende Bemerkungen ziehen kann.

Unter den Nachfolgern Alexanders war die griechische Kavallerie mit Lanzen und Wurfspießen bewafnet, sie bedienten sich der letztern in der Entfernung, und der erstern, wenn sie dem Feinde nahe waren. Man hat auch Bogenschützen zu Pferde; die ersten derselben waren Scythen. Nachdem Alexander Asien erobert hatte, wurden die Elephanten bey den Armeen eingeführt. Ihr ganzer Nutzen aber bestand blos darin, daß sie denjenigen Truppen Furcht einflößten, die nicht diese ungeheure Thiere zu sehen gewohnt waren; denn ausserdem war es nicht schwer, ihrer Annäherung auszuweichen, oder sie zu erschrecken, worauf sie ungelenksam wurden, sich oft gegen ihre eigne Truppen wandten, und also am unrechten Orte Verwirrung anrichteten.

Wir haben gesehn, daß die Griechen ehmals sehr wenig Reuterey hatten, nach dem Maaße aber, daß sie ihre Taktik verbesserten, führten sie mehr bey ihren Heeren ein. Zu Alexanders Zeiten machte die Kavallerie den zehnten, und unter seinen Nachfolgern den siebenten Theil der Armee aus. Es

war ein den Macedoniern eigner Gebrauch, metallene Schilde zu führen. Die gemeinen Soldaten hatten kupferne, und die Leibwächter Alexanders, die man Argyraspiden nannte, silberne Schilde.

Die Kunst, die Phalanxe manövriren zu lassen, stieg immer höher. Durch die Vermehrung, Verminderung und verschiedene Abtheilung der Reihen, Glieder und Haufen machte man sie viereckigt, dreyeckigt, rund, ecliptisch, ein- und ausgebogen. Nichts war aber fürchterlicher, als was Aelian die umringende Phalanx nennt. Die Formirung derselben geschah auf eine dem Feinde verborgene Art. Sie schien gleichsam einen Rückzug machen zu wollen, aber in dem Augenblick, wo der Feind vorrückte, sie anzugreifen, wurde er von allen Seiten umringt. Hiedurch gewonnen die Macedonier viele Schlachten. Das vortrefliche Preußische Manöver, das den Namen, Deployren, führt, hat mit diesem Phalanx-Manöver viel Aehnliches, und ist auch eben so glücklich von dem größten Feldherrn der neuern Zeit gebraucht worden.

Nach dem Aelian führten die Römer bey ihren Legionen eben dieselben Manöver ein, die durch die Phalanxe gemacht wurden. Das vornehmste darunter war dasjenige, was man den Keil nennt, weil er auf die feindliche Armee die nemliche Wirkung thun sollte, die ein zwischen zwey Stücken Holz eindringender Keil in der Mechanick hervorbringt. Die äusserste Spitze dieser Figur war sehr schmal, aber ihre Seiten dehnten sich nach und nach aus, und formirten ein Dreyeck. Die Römer behielten dieses Manöver lange Zeit bey; man bediente sich desselben noch zur Zeit des abendländischen Kaiserthums gegen die Barbaren. Auch die Kavallerie mußte es ausführen. Ja sogar zur See wurden diese Stellungen angebracht, da die Flotten der Römer, wenn sie den Feind angreifen wollten, fast immer ein Dreyeck formirten. Eine Schlachtordnung, deren man sich auch in der neuern Seetaktik bisweilen bedient, und die noch heut zu Tage bey den Türken zu Lande üblich ist.

Es

Es war den Lacedemoniern verboten, den Feind zu verfolgen, so bald er sich auf die Flucht begab. Dieser Verordnung hatte man einen schönen Vorwand gegeben. Man sagte nemlich: daß es einer tapfern Nation keine Ehre machte, fliehende und zerstreute Soldaten, die sich nicht vertheidigen konnten, nieder zu machen. Allein Pausanias berichtet uns die wahre Ursach dieser Verordnung, die weniger großmüthig, aber mehr militairisch ist. „Die Lacedemonier, sagt er, verfol„gen niemals den fliehenden Feind zu hitzig, damit sie nicht in „Unordnung kommen, weil ihnen die Ordnung, und in ihren „Gliedern zu bleiben, lieber ist, als einige Menschen mehr zu „tödten.„ Die Stärke der Griechen bestand, wie bereits gesagt worden, in den schwerbewafneten Truppen, und nur diese allein waren Bürger. Die leichtbewafneten waren gemeiniglich Hülfsvölker oder Fremde; allein jeder Bürger war Soldat, und zwar ein zuverläßiger Soldat. Sobald er das dienstfähige Alter erreicht hatte, that er seinen ersten Feldzug, aber vorher legte er einen Eid ab, sein Vaterland aufs beste zu vertheidigen. Stobeus, ein griechischer Schriftsteller, hat uns die Eidesformel aufbehalten, den die Athenienser in einem Tempel ablegten, der dem Mars, dem Jupiter und der Nymphe Aglaura, Tochter des Kekrops, geheiligt war. „Ich „schwöre, hieß es, daß ich nie den Kriegsstand, den ich ergreife, „entehren will; daß ich nie mein Leben durch eine schändliche „Flucht retten, sondern bis zu meinem letzten Seufzer mit mei„nen Mitbürgern, oder auch ganz allein, wenn es nöthig ist, „fechten will; weshalb ich die Götter zu Zeugen rufe.„ Die Kavallerie der Lacedemonier hat niemals in großem Ruf gestanden, obgleich ihre Infanterie so sehr furchtbar war. Ueberhaupt bemerkt man, daß die Völker, bey denen die Kriegsdisciplin am besten beobachtet wurde, allezeit ihre Stärke mehr in der Infanterie als Kavallerie zeigten. Die Athenienser hatten keine Reuterey in den berühmten Schlachten von Marathon und Platea; indessen wie viel Ehre erwarben sie sich nicht an jenem ewig denkwürdigen Tage, wo in den Feldern Ma-

rathon

rathon 10,000 Athenienser das aus 100,000 Mann Infanterie und 10,000 Mann Kavallerie bestehende Heer der Perser aufs Haupt schlug. Der gekrönte Dichter, dessen Krieger mit den Griechen so viel Aehnliches haben, singt davon in seinem Gedicht über die Kriegskunst:

O jour de Salamine! O jour de Marathon!
C'est vous qui des Grecs éternisés le nom. *)

Glücklicherweise machten die umliegenden Wälder und schroffe Felsen die Kavallerie unbrauchbar, und verhinderten, daß die kleine Armee der Griechen nicht vom Feinde umringt wurde. Ausserdem aber wurden von den Athenienſern alle Maaßregeln genommen, die nur irgend den Sieg befördern konnten: Klugheit in der Anordnung, Geschicklichkeit in den Manövern, erstaunliche Tapferkeit beym Angrif, und weise Behutsamkeit nach dem glücklichen Erfolg. Indessen ist es doch eine feste Regel, daß die Reuterey bey einer großen Armee unentbehrlich ist. Iphikrates, der berühmte athenienſiſche Feldherr, pflegte zu sagen, daß die leichten Truppen die Arme eines Heers wären, die Reuterey wäre die Füße, die schwer bewafneten oder die Phalanx der Körper, und der General das Haupt.

Nach einigen Schriftstellern bestand die Phalanx aus 16,000 Mann, zu denen man noch 8,000 Mann leichte Truppen und 4,000 Reuter fügte. Auf diese Art hätte sie eine Armee von 30,000 Mann ausgemacht; allein man muß die Phalanxe in große und kleine abtheilen. Wenn daher die erstern 30,000 Mann zählten, so hatten die letztern nur 4,000 schwerbewafnete, 2,000 leichte Truppen und 1,000 Reuter. Wenn man also sagt, daß Alexander mit der macedoniſchen Phalanx gegen die Perser aufbrach, so ist darunter die große Phalanx zu verstehn; denn alle Schriftsteller kommen überein, daß seine Armee nicht viel über 30,000 Mann stark war. Die römiſchen Legionen waren keine Phalanxe, und formirten ein

*) „O Tag von Salamin! O Tag von Marathon! ihr seyd es, „die den Namen der Griechen verewigt.„

ein Korps von vier, sechs, oder höchstens 8,000 Mann. Die Schwadronen der Griechen und Römer waren anfangs nur vier und sechszig Reuter, hernach 100, 150, und endlich 200 Reuter stark.

Philip ließ die Spieße der Soldaten seiner Phalanx bis auf zwanzig Fuß verlängern, um desto weiter zu reichen. Unter den Nachfolgern Alexanders aber fand man diese ausserordentliche Länge sehr unbequem, da man sie nicht mehr zu handhaben verstand; denn unter den letzten Königen von Macedonien waren die Kriegesübungen schon im Verfall. Man schafte daher die langen Spieße ab, so wie man es schon mit den schweren Rüstungen und großen Schilden gethan hatte, weil man fand, daß die Lebhaftigkeit der Manövers dadurch geschwächt wurde. Dies verhielt sich zwar so, allein die Phalanx verlohr sehr in ihrer Solidität, und unterlag in den letztern griechischen Kriegen den muthigen Angriffen der Römer, worauf denn der große Ruf derselben ein Ende nahm. Die Römer modificirten hernach diese Art zu fechten, und sahen sie nur bey gewissen Gelegenheiten als das letzte Hülfsmittel an, so wie die deutschen Truppen das berühmte Viereck betrachten, das unter dem Namen, Bataillon quarre, bekannt ist.

Nichts beförderte den Ruin der griechischen Kriegsverfassung mehr, als die schlechte Disciplin. Sobald man die gewohnte Strenge nachließ, womit man den Ungehorsam und die Feigheit zu bestrafen pflegte, so war Alles verlohren. Man untersagte vormals sowohl den Eintritt in die Tempel, als auch bey den öffentlichen Versammlungen in Privatgesellschaften, allen denjenigen, die aus dem Gefechte entflohen waren, oder abgeschlagen hatten, im Kriege zu dienen. Diejenigen, die im Lager etwas versehn und die Kriegsgesetze übertreten hatten, wurden noch schärfer behandelt. Oft wurden sie mit dem Tode bestraft, ja es waren Strafen selbst für den Feldherrn festgesetzt, wenn er in seinem Lager die Disciplin nicht gehörig unterhielt. Thimbron, General der Lacedemonier, wurde wegen dieser einzigen Ursache aus seinem Vaterlande verbannt.

Es war eine Zeit, wo die Thebaner, Bewohner von Beotien, die Lacedemonier zu übertreffen schienen. Beide Nationen waren tapfer; allein bloß den Kriegsfähigkeiten der beyden großen Feldherrn, Pelopidas und Epaminondas, war es zuzuschreiben, daß die Thebaner triumphirten, so lange diese lebten. Nach ihrem Tode aber traten die Lacedemonier wieder in ihre Rechte ein, die besten Krieger Griechenlands zu seyn. Sie blieben es auch so lange, als sie ihre Disciplin und die Einfalt ihrer Sitten beybehielten. Epaminondas war der Erfinder der schrägen Stellung bey den Schlachtordnungen, wodurch er die Lacedemonier in der berühmten Schlacht bey Leuktra aufs Haupt schlug; eine Niederlage, die dieses kriegrische Volk noch nie erfahren hatte. Auch die Römer bedienten sich oft dieser Stellung in ihren Schlachten mit glücklichstem Erfolg. Die ausserordentlichen Vortheile, die sie verschaft, waren seit Jahrhunderten verkannt, bis Friedrich sich derselben an jenem großen Tage bey Leuthen bediente, und mit einem verhältnißmäßig geringen Verlust die wichtigste Schlacht unsers Zeitalters gewann.

Sobald die Römer die griechische Kriegskunst lernten, ahmten sie den Grundsätzen derselben nach. Rom war schon fast fünf hundert Jahr erbaut, und dennoch hatten die Römer keine andern Kriege, als bloß mit den italiänischen Nationen und einigen gallischen Völkern disseits der Alpen*) geführt. Diese Kriege geschahen mit mehr Muth, als Kriegswissenschaft und Kunst. Die Römer hatten schon viel von den Griechen gehört, allein diesen waren die Römer noch ganz unbekannt. Alexander hatte die Eroberung von Italien vernachläßigt, allein ungefehr 60 Jahr nach dem Tode dieses Monarchen unternahm Pyrrhus, König von Epirus, einer seiner Nachkommen, den von den Römern angegriffenen Tarentinern Hülfe zu leisten, und gieng aus dieser Ursache nach Italien über. Die Römer, die eben die Samniter überwunden hatten, gien-

*) Die Worte, disseits und jenseits der Alpen, werden hier, so wie in den klaßischen Werken, nach der Lage Roms genommen.

giengen unter der Anführung des Consuls Lemnius Levinus stolz auf ihn los, allein sie wurden vom Pyrrhus bey der kleinen Stadt Heraklea aufs Haupt geschlagen. Die römische Armee fochte in dieser Schlacht mit der äussersten Tapferkeit; allein kaum hatte ihre Kavallerie den bey der Stadt vorbey gehenden Fluß Syrus paßirt, als Pyrrhus seine Phalanx, unter Vortretung der Elephanten, gegen sie anrücken ließ. Der Anblick dieser ungeheuren und nie in Italien gesehenen Thiere flößte den Reutern Erstaunung ein, und erschreckte die Pferde. Pyrrhus, der dieses gewahr wurde, hatte um zu siegen weiter nichts nöthig, als durch seine thessalische Reuterey einer schon in Unordnung gebrachten Armee in die Flanke fallen zu lassen, wodurch er denn auch bald Herr vom Schlachtfelde wurde.

Indessen empfand er schon damals, daß die Römer furchtbare Feinde seyn würden, wenn sie die Kriegskunst besser lernen sollten. Da er sahe, daß sie ihm in kurzer Zeit eine neue, eben so starke Armee, als die geschlagene, entgegen stellten, so suchte er mit ihnen in Unterhandlung zu treten, und einige ihrer Häupter zu verführen; da er sie aber eben so unbestechbar als tapfer fand, wurde er zu einer zweyten Schlacht gezwungen, die bey Asculum, jetzo Ascoli genannt, vorfiel. Pyrrhus gewann sie zwar wieder, allein sie kostete ihm sehr viel, und er wurde selbst stark verwundet. Bey dieser Gelegenheit sagte er das berühmte bon Mot: Ich bin verlohren, wenn ich eine Dritte gewinne. Da er wegen seiner Wunde genöthigt war, nach Tarent zurück zu gehn, und daselbst eine Zeitlang zu verbleiben, so fieng er neue Unterhandlungen mit den Römern an, die ihm wiederholte Lehren des Edelmuths gaben, während der Zeit sie von ihm Lehren über die Kunst sich zu lagern, Truppen in Schlachtordnung zu stellen und zu fechten erhielten. Man glaubt, daß es in diesem Zeitpunkt war, da die Römer durch den Cyneas die Bücher des Taktikers Aeneas kennen lernten. Cyneas hatte dieselben, wie man sagt, in Auszüge gebracht, und Pyrrhus sie kommentirt.

Fabricius ließ sich diese Bücher verdolmetschen, davon uns nur ein kleiner Theil, und zwar der unbedeutendste, übrig geblieben ist. Die römischen Heerführer studirten sie, während daß Pyrrhus nach Sicilien gieng, sich mit den Karthaginensern zu schlagen. Drey Jahr nachher kam er nach Tarent zurück, wo eine dritte Schlacht zwischen ihm und den Römern vorfiel, die er so tapfer als ehmals, aber in der Taktik geschickter, fand. Es gelang ihnen, seine Armee in ein Terrain zu locken, wo die furchtbare macedonische Phalanx weder vereinigt bleiben, noch sich in gleiche Haufen abtheilen, noch irgend eine von den Stellungen annehmen konnte, die ihnen zum Gefecht nöthig waren. Da die Römer die Elephanten schon gewohnt waren, so unterstanden sich ihre leichten Truppen, sie mit brennenden Materialien zu necken, wodurch diese Thiere wild wurden, und sich gegen ihre eignen Führer wandten. Pyrrhus ward überwunden, und gezwungen wieder nach Griechenland zurück zu gehn, wo er endlich bey der Belagerung von Argos auf eine elende Weise umkam. Es war also auf seine eigne Kosten, daß dieser Abkömmling Achils und Alexanders, Erbe ihrer Staaten sowohl, als ihrer Tapferkeit und Fähigkeit in der Kriegswissenschaft, die Taktik die Römer lehrte.

Ungefehr 15 Jahre nachher fiengen sie in dem ersten punischen Kriege an, seine Lehren auszuüben. Die Karthaginenser wurden allenthalben geschlagen, und zu einem sehr nachtheiligen Frieden gezwungen. Die Kriege aber mit diesem Volke wurden immer wieder erneuret, daureten unter den ausserordentlichsten Begebenheiten 120 Jahr, und endigten nicht eher, als mit dem gänzlichen Untergang von Karthago. In dieser Zwischenzeit hatten die Römer bereits zwey Kriege in Macedonien geführt, die sich auch mit dem Untergang dieses durch die Eroberungen Philips und Alexanders so berühmten Königreichs endigten. In dem folgenden Jahrhundert unterwarf sich Sylla Griechenland, und nahm Athen ein; imgleichen eroberte Pompejus Asien, nachdem er den Mithridat besiegt hatte. Als daher Cäsar, der grösste Feldherr des

Alter-

Alterthums erschien, so hatten die Römer schon seit 200 Jahren den Ruhm, die besten Soldaten und größten Taktiker der Welt zu seyn. Der Schriftsteller, der uns die besten Nachrichten von den Thaten hinterlassen hat, die während diesem Zeitraum von den römischen Feldherrn und ihren Armeen geschehen sind, ist Polybius. Er wurde in Megalopotis, einer Stadt des Peloponnes, 204 Jahr vor der christlichen Zeitrechnung gebohren. Sein Vater Likortas war einer der Häupter des Achäischen Bundes, und hatte den Philopomen, den letzten der großen griechischen Feldherrn, zum Nachfolger. In dieser Schule war es, wo Polybius die Kriegskunst lernte, und sich auch vorzüglich im theoretischen Theil derselben sehr geschickt machte. Nach dem Verfall seines Vaterlandes wurde er als Gefangener, oder als Geissel nach Rom geführt, wo er der Busenfreund des jungen Scipio Afrikanus wurde, den er auch bey den Belagerungen von Karthagena und Numanz begleitete. Nach dem Tode dieses Helden gieng er in sein Vaterland zurück, woselbst er in seinem zwey und achtzigsten Jahre starb. Er schrieb in griechischer Sprache, unter dem Titel der Weltgeschichte, die Historie der Kriege, von welchen er vielen selbst beygewohnt hatte. Dieses vortrefliche Werk war in vierzig Bücher abgetheilt, wovon nur fünf ganz zu uns gekommen sind, von den andern sind bloß Fragmente übrig. Nach den Werken Cäsars und Xenophons hat dieses Buch unter den militairischen Büchern den vorzüglichsten Rang. Man sieht daraus, wie die Römer die Kriegsgebräuche der Griechen vervollkomneten, und sich eine neue, ihnen eigne, Taktik bildeten, die sie hernach aber noch etwas abänderten; denn die Kriegskunst zu Cäsars Zeiten war nicht ganz dieselbe, die man unter den Scipionen kannte, und man sieht aus dem Vegez, daß man im vierten Jahrhundert sich noch mehr davon entfernt hatte. Die fünf ganz zu uns gekommenen Bücher des Polybs sind allein hinreichend, uns die Taktik einer Epoke kennen zu lernen, wo der Kriegsruhm der Griechen zu Ende gieng, und durch die alles besiegenden Römer verdun-

lelt wurde. Sie sind voll großer Kriegsbegebenheiten, merkwürdiger Schlachten, Gefechte zu Wasser und zu Lande, Belagerungen, Stürme, ausserordentlicher Märsche, Uebergänge über Flüsse, Berge, und Defileen, Angriffe von Verschanzungen, Zufuhren, u. dergl.

Dieses vortrefliche Werk, von welchem noch keine brauchbare Uebersetzung in irgend einer Sprache vorhanden ist, hat das Unglück gehabt, in unsern Tagen durch den Ritter von Folard erbärmlich verstümmelt zu werden. Dieser Franzose, dessen ganzes Verdienst Witz war, der die Taktik sehr wenig, und kein Wort griechisch verstand, unternahm es, den Polyb zu kommentiren, und zwar durch Hülfe einer äusserst fehlerhaften und elenden französischen Uebersetzung, worin er denn alles zu finden vorgab, was er finden wollte; und so entstanden seine ganz verfälschten und unverschämten Beurtheilungen über die größten Kriegsbegebenheiten der Vorwelt, wodurch er damals alle militairische Leser irre führte; ein Vorurtheil, das wegen seines berufenen Namens zum Theil noch in Europa herrscht, so sehr auch vortrefliche taktische Kunstrichter, unter andern der Obriste Quintus Icilius, vielleicht der beste der neuern Zeit, die grobe Unwissenheit dieses berufenen Kommentators aufdeckten, von welchem zu bemerken ist, daß er zu den Convulsionärs gehörte, die auf dem Wundergrabe des heiligen Abts Paris herum tanzten.

Das erste der fünf Bücher des Polybs enthält die Erzählung des erstern punischen Krieges, der wegen Sicilien entstand. Die Römer unterstützten daselbst die Mamertiner gegen die Karthaginenser. Es fielen verschiedene Gefechte vor, zu Wasser und zu Lande, unter den Truppen der beyden Krieg führenden Republiken. Der Consul Appius Claudius und sein Nachfolger Valerius Massala erhielten ansehnliche Vortheile an der Spitze ihrer Legionen. Im dritten Feldzug formirten die Römer die Belagerung von Agrigent, und bemächtigten sich des Orts, ungeachtet der studirten Manövers,

die

die von den feindlichen Generalen versucht wurden, die Stadt zu entsetzen. Es war im vierten Feldzug, daß der Consul Duillius einen großen Sieg zur See erhielt, und zwar in der ersten Schlacht, wo die Römer auf diesem furchtbaren Element fochten. Eine Begebenheit, die um so viel bewundernswürdiger war, da die Römer der Schiffart vorher ganz unkundig, die Karthaginenser hingegen die geübtesten Seeleute des Alterthums waren, und die mächtigsten Flotten hatten. Im fünften Feldzug eroberten sie Corsika und Sardinien. Endlich, da dieser Krieg sieben oder acht Jahr gedauret hatte, formirten die Römer den kühnen Entwurf, ihn nach Afrika zu spielen, und die Karthaginenser in ihren innersten Besitzungen anzugreifen. Der Consul Attilius Regulus erhielt diesen Auftrag, allein erst nach einem zweyten Siege über die feindliche Flotte konnten die Römer landen. Die Eroberung einer großen Anzahl von Städten, davon zwey förmlich belagert wurden, und der Gewinn zweyer großer Schlachten brachten den Ruhm des Regulus und der Römer aufs höchste. Allein die Karthaginenser riefen ein Korps griechischer Truppen zu Hülfe, die der lacedemonische Feldherr Xantip anführte. Dieser, der in einem Lande erzogen war, wo die alte griechische Kriegsdisciplin damals noch beobachtet wurde, feuerte so sehr den Muth der Karthaginenser an, gab ihnen so guten Unterricht, und zeigte ihnen so große Beispiele, daß sie endlich die Römer schlugen, und Regulus selbst gefangen wurde. Ungeachtet dieser Niederlage erhielten die Römer neue Siege, und verlegten den Krieg wieder nach Sicilien. Einige Jahre nachher wurde Regulus von den Karthaginensern nach Rom geschickt, den Frieden anzutragen. Jedermann weiß, wie sich dieser große Mann dabey betrug, und wie er das Opfer seines patriotischen Heldengeistes wurde. Der Krieg währete noch in Sicilien fort, und wurde endlich nach einer 20jährigen Dauer durch einen für die Römer sehr vortheilhaften Frieden geendigt. In diesem ersten Buch findet man auch die Erzählung eines inner-

lichen Kriegs, den die Karthaginenser in Afrika mit ihren vormaligen Hülfstruppen führen musten.

Das zweyte Buch enthält die Geschichte des Zeitraums zwischen dem ersten und zweyten punischen Krieg. In dieser Zeit hatten die Römer einen kleinen Krieg in Illyrien, allein einen weit größern mit den cisalpinischen Galliern, die am Fuß der Alpen wohnten; wobey uns Polyb ihren Ursprung, Sitten und Kriegsmethoden erzählt. Auch findet man in diesem Buch den Anfang der Geschichte des Achäischen Bundes, nebst den ersten Thaten des Aratus und Philopomen.

Das dritte Buch Polybs ist das interessanteste von allen, weil darin die vornehmsten Begebenheiten des zweyten punischen Kriegs erzählt werden. Hannibals Zug nach Italien, sein berühmter Uebergang über die Rhone, sowohl als über die Alpen, dessen Gefechte mit den Allobrogen und cisalpinischen Galliern, welche letztere bald für, bald wider die Römer waren, und endlich die Schlachten bey Tessino, Trebea, Trasimene und Cannas verschaften diesem vortreflichen taktischen Schriftsteller ein weites Feld, seine Talente zu zeigen.

In dem vierten und fünften Buch liest man die Kriege der griechischen Völkerschaften gegen die Könige von Macedonien und den Verfolg der Geschichte des Aratus. Das vierte ist besonders unterrichtend in Ansehung der Ueberrumpelungen, Stürme und der Uebergänge über Flüsse, sowohl zu Fuß an seichten Oertern, als auch vermittelst der Brücken. Im fünften Buch siehet man die letzten Bemühungen der Lacedemonier, um zu beweisen, daß sie noch nicht ganz die Tapferkeit und Kriegsgeschicklichkeit ihrer Vorfahren vergessen hatten. Auch werden hier verschiedne Kriegsbegebenheiten zwischen Antiochus, König von Syrien, und Ptolomeus, König von Egypten, erzählt.

Dieses

Dieses ist der Inhalt der fünf Bücher, die wir vom Polyb ganz erhalten haben. Zu den ansehnlichen Fragmenten gehören vier Kapitel des sechsten Buchs, die uns über die römische Kriegsverfassung, Castrametation und Disciplin viel Licht geben. Im achten Buch findet man, bey Gelegenheit der berühmten Belagerung von Syrakus, sehr merkwürdige Nachrichten von den Maschinen, deren sich sowohl Archimedes als auch die Römer damals zum Angrif und Vertheidigung der Plätze bedienten. Polyb spricht wie ein Augenzeuge von den Thaten Philopomens, seines Lehrers in der Taktik und Politik, imgleichen von den Kriegen des Scipio in Spanien, und der außerordentlichen Schlacht von Zama, wo Hannibal vom Scipio überwunden, und der zweyte punische Krieg so glorreich für die Römer geendigt wurde.

Der vornehmste aber aller Geschichtschreiber für Militairpersonen ist Cäsar. Dieser außerordentliche Mann, dem alle Kriegsverständige den obersten Platz unter allen Feldherrn des Alterthums geben, hat uns in seinen Kommentarien den reichhaltigsten Stof hinterlassen, die römische Taktik kennen zu lernen. Dieses vortrefliche Werk besteht aus sieben Büchern über den gallischen, und drey über den bürgerlichen Krieg, ein Buch über den Krieg in Afrika, und eins über den in Spanien. Diese letztern sind höchst wahrscheinlich nicht von ihm selbst, aber doch aus seinen Papieren gezogen. Die interessantesten Stellen dieser Kommentarien sind seine Schlacht wider die Schweizer, die Belagerung von Alexia, in der heutigen französischen Provinz Bourgogne; die Belagerungen von Avaricum, jetzo Bourges in Berri, von Gergovia, nunmehr Clermont in Auvergne, und endlich die von Marseille, welche Stadt vom Cäsar zu Wasser und zu Lande belagert wurde. In den bürgerlichen Kriegen aber zeichnen sich die Schlachten von Munda in Spanien, und von Pharsale in Griechenland aus.

Die andern Schriftsteller der römischen Geschichte bis zum Verfall des Reichs gehören nicht hieher, denn obgleich alle ihre

Werke Kriegsbegebenheiten in sich enthalten, so sind sie doch nicht selbst Soldaten gewesen. Joseph war zwar Augenzeuge von der Belagerung und Zerstörung Jerusalems, seine Geschichte derselben ist auch in vielem Betracht unterrichtend, aber doch immer nicht genugthuend für Militairpersonen. Titus Livius und Tacitus sind im nemlichen Fall. Suetonius und Vellejus Paterculus sind zu sehr abgekürzt, um befriedigend zu seyn. Vom Arrianus, dessen schon oben als Geschichtschreiber Alexanders gedacht ist, haben wir noch einige Fragmente der römischen Kriege gegen die Barbaren, allein sein taktisches Werk ist blos ein Auszug des Aelians. Die Geschichte des jugurthinischen Kriegs vom Salustius, und die Biographien des Plutarchs, so vortreflich auch beyde sind, lassen doch dem neuen Taktiker sehr viel zu fragen übrig. Eben so verhält es sich auch mit der Geschichte des Appian, des Herodian, Spartian, Julius Capitolinus, Ammianus Marcellinus, Jornandes und Procopius.

Indessen fehlt es nicht an alten taktischen Schriftstellern, die theils in griechischer, theils in lateinischer Sprache über die Kriegskunst der Römer geschrieben haben. Man schrieb dem Hyginus, einem berühmten Grammatiker und Freygelassenen des Augusts, einen Traktat über die römische Castrametation zu, wovon noch einige Fragmente übrig sind; allein von dem taktischen Werke des berühmten Arztes Kornelius Celsus, der unter dem Kaiser Tiberius lebte, ist nichts mehr vorhanden, obgleich seine medicinische Schriften bis zu uns gekommen sind. Aelianus und Vegez führen oft diesen Taktiker an.

Das merkwürdige Werk Onozanders aber, unter dem Titel: der Heerführer, ist uns aufbehalten worden. Er war ein Grieche und ein platonischer Philosoph, der im ersten Jahrhundert lebte, wie man aus der Zueignungsschrift dieses in griechischer Sprache geschriebenen Buchs vermuthen kann, da sie an Quintus Veranius gerichtet war, einen Senator,

der unter dem Kaiser Klaudius Tribun, Prätor und Konsul war, und unter dem Nero starb. Onozander beschäftigt sich in seinem Buch blos mit dem Feldherrn, seinen Eigenschaften und Betragen bey allen Kriegsvorfällen. Die darin enthaltenen Lehren sind auf alle Zeiten und Völker anzuwenden.

Sextus Julius Frontinus fieng erst unter dem Vespasian an bekannt zu werden, er war nachher unterm Domitian Prätor, und zweymal Konsul mit den Kaisern Nerva und Trajan. Man hat von ihm ein sehr gutes Werk über die römischen Wasserleitungen, allein vorzüglich ist er durch seine taktischen Bücher bekannt. Es scheint, daß er zweyerley Arten derselben verfertigt habe. Einige waren blos didaktisch, und enthielten methodische Lehren über die Kriegskunst; diese sind verlohren gegangen. Die andern aber, die wir noch haben, sind eine Sammlung von Beyspielen, aus der griechischen und römischen Kriegsgeschichte gezogen, die wahrscheinlich die in seinen ersten Schriften festgesetzte Grundsätze bestätigen sollten. Dieses sind Erzählungen von Gefechten, Angriffen, Ueberrumpelungen u. s. w., die Frontin unter dem Titel: Kriegslisten, anführt, ob sie es gleich nicht immer sind. Die hier erzählten kriegerischen Anekdoten sind ungefehr 400. Ein andres Werk dieser Art unter einem sehr ähnlichen Titel wurde ungefehr 80 Jahr nach dem Frontin vom Polianus, einem Macedonier, geschrieben, das über 600 kriegerische Beyspiele enthält, und sehr merkwürdig ist.

Man weiß nicht genau den Verfasser eines kleinen lateinischen Werks über die Taktik der Römer anzugeben, das Modestus unterzeichnet, und dem Kaiser Tacitus, der im vierten Jahrhundert regierte, zugeeignet ist. Es enthält blos trockne Erklärungen und kurze Kriegsmaximen, die man weit besser im Vegez findet. Dieser berühmte Schriftsteller giebt die beste Nachricht von dem Zustand der römischen Taktik unter den Kaisern. Er lebte gegen das Ende des vierten Jahrhunderts unter der Regierung Valentinian II., da die römische

Militz schon anfieng sehr in Verfall zu gerathen. Um ihr nun ihren Glanz wieder zu geben, und auf die vormaligen Grundsätze zurück zu führen, wurde dieses militairische Handbuch verfertigt, das, ob es gleich weder methodisch geordnet, noch in einem guten Styl geschrieben ist, dennoch alles klar ausdrückt, und sehr unterrichtend ist. Sein Werk ist in vier Bücher abgetheilt, davon das erste Nachricht giebt, wie die Römer ihre Truppen formirten, in den Waffen übten, und lagerten. Das zweyte handelt von ihrer Taktik selbst, und ihrer Art zu fechten. Das dritte von der Befestigungsart ihrer Läger und Kriegsplätze, nebst der Kunst sie anzugreifen und zu vertheidigen. Das vierte Buch des Vegez enthält die Grundsätze der Seetaktik, die, wie bekannt, bey den Römern höchst unvollkommen war. Der griechische Kaiser Leo VI., mit dem Zunamen, der Weise, der im neunten Jahrhundert regierte, und eines bessern Zeitalters würdig war, that einen ähnlichen Versuch, die römische Disciplin wieder herzustellen, und schrieb daher selbst militairische Verordnungen, die noch vorhanden sind. Nichts aber konnte den gänzlichen Verfall der Kriegskunst aufhalten. Sie hatte mit allen Künsten und Wissenschaften ein gleiches Schicksal, und stieg auch mit ihnen zu einer Zeit wieder aus der Asche hervor. Ihre gegenwärtige Fortschritte hat man grösstentheils dem Studiren der Alten zu verdanken. Diese haben die grossen deutschen Feldherrn gebildet, die würdigen Nachahmer ihrer unsterblichen Thaten. Selbst ein Franzose (Raynal) ist gezwungen zu sagen: „Toute l'Europe a des soldats, il n'y a que l'Allemagne qui a des Généraux „ *). Um diesen Ruhm zu erhalten, ist eine genaue Bekanntschaft mit den alten Taktikern den deutschen Kriegern äußerst nothwendig. Wie sehr sind daher zweckmäßige Uebersetzungen dieser Werke zu wünschen, daran es gänzlich in Deutschland mangelt! Und wie erniedrigend ist es für das erste krieger-

rische

*) „Ganz Europa hat Soldaten, nur Deutschland allein hat Feldherrn.„ Philosophische Geschichte der Europäer in beyden Indien.

elsche Volk der Erde, sich in der Taktik mit höchst fehlerhaften, ja oft verfälschten, Uebersetzungen seiner Nachbaren zu begnügen! Vom Polybius z. B. ist, wie bereits oben gesagt, noch keine gute Dollmetschung in irgend einer europäischen Sprache vorhanden. Es ist indessen eine Wahrheit, die jeder unbefangene Sachverständige einräumen wird, daß wir es in der Taktik noch nicht zur Vollkommenheit gebracht haben, und daß dieselbe in dieser so schweren und verwickelten Kunst nur durch ein unabläßiges Studium der Alten erlangt werden kann.

v. A. * *

II.

Rigda und Regner Lodbrog, eine Nordische Geschichte.

(Beschluß.)

Rigda's erhabene Seele war während Hydeltands Erzählung oft auf das lebhafteste gerührt worden, aber noch weit mehr war es Lodbrog, dem die Reize Iverdens, so hieß die Tochter des Alten, die glühendste Liebe eingeflößt hatten. Etwas Ruhe und ein aromatisches Bier stellten in kurzer Zeit die erschöpften Kräfte der Bärensieger wieder her, und nun erzählte Rigda dem unglücklichen Hydeltand gleichfalls ihre Geschichte. Durch sie erfuhr er den Tod des strafbaren Haralds, der verschiedene Jahre vorher in einer Schlacht gegen die Schweden sein Leben eingebüßt hatte. Sie sagte ihm sogar die letzten Worte dieses mit Verbrechen belasteten Monarchen, die der Nachwelt durch die Skalden aufbehalten waren, um solche durch die Gewissensbisse, die das Herz grosser Verbrecher im Tode zerfleischen, von der Bahn des Lasters abzuschrecken. Hier sind sie:

„Tapfer fochten wir mit dem Schwerd in der Faust, aber „ich nähere mich bereits dem letzten Augenblick meines Lebens.

„Schon

„Schon fühle ich eine Schlange, die das Innerste meines Her„zens zernagt. Hella zermalmet mein Haupt mit ehernen „Zähnen. Ach! barbarischer Odin! die Pforten deines Wall„halla's schließen sich für mich; deine Valkyrien stossen mich „zurück. Ach! ich werde also von dem Gastmale der Tapfern „ausgeschlossen werden, und kein starkes Bier aus den Hirn„schädeln meiner Feinde trinken! Aber das Schwerd meines „Sohnes wird sich bald im Blute röthen; er erhielt von seiner „Mutter ein kühnes und tapfres Herz. Er wird mich durch „Hella rächen, der von einer starken Seele, wie die meinige, „nichts als das letzte Lächeln im Tode erpressen kann.“ —

Wir haben bereits erwehnt, daß die Seele der Rigda eben so standhaft als erhaben dachte. Diese stolze Königin hatte sich blos in Islands Höhlen verborgen, um ihren Sohn zu erziehen, seinen Muth zu prüfen, den Wunsch in seinem Busen anzufachen, Sigurds Tod zu rächen, und ihn dereinst wieder auf den Thron seiner Väter zu setzen. „Nähere dich „mein Sohn,“ sagte sie zu ihm, „ich erkenne dich für würdig, „den Ring deines Vaters zu tragen, nimm den Namen Re„gner wieder an, den du bereits bey deiner Geburt erhieltest, „und bediene dich der Benennung Lodbrog nur als eines Zuna„mens, den du durch den Ruf deiner Thaten überall zu verherr„lichen suchen mußt.„ — Der junge Regner, sprachlos und außer sich selbst, warf sich zu ihren Füssen. Rigda umarmte ihn, und indem sie ihre flammende Augen auf ihn richtete, sagte sie: „Sohn des Sigurds, küsse noch einmal die„sen Ring, der von zween Helden getragen wurde, und em„pfange ihn denn auf immer. Betrachte ihn ohne Unterlaß, „und befeure dadurch deine Seele, um die Pflichten zu erfüllen, „die er dir auflegt. — Hydeltand!„ setzte sie hinzu, „das „Blut des strafbaren Haralds reinigte sich in dem Busen die„ner tugendhaften Mutter: ich erkenne es für das Geblüt un„srer Könige, und hoffe, daß du durch Rath und That deinem „Neffen Regner in Bezwingung seiner Feinde beystehen wirst. — „Ach grosse Königin,„ rief die junge Ivarde aus, „da du

„meinen

„meinen Vater als deinen Verwandten erkennest, so erkenne „doch auch deine Nichte, die sich deiner würdig zu machen su„chen wird. Auch ich kann die Streitaxt schwingen und den „Wurfspieß werfen; auch ich kann streiten, lieben und ster„ben!“ — Bey diesen letzten Worten heftete sie ihre schönen Augen auf Regner. „Junge Ivarde,“ antwortete Rigda, „ich bewundre dich, aber ich habe dir noch einen weit süssern „Namen aufbehalten; die Seele und das Feuer der Frigga „blitzt in deinen Augen. Ja ich schwöre bey dem grossen Tad*) „und den untergeordneten Göttern von Asgaard, daß du die „Gemahlin meines Sohnes werden sollst. Aber nicht in einer „fast wüsten Insel, in einer wilden Höhle, sondern auf dem „blutigen umgestürzten Thron ihrer Feinde müssen Odins Kin„der die hochzeitliche Fackel anstecken. — Bey diesen Worten „vereinigte sie Regners Hand mit der Hand seiner Geliebten, „und sagte zu ihnen: „Sieh hier deine Schwester, Regner, „und du Ivarde, betrachte in ihm deinen Bruder; genießt „demnach beyde das Gefühl, das dieser Name in euren Her„zen erhalten soll, in seiner ganzen Lauterkeit. Streitet und „siegt zusammen, und vergeßt nie, daß blos die königliche Binde „eure Häupter und eure Liebe krönen soll.“ — Während dem Rigda dies sprach, lagen die beyden Liebenden zu ihren Füssen, neigten ihre Stirne auf ihre Knie, erhoben ihre vereinigten Hände, und riefen zugleich aus: „Bey deiner mütterlichen Brust schwören wir, dir zu gehorchen! — Der gerührte Hydeltand schloß alle drey in seine Arme: „Ach!“ „rief er aus, „wie gerne will ich für euch alle mein Blut, das „in meinen Adern glüht, verspritzen; dieser grosse Tag hat es „endlich vollkommen gereinigt!“ —

Auf diese Weise wurden also die beyden unglücklichen Familien vereinigt. Die Verbindungen, die ihre großen Seelen mit einan-

*) Die Celten nannten den Schöpfer des Weltalls und den obersten der Götter den grossen Tad. Tacitus, in seinen Untersuchungen über die Sitten der alten Deutschen, erklärt sein Wesen nach den Begriffen der Celten: Regnator omnium Deus, cætera subjecta atque parentia. Sie gaben ihm noch zwölf andre Namen, deren jeder eine seiner Eigenschaften ausdrückte.

einander schlossen, waren für sie eben so dauerhaft, eben so heilig, wie die Banden des Geblüts.

Regners Wunden heilten in kurzer Zeit, und der Augenblick, in dem Ivardens Hand einen heilsamen Balsam hineingoß, war zugleich für die beyden jungen Liebenden der Augenblick des reinsten Glücks. Während dieser Zeit erbaute Hydelstand mit Hülfe einiger Norweger, die ihrer Königin und ihrem Sohne treu geblieben waren, und in der Nähe ihrer Höhle wohnten, zwey grosse und starke Schiffe. Sobald diese nur fertig waren, rief er alles zusammen, was nur die Waffen zu führen tüchtig war, und erzählte ihnen die Unglücksfälle seiner Familie mit einer Stärke und Nachdruck, die nur grosse Leidenschaften einzuflößen vermögend sind. Rache und Ruhmsucht beherrschten zu allen Zeiten das Herz der Celten. Diese braven und treuen Unterthanen ergriffen einmüthig die Waffen, und kehrten sodann zur Rigda zurück, um den Eid abzulegen, daß sie sämmtlich bereit wären, für sie und ihren Sohn dem Tode Trotz zu bieten. Rigda theilte ihnen nun ihren Entwurf mit: „Eure Brüder,„ sagte sie, „die dem Sigurd Ring „nach Großbrittannien folgten, befinden sich noch daselbst, „ohne daß sie seinen Tod haben rächen können. Folgt mir also, „und begleitet seinen Sohn zu den Ueberbleibseln seines Heeres, „das sich in Northumberland verschanzt hat, und noch im„mer, ungeachtet der vereinigten Kräfte der Pikten und Brit„ten, sich daselbst erhält.„ — Auf diese Anrede erhob sich ein allgemeines Freudengeschrey bis zu den Wolken; das Eisen ihrer Wurfspieße und ihre bloße Schwerdter blitzten über die Häupter der Norweger. Rigda zerriß den schwarzen Schleyer, den sie seit dem Tode ihres Gemahls trug, und befestigte ihn oben an einer Lanze: „Diese Fahne,„ sagte sie, „mag euch „ohne Unterlaß an den Tod eures Königs erinnern; nur in „dem Blut seiner Feinde müssen wir versuchen die Trauerfarbe „von derselben wegzulöschen.“ —

Wenige Tage nachher schifften sich Rigda, Regner und Ivarde nebst hundert auserlesenen Kriegern auf dem einen

Schiffe

Schiffe ein; eine gleiche Anzahl unter Hydeltands Befehlen verfügte sich am Bord der andern Barke. Diese beyden leichten Fahrzeuge führten, außer einigen Lebensmitteln, nichts weiter als diese Krieger, mit Häuten von wilden Thieren bedeckt, die unter ihren Streichen gefallen waren.

Nach einer Schiffahrt von einigen Tagen führte sie ein günstiger Wind nach der Insel Schetland, der größten der orkadischen Inseln; wo, von der Heftigkeit des Stroms hingerissen, beyde Schiffe mit Gewalt nach dem Ufer zugetrieben wurden. Alle Kräfte, die auch die norwegischen Matrosen anwenden mogten, sich von dieser Insel los zu machen, waren vergebens. Sie waren noch damit beschäftigt, als verschiedene auf der Spitze eines Vorgebürges der Insel ausgesteckte weiße Fahnen ihnen zu erkennen gaben, daß die Einwohner keine feindliche Gesinnungen gegen sie hegten. Rigda stieg sogleich aufs Verdeck und beantwortete diese Zeichen. Bald darauf ward man Baumzweige mit Früchten behangen nebst den weißen Fahnen gewahr, die sich gegen die Barken hinabneigten, um die Fremden einzuladen, sich ans Land zu verfügen.

Die muthige Rigda säumte nun keinen Augenblick; auf ein Zeichen, das sie gab, liefen beyde Barken in eine Bucht ein, und die Norweger stiegen nun ohne Widerstand auf diesen Ufern aus. Kurz darauf erblickten sie einen zahlreichen, aber unbewafneten Haufen, der gerade auf sie zukam. Ein ehrwürdiger Greis, von einem ansehnlichen Wuchs, und mit einer stolzen majestätischen Miene, gieng vor diesem Haufen her. In der einen Hand trug er eine volle Habergarbe, und in der andern einen mit den schönsten rothen Aepfeln behangenen Zweig. „Kinder des Odins!“ sagte er, „empfangt diese Gaben als „Zeichen des Friedens; theilt mit uns unsre Früchte, die Milch „unsrer Heerden, unsre Jagd und unsern Fischfang. Alle Be„wohner Nordens sind unsre Brüder, und wir halten nur „diejenigen für unsre Feinde, die, von frevelhafter Verwegenheit beseelt, unsre Freyheit anzutasten wagen.“ — Rigda, ihr Sohn und die schöne Ivarde näherten sich dem Greise; sie

über-

überreichten ihm Felle von schwarzen Füchsen, und ergriffen Einer nach dem Andern seine Hand, die sie an ihre Brust drückten.

In diesem Augenblick erhoben die Orkadier ein lautes Freudengeschrey, in das die sämmtlichen Norweger freudig mit einstimmten. Krüge mit Milch oder Bier gefüllt, Früchte, gebratene Vögel und Fische wurden ihnen von diesen guten Insulanern dargeboten, die sich bestrebten, die beyden Barken am Ufer zu befestigen. Beyde Haufen vermischten sich nun unter einander, und jeder Orkadier schätzte sich für eine Ehre, seine Wohnung einem der neuen Ankömmlinge anzubieten. Rigda, Hydeltand und ihre Kinder folgten dem Greise in die seinige. Sie wurden unter dem Schall von Klarinetten und Sackpfeifen dahin geführt, und die Insulaner sangen zu diesen Tönen einige persische Lieder zum Lobe der Freundschaft.

Der Alte, den bey seiner Ankunft eine liebenswürdige und zahlreiche Familie umgab, bat seine Gäste, in einem mit Vogelfedern ausgeschmückten Saale sich auszuruhen. Nachdem er ihnen alles, was die Jahreszeit an Früchten hervorgebracht, und verschiedene Milchspeisen vorgesetzt hatte, setzte er sich zu ihnen, und redete sie folgendergestalt an:

„Wir haben lange Zeit in dem Zustand der einfachen Na„tur gelebt, und diese Zeit, in Wäldern und Höhlen zerstreut, „in kleiner Anzahl, und ohne Gesetze und Geselligkeit zugebracht. „Die Strenge des Winters, der unter diesen Himmelsstrichen „so grausam ist, tödtete oft unsre Kinder, oder verursachte doch, „daß sie für Hunger starben. Einem eurer ersten Könige, Frotho „dem Friedfertigen, verdanken wir unsre Vereinigung; durch „seine Bemühungen verdienten wir den Namen der Menschen, „und hörten auf unglücklich zu seyn. Dieser Fürst, der den „Vorsatz hatte, in Großbrittannien einen Einfall zu thun, ward „eben so, wie ihr, durch Sturm an diese Küsten verschlagen. Mit „leichter Mühe würde er uns ausgerottet oder unterjocht haben; „aber die Seele dieses grossen Fürsten war zu schön und zu ge„recht, als daß sie sich mit einem solchen Verbrechen hätte besu-

deln

„deln können. Er lockte uns durch seine Wohlthaten zu sich, „lehrte uns den Acker bauen und unsere Kräfte in ordentlichen „Wohnplätzen vereinigen; ja er that noch mehr für uns, er „lehrte uns einander lieben. Als unser gemeinschaftlicher Va„ter blieb er beynahe ein ganzes Jahr lang auf dieser Insel, und „bemühte sich, uns zu einem ganz neuen Volk umzuschaffen. „Liebt euch, dient euch unter einander,„ rief er uns bey seiner „Abreise zu, „verehrt den grossen Tad, der euch erschaffen hat, „und nie werdet ihr der Gesetze vonnöthen haben. — Der „Sieg ruft mich zu euren barbarischen Nachbaren; sie haben „Gesetze, aber die Art und Weise, womit sie solche handhaben, „macht sie ihnen nur schädlich. — Entfernt euch nie von euren „alten Sitten; aber, nochmals wiederhol ich's, liebt euch, „dient euch, und seyd versichert, daß, wenn ihr gerecht seyd, „ihr auch immer aufgeklärt genug seyn werdet. —

„Frotho reiste ab, und that verschiedene glückliche Feld„züge in Großbrittannien; da er sich aber demungeachtet im„mer mit dieser Insel und mit der neuen Nation beschäftigte, „die er als sein Werk ansah, so überredete er verschiedene alte „Soldaten, und sogar einige ergraute Feldherren seines Heeres, „sich hier niederzulassen, und auf die Erhaltung der neuen „Gebräuche und Künste, die er uns gelehrt hatte, zu sehen. „Ich und die Familie, die ihr hier seht, sind Abkömmlinge ei„nes der Feldherren des Frotho; sein Name und sein Anden„ken werden uns ewig heilig seyn. —

„Wir haben nicht den geringsten Umgang mit den Brit„tanniern, fuhr der Greis fort. — Könnten wir auch wohl „etwas von ihnen lernen, das unsre einfachen Sitten nicht ver„derben sollte, besonders da unser gemeinschaftlicher Nutzen es „durchaus verlangt, ihnen nicht zu nahe zu treten? Gefräßig „und blutbegierig bey ihren Mahlzeiten, genügt ihnen nicht die „Milch ihrer Heerden. Das Schaf, das ihnen seine Wolle „darbietet, der Ochse, der ihre Felder pflügt, werden auf das „grausamste umgebracht, um ihren Heißhunger zu sättigen.

„Viehisch in ihren Liebeshändeln, verachten sie die Kunst sich „gefällig zu machen. Gold, künstlicher Betrug und Gewalt„thätigkeit werden nach und nach von ihnen angewandt, um „eine Leidenschaft zu befriedigen, der Verachtung und Eckel auf „dem Fuß nachfolgen. Die grosse Kunst der Schiffahrt, die „sie beynahe bis zur Vollkommenheit gebracht haben, und die „in ihrer wahren Bestimmung ein Band zur Vereinigung der „Völker seyn sollte, diese Kunst ist in ihren Händen blos das „traurige Werkzeug der Ungerechtigkeit und Grausamkeit gewor„den. Von innerlichen Unruhen unaufhörlich bewegt, scheint „es, als ob Haß und Uneinigkeit in allen ihren Versammlun„gen den Vorsitz haben. Sie verabscheuen alle oberherrliche Ge„walt, und doch treibt sie ihr Stolz, sich solche über ihre Mitbür„ger anzumaßen. Oefters wird man auf ihren öffentlichen „Plätzen Henker gewahr, die auf blutigen Gerüsten das Volk „gleichsam zu regieren scheinen. —

„Ihre Gastmahle sind traurig; bitterer Hohn und un„freundlicher Zank verscheuchen die Freude von ihren Tischen. „Am Ende derselben überlassen sie sich stets der Schwelgerey und „den schändlichen Lüsten. Kurz, alles bis auf ihre Schauspiele „athmet die viehische Wildheit ihrer Sitten. Ein unnatürli„ches Gemengsel von Erhabenheit, Uebertreibung, Niedrigkeit, „Aberglauben, Gottlosigkeit, Unwahrscheinlichkeit und eckel„haften Zoten sind der Hauptinhalt derselben, und führen im„mer zu einer blutigen Entwickelung, für die die Natur zurück„schaudert. Alles dieses geschieht, weil sie die Gesetze der Na„tur verachten, und sich über alle andre Menschen erhaben zu „seyn glauben. *) So sind die Britten beschaffen, deren Um-

„gang

*) Der gute Alte konnte damals freylich nicht vorhersehen, daß dereinst die beyden Bakons, Loke, Newton und viele andre grosse Männer Großbrittannien aufklären würden. Er sprach nur im Ganzen von den Sitten des brittischen Volks; vielleicht würde er auch jezt noch ihre heutigen Sitten öfters mit nicht wenigerm Rechte tadeln. Aber eben dieser Greis, voll von jener redlichen Aufrichtigkeit, die eine genaue Beobachtung

des

„gang wir vermeiden, ohne sie zu fürchten. Wir halten es „für weniger gefährlich mit ihnen zu streiten, als mit ihnen zu „leben. — Nun sagt mir aber auch, edle Fremde, was für „ein Anliegen euch nach jener Insel zieht, gegen die, früh oder „spät, ganz Europa sich waffnen, ihre wilden Bewohner be„strafen, ihre Sitten abändern, und ihre Gesetze verbessern „wird?„ —

Die Freymüthigkeit und das biedere Wesen des schetländischen Greises flößte seinen Gästen den höchsten Grad von Achtung für ihn ein. Rigda erzählte ihm ohne Anstand ihre traurige Geschichte. „Königin des Nordens,„ sagte er, „deine „Erzählung hat meine Seele auf das schmerzlichste gerührt. Ich „will sehen, was ich für dich thun kann; Dank sey den Wohl„thaten eines deiner Ahnherren; diese grosse Insel ist heut zu „Tage mit zahlreichen Bewohnern bedeckt, in deren Herzen eben „die kriegerische Hitze glüht, die Odins Anhänger beseelt. Ich „will sie zusammen kommen lassen, und ihnen sagen, daß der „erste und beste Gebrauch, den sie von ihren Waffen machen „können, der wäre, daß sie ihre Streitäxte und Schilde mit „den norwegischen verbänden. Wenn ich meiner Ahndung glau„ben darf, so wirst du deinen Vorsatz glücklich ausführen. Es „scheint, daß der grosse Tad die nordischen Könige dazu be-

des natürlichen Gesetzes jederzeit einflößt, würde heut zu Tage nicht mehr die Sitten eines wilden und groben Pöbels mit den Sitten ihrer edlern Landsleute vermengen, die eben so untadelich, edel und großmüthig, als jene verachtungswürdig sind. — So weit der Graf von Tressan, dessen Urtheile über die englische Nation aber, da sie so einseitig und zu sehr à la Françoise sind, wir unmöglich unterschreiben können. Anmerkung und Text athmen die Animosität seiner Landsleute gegen die Engländer. Ein jeder Unbefangener wird eingestehen, daß der größte Theil der Rede des schetländischen Greises weder zur Zeit noch zum Ort paßt, wo die Handlung vorgeht, und daher äusserst seltsam in dem Munde eines wilden Orkadiers klingt, der im achten Jahrhundert lebte.

A. d. Ue.

„stimmt habe, um verderbte Republiken zu bestrafen; der Un„tergang der brittischen wird der römischen bald nachfolgen.„

Mit diesen Worten verließ der Greis seine Gäste, und befahl, auf dem Giebel seiner Wohnung eine rothe Fahne auszustecken. Sogleich erblickte man auch auf den Gipfeln einiger benachbarten Berge eben solche Fahnen, und diese Zeichen wurden durch die ganze Insel wiederholt.

Rigda dankte den Göttern von Asgaard wegen der unverhofften Unterstützung, die sie von den Schetländern erhielt, und brachte den Abend und die Nacht bey dem Greise zu, dessen Familie sich eifrigst bemühte, ihr alle Arten von Dienstleistungen zu erweisen.

Mit der jungen Morgenröthe ertönten zugleich die umherliegenden Gefilde vom Schall der Sackpfeifen und Klarineten. Die ersten Stralen der Sonne erleuchteten den Marsch verschiedener Haufen von Kriegern, die sich in den Gebürgen versammlet hatten, und nun in der schönsten Ordnung in die Ebene hinabstiegen. Kurz nachher ward man auf der nord- und südlichen Seite der Insel eine Menge langer und starker Barken gewahr, die mit ehernen Schnäbeln versehen waren, und um verschiedene Vorgebürge segelten, um sich auf der Rhede bey der Wohnung des Alten zu vereinigen. Rigda, Regner, Hydeltand und die junge Ivarde bewafneten sich, und folgten dem Greise, der sie auf einen erhabenen Hügel führte. Die sämmtlichen Haufen der Krieger schlossen um diesen Hügel einen Kreis, und die Anführer näherten sich demselben, um die Worte des Greises zu vernehmen. „O meine Brüder,„ redete er sie an, „Odin und der Sieg rufen euch ins Schlachtfeld! Die „Zeit ist da, wo der Ruf von euren Namen durch die ganze „Welt erschallen soll. Eilt, die Kinder eures Wohlthäters zu „unterstützen; lernt unter den Befehlen und Anführung der „nordischen Helden den Feind besiegen.„ — Hierauf erzählte ihnen der Greis den Tod des Sigurd Ring, und die Unglücksfälle seiner Wittwe und Hydeltands; wobey er ihnen zugleich

zeigte,

zeigte, wie sehr der junge Regner Lodbrog ihrer Hülfe bedürftig wäre. Durch seine Rede gerührt und angefrischt, erhoben die sämmtlichen Schetländer ihre rechte Hände gen Himmel, und schworen, ihnen zu gehorchen.

Da der Greis verschiedene mit Köchern, Bogen und Wurfspießen bewafnete Haufen erblickte, so rief er ihnen zu: „Werfet diese Wurfwaffen weit von euch; sie verdienen nicht „von wahren Kriegern getragen zu werden. Verwahrt sie für „die Jagd, um mit ihnen den Thieren und flüchtigen Vögeln „aufzulauren. Ahmt nicht den Britten nach, gegen die ihr „bald fechten sollt, und die in diese Arten von Waffen ihr gröss„tes Vertrauen setzen. Fangt mit euren Schilden ihre Pfeile „auf, und nähert euch ihnen mit dem Schwerd und der Streit„axt in der Faust. Sie werden den Anblick eurer funkelnden „Klingen zu ertragen kaum im Stande seyn. Kämpft mit ihnen „in der Nähe; haut sie ins Gesicht, und bald werdet ihr ihre „Schlachtordnung und ihre Glieder getrennt sehen.“ —

Indessen ward Rigda mit Erstaunen einen neuen Kriegerhaufen gewahr, der hinter dem Kreise aufmarschirte; er führte eine weisse Fahne, in der folgende mit runischen Buchstaben geschriebene Worte standen: Nur der Sieg soll mich ausmalen. Diese Krieger, die etwas niedriger als die andern sich postirt hatten, trugen sehr lange Röcke, grosse Schilde, breite Schwerdter und Lanzen. Ihnen folgten sechs bedeckte Wagen; auf dem Pannier erblickte man ein mit einer Sense bewafnetes Todtengerippe, das von einem jungen und schönen Mädgen zu Boden geworfen wurde, nebst der Innschrift: Meine Sorgfalt überwindet Hella. „Wer ist dieser Hau„fen, der von den andern so verschieden zu seyn scheint?“ frug Rigda den Greis. „Königin!“ antwortete er, „es sind „theils die Weiber unsrer jungen Krieger, theils auch diejeni„gen Mädgen, die auf die Ehre, sich einen Gemahl unter ih„nen auszusuchen, Anspruch machen. Unsre Gesetze erlauben „allen unsern Landsmänninnen, wenn sie Stärke und Muth ge-

„nug zu besitzen glauben, uns in den Krieg zu folgen, mit uns „zu marschiren, sobald sie nur keinen bejahrten Vater oder „säugende Kinder haben, die ihnen in ihrer Heimath heiligere „Pflichten auflegen; aber eben diese Gesetze befehlen ihnen auch, „sich während dem ganzen Feldzug besonders zu lagern, und ei„nen abgesonderten Haufen auszumachen, der, nachdem es „die Vorfälle der Schlacht erheischen, aller Orten den Geschla„genen zur Hülfe eilen muß. Die Wagen sind zur Aufnahme „der Verwundeten bestimmt, auf ihnen befindet sich alles, was „diesen nur irgend nützlich seyn kann. Dies ist eine Art von „Dienstleistung, die ihren ganzen Eifer erfordert, und von ih„rer zarten Kindheit an erhalten sie schon von ihren Müttern „Unterricht in der Kunst, die gefährlichsten Wunden zu heilen. „— O mein Vater!„ rief die junge Ivarde aus, „erlaube, „daß ich mich an die Spitze dieser braven Insulanerinnen stel„len darf.„ — Obgleich Rigda, Hydeltand, und besonders der junge Regner es ungerne sahen, daß sie sich von ihnen trennte, so konnten sie sich doch nicht ihren Wünschen widersetzen. Die beyden Liebenden sahen sich einander an, drückten sich die Hände, und sogleich eilte Ivarde zu jenem Haufen, den man den heiligen nannte, und der sie mit lautem Jauchzen empfieng.

Nun gab der Greis alle nöthigen Befehle zum Aufbruch dieses kleinen Heers, die auch mit der größten Eilfertigkeit vollzogen wurden. Zweytausend Schetländer und fünfhundert junge und brave Insulanerinnen schifften sich drey Tage nachher ein; ihre Flotte stieß mit günstigem Wind vom Ufer und segelte gegen Mittag. In kurzer Zeit erblickten sie die übrigen orkadischen Inseln, und die Küsten des Landes der Pikten. Eine kleine Anzahl leichter Fahrzeuge fuhr vor der Flotte her, und die weissen Flaggen, die von ihren Schiffschnäbeln herabwehten, kündigten an, daß sie nichts weiter von den Bewohnern dieses Landes, als den Frieden, und ihre Bundsgenossen zu seyn, begehrten.

Die

Die Orkadier und Pikten kannten keine andre Feinde als die Römer, die sie bekriegt, und die Britten, die sich zu wiederholtenmalen, obgleich umsonst, bemüht hatten, sie zu unterjochen. Sie empfiengen die Schetländer auf das freundschaftlichste, versahen sie mit Lebensmitteln, und da sie hörten, daß dieses Heer zu einem Einfall in Northumberland bestimmt sey, so ergrif ein Theil der kriegrischen Jugend dieser wilden Länder die Waffen, und vereinigte sich mit dem schetländischen Heere. Endlich langte die Flotte im forthischen Meerbusen an. Die leichten Bewohner der Gebürge verkündigten bald den im Northumberland verschanzten Norwegern die Ankunft des Sohns des Sigurd Rings. Durch diese Nachricht mit frischem Muth belebt, eilten sie sogleich Regners kleinem Heere entgegen.

Man wird sich leicht vorstellen können, mit welcher Freude sie die Wittwe Sigurd Rings und Regnern empfiengen. Da das Heer dieses jungen Prinzen nun stark genug war, so bemeisterte er sich bald des Königreichs Wessex. Verschiedene blutige Schlachten, die Regner gewann, und in denen er sich wegen seiner Klugheit und Tapferkeit Bewunderung erwarb, vergrösserten seine neue Staaten. In der letzten dieser Schlachten, die durch die gänzliche Niederlage der Britten entscheidend wurde, war Regner Lodbrog, der zu kühn bis in den Mittelpunkt des brittischen Heers drang, beynahe ein Opfer seines Muths geworden. Ivarde, die dies gewahr ward, eilte an der Spitze des heiligen Haufens ihm zur Hülfe, und war auch so glücklich, ihrem Liebhaber das Leben zu retten. Auf dieser blutigen Stäte, wo Ivardens Schwerd die Gurgel des brittischen Feldherrn durchstieß, der bereits ihren Regner entwafnet hatte, ließ Rigda von den feindlichen Waffen ein Siegesdenkmal errichten, bey dem sie und Hydeltand ihre Kinder auf ewig mit einander verbanden.

Aus einer Verbindung, wie diese, mußten natürlich wieder Helden entspringen, und Rigda genoß bald das Glück, einen

Großsohn zu umarmen. Sigurd Rings königliches Geschlecht beherrschte nun unumschränkt das Königreich Wessex, und wurde wegen seiner Gerechtigkeitsliebe und der Sanftmuth seiner Gesetze von seinen neuen Unterthanen angebetet. Diejenigen Schetländer, die in ihr Vaterland zurückkehren wollten, wurden reichlich beschenkt, und mit ihnen giengen alle nützliche Künste nach ihrer Insel. Ein großer Theil von ihnen ließ sich in Wessex nieder; Rigda theilte große Güther unter sie aus, und stiftete für diese Krieger den Ritterschaftsorden, (Ordre de Chevalerie) dessen Anordnung und ersten Gesetze ihr Werk war.

Der Sohn, den Ivarde gebar, war der berühmte Ekbert, dessen siegreiche Waffen sich den größten Theil von Großbrittannien unterwarfen. Zum Angedenken der Angelsachsen, die bereits im fünften Jahrhundert, unter Hengst und Horsts Befehlen, als die ersten nordischen Eroberer dieses Land beynahe gänzlich unterjochten, nannte er seine vereinigte Staaten Angelland oder Engeland. Die Pikten, die damals den Namen der Schotten annahmen, schlossen mit Ekbert Bündnisse, und die Gallier, die nur zu deutlich vorhersahen, daß sie diesem siegreichen Fürsten nicht würden widerstehen können, erboten sich freywillig, ihm Tribut zu bezahlen.

Ekbert war kaum drey Jahre alt, als ihn Rigda der Vormundschaft Hydeltands überließ, wozu sie auch Regnern und seine Gemahlin leicht überredete. Regner, seine Mutter und seine Gemahlin rüsteten sich nun, um jene wilden Völker, die sich der nordischen Staaten bemächtigt hatten, zu bestrafen, und Sigurd Rings und des jungen Rigdings Tod zu rächen. Rigda, in allen ihren Eigenschaften der Frigga so ähnlich, führte alle ihre großen Plane glücklich aus. Ein furchtbares Heer verließ Großbrittannien, und schifte sich auf einer Flotte ein, die nicht allein weit geübter, sondern auch von weit vorzüglicherer Bauart war, wie die leichten Barken der Einwohner Nordens. Diese Flotte vernichtete bald die

ganze Seemacht ihrer Feinde, und landete in Norwegen. Rigda genoß noch vor ihrem Tode das Glück, ihren Sohn als unumschränkten Herrn der weitläuftigen Staaten zu sehen, die einst vom Odin erobert wurden; so wie sie es auch noch erlebte, daß ihr Enkel Ekbert zum ruhigen Besitz von ganz England gelangte. F.

III.

Sonderbares Testament des berühmten Peter Pithou.

Peter Pithou, einer der grösten Rechtsgelehrten, die Frankreich je hervorgebracht hat, war ein Edelmann aus der Provinz Champagne, und wurde 1539. gebohren. Er studirte unter dem berühmten Cujaz, und schwang sich durch seine Verdienste zu dem Posten eines General-Prokurators; auch hatte er großen Antheil an der Stillung der bürgerlichen Kriege und der Aufnahme Heinrich IV. zu Paris. Ihm hat Frankreich die erste Bekanntschaft vieler alten Klassischen Schriftsteller zu verdanken. Unter seine juristischen Schriften gehören: Die alten Gesetze der Visigothen; Vergleich der römischen Gesetze mit den Gesetzen Moses, und sein Buch über das salische Gesetz. Das vorzüglichste und nützlichste aber aller seiner Schriften ist sein Werk, über die Freyheiten der gallikanischen Kirche. Er war in seinem ganzen Leben ein Muster geprüfter Rechtschaffenheit, und starb 1596. Seine Nachkommen bekleiden noch heut zu Tage die vornehmsten Magistratswürden in Frankreich. Auch war der berühmte General-Kontrolleur Turgot ein Abkömmling von ihm. Die Redlichkeit des Pithou zeigt sich am besten in seinem sonderbaren Testament, das er zehn Jahre vor seinem Tode aufsetzte. Bey einem Andern würde dasselbe eine eitle und übertriebene

Lobrede heissen, bey ihm aber war es nur ein Zeugniß seiner Gesinnungen, dem sein Betragen auch nie widersprochen hat. Das Original dieses Testaments ist in lateinischer Sprache geschrieben, und lautet folgendermaßen:

Artikel 1. In dem unglücklichsten und durch zügellose Sitten allerverdorbensten Jahrhundert bin ich so sehr, als es mir nur immer möglich war, gerecht, rechtschaffen und getreu gewesen.

Art. 2. Ich war aufrichtig in meiner Freundschaft, aufmerksam auf meine Freunde, und zog allemal die Hofnung, meine Feinde durch meine Wohlthaten, oder durch Verachtung der Beleidigungen, zu überwinden, der Rache vor.

Art. 3. Ich habe beständig meine Frau mit Zärtlichkeit geliebt, und keine Schwachheit für meine Kinder gehabt; auch nie die Menschlichkeit gegen meine Bedienten aus den Augen gesetzt.

Art. 4. Ich habe das Laster selbst bey denjenigen, die mir am theuersten waren, verabscheuet, und die Tugend allenthalben geliebt, wo ich sie gefunden habe, selbst bey meinen Feinden.

Art. 5. Ich habe alles gethan, was ein vernünftiger Mann thun muß, sein Vermögen zu erhalten; allein mich wenig bekümmert, es zu vermehren.

Art. 6. Ich habe nie einem Andern gethan, was ich nicht wollte, daß mir selbst geschähe.

Art. 7. Ich habe alle Gnadenbezeugungen verachtet, die ungerecht, schwer zu erlangen, oder erkauft werden musten.

Art. 8. Als ein Feind des Geitzes und der Niederträchtigkeit, habe ich sie immer verabscheuet, besonders aber bey den Dienern der Religion und der Gerechtigkeit.

Art. 9. Ich habe jederzeit das Alter geehrt, sowohl in meiner Kindheit, und meiner besten Jugend, als auch in reifern Jahren.

Art. 10. Ich habe immer mein Vaterland zärtlich geliebt.

Art. 11.

Art. 11. Aus Neigung habe ich die Arbeit den hohen Würden der Magistratur vorgezogen; ich wollte lieber die Menschen aufklären, als sie beherrschen.

Art. 12. Selbst in meinem Privatleben habe ich mich mit dem öffentlichen Wohl beschäftigt; dieses war beständig mein Augenmerk, daher ich auch niemals mein Privatinteresse davon getrennt habe.

Art. 13. Mein heißer Wunsch war jederzeit, die Wunden des Staats glücklich geheilt zu sehen; allein bloß durch die sanftesten und einfachsten Mittel, ohne Umstürzung oder Unruhen.

Art. 14. Der Friede war in meinen Augen allemal dem Krieg vorzuziehn, selbst auch alsdann, wenn man nicht anders als durch harte und sehr unangenehme Bedingungen den Frieden erlangen konnte.

Art. 15. Ich habe mit dem lebhaftesten Schmerz gesehn, daß die geheiligten Namen der Religion und der Frömmigkeit, dem Geitze, Ehrgeitze und der Gottlosigkeit haben zu Larven dienen müssen.

Art. 16. Ich habe das Alterthum zu sehr untersucht, bewundert und studirt, um durch neue Dinge betrogen zu werden.

Art. 17. Alle diejenigen Untersuchungen, die sich auf Gott beziehen, habe ich, sobald sie zu spitzfündig waren, für eitel und gefährlich gehalten.

Art. 18. Ich habe mit großem Vergnügen aus eigner Erfahrung gelernt, daß man durch Rechtschaffenheit und Freymüthigkeit leichter und glücklicher zu seinem Zweck gelange, als durch Kunstgriffe, Ränke und Betrügereyen.

Art. 19. Ich habe die Kunst, wohl zu denken, der Kunst, wohl zu reden, vorgezogen.

Art. 20. Ohne Ehrgeitz, ohne Geldgeitz, über den Neid erhaben, verbunden durch Freundschaft mit Personen, die durch ihre Verdienste und Tugenden sich am meisten ausgezeichnet hatten, und bey einem ansehnlichen Vermögen, würde ich haben ruhig und müßig leben können, wenn ich mich so wenig um das öffentliche Wohl, als um mein eignes bekümmert hätte.

Art. 21.

Art. 21. Allein ich habe diejenigen Tage für die schönsten meines Lebens gehalten, die ich für den Staat und meine Freunde habe anwenden können.

Art. 22. Ich habe mit mehr Muth die gegenwärtigen Uebel ertragen, als Furcht für diejenigen, die ich vorher gesehen habe; und eine unangenehme aber bestimmte Lage habe ich den Qualen der Ungewisheit vorgezogen.

Art. 23. Ich habe erfahren, daß eine beständige Gerechtigkeit ohne Eigensinn und Laune, strenge, aber allezeit gleichförmig, das sicherste Mittel wäre, die Verwegenen und Bösewichter im Zaum zu halten.

Art. 24. Ueberzeugt von der Weisheit der Gesetze meines Vaterlandes, überlasse ich ihnen die Verfügung und Vertheilung meines Vermögens nach meinem Tode.

Art 25. Ich hoffe, daß der Antheil, den ich an der Zärtlichkeit meiner theuren Gattin hatte, unsern Kindern zuwachsen, und daß sie sich ganz ihrer Erziehung und den Sorgen weihen wird, die ihre Personen und ihre Glücksumstände betreffen.

Art. 26. Ich weihe der Nachwelt diese getreue Schilderung meiner Seele und meines Herzens; wobey ich wünsche, daß sie dieses Bild eben so unbefangen, wie ich es zeichne, betrachten, und davon Nutzen ziehen möge.

L.

IV.

Historische Nachrichten von der Religion der alten Peruaner.

Ehe die Inkas in Peru den Sonnendienst einführten, war die Religion der Peruaner von ganz andrer Art. Die alten Einwohner dieses Landes verehrten eine unzählige Menge Götter.

Götter. Sie bildeten sich ein, daß in allen Dingen, auch bey den allerschlechtesten, ein gewisser Geist sich befinde. Ihre vornehmste Sorge gieng dahin, mit ihren Nachbarn und andern Völkern ja nicht einerley Gottheit zu verehren. Jede Provinz, jedes Volk, jede Familie, ja jedes Haus hatte einen besondern, und von den andern unterschiedenen, Gott; sie bildeten sich ein, daß ihnen nur der einzige, dem sie sich gewidmet hatten, in allen Nöthen beystehen könnte. Dieser lächerliche Glaube war also die Ursache, daß sie sich so mancherley Götter zum Vorwurf ihrer Verehrung machten. Sie beteten also verschiedene Kräuter, Pflanzen, Blumen, Bäume, hohe Berge, Hölen, Tiefen, grosse Felsen und kleine Kieselsteine an. Diese Ehre wiederfuhr in dem Bezirk, den man vorher Porto-viejo nannte, besonders auch dem Smaragd. Auch die Thiere wurden ein Gegenstand ihrer Verehrung, theils in Absicht auf ihre Grausamkeit, um sich für Schaden in Sicherheit zu setzen, theils in Ansehung ihrer Schlauigkeit, theils wegen ihrer Geschwindigkeit, theils wegen ihrer Treue u. s. w. So erwiesen sie den Löwen, Bären und Tiegern göttliche Ehre, um ihrer Grausamkeit zu entgehen; sie warfen sich vor ihnen nieder, wenn sie ihnen aufstießen; und ließen sich von ihnen lieber auf das erbärmlichste zerreißen, ehe sie die Flucht ergriffen, oder sich vertheidiget hätten; so verehrten sie auch den Adler, den Falken und andere Raubvögel wegen ihrer Fertigkeit ihren Raub zu fangen, den Condor wegen seiner Größe, von welchem auch sogar einige Völker ihr Geschlecht herleiteten. Diejenigen, die an der Seeküste wohnten, erkannten das Meer für ihre mächtigste Gottheit, und nannten es Mamacacha, ihre Mutter; Diejenigen, die tiefer im Lande wohnten, legten der Erde diese Ehre bey; Einige beteten den Wallfisch wegen seiner Größe an; in jeder Provinz erwiesen sie denjenigen Fischen, wovon sie die meisten fiengen, göttliche Ehre. Ihre Abgötterey erstreckte sich auf Schlangen, Eidexen, Füchse, Affen und Hunde. Nichts war so geringschätzig und verächtlich, daß nicht Einer oder der Andere Hochachtung dafür hätte haben sollen, nur damit er nicht

eben den Gott hätte, den sein Nachbar verehrte, und er also eine sichere Zuflucht für sich allein hätte.

Nach ihrer unsinnigen Art, Alles, was ihnen vorkam, in einen Gott zu verwandeln, war auch die Verehrung derselben nicht weniger unvernünftig. Das einzige, wenigstens wichtigste, Stück derselben bestund in gewissen Opfern, die sie ihren Göttern gleichsam als eine gewisse Erkenntlichkeit für die genossenen Wohlthaten brachten; daher sie auch nach der Art ihrer Götter eingerichtet waren. Wenn daher ein Volk einen Raubvogel als seinen Gott anbetete, so brachten sie ihm solche Dinge zum Opfer, wovon er seine Nahrung zu haben pflegte. Außer diesen aber hatten sie auch solche unmenschliche Opfer, die ihrer natürlichen Grausamkeit vollkommen gemäß waren. Sie opferten Menschen beyderley Geschlechts und von allem Alter, und dieses betraf insonderheit die im Krieg gemachte Gefangenen. Oftmals begnügten sie sich nicht einmal mit der Opferung ihrer Gefangenen, sondern sie nahmen sogar ihre eigne Kinder dazu. Die Art ihres Opfers war diese: Sie schnitten ihnen lebendig den Leib auf, rissen das Herz und die Lunge heraus, und bestrichen mit dem noch rauchenden Blut den Götzen, dem zu Ehren dieses Opfer gebracht wurde. So wie dieses geschehen war, so ruften sie diejenigen herbey, die das Amt der Wahrsager unter ihnen bekleideten. Diese sahen das herausgerissene Herz und Lunge mit unverwandten Augen an, um etwa eine angenehme oder widrige Vorbedeutung daran zu entdecken. Die Sache mochte alsdenn ausfallen, wie sie wollte, so wurde die Lunge und das Herz des Geopferten der Gottheit zu Ehren verbrannt, das übrige Fleisch aber von den Opfernden mit dem größten Appetit verzehrt. Man macht uns folgende abscheuliche Beschreibung von dieser Zeremonie, wie sie bey einem gewissen Volk unter den alten Peruanern, den Antiern, üblich war. Die Tieger sind nicht so grausam, als die Einwohner dieses Landes gewesen sind. Wenn sie im Kriege oder auf eine andere Weise einen Gefangenen machten, und erkannten, daß er ein gemeiner, oder schlechter Mann war, so zerstückten sie ihn auf der Stelle,

und

und gaben die Glieder ihren Freunden und Dienern. War es aber eine angesehene Person, so versammleten sich die Vornehmsten unter ihnen mit ihren Weibern und Kindern, um seinem Tode beyzuwohnen. Alsdenn bunden sie ihn ganz nackend an einen Pfahl, und zerschnitten ihn am ganzen Leibe mit Scheermessern und andern schneidenden Werkzeugen, die aus einem sehr scharfen Kieselsteine, der die Beschaffenheit unserer Feuersteine hat, gemacht waren. Bey dieser grausamen Operation schnitten sie ihm nicht gleich anfänglich ganze Glieder ab, sondern sie nahmen nur das Fleisch von denjenigen Theilen die am fleischigsten sind, von den Waden, den Schenkeln, den Hinterbacken und Armen. Nach diesem färbten sich ohne Unterschied alle unter einander, Männer, Weiber und Kinder, mit dem Blute dieses unglücklichen Menschen, und ohne zu erwarten, daß das Fleisch, welches sie von ihm herunter geschnitten hatten, gekocht oder gebraten wurde, fraßen sie es gierig hinein, oder sie verschlangen es vielmehr, ohne es zu kauen. Die Weiber aber übertrafen noch die Männer an Grausamkeit; sie färbten sich die Warzen ihrer Brüste mit dem Blute dieser Elenden, damit ihre Kinder das Blut ihrer Feinde mit der Muttermilch einsaugen möchten. Sie setzten diese blutige Hinrichtung, der sie den Namen eines Opfers gaben, so lange fort, bis der Gefangene aufhörte zu leben; alsdenn hörten sie auch ihrer Seits auf, sein Fleisch und Eingeweide zu essen. Diese Speise war in ihren Augen etwas Heiliges. Wenn sie wahrnahmen, daß dieser unglückliche Opfermensch bey der Zerfleischung und den Martern, die sie ihn ausstehen liessen, nur die geringste Empfindung des Schmerzens, entweder in seinem Gesicht, oder sonst an einem Theil seines Leibes, merken ließ, oder daß ihm die geringste Klage, oder nur ein Seufzer, entfuhr; so zermalmten sie seine Knochen, nachdem sie das Fleisch davon abgefressen hatten, und warfen sie mit der größten Verachtung auf den Schindanger, oder in den Fluß. Bewieß er sich im Gegentheil muthig und standhaft, ja wohl gar trotzig, bey seinen Martern; so trockneten sie die

Sehnen

Sehnen und Knochen, wenn sie das Fleisch davon und die Eingeweide gegessen hatten, an der Sonne. Sie stellten darauf das Skelet auf den Gipfel der Berge, hielten es für einen Gott, beteten es an, und brachten ihm Opfer. Dieses waren alsdenn ihre Götzen. In einigen Gegenden, wo die Inkas ihre Herrschaft nicht hinerstreckt haben, hat sich diese abscheuliche Gewohnheit noch bis jetzt erhalten, und giebt uns ein treues Gemälde von der Beschaffenheit der Peruaner, ehe sie durch die Inkas gebildet worden waren.

Ob nun gleich die meisten dieser alten Völkerschaften eine unmenschliche Grausamkeit bey ihren Opfern bewiesen; so gab es doch gleichwohl auch einige, die keine solche abscheuliche Wuth dabey bezeigten. Denn ob zwar gleich bey allen Blut vergossen wurde; so geschah es doch oft nur auf diese Weise, daß sie aus den Armen oder Hüften, nachdem das Opfer mehr oder wenig wichtig seyn sollte, etwas Blut abzapften; aber Niemand verlohr doch sein Leben dabey. Sollte die Feyerlichkeit sehr groß seyn, so wurden die Nasenlöcher durchstochen, oder Blut zwischen den beyden Augenbraunen herauslassen. Dieses ist um so viel weniger zu verwundern, da überhaupt das Aderlassen bey den Peruanern sehr üblich war, und solches sowohl bey ihren Opfern, als auch zur Beförderung der Genesung der Kranken gebraucht wurde.

Der übrige sittliche Zustand der alten Peruaner war ihrer Religion vollkommen gemäß. Sie waren im höchsten Grad ungesittet, und hatten wenig oder gar keine Gemeinschaft mit einander, ausser wenn es die höchste Noth erforderte. Der Verwegenste unter ihnen war der Befehlshaber der Andern, über die er mit einer unmenschlichen Grausamkeit wüthete. Er bediente sich der Männer als seiner Knechte, und brauchte ihre Weiber und Töchter nach eigenem Wohlgefallen. In ihren Kriegen war alle Menschlichkeit verbannt. In einigen Gegenden schunden sie ihre Gefangene, und machten aus ihrer Haut eine Art von Trommel, um ihren Feinden Schrecken einzuja-

gen

gen. Ihre ganze Lebenszeit brachten sie mit Morden und Rauben zu. Diejenigen, die am gelindesten waren, lebten nach thierischen Instinkten, sie thaten sich zwar unter einander nichts zu leide, aber auch nichts gutes. In einigen Gegenden waren sie so begierig nach Menschenfleisch, daß sie nicht warteten, bis ein Verwundeter seinen Geist aufgegeben hatte, sondern sie trunken das Blut, das aus der Wunde floß, mit der größten Begierde warm hinein. Sie hielten öffentliche Märkte mit Menschenfleisch. Die gefangene Frauenspersonen gebrauchten sie anstatt ihrer Weiber, und ernährten die Kinder, die sie mit ihnen erzeugt hatten, bis in das dreyzehnte oder vierzehnte Jahr; nachher schlachteten sie selbige, und verzehrten sie. Wenn ihre Mütter nicht mehr gebähren konnten; so mußten sie gleiches Schicksal erfahren. In ihrem Ehestand waren sie eben so wenig ehrbar und sittsam, als in ihrer übrigen Lebensart. Bey einigen versammleten sich ganze Völkerschaften, und gatteten sich unter einander, wie das Vieh, so wie sie einander begegneten; Keiner hatte ein eigenes Weib. Andre hingegen nahmen ihre Schwestern, Töchter, ja selbst ihre Mütter zu Weibern. An manchen Orten wurde es den Mädchen zur größten Ehre gerechnet, wenn sie so liederlich lebten, als sie wollten; daher auch die allerausschweifendesten am ersten Gelegenheit fanden einen Mann zu bekommen; diejenigen im Gegentheil, die sich dieser Freyheit nicht bedienten, wurden verächtlich angesehen. Wenn sie Gefangene machten, so gaben sie ihnen an einigen Orten Weiber von ihrer Nation; die Kinder, die aus solchen Ehen erzeugt wurden, ernährten sie einige Jahre, und hernach fraßen sie selbige. Sie unterhielten auf diese Weise eine beständige Pflanzschule von jungen Knaben, die sie bey Erreichung eines zwölfjährigen Alters, ohne die geringste Absicht auf Blutsfreundschaft und Verwandschaft, wie das gemästete Vieh, schlachteten. Bey ihren Freunden hingegen warteten sie den Tod ab; alsdenn versammleten sie sich, und frassen ihn entweder gekocht oder gebraten; nachdem er fett oder mager war. Nach der Mahlzeit begruben sie die Gebeine in einer Felsenkluft

oder in einem holen Baum. Giftmischereyen waren auch sehr bey ihnen im Gebrauch, besonders bedienten sich die Weiber dieser Mittel.

In diesem Zustand der Wildheit befand sich dieses Volk, als Manco Capac, der Gesetzgeber der Peruaner, sie überredete die Sonne anzubeten, und sie als ihren Gott zu erkennen. Er nannte sich den Sohn der Sonne, und machte sie aufmerksam auf die großen Wohlthaten, die durch dieses Gestirn auf der Erde bewirkt werden. Um sie von ihrer bisherigen Vielgötterey abzulenken, stellte er ihnen vor, daß sie ihre Hofnung vergeblich auf solche geringschätzige Dinge gerichtet, und sie in ihren Nöthen angerufen hätten; denn alle diese Dinge müßten ihr Leben und Wachsthum selbst von der Sonne bekommen. Alle Kräuter, Bäume und Pflanzen und andere Dinge, die sie bisher als Gottheiten verehrt hätten, wären der Sonne eben so unterwürfig, als sie selbsten. Es sey auch ein großer Unterschied zwischen der Schönheit desselben, und zwischen der fürchterlichen Gestalt einer Schlange, Kröte und Eidexe. Durch diese und dergleichen Vorstellung fand der Inka Mittel, ihnen den Sonnendienst annehmlich zu machen. Nunmehr glaubten sie auch, daß ihre Könige von der Sonne gebohren wären, und erwiesen ihnen göttliche Ehre.

Dieses war nun der Hauptpunkt der peruanischen Religion; denn ob sie zwar noch verschiedene Opfer und abergläubische Gebräuche beybehielten, welche letztere hauptsächlich im Traumdeuten und Wahrsagen ihrer Priester bestunden, so nahmen sie doch nichts anders als die Sonne zu ihrer Gottheit an. Ausser dieser allgemeinen Religion hatten sie aber auch einige dunkle Begriffe von einem höchsten Wesen, das sie Pachacamac, oder Weltbeseeler, nannten. Dieses Wort stand bey ihnen in einer solchen Hochachtung, daß sie sich nicht unterstunden, es auszusprechen: musten sie es aber ja thun, so geschah es jederzeit mit der größten Ehrerbietung. Sie zukten alsdenn die Achseln, beugten das Gesicht zur Erde, schlossen die Augen zu, legten ihre offene Hand auf die rechte Schulter, und warfen

sen verschiedene Küsse in die Luft. Diese Stellungen waren unter ihnen Kennzeichen der größten Ehrfurcht. Wurden sie gefragt, wer Pachacamac sey, so antworteten sie, daß er allein die Welt aus nichts gemacht habe, sie belebe und erhalte; und weil sie ihn niemalen gesehen, so erbaueten sie ihm auch keinen Tempel, brächten ihm auch kein Opfer, in ihren Herzen aber beteten sie ihn andächtig an, und betrachteten ihn als den unbekannten Gott.

Der alte Hang der Nation zur Vergötterung zeigte sich dennoch gar bald aufs neue. Der Sohn des siebenten Inka Yehuarhuacac war von seinem Vater wegen allerhand Verbrechen vom Hof verbannt, und mußte in einer abgelegnen Gegend die Viehheerden der Sonne weiden. Dieser kam nach Verlauf von drey Jahren ungerufen nach Hofe, und brachte eine Erzählung vor, daß ihm der Bruder des Inka, Manco Capac, mit Namen Viracocha erschienen sey, und ihm von einer Empörung gegen seinen Vater Entdeckung gemacht habe. Diese Erzählung machte Eindruck, und Jedermann war geneigt, die Erscheinung für wahr zu halten. Die Empörung erfolgte wirklich, der Prinz dämpfte sie zwar, maßte sich aber zugleich der Regierung seines Vaters an, und bauete dem Viracocha, der ihm erschienen seyn sollte, einen Tempel. In einer Kapelle desselben richtete er die Bildsäule desselben, in der Gestalt, wie er ihm erschienen war, auf, und überredete seine Unterthanen, diesen Vorfahren von ihm anzubeten. Er nahm darauf seinen Namen an, und die Peruaner waren bereits schon so weit wieder zurückgefallen, daß sie noch bey seinem Leben seiner Bildsäule diejenige Ehre erwiesen, die nur der Gottheit gebührt. Ueberhaupt kam die Art, wie sie ihre Inkas nach ihrem Tod verehrten, derjenigen Verehrung sehr nahe, die sie der Sonne erwiesen. Sie vergötterten sie, so zu sagen, nach ihrem Tode; sie balsamirten ihren Körper ein, stellten ihn in ihrem Haupttempel auf, errichteten ihm Altäre, und brachten ihm eine Menge Opfer. Sie wollten aber doch nicht davor angesehen seyn, daß sie mit demselben Abgötterey trieben, wenn

sie gleich alle Merkmale der Anbetung beobachteten, so oft sie einen von ihren Inkaskönigen nannten; sondern sie behaupteten nur, daß sie solches aus Erkenntlichkeit für das viele Gute thäten, das sie von ihnen genössen. Sie sagten sogar, sie würden einen jeden Menschen auf diese Art verehren, wenn sie so viel ausnehmende und vortrefliche Eigenschaften bey ihm anträfen. Weil sie nun einmal in der Einbildung stunden, daß ihre Inkas Götter oder Sonnenkinder wären, so war dieses der nächste Weg, wieder in die alte Abgötterey, jedoch in einer andern Gestalt, zu verfallen.

In diesem Zeitpunkt verehrten also die Klügern den Pachacamac, den unsichtbaren Gott, den Schöpfer und Erhalter der ganzen Welt, dem sie, so zu sagen, ihre Herzen zu Tempel geweihet hatten; nächst diesem aber auch die Sonne, der sie prächtige Tempel baueten und Opfer brachten. Hierauf folgte der Mond, als die Frau und Schwester der Sonne, und endlich die Sterne, als Begleiterinnen des himmlischen Hofstaats, die sie aber nicht im eigentlichen Verstande, wenigstens nicht in der ersten Zeit der Inkas, als Götter verehrten. Die Spanier aber erzählen uns noch von einer Menge Götzen, die sie bey ihrer Ankunft in Peru angetroffen hätten, und die von den Einwohnern des Landes verehrt worden wären. Wenn man die Nachrichten, die man von diesem Reich hat, mit einander vergleicht, so ist es höchst wahrscheinlich, daß die Spanier die erste und zweyte Periode ihrer Religion nicht gehörig von einander unterschieden, daß sie die Gottheiten derselben verwechselt, und ihnen alle diejenigen Götzen, die von ihrer alten Religion hier und dar im Lande noch übrig waren, als Gegenstände ihrer gegenwärtigen Verehrung beygemessen haben. Sie gaben ihnen Schuld, daß sie sogar die Berge als göttlich verehrten. Die wahre Beschaffenheit dieser Sache aber ist diese. Sie nannten dasjenige Gebürg, welches zwischen Peru und dem Magellaninischen Lande liegt, Huaca, ein Wort, wodurch sie Alles, was schön oder fürchterlich war, bezeichneten; Wenn sie einen der höchsten Berge desselben erreicht hatten, so sprachen

sie

sie mit Ehrfurcht das Wort Apachecta aus. Nun glaubten die Spanier wirklich, daß ein solcher Berg ein Götze wäre, den die Indianer Apachitas nannten, da es doch nach der Erklärung des Garcillasso de Vega nichts anders heißen sollte, als: danket und opfert demjenigen etwas, der uns so viel Kraft und Stärke verliehen hat, daß wir auf den Gipfel dieses hohen, steilen und der Sonne nahen Berges gekommen sind. Sie ehrten die Berge also ganz und gar nicht als Götzen, und wenn sie sagten, daß sie Huaka wären, so wollte es weiter nichts sagen, als daß sie etwas Ungewöhnliches und Ausserordentliches wären. In eben dieser Bedeutung nannten sie auch die Stadt Cuzko, Huaka, weil sie von ihrem ersten Inka erbauet, und gleichsam die irdische Wohnung ihrer Gottheit war; aber ob sie gleich eine große Hochachtung gegen die Stadt hatten, so haben sie sie doch gewiß niemals angebetet.

Die Peruaner glaubten, daß der Mensch aus Leib und Seele bestehe; diese könne nicht anders als ein unsterblicher Geist genannt werden, jener sey von der Erde, und müsse auch wieder zur Erde werden. Sie gaben deswegen dem Menschen den Namen Alpacamasca, oder beseelte Erde, und wenn sie den Unterschied zwischen einem Menschen und unvernünftigen Thiere anzeigen wollten, so gebrauchten sie die beyden Wörter, Runa und Liama, wovon das erste einen mit Verstand versehenen Körper, das letztere aber ein Thier anzeigte. Weil sie auch die Erfahrung gelehrt hatte, daß die Thiere wuchsen und Empfindungen hatten, so legten sie ihnen die sogenannte wachsende und empfindende Kraft, nicht aber eine vernünftige Seele, bey. Daß diese Seele nach dem Tode noch übrig bleibe, und nach diesem Leben noch ein anderes bevorstehe, welches in Ansehung der Belohnung und Bestrafung für die Frommen beglückt, für die Bösen aber unglücklich sey, war die allgemeine Meynung des Volks.

Was den Zustand der Seele nach dem Tode anlangt; so theilten sie das ganze Weltgebäude in drey Welten ein, wovon

sie die oberste, das ist, den Himmel, Hanan Pacha, oder die Oberwelt, nannten, woselbst die Tugendhaften den Lohn für ihre Tugend empfingen. Die zweyte hieß Hurin Pacha, oder die Niederwelt, das ist, diejenige, wo die Menschen und Thiere gebohren werden und sterben, die wir hier bewohnen. Der dritten gaben sie den Namen, Veu Pacha, oder der Unterwelt, wodurch sie den Mittelpunkt, oder das Innere der Erde verstunden, welche den Gottlosen zur Wohnung bestimmt sey. Diese letztere Welt nannten sie auch Cupaypa Huakin, das ist, Teufelshaus. Nach ihrer Meynung bestund die Ruhe der Oberwelt darinnen, daß man ein friedliches und von allen Beschwerden befreytes Leben führe; von dem Leben der Unterwelt im Gegentheil, die wir die Hölle nennen, sagten sie, es wäre mit allen den Plagen, Krankheiten und Uebeln angefüllt, die wir hier in diesem Leben einzeln ausstünden, ohne die geringste Ruhe und Zufriedenheit darinnen zu haben. Unter die Vergnügen der Oberwelt aber rechneten sie weder die fleischlichen Lüste noch andere Laster, sondern sie setzten die ganze Glückseligkeit desselben in der Ruhe der Seelen und des Leibes, so daß sie von Sorge und Bekümmerniß gar nichts wüsten. Wir haben oben bereits angemerkt, daß sie gegen die Stadt Cuzko, theils weil sie von dem Stifter ihrer Nation erbauet war, theils weil der Tempel der Sonne daselbst stund, eine beynahe abergläubische Hochachtung hatten. Diese gieng so weit, daß wenn z. E. zween Indianer, davon der Eine von Cuzko ab- und der Andere hinreisete, einander auf dem Wege begegneten, sie einander mehr oder weniger Ehrerbietung bewiesen, nachdem sie entweder aus Cuzko selbst gebürtig, oder nur in der Nachbarschaft davon wohnten. Diese Hochachtung erstreckte sich auch sogar auf die Früchte, die von Cuzko ausgeführt wurden; denn ob sie gleich nicht besser waren als andere, so wurden sie doch blos deswegen höher geschätzt, weil sie aus Cuzko kamen. Hier nun stund derjenige kostbare Tempel der Sonne, welchen Manco Capac zu bauen angefangen, der Inka Yupanki aber zu seiner Vollkommenheit gebracht hatte.

Ein

Ein Jeder von den vorhergehenden Regenten suchte etwas zu der Pracht desselben beyzutragen, und ein Jeder beeiferte sich, seinen Vorgänger hierinnen zu übertreffen. Sie hatten ihn mit unglaublichen Schätzen versehn. Alle Mauern desselben waren mit Gold und Silber überzogen, und mit verschiedenen Figuren geziert. Seine Größe und Weite war besonders. Auf dem sogenannten großen Altar sahe man das Bild der Sonne aus einer maßiv goldenen Platte, die sehr dick war. Diese Figur bestund aus einem Stück, hatte ein rund Gesicht, welches um und um mit Strahlen und Flammen umgeben war; sie war so groß, daß sie sich beynahe von einer Mauer bis zur andern erstreckte. In dem Tempel selbst war zwar kein Götzenbild zur Verehrung mehr aufgestellt, aber man verwahrte doch daselbst alle Götzen der überwundenen Völker, gleichsam als aufgerichtete Siegeszeichen, obgleich dieses letztere von einigen geleugnet und behauptet wird, daß die angeblichen Götzenbilder nichts anders als Wandrerzierungen gewesen wären. Auf beyden Seiten der Sonne stunden ihre verstorbenen Könige nach ihrem Alter und Ordnung, nicht anders, als ob sie noch lebten, in ihrer prächtigsten Kleidung, die sie bey ihren Lebzeiten getragen hatten. Die Art, die Körper so einzubalsamiren, daß sie noch zu leben schienen, ist hernach verlohren gegangen. Diese Könige saßen insgesammt auf goldenen Thronen, die auch auf goldenen Fußgestellen stunden, und hatten das Gesicht gegen den Boden des Tempels gewendet; der einzige Huayna Capak, als der liebste unter allen Sonnen-Söhnen, hatte die Ehre, dem Sonnenbild gegen über zu stehen, weil er sich bereits bey seinen Lebzeiten um seine Nation so verdient gemacht hatte, daß er beynahe göttlich verehrt wurde. Alle Thüren des Tempels waren mit Goldblech bedeckt, und rund um die Mauern desselben gieng eine Goldplatte, wie ein Kranz, über eine Elle breit, herum.

An der Seite dieses Tempels stund eine viereckigte Kapelle, und um dieselbe herum fünf kleinere Seitengebäude, oder

Pavillons mit pyramidenförmigen Dächern. Das erste dieser Seitengebäude war dem Mond, als der Frau der Sonne, zur Wohnung geweiht; seine Thüren und Mauern waren mit Silberblech überzogen, um dadurch anzuzeigen, daß es dem Mond gewidmet sey. Hier stund das Bild des Mondes, dessen Gestalt dem Bilde der Sonne gleich war, nur mit dem Unterschied, daß es von Silberblech war, und ein Weibergesicht hatte. Zu beyden Seiten dieses Bildes stunden die einbalsamirten Körper der verstorbenen Königinnen nach ihrer Ordnung, eben so, wie die Körper der Könige in dem Sonnentempel, nur mit dem Unterschied, daß die Mutter des vorhin genannten Huayna Capac, Mama Oello, ihr Gesicht gegen den Mond kehrte. Hieher kamen die Peruaner, wenn sie dem Mond, als der Mutter ihrer Könige, Gelübde thun wollten; sie brachten ihm aber keine Opfer, wie der Sonne. Das nächste Nebengebäude bey der Mondskapelle war der Venus, dem Siebengestirn und allen Sternen überhaupt gewidmet. Die erstere hatte ihren besondern Namen, und hieß Chasti. Dieser Stern wurde für den Diener der Sonne, die übrigen aber für die Aufwärterinnen des Mondes gehalten. Sie wiesen ihnen daher gleich neben der Kapelle des Monds ihre Wohnung an, damit sie gleich bey der Hand seyn möchten, wenn dieser etwas nöthig hätte; denn sie glaubten, daß die Sterne blos dem Mond, nicht aber der Sonne zum Dienst gewidmet wären, weil man sie niemals des Tages, sondern nur des Nachts am Himmel sähe. Dieses Gebäude war mit Silberblech bedeckt, und sein Dach war wie ein Himmel geformt, und mit Sternen besetzt. Nächst an diesem stund eine Kapelle, die dem Donner und Blitz gewidmet war. Diese, die sie mit dem allgemeinen Namen Yllapa belegten, wurden nicht als Gottheiten, sondern nur als Diener der Sonne angesehen, und man hatte hier vom Donner und Blitz eben die Meynung, die die alten Griechen und Römer von ihm hatten, die ihn als ein Werkzeug der Gerechtigkeit des Jupiters ansahen. Wenn deswegen das Gewitter in ein Haus eingeschlagen hatte, so ver-

mauerten sie die Thüre, damit Niemand weiter hineingehen konnte; geschah es auf dem Felde, so umgränzten sie den Ort, damit ihn Niemand weiter betreten konnte; kurz sie sahen einen solchen Ort als verflucht an, weil ihnen die Sonne vermittelst des Wetterstrahls, als dem Diener seiner Gerechtigkeit, dieses Unglück zugeschickt habe. Diesen Yllapa hatten sie durch kein Bildnis abgebildet, weil sie nicht wußten, was sie ihm vor eine Gestalt geben sollten. Die vierte Nebenkapelle war dem Regenbogen gewidmet, weil sie von ihm bemerkt hatten, daß er vor der Sonne hergieng. Sie nannten ihn Cuychu, und hatten eine große Ehrerbietung vor ihm. So oft sie ihn am Himmel sahen, so hielten sie sogleich den Mund mit der Hand zu, weil sie besorgten, wenn sie ihn nur ein wenig offen ließen, so verfaulten ihnen die Zähne. Endlich hatten sie noch ein fünftes Nebengebäude, welches dem Oberpriester und den andern Personen, die am Tempel dienten, angewiesen war. Dieses aber war nicht bestimmt, darinnen zu essen und zu schlafen, sondern diente blos zum Audienz- und Versammlungszimmer, wenn man sich über Religionssachen unterreden wollte. Es war eben so, wie die andern, von oben bis unten mit Gold überzogen. An den Mauern, die gegen die Hauptkapelle gerichtet waren, waren an jeder Seite vier Hütten angebracht, welche inwendig mit Goldblech bedeckt waren. In den Winkeln der Verzierungen waren viele Edelgesteine eingefaßt, und an den hohen Festtagen der Sonne setzte sich der Oberpriester bald in die eine oder andere dieser Hütten, nachdem es die Feyerlichkeit erforderte.

Außer diesen fünf Nebengebäuden waren bey dem Tempel der Sonne noch viele andere Gemächer für die Priester und ihre Hausgenossen, wovon die ersten insgesammt aus königlichem Geblüt seyn musten. Keiner von den übrigen Peruanern, und wenn er auch noch so vornehm war, durfte hineingehen. Diejenigen aber, denen es erlaubt war, daselbst ihre Andacht zu haben, mußten 200 Schritte weit vor der Tempel-

thüre die Schuhe ausziehen. Es waren auch in dem Hause der Sonne fünf Springbrunnen, wo das Wasser aus goldenen Röhren in steinerne, silberne und goldene Becken floß, worin man die geheiligten Sachen und Geräthschaften zu waschen pflegte. Das Wasser war von weitem durch tief in der Erde liegende Röhren dahin geleitet. Man sahe auch daselbst einen kostbaren Garten, der an Pracht die königlichen Gärten übertraf. In demselben waren große und kleine Bäume, Pflanzen, Blumen, Vögel, zahme und wilde Thiere, Männer, Weiber, Kinder, und andere Sachen nach dem Leben in Gold vorgestellt, und an schicklichen Orten angebracht. Sogar die geringsten Werkzeuge waren von Gold, daher man auch dieses Haus der Sonne, Carichancha, das ist, Goldmagazin, nannte. Da die Spanier das Land einnahmen, nahmen sie das Gold und die übrigen Kostbarkeiten von diesem Tempel weg, und aus den übrigen Ruinen baueten sie ein Dominikanerkloster.

Nach dem Muster dieses Tempels sind die übrigen in dem großen Umfange dieses Reichs alle mit einander gemacht gewesen. Der berühmteste unter diesen war derjenige auf der Insel Titicaca, welcher mit denjenigen zu Cuzko an Pracht und Reichthum fast zu vergleichen war. Außer den kostbaren Zierrathen desselben, hatten die Peruaner überhaupt für diese Insel eine außerordentliche Hochachtung, weil es der erste Ort war, wo die Sonnenkinder, die Stammväter ihrer Inkas, den Fuß auf die Erde gesetzt hatten, und sie ihn deswegen für sehr heilig hielten.

Den ansehnlichsten Theil ihres öffentlichen Gottesdienstes machten, wie bey allen alten Völkern, die Opfer aus. Sie beobachteten hiebey die größte Feyerlichkeit. Die wichtigsten wurden an dem großen Sonnenfeste auf dem vornehmsten Platz in der Gegend des Sonnentempels gebracht; die geringern aber in dem Vorhof des Tempels. Hier kamen die Einwohner aus verschiedenen Provinzen zusammen; doch mußten sie, ehe sie sich diesem Tempel näherten, ihre Schuhe in gewissen dazu bestimm-

bestimmten Gränzen ausziehen, und barfuß erscheinen. Die Opfer selbsten, die sie sowohl ihrer Gottheit, der Sonne, als auch dem Könige nach seinem Tod brachten, bestunden vornemlich aus großen und kleinen Hausthieren. Diejenigen, die am höchsten geschätzt wurden, waren Lämmer, Schafe und Hämmel. Sie opferten auch zahme Kaninichen, schmackhafte Vögel, Talg, Kornähren, Hülsenfrüchte, wie auch das bey ihnen hochgeschätzte Kraut, Luca, und die feinsten Kleider. Alles dieses verbrannten sie der Sonne zu Ehren, und dankten ihr dabey, daß sie solches zum Dienst der Menschen hervorgebracht habe. Außerdem opferten sie auch ein gewisses Getränk, welches sie aus Wasser und Mays verfertigten. Die Art dieses letztere zu opfern bestund kürzlich darinnen. Wenn sie Lust zu trinken hatten, so aßen sie vorher etwas weniges, darnach steckten sie die Spitze eines Fingers in das Gefäß, darin das Getränk aufbehalten wurde. Sie richteten ihre Augen mit einer gewissen Andacht gegen den Himmel, und spritzten mit dem Finger dasjenige, was daran von dem Getränke hängen geblieben war, in die Höhe, dankten dabey der Sonne, daß sie durch ihre Hülfe zu trinken bekommen hätten. Menschenopfer, die vorher so stark unter den Peruanern Mode waren, hatten die Inkas völlig abgeschaft. Auch litten sie nicht, wenn einer krank wurde, daß man zu seiner Genesung Opfer brachte; denn sie sahen die Krankheiten nicht als Folgen der menschlichen Schwachheit an, sondern als Boten ihres Vaters, der Sonne, durch die sie die Menschen zu sich rufen ließ, und nunmehr in den Himmel erheben wollte. So oft sie in den Tempel giengen, so hielt der Vornehmste aus der Gesellschaft die Hand auf eine seiner Augenbraunen, zog ein Haar heraus, und blies es vor dem Bild der Sonne, zum Zeichen eines Opfers, in die Luft. Bey einigen Völkern traf man auch noch einige Ueberbleibsel ihrer alten Religion an. Es geschah nemlich, daß sie sich in einigen Fällen zwischen den Augenbraunen zur Ader ließen, und mit dem herausgelaufenen Blut ein Stückchen Brodt benetzten, welches sie alsdenn zum Opfer brachten.

Zu diesen ihren Opfern brauchten sie insgemein ihre Priester, doch mit dem Unterschied, daß diejenigen, die in dem Tempel der Sonne zu Cuzko den Dienst verrichteten, aus königlichem Geblüt seyn mußten, in den Provinzen wurden aber blos die Eingebohrnen und Verwandte des Herrn der Landschaft dazu genommen. Zu ihrem Oberpriester erwählten sie einen Bruder oder Oheim des regierenden Königs, oder sonst den nächsten Blutsverwandten. Die Priester trugen keine besondere Kleidung, wodurch sie sich, wie die Priester bey andern Völkern, von andern Personen unterschieden. Ihre Oberpriester führten den Namen Villac-Umu, welchen die Spanier in Villaoma verkehrt hatten. Er bedeutete so viel, als den vorbringenden Wahrsager, oder vortragenden Zeichendeuter, weil er dem Volk dasjenige anzeigen mußte, was ihm die Sonne aus den Opfern zu erkennen gab, oder was sie ihm sonst bekannt zu machen befahl; denn Umu war das Wort, womit sie alle Zeichendeuter, Wahrsager und Schwarzkünstler zu benennen pflegten. Die Priester selbst dienten Wochenweis oder nach den Mondsvierteln in dem Tempel; während dieser Zeit enthielten sie sich des Umganges mit ihren Weibern, und giengen weder Tag noch Nacht aus dem Tempel. Keine Weibspersonen, auch nicht einmal die Gemahlinnen und Töchter der Könige durften in den Tempel kommen. Diejenigen Personen, die sie zu ihrer Bedienung, Aufwartung und Hausdiensten gebrauchten, als Thürhüter, Auskehrer, Köche, Keller, Kleiderverwahrer, Holz- und Wasserträger, auch diejenigen, welche die Kostbarkeiten in Verwahrung hatten, waren von eben der Nation und den Städten, als diejenigen, die in dem königlichen Hause dienten. Während der Zeit, als alle diese Personen in dem Tempel dienten, wurden sie von den Einkünften, die der Gottheit gewidmet waren, unterhalten; außerdem aber lebten sie von ihren eignen Einkünften und den Ländereyen, die ihnen, sowohl als dem übrigen Volke, gegeben worden waren.

Die Art ihres öffentlichen Gottesdienstes selbsten werden wir nicht besser erkennen können, als wenn wir die Feyer ihrer

Festtage

Festtage umständlich beschreiben. Das erste und Hauptfest der Peruaner war das große Sonnenfest, welches in ihrer Sprache Yntip Raymi genannt wurde. Es fiel zur Zeit des Solstitii, zu Ende unsers Dezembers, ein, und wurde eigentlich zu Ehren der Sonne gefeyert, um zu bezeugen, daß sie dieselbige, als die einzige und allgemeine Gottheit, anbeteten, weil sie durch ihren Schein und Kraft alle Dinge belebte. Sie hatten aber noch eine andere Absicht bey der Feyer dieses Festes; sie wollten nemlich zu gleicher Zeit zu erkennen geben, daß die Sonne der Vater des ersten Inka Manco Capac, seiner Gemahlin, der Coja Mama Oello Huaka, und der von diesen abstammenden Königen und aller andern Sonnenkinder sey, die auf die Erde herabgesendet worden, um, wie sie sagen, die Glückseligkeit der Menschen zu befördern.

Um die Feyerlichkeit dieses Festes zu erhöhen, machten sie bereits verschiedene Tage vor demselben starke Vorbereitungen dazu. Drey Tage zuvor fasteten sie, und aßen nichts, als ein wenig rohen Maiz mit einigen Kräutern, und trunken Wasser dazu. An keinem Ort in der Stadt wurde Feuer angemacht. In dieser Zeit kamen sie von allen Orten und Enden her, um ihre Andacht zu verrichten. Es herrschte hier eben ein solcher Kontrast von schwärmerischer Andacht und liederlichen Ausschweifungen, als wir bey der Religion fast aller abgöttischer Völker gewahr werden. Die vornehmsten Hauptleute und alle Curaca versammleten sich dabey, und wurden sie ja Alters oder Geschäfte halber verhindert, selbst zu kommen, so schickten sie ihre Söhne oder Brüder in Begleitung ihrer vornehmsten Verwandten als Gesandte dahin. Selbst der Inka, wenn er nicht im Kriege, oder auf einer nöthigen Reise war, fand sich dabey ein. Jedermann putzte sich auf diesem Feste so herrlich und kostbar, als er nur konnte; doch hatten sie allerhand wunderliche Erfindungen und Verzierungen dabey. Einige hatten ihre Röcke mit Gold- und Silberblechen besäet, und Blumenkränze auf ihren Köpfen; Andere waren mit Thierhäuten bekleidet;

Andere

Andere machten eine Figur, als wie man die Engel abbildet, und zierten sich mit Flügeln von dem Vogel Kontur, die von einem Ende bis zum andern fünf Fuß lang seyn sollen; noch Andere steckten sich in poßirliche Larven, so daß man sie gewiß an andern Orten für Narren und Wahnsinnige würde gehalten haben. Jede Nation, die sich zur Feyer dieses Festes zu Cuzko einfand, brachte diejenigen Waffen mit, die sie im Kriege zu brauchen pflegte, zum Exempel, Bogen, Pfeile, Lanzen, Wurfspieße, kurze und lange Streitäxte; Einige trugen auch solche Zierrathen, worauf die Thaten ihrer Helden abgebildet waren, und es suchte es immer Einer dem Andern zuvor zu thun.

Den Abend vor dem Feste machten die Priester alle Anstalten, die zum Opfer des folgenden Tages nöthig waren. Sie bereiteten die Lebensmittel zu, die man dazu brauchte, und weil nicht allein die Curaca, die Gesandten, ihre Anverwandten, ihre Hausgenossen und Unterthanen, sondern auch alle Völkerschaften überhaupt Theil daran hatten; so zogen sie den Tag vorher genaue Erkundigung ein, wieviel Personen zugegen wären. Diejenigen Frauenzimmer, die dem Dienst der Sonne, oder des Pachacamacs, gewidmet waren, bereiteten eine gewisse Art von Brod, oder Kuchen, die sie Cancu nannten, unter vielen lächerlichen Ceremonien. Sie schnitten sie alsdenn von einander, und auf die Stücke ließen sie Blut, welches sie jungen fünf bis zehnjährigen Knaben aus der Stirne laufen ließen, tröpfeln, und dieses mit Blut benetzte Brod aßen sie den folgenden Tag in Gegenwart ihrer Götzen, Priester und Inkas.

Mit Anbruch des Tages nahm alsdenn das Fest selbst seinen Anfang. Noch vor Aufgang der Sonne erschien der Inka mit allen seinen Verwandten, nach ihrem Rang, auf dem großen Marktplatz der Stadt, den sie Haucaypata nannten. Hier warteten sie barfuß, bis die Sonne aufgieng, und wendeten sich immer mit großer Aufmerksamkeit gegen Morgen. So wie sie die Sonne erblickten, fielen sie auf ihre Knie, und

beteten

beteten sie an; sie breiteten ihre Arme aus, und küßten die Luft mit der größten Inbrunst, und thaten dabey die Erklärung, daß sie die Sonne für ihren Gott und Vater hielten. Neben den Inkas stunden die Curaca, und beteten die Sonne auf gleiche Weise an. Indem nun die übrigen Personen auf den Knien liegen blieben, so stund der König auf, und nahm zwey große goldene Gefäße, Aquilla genannt, die mit gewöhnlichem Getränk angefüllt waren. Als der Aelteste des Hauses der Sonne lud er in ihrem Namen die Andern zum Trinken ein. Es wurde diese Handlung so angesehen, als ob sie die Sonne selbst verrichtet, und dem Inka und seinen Verwandten Bescheid hätte thun lassen. Denn das große Merkmal von der Gnade ihres Herrn oder der Freundschaft ihres Gleichen war, wenn sie einander zutrunken. Aber es wurde der Sonne auch ein Trunk dargereicht. Der Inka goß aus dem einen Gefäß, welches er in der Hand hatte, und welches der Sonne gewidmet war, das Getränk in einen Zuber, woraus es, wie aus einem Springbrunnen, durch eine Röhre sprang, und sich gegen den Ort, wo die Sonne stund, ausbreitete. Darauf trunk er aus dem andern Gefäß, welches er in der linken Hand hatte, ein wenig, und das übrige vertheilte er unter die Vornehmen seines Hauses. Ein jeder brachte zu diesem Ende ein kleines goldenes oder silbernes Gefäß mit. Sie glaubten, dieses Getränk wäre nunmehr durch seine und der Sonnen Hand geheiligt, und theilte ihnen ihre Kräfte mit. Jeder von dem königlichen Hause that einen Trunk davon, die Curaca aber bekamen von demjenigen, welches die Frauen der Sonne unter ähnlichen Ceremonien austheilten, zu trinken.

Nunmehr zogen sie in Prozeßion nach dem Sonnentempel, wo sie Alle, außer dem König, in einer Entfernung von 200 Schritten die Schuhe auszogen. Der Inka und diejenigen vom königlichen Geblüt giengen hierauf als ächte Söhne der Sonne hinein, und warfen sich vor dem Bilde der Sonne nieder; die Curaca aber, die sich unwürdig hielten, den Tem-

pel zu betreten, weil sie nicht vom königlichen Geblüt abstammten, blieben vor dem Tempel auf einem großen Platze stehen. Der Inka opferte hierauf dasjenige Gefäß, womit er die vorhin angeführte Ceremonie verrichtet hatte, der Sonne, und seinem Beyspiel folgten die übrigen seines Hauses mit den ihrigen, dessen sie sich auf die beschriebene Art bedient hatten, und gaben sie in die Hände der andern Inkapriester. Sie giengen hierauf bis an die Thüre zurück, und nahmen den Curaca die ihrigen ab, die sich nach Ordnung der Zeit, wie sie unter die Herrschaft der Inkas gekommen waren, bis an die Thüre herzunäherten, hinein aber durften sie nicht gehen. Außer diesen Trinkgeschirren überreichten sie auch der Sonne viele Stücke Gold und Silber, welche im kleinen nach der Natur gemachte Thiere, als Schafe, Lämmer, Eidexen, Kröten, Schlangen, Füchse, Tiger, Löwen, Vögel, und alles, was ihre Provinzen hervorbrachten, vorstellten. Hierauf gieng ein Jeder von den Curaca wieder zurück nach seinem Platz. Nunmehr erschienen die Inkapriester mit einer großen Menge Lämmer und Schafe von allerhand Farben, deren es in Peru sehr viele giebt. Aus diesen sonderten sie ein schwarzes Lamm aus, welches der Sonne besonders gewidmet war, und überhaupt zogen sie bey ihren Opfern die schwarze Farbe vor, indem sie glaubten, daß solche etwas göttliches an sich habe, und der Sonne die angenehmste wäre. Aus diesem Grunde wählten sie nicht allein ganz schwarze Thiere zu ihren Opfern, sondern ihre Könige kleideten sich auch mehrentheils in diese Farbe. Dieses war das erste Opfer, welches sie an diesem Tage brachten, und diente eigentlich nur dazu, um gute oder böse Vorbedeutungen daraus zu nehmen.

Die Art, wie sie dieses Opfer verrichteten, war folgende: Sie ergriffen das Lamm, welches sie schlachten wollten, und dreheten ihm den Hals gegen Morgen um. Nachher eröfneten sie die linke Seite desselben, und holeten mit der Hand das Herz, die Lunge und die übrigen Eingeweide heraus. Wenn

sich

ſich die Lunge, nachdem ſie herausgeriſſen war, noch regte, ſo wurde ſolches für ein gutes Zeichen gehalten, das Opfer mochte im übrigen beſchaffen ſeyn, wie es wollte. Ferner bliesen ſie die Gurgel auf, und bemerkten zugleich, ob die Luftröhre und die kleinen Adern, die man daran antrift, viel oder wenig aufgeblaſen wurden; im erſten Fall prophezeiheten ſie ſich Glück, im andern aber Unglück. Hielt das Thier unter dem Schlachten nicht ſtille, ſondern wollte davon laufen, ſo war es eine außerordentliche ſchlimme Vorbedeutung. Brach der Schlund ab, ehe er ganz hervorgezogen war, oder zerriß die Lunge, oder war das Herz beſchädigt, ſo ſahen ſie alles dieſes als Zeichen eines bevorſtehenden Unglücks an. War nun bey dem erſten Opfer kein gutes Zeichen zu erhalten, ſo wiederholten ſie es zum zweitenmal, und ſchlachteten ein Schaf. Wollte es auch hier nicht glücken, ſo nahmen ſie ein anderes Thier. Fiel der Ausgang auch hier nicht nach Wunſch aus, ſo war das Unglück, das ihnen auf dieſes Jahr angedrohet wurde, gewiß. Sie vermutheten nun nichts anders als Krieg, Unfruchtbarkeit, Viehſterben und andere übele Zufälle, die ſie ſich durch ein Verſehen in dem Dienſt der Sonne zugezogen hätten. Waren hingegen die Anzeigen ihrer Erwartung gemäß, ſo war lauter Freude unter ihnen, und das Opfer wurde nunmehr nach den eingeführten Gebräuchen vollzogen. Es wurden zwar noch mehrere Thiere geſchlachtet, aber wenn das erſte gut ausgefallen war, wurden ſie nicht weiter geprüft. Sie zogen ihnen das Fell ab, und verbrannten ſie zu Ehren der Sonne zu Aſche. Das Feuer, ſo ſie hiebey brauchten, mußte ihnen von der Sonne ſelbſt gegeben werden. Sie fiengen es vermittelſt eines hohlen Gefäßes, das die Geſtalt einer halben Citrone hatte, und inwendig glatt und hell war, auf, ſo daß ſie es der Sonne entgegen hielten, und Strahlen ſammleten. Sie legten ein wenig geſchabte Baumwolle darauf, die ſogleich vom Feuer ergriffen wurde. Mit dieſem ihnen heiligen Feuer wurde nicht nur das Opfer verbrannt, ſondern auch die übrigen Speiſen auf dieſen Tag zubereitet. Von dieſem Feuer wurde etwas in den Sonnentempel gebracht, und

daselbst von gewissen dazu bestimmten Jungfrauen ein ganzes Jahr unterhalten. Schien aber etwa an diesem Festtage die Sonne nicht, so nahmen sie kleine Stöcke von einem gewissen Holz, Vyaca genannt, und brachten durch starkes Reiben einige Funken heraus, die sie auf Baumwolle fallen ließen. Es war dieses ihre gewöhnliche Art von Feuerzeug, aber sie brauchten es bey dem Sonnenfest nicht gern, weil sie es für ein böses Zeichen hielten, wenn ihnen die Sonne ihren Dienst hierinnen versagte. Die übrigen Opferthiere wurden gebraten und unter das Volk vertheilt. Dieses Sonnenfest dauerte neun Tage lang, aber an dem ersten wurde nur geopfert, die übrigen brachten sie mit Schmausen, Singen und Tanzen zu.

Es war bey den Peruanern ein Gesetz, daß kein Frauenzimmer in den Tempel kommen durfte. Gleichwohl hatten sie gewisse Jungfrauen, die sie Auserwählte nannten, die dem Dienst der Sonne vorzüglich geweihet waren. Diejenigen, welche Anspruch auf diese Würde machen wollten, mußten von guter Familie, schön und noch unverletzte Jungfern seyn, und damit sie in Ansehung des letzten Punkts desto gesicherter wären, so wählten sie selten eine, die über acht Jahr alt war. Es war ihnen ein besonderes Haus in der Stadt, welches man das Haus der Sterne nannte, zur Wohnung angewiesen. Dieses war von einem sehr großen Umfang, quer durch gieng ein Gang, der so breit war, daß zwey Personen bequem neben einander gehen konnten. Auf beyden Seiten waren die Wohnzimmer dieser Sonnenjungfern; die zum nähern Dienst bestimmt waren, hatten ihre Wohnung in der hintersten Abtheilung. An einer jeden Thür war eine besondere Thürhüterin, die auf das Thun und Lassen derselben sorgfältig Achtung geben mußte. Zu der Hauptthüre durfte Niemand als nur die Königin und die auserwählten Jungfrauen, hineingehen, für die Dienstleute des Hauses aber waren Nebenthüren angelegt. Hierdurch durften diese nur bis zur zweyten Thüre, aber bey Lebensstrafe nicht weiter, gehen. Die Sonnenfrauen selbst mußten vom Geblüt der Inkas, und aus rechtmäßiger Ehe erzeugt

zeugt seyn; diejenigen, die aus Vermischung mit andern Blut, oder unehelicher Weise, gezeugt waren, waren gänzlich davon ausgeschlossen. Ihre Anzahl war zwar nicht festgesetzt, gemeiniglich aber waren ihrer 1500. Diejenigen, die in dem Dienst der Sonne alt worden waren, versahen das Amt der Aufseherinnen über die Andern, und waren bestellt, sie in dem Gottesdienst und ihrer Handarbeit zu unterrichten. Sie lebten beständig eingeschlossen, und durften weder mit einer Manns- noch Weibsperson, sondern blos mit sich untereinander, reden. Dieses beobachteten sie genau, daß der Inka selbst, ob er gleich das Recht hatte, sie zu besuchen, sich dessen doch freywillig begab. Nur die Königin hatte das Recht, in ihren Versammlungsplatz und ihre Zimmer zu kommen, und mit ihnen, sie mochten alt oder jung seyn, zu reden. Zu ihrer Bedienung waren 500 junge Mädgen bestellt, die aus den Familien derjenigen genommen wurden, welche der erste Inka unter seine Herrschaft gebracht, und ihnen gewisse Vorrechte gegeben hatte. Auch diese hatten ihre Hofmeisterinnen, die sie in demjenigen, was sie thun mußten, unterrichteten. Die vornehmsten Verrichtungen dieser Sonnenfrauen waren, spinnen, weben, und alle die Kleider machen, welche der Inka und seine rechtmäßige Gemahlin trugen. Sie verfertigten auch die andern feinern Kleider, die man der Sonne zum Opfer brachte; desgleichen kleine Verbrämungen oder Franzen, die an eine Schnur geheftet, und von den nächsten Anverwandten des Königs getragen wurden. Sie sagten, die Sonne wäre so zu reden ihr Gemahl, und für diese verfertigten sie diese Dinge; weil sie aber die Sonne nicht aus ihren eigenen Händen empfangen, und sich damit schmücken könnte, so schickte sie sie ihrem rechtmäßigen Sohn und Erben, dem Inka, solche zu tragen. Der Inka sahe auch diese Zierrathen als ein Heiligthum an, und hielt sie in großen Ehren, er gab sie Niemanden als seinen wahren Erben und Verwandten, die vom Vater und Mutter her aus königlichem Geblüte waren. Außer diesen verfertigten sie auch dasjenige Brod Cancu, welches bey dem großen Sonnenfest

gegessen, und einen besondern Trank, der bey dieser Gelegenheit von dem Inka und seinen Verwandten genossen wurde; die Gefäße dieses Hauses waren bis auf die Kessel von Gold und Silber. Sie hatten einen Garten, worinnen, der Erzählung des Garcillasso de Vega zu Folge, künstlich gearbeitete Bäume und Gewächse von Gold und Silber stunden. Uebrigens lebten sie wie andere eingeschlossene Frauenzimmer, die eine ewige Keuschheit beobachten müssen. Die Verordnungen, in Absicht dieser Frauenzimmergesellschaft, waren außerordentlich streng. Wenn eine ihre Ehre verscherzte, so wurde sie mit ihrem Liebhaber lebendig verbrannt. Allein man sahe es noch für zu wenig an, daß wegen eines solchen Verbrechens, eine der Sonne, ihrem Gott, gewidmete Jungfrau zu schänden, nur eine einzige Person sterben sollte; das Gesetz verordnete vielmehr, daß außer dem Strafbaren auch noch seine Frau und Kinder, seine Knechte, Anverwandten, und über dieses alle Einwohner der Stadt, wo er wohnte, bis auf die Kinder an den Mutterbrüsten diese Strafe leiden sollten; die Stadt mußte zerstört, und Steine auf den Platz geworfen werden, und die ganze Gegend sollte wüst und öde, verflucht und verbannt bleiben.

Ausser dem großen Sonnenfeste hatten sie auch noch andre. Sie feyerten eins nach der Saatzeit, wenn der Maiz anfing aus der Erde hervor zu kommen. Sie brachten alsdenn der Sonne Opfer, und baten sie, daß sie dem Frost gebieten möchte, ihrer Frucht nicht zu schaden. Das Fest endigte sich, wie die andern alle, mit Schmausereyen. Wenn sie ihre Erndte eingethan, und die Früchte in den Scheuern hatten, so feyerte ein Jeder noch ein Privat-Erndtefest in seinem Hause. Die Armen verbrannten der Sonne zu Ehren ein wenig Talg, die Reichen aber zahme Kaninichen.

Im Herbst feyerten sie noch ein besonderes Fest, das sie Citu, oder das Reinigungsfest, nannten. Ihre Absicht war, hierdurch alle Krankheiten und Anfälle aus der Stadt und den umliegenden Gegenden zu verbannen. Einige Tage zuvor geschahen

schahen Vorbereitungen durch Fasten, und in der Enthaltung von ihren Weibern. In der Nacht, die unmittelbar vor dem Fest hergieng, verfertigten sie das Brod Cancu auf eben diese Art, wie bey dem großen Sonnenfeste. Alle Anverwandten kamen zu dieser Ceremonie zusammen; die Brüder giengen in das Haus des Aeltesten, und diejenigen, welche keine Brüder hatten, begaben sich in die Wohnung ihres nächsten und ältesten Anverwandten. Alle diejenigen, welche gefastet hatten, wuschen sich in eben derselben Nacht vor Tage. Sie nahmen darauf ein wenig von dem mit Blut vermengten Teig, rieben sich damit den Kopf, das Gesicht, die Brust, die Schultern und Arme, und dieses thaten sie um sich zu reinigen, und glaubten nunmehr daß sie dadurch alle Krankheiten von ihren Leibern entfernten. Wenn dieses geschehen war, so nahm der Aelteste und Angesehenste etwas von diesem Teig, und rieb damit die Thüre, die auf die Gasse gieng, und ließ es zum Zeichen der Reinigung daran kleben. Zu gleicher Zeit verrichtete der Oberpriester eben diese Ceremonie in dem Sonnentempel, und in dem Schloß that es der Oheim des Königs. Der Oberpriester schickte um eben diese Zeit einige gemeine Priester ab, diese Reinigung in dem Hause der Sonnenfrauen und in dem Tempel Haunacauri, der eine Meile von der Stadt Cuzko stund, und in großen Ehren gehalten wurde, weil sich der Inca, Manco Capac, daselbst aufgehalten hatte, zu verrichten. Eben diese Ceremonie wurde an allen heiligen Orten, besonders wo sie göttliche Offenbarungen zu bekommen glaubten, beobachtet.

Sobald die Sonne aufgieng, so beteten sie dieselbe an, und ersuchten sie, alle innerliche und äusserliche Uebel von ihnen zu entfernen. Dieses Gebet wurde zu einer festgesetzten Zeit von Allen zugleich verrichtet. Sobald dieses geschehen war, so kam ein Inka vom königlichen Geblüt, der als ein Bote der Sonne reich gekleidet war. Er hatte einen rund um den Leib herumgeschlagenen und aufgeschürzten Rock an, und in der Hand führte er eine Lanze, die mit allerhand schönen Federn von der Spitze bis an den Heft umwunden, und mit goldenen

Ringen geziert war. Diese Lanze diente in Kriegszeiten zugleich zu einer Standarte. Dieser Bote kam deswegen aus dem Schloß, und nicht aus dem Tempel, weil man ihn nicht als einen Friedensherold, sondern als einen Kriegsboten ansahe. In diesem Aufzug stieg er oben von dem Hügel Sacsahuamam herab, und schwung seine Lanze, bis er mitten auf den Hauptplatz kam. Hier stießen vier andre Inkas vom königlichen Geblüt zu ihm, die eben so gekleidet und gerüstet waren, wie er. Er berührte ihre Lanze mit der seinigen und sagte: die Sonne gebietet euch, als ihren vier Boten, alle Beschwerlichkeiten und Krankheiten von der Stadt und ihren Gränzen zu vertreiben. Sie giengen darauf durch die vier Hauptstraßen der Stadt, von denen sie glaubten, daß sie nach den vier Weltgegenden giengen. Alle Einwohner jung und alt, traten alsdenn in ihre Hausthüren, und fingen ein ausserordentliches Freudengeschrey an. Sie schüttelten ihre Röcke, als wenn sie Staub oder andre Unreinigkeiten abschütteln wollten, legten ihre Hand auf den Kopf, auf das Gesicht, auf die Arme, auf die Schenkel, und rieben sich, als wenn sie sich waschen wollten. Sie thaten dieses in der Absicht, um die Uebel aus ihren Häusern zu jagen, damit sie durch die vier Inkas hernach aus der Stadt möchten vertrieben werden. Dieses thaten sie nicht allein in denen Straßen, wo die vier Inkas durchgiengen, sondern überhaupt durch die ganze Stadt. Diese Boten eilten alsdenn mit ihren Lanzen aus der Stadt, und giengen ungefähr eine viertel Meile weit in das freye Feld, wo sie vier andere Inkas antrafen, die nicht vom königlichen Geblüte waren. Diese nahmen jenen ihre Lanzen ab, und liefen eben so weit. Hier stunden wieder vier andere, die es eben so machten, wie die vorhergehenden. Und so gieng es immer so abwechselnd fort, bis zu einer grossen Entfernung von der Stadt. Hier steckten sie ihre Lanzen in die Erde, zum Zeichen, daß hier den Uebeln die Gränzen gesetzt wären, welche sie nicht überschreiten könnten.

In der folgenden Nacht zogen sie aufs neue aus, und verfolgten das Uebel der Nacht mit Strohfackeln. Diese waren

ren wie Matten geflochten, und am Ende rund. Sie trugen sie an einem hanfenen Bande, und durchliefen damit, wie am Tage mit ihren Lanzen, die vier Hauptstraßen der Stadt. Darauf zogen sie zur Stadt hinaus, in der Meynung, die Uebel der Nacht zu verjagen, und warfen sie alsdenn noch brennend in den Fluß, wo sie sich des Tages zuvor gewaschen hatten, damit sein Strom die Widerwärtigkeit, die sie aus ihren Häusern verjagt hätten, mit sich fortführen möchte. Fügte es sich, daß ein Stück von einer Fackel am Ufer des Flusses liegen geblieben war, und am folgenden Tage von Jemand gesehen wurde; so eilte derjenige, der es gesehen hatte, über Hals und Kopf davon, aus Furcht es möchte ihn anstecken und gefährlich für ihn werden. Nunmehr glaubten sie, daß alles Unglück von ihnen abgewendet wäre, und stellten deswegen öffentliche Freudenbezeugungen an. Sie dankten der Sonne, daß sie sie von ihren Uebeln befreyet hätte, und opferten ihr Schaafe und Lämmer, wovon sie hernach das Fleisch mit aller Frölichkeit verzehrten. Sie brachten die übrige Zeit des Tages mit Tanzen und Lustbarkeiten zu, und unterließen nichts von demjenigen, was ihnen sowohl in Privathäusern, als auch auf öffentlichen Plätzen Vergnügen schaffen konnte.

So war die Religion eines Volks beschaffen, über dessen Cultur die Meynungen noch sehr verschieden sind. Der berühmte Paw hat in seinem vortreflichen Werke über die Amerikaner gezeigt, mit welcher Prüfung man die spanischen Geschichtschreiber, die von diesem Welttheile reden, lesen müsse, da sie die einzigen Quellen sind, die man bey dieser interessanten Materie benutzen kann, und daß selbst ein Garcillasso de Vega, ein Abkömmling der Inkas, dem man hier zum Theil gefolgt ist, ein unzuverläßiger Geschichtschreiber sey.

D.

V.

Abbildung Karl des Großen, ein Fragment.

Dieses Fragment ist aus den alten französischen Chroniken von Saint Denis entlehnt. Wir haben in demselben weiter nichts als den Styl in etwas moderniſirt, und uns übrigens so genau als möglich an den Sinn des Originals gehalten.

Karl der Große besaß einen starken dauerhaften Körper und eine ansehnliche große Leibesstatur, doch ohne daß diese ins Uebermäßige fiel. Er war sieben Fuß hoch, sein Kopf rund, und seine große helle Augen leuchteten wie Karfunkeln, wenn er in Zorn gerieth. Seine Nase war gleichfalls groß und schön, und auf der Mitte derselben ein kleines Hügelchen befindlich. Sein Haupthaar war braun, seine Gesichtsblüthe wie eine Rose, und seine Miene war immer lächelnd und heiter. Hiebey besaß er so viel Kräfte, daß er drey Hufeisen zusammen nehmen, und solche mit leichter Mühe von einander biegen konnte. Nicht schwerer fiel es ihm, einen vom Kopf bis zum Fuß geharnischten Ritter mit einer Hand in die Höhe zu heben. So wie er denn auch in der Schlacht manchen auf diese Weise gerüsteten Ritter mit seinem Schwerd Joyeuse mitten von einander hieb. Alle seine Gliedmaßen waren regelmäßig schön; in der Dicke maß er sechs Spannen, ohne dasjenige zu rechnen, welches über seinen Gürtel hinüber hing. Er mochte sitzen oder stehen, so war sein Ansehen erhaben und majestätisch, ob er gleich etwas gebückt mit dem Kopf gieng und sein Bauch sehr stark war; aber das Ebenmaß seiner übrigen Glieder verbarg diese Fehler zur Gnüge. Auch hatte er eine helle und klare Stimme, und aus seinem stolzen kühnen Gange sowohl als ganzem Betragen leuchtete überall der große edle Mann hervor.

Karl genoß während seines ganzen Lebens der vollkommensten Gesundheit, ausser in den letzten vier Jahren, wo ihm

Fieber

Fieber und andre Krankheiten überfielen, und er endlich gar auf einem Fuß zu hinken anfieng. Von Stund an faßte er den Entschluß, bloß allein für seine Gesundheit zu sorgen, und keinen Arzt zu Rath zu ziehen; ein Betragen, welches vielleicht Ursache war, daß er in seinen besten Jahren starb. *) Dieser Widerwillen gegen die Aerzte rührte vermuthlich daher, weil sie ihm geboten, nichts als gekochte Speisen zu genießen, und Gebratenes, welches er vorzüglich liebte, durchaus untersagt hatten.

Von der Jagd war Karl ein ausserordentlicher Liebhaber, und einen eben so starken Hang fühlte er auch fürs Baden. Er ließ daher zu Aachen, wo er bis an das Ende seines Lebens residirte, ein prächtiges Bad bauen, in welchem er sich mit seinen Söhnen, den Großen seines Reichs, seinen Günstlingen, und manchmal sogar mit seinen Leibtrabanten badete, so daß sich oft mehr als hundert Personen mit ihm in diesem Bade befanden.

Seine Kleidung war jederzeit französisch; auf dem bloßen Leibe trug er Hemden und Unterhosen von Linnen, worüber er denn gemeinhin einen seidnen Wammes und enge Beinkleider und Schuhe anzuziehen pflegte. Im Winter kleidete er sich in einen Pelzrock mit Fischotter oder Marderfellen gefüttert. Nie gieng er, ohne sein Schwerd bey sich zu haben, dessen Knopf von Gold und Silber, und das Wehrgehenke von Seide gewirkt war; ja manchmal trug er sogar zween Schwerdter, und in diesem Anzuge erschien er oft bey großen Festivitäten, und ertheilte den Gesandten auswärtiger Fürsten Gehör. Nur ein einzigesmal gieng er von der französischen Mode ab, und kleidete sich, auf Bitten des Pabst Adrians, in einen Wammes und Mantel nach römischer Sitte. Bloß bey solennen Festen pflegte er ein Kleid von Goldstof, und Schuhe mit kostbaren Steinen besetzt, anzuziehen, und mit einer goldnen reich mit

*) Karl der Große war zwar bereits ein und siebenzig Jahre alt da er starb, er hätte aber demohngeachtet, nach seinen Leibeskräften zu urtheilen, weit länger leben können.

Juwelen besetzten Krone auf dem Haupt zu erscheinen. An gewöhnlichen Tagen aber war sein Anzug wenig von der Tracht des gemeinen Volks zu unterscheiden.

Im Essen und Trinken war Karl äusserst mäßig, vornemlich im Weine, dessen er wenig genoß; auch haßte er überhaupt alle Trunkenbolde. In Ansehung des Fleisches aber war er nicht so enthaltsam; daher er sich auch öfters über die ihm verdrießlichen Fasttage beklagte. An großen Festen aß er wenig, hielt aber an denselben ofne Tafel, zu der Jedermann freyen Zutritt hatte. Gewöhnlicher Weise pflegten ihm täglich acht Schüsseln aufgetragen zu werden, ohne das Gebratene zu rechnen, welches ihm seine Jäger servirten, und das, wie bereits gesagt, sein Lieblingsessen war. Während der Mahlzeit ließ er sich Romane und andre Geschichtsbücher von dem Leben und Thaten berühmter Fürsten und andrer großer Männer des Alterthums vorlesen. Vor allem aber liebte er die Werke des h. Augustins, besonders sein Buch von der Stadt Gottes. Was den Wein betrift, so war Karl davon eben so wenig als von andern Getränken Liebhaber; daher er denn auch selten mehr als dreimal bey einer Mahlzeit zu trinken pflegte.

Im Sommer aß er nach Tische einen Apfel, Birne oder andre Frucht, und trank sodann noch einmal. Hierauf kleidete er sich wie zur Nacht aus, und schlief, oder ruhete zwey bis drey Stunden. In den langen Winternächten wachte er in einer Nacht vier bis fünf mal auf. Sobald er völlig munter war, verließ er das Bette, kleidete sich an, und ließ seine Hofleute vor sich kommen. Die Richter des Hofes (li séneschaus du Palais) durften nichts ohne ihn abmachen; alle Parten mußten ihm selbst vorgestellt werden, und er entschied sodann nach Kenntniß der Umstände ihre Streitigkeiten. Konnte er ja nicht auf einmal damit fertig werden, so wurden Kläger und Beklagte auf den andern Tag wieder vor ihn beschieden.

Auch

Auch war er ein großer Redner, und sprach nicht nur sehr zierlich fränkisch, *) sondern auch verschiedne andre Sprachen. Vorzüglich redete er sehr gutes Latein, und druckte sich darin mit vieler Leichtigkeit und Annehmlichkeit aus; griechisch hingegen verstand er besser, als er es sprach. Ueberhaupt war er ein sehr kluger Herr, und besaß viel Gelehrsamkeit, besonders in den schönen Wissenschaften. Er verfertigte sogar selbst verschiedene Gesänge nach dem Muster der alten Bardenlieder. Auch erfand er für die Monate und Winde Namen in fränkischer Sprache, da die erstern bisher nur unter ihren lateinischen Benennungen, letztere aber blos unter den allgemeinen Namen der vier Hauptwinde bekannt waren. **) — — F.

VI.

*) Die fränkische Sprache (Langue Tyoise) war die gewöhnliche Sprache Karl des Großen und seiner Zeitgenossen, sowohl in Deutschland, als in Frankreich.

**) Die rühmlichen Bemühungen, die dieser erhabene Monarch auf die erste Ausbildung des Geschmacks in seinen weitläuftigen Staaten verwandte, sind bekannt. Er stiftete nicht allein an seinem Hofe eine Art von Akademie, von der er selbst das erste Mitglied wurde, sondern legte auch noch verschiedne Schulen an, wo die Lehrbegierigen in der Dichtkunst und Musik Unterricht erhielten. Die Gesänge der alten Barden ließ er auf das sorgfältigste sammlen, war selbst Dichter, und arbeitete mit Alkuin und Andern an einer deutschen Sprachlehre. Aber leider vernichtete die Zeit fast alle Denkmale seines Geistes; nichts als die Namen der Winde und der Monate sind uns davon übrig geblieben. Die Benennungen der erstern haben sich bis jetzt erhalten, letztere aber ihre alte lateinische Namen wiederbekommen. Indessen haben uns doch verschiedne Schriftsteller die deutschen Namen der Monate aufbehalten, vorzüglich Goldast, der sie in seinen Script. Rer. Alem. wahrscheinlicher Weise nach ihrer ursprünglichen Rechtschreibung folgendergestalt aufgezeichnet hat: Wintarmanoth — Hornung — Lenzinmanoth — Ostarmanoth — Wunimanoth — Bracmanoth — Hewimanoth — Aranmanoth — Witumanoth — Windumanoth — Herivistmanoth — Heilugmanoth.

VI.

An das Publikum.

Wir endigen hiemit den ersten Jahrgang dieser periodischen Schrift, die wir uns bestreben werden immer interessanter und gemeinnützliger zu machen. Wir haben deshalb unsern Plan erweitert, und auswärtige Gelehrte als beständige Mitarbeiter zu unserm Werk gezogen; auch erwarten wir wichtige Beyträge von andern Freunden, deren Gegenstände mannigfaltig, und in Deutschland so interessant als neu seyn werden. Hiezu gehört eine Nachricht von dem Zustande der Künste in Polen. Wie sehr diese daselbst blühen, ja ob sie einmal bemerkungswerth sind, ist noch Niemand eingefallen zu untersuchen nnd näher zu bestimmen. Indessen leben in diesem Lande ausländische Künstler, die ihrer Nation wahre Ehre machen; man siehet Palläste in Warschau, deren Baukunst und Pracht selbst in Rom bewundert werden würde. Der weise Stanislaus kannte zu sehr den Werth der Künste, um sie nicht in sein Gefolge mit auf den Thron zu nehmen. Unter den Aufsätzen des nächsten Jahrgangs werden auch folgende seyn: Auszüge aus den Werken des Rabelais, eines Schriftstellers, den Jedermann dem Namen nach kennt, und fast Niemand gelesen hat; Fortsetzung der Fragmente aus dem Tagebuche eines Reisenden, das viele ganz unbekannte und nie gesagte Dinge enthält; Aufsätze aus der großen Manuskriptensammlung der Harleyanischen und Bodleyanischen Bibliotheken zu Oxford;

Oxford; Nachricht von einer Unternehmung der Portugiesen, die Goldminen in Monomotapa zu erobern; Einige in Deutschland ganz unbekannte Briefe des großen Leibnitz, u. s. w. Man hat auch die nöthigen Maßregeln genommen, daß künftig dies Journal in der bestmöglichsten Ordnung erscheinen soll. Die Bezahlung, vier Reichsthaler in Golde, geschieht bey Ablieferung des ersten Stücks vom neuen Jahrgang, wofür es monatlich franko Deutschland abgeliefert wird.

Die Verfasser.

Verzeichniß der beträchtlichsten Verbesserungen; die unbeträchtlichsten werden der Berichtigung eines jeden Lesers überlassen:

VII. Stück.

Seite	614	Zeile	12	Larrache	lies Carrache
—	647	—	32	Bardiels	— Bardiets
—	652	—	27	wichtig	— witzig

VIII. Stück.

—	683	—	3	Zaum	— Zaun
—	ebend.	—	9	Basto	— Bosto
—	—	—	30	Mongaten	— Mongalen.
—	—	—	—	Lang-hi	— Cang-hi
—	683	—	6	Lang-hi	— Cang-hi
—	—	—	13	Kankhan	— Kainkhan
—	686	—	9	Kankhan	— Kainkhan
—	687	—	3	Lang-hi	— Cang-hi
—	—	—	15	Lang-hi	— Cang-hi
—	688	—	8	Lamy	— Lama
—	—	—	17	Lang-hi	— Cang-hi
—	—	—	27	Früchten	— Früchte
—	691	—	11	Lama-Darja	— Debatchi
—	696	—	2	Genies	— Oheims
—	698	—	6	invilirt	— isolirt
—	704	—	5	350,000	— 450,000 Livres
—	706	—	12	Ausschwenden	— ausschweifenden.
—	713	—	16	interessanter	— uninteressanter
—	728	—	16	allem	— allein
—	734	—	2	Thomas	— Thamas
—	—	—	24	Herrn	— Heere
—	738	—	29	Thomas Kulukan	— Thamas Kulikan.
—	757	—	3	des arts	— és arts.

IX. Stück.

—	805	—	17	Struckturarbeit	— Stukkaturarbeit.
—	809	—	32	Deßmurus	— Desmures.
—	810	—	16	worden	— werden
—	814	—	18	schändlich	— schändlichen
—	815	—	6	Monarchen	— Monarchie
—	816	—	19	an	— von
—	817	—	24	Gason	— Gaston
—	830	—	30	Leibeshöfen	— Liebeshöfen
—	732	—	1	sich	— sie
—	834	—	13	Retter	— Ritter
—	849	—	19	verlangen	— erlangen

X. Stück.

—	866	—	9	Eddor	— Edda
—	887	—	12	Porzelan-Erde	— Pozzelan-Erde.
—	890	—	28	befinde	— befande
—	901	—	14	Camphnis	— Camphuis.
—	931	—	1	Zapher	— Japhet

Digitized by Google

Vollständiges Register des ersten Jahrganges.

I. Historisch-litterärische Abhandlungen.

1. Ueber die vornehmsten bildenden Künstler der Griechen und ihre Werke I. 28. II. 148.
2. Historische Nachricht vom Ursprung, Stiftung, von den Fortschritten, Grundsätzen, und vom gerichtlichen Verfahren der Inquisition I. 44. II. 118. III. 230.
3. Ueber die Verehrung des heiligen Feuers und die Vestalen IV. 279.
4. Beyträge zur Geschichte der Mathematik in den ältesten und mitlern Zeiten V. 416.
5. Bemerkungen über die Astrologie VII. 653.
6. Beyträge zur Geschichte der Chymie und Alchymie, in den ältesten und mitlern Zeiten IX. 781.
7. Untersuchungen über den ältesten Ursprung der Romane, und den Fortschritten dieser Dichtungsart in Frankreich bis auf das mitlere Zeitalter X. 859.
8. Beyträge zur Geschichte der Taktik bey den Griechen und Römern XII. 1043.
9. Ueber die Religion der alten Peruaner XII. 1086.

II. Reisen.

Auszüge aus dem Tagebuche eines Reisenden.

1. Ueber Venedig I. 1.
2. Ueber Genua III. 182.
3. Ueber Toscana V. 398.
4. Ueber Rom VII. 610.
5. Fortsetzung über Rom VIII. 694.
6. Fortsetzung ; ; X. 886.
7. Fortsetzung ; ; XII.
8. Auszug aus dem Tagebuche der holländischen Gesandtschaft an den König von Bali im Jahr 1633 IV. 327.

III. Litterärische Aufsätze vermischten Inhalts.

1. Beobachtungen über die Gebräuche und Alterthümer des alten Roms I. 14.

2. Beschreibung des berühmten Wasserfalls von Niagara, in Nord-Amerika I. 73.

3. Fragment einer Parlamentsrede des Grafen von Chatam beym Anfang des jetzigen amerikanischen Kriegs I. 78.

4. Bemerkungen über die Religionen, Gebräuche, Diät und Medicin der Negern I. 80.

5. Geschichte der äußerst merkwürdigen türkischen Belagerung von Malta im Jahr 1565 II. 89. III. 202.

6. Bemerkungen über Indostan und dessen Einwohner, ihre Art Krieg zu führen, und Religion II. 102.

7. Ueber das Genie der alten Römer II. 111.

8. Ueber die Regierung und Polizey von China; ein Fragment II. 171.

9. Fragment aus den babylonischen Annalen des Berosus III. 226.

10. Nachrichten von der Nation der Akensas, in Nord-Amerika III. 255.

11. Ueber Nutzen oder Schaden der Bibliotheken von Horaz Wolpole. Aus einer Handschrift III. 260.

12. Ueber Declamation, ein Fragment IV. 308.

13. Ueber Linguets Karakter und Schriften IV. 353.

14. Das chinesische Blutbad in Batavia IV. 365.

15. Nachrichten von Nova-Zembla V. 385.

16. Ueber Ronsards Leben und Schriften V. 449.

17. Fragmente einer großen Sittengeschichte V. 462.

18. Fortsetzung VI. 509.

19. Fortsetzung VII. 622.

20. Fortsetzung VIII. 715.

21. Fortsetzung IX. 808.

22. Beschreibung von Peking VI. 481.

23. Rede des berühmten Kanzlers de l'Hopital, im Jahr 1565 VI. 491.

24. Beytrag zur Bevölkerungsgeschichte der Sierra Morena VI. 534.

25. Ueber das Leben und Schriften des berühmten Heinrich Cornelius Agrippa VII. 577.

26. Historisch-geographische Nachrichten von der Insel Formosa VII. 594.

27. Schubart. Ein Beytrag zur litterair Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts VII. 640.

28. Historisch-geographische Nachrichten von der kleinen Bucharey VIII. 673.

29. Litterairische Nachrichten von Hieronymus Cardanus VIII. 705.

30. Nadir Schach in Indien. Ein historisches Fragment VIII. 734.

31. Ueber die römischen Landstraßen VIII. 759.

32. Nachrichten von den großen Hofbedienungen der alten Könige von Wallis IX. 852,

33. Geschichte des Ursprungs der Stadt Batavia X. 901.

34. Fortsetzung XI. 1015.

35. Historisch-litterärische Nachrichten von dem Leben und Schriften Wilhelm Postels X. 924.

36. Krieges-Erklärung durch einen Waffenherold X. 948.

37. Zur Naturgeschichte des Menschen XI. 977.

38. Merkwürdiger Bücherprozeß in Frankreich XI. 1010.

39. Sonderbares Testament des berühmten Pithou XII. 1083.

40. Karakter Karls des Großen, aus einer alten Handschrift XII. 1114.

41. Miscellanien VII. 668.

IV. Briefe.

1. Auszug eines Briefes aus Rom den 2. April 1782 I. 84.

2. Schreiben des großen Montesquieu an den Herausgeber von Lord Bolingbrocks Philosophie II. 169.

3. Schreiben des Lord Littleton an seinen Vater III. 216.

4. Auszug eines Briefes aus London vom 25ten May 1782 III. 267.

5. Schreiben von Moses Mendelssohn, die philanthropische Erziehung jüdischer Kinder betreffend X. 897.

V. Erzählungen und Anekdoten.

1. Kalisthenes, eine Erzählung aus Elysium nach dem Boccaz IV. 379.

2. Sambkancay, eine historische Erzählung V. 475.

3. Der Wärwolf, eine wahre Geschichte aus dem 15. Jahrhundert VI. 507.

4. Geschichte Wilhelms von Palermo, aus einem Manuskript des 14. Jahrhunderts VI. 539.

5. Die Nymphe von Floßolano, eine Erzählung nach dem Boccaz VII. 663.

6. Ramus, eine historisch-litterairische Anekdote VIII. 756.

7. Merlin und Viviane, ein Mährchen aus den Zeiten der Tafelrunde IX. 833.

8. Die scherzhaften Gelübde, eine Erzählung aus den Zeiten Karls des Großen X. 932.

9. Regner Lodbrog, eine nordische Geschichte XI. 988.

10. Fortsetzung XII. 1069.

Digitized by Google

Digitized by Google

2500-2L (1-9)

15.8.84